

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



BEQUEATHED BY

orge Allison Hench

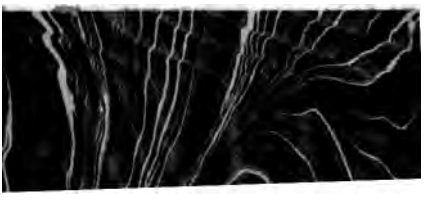
PROFESSOR OF

: Languages and Literatures

IN THE

ersity of Michigan,

1896-1899.













Zeiten, Völker und Menſchen

von

Karl Hillebrand.

Dritter Band.

Aus und über England.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1892.

Aus und über England

von

Karl Hillebrand.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1892.

Zeiten, Völker und Menſchen

von

Karl Hillebrand.

Dritter Band.

Aus und über England.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1892.

Seiner

Schweſter Lotte

ſendet

dieſe Eindrücke aus der Fremde

als ein Zeichen

der

Erinnerung und brüderlichen Geſinnung

der Verfaſſer.

141132









Zeiten, Völker und Menſchen

von

Karl Hillebrand.

Dritter Band.

Aus und über England.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1892.

Aus und über England

von

Karl Hillebrand.

Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1892.





Vorbemerkung.

Vorliegende Aufsätze sind hier unverändert wiedergegeben, wie sie, meist im Jahre 1873, niedergeschrieben worden. Nur hat man sich erlaubt, die noch auf englischem Boden geschriebenen literarischen Aufsätze den von dort gesandten Briefen socialpolitischen Inhalts anzureihen, dieselben jedoch nach dem Inhalt, nicht nach dem Datum zu ordnen. — Von den zahlreichen Studien, die er in früheren Jahren über Gegenstände der englischen Literaturgeschichte geschrieben, hat der Verfasser hier nur zwei mitgetheilt. Sie stammen beide vom Jahre 1865, wo er eine Reihe von fünfundzwanzig öffentlichen Vorträgen in französischer Sprache über den englischen Roman des XVIII. Jahrhunderts hielt. Der Eine (über Tom Jones) erschien, wie mehrere Andere, zuerst in der Revue des Cours Littéraires und zwar nach dem stenographischen Berichte eines Zuhörers, was die etwas rhetorische Form erklären mag; der Andere, von dem Verfasser selbst nach seinen Notizen und mit Bezugnahme auf ein neuerschienenes Werk über Sterne nachträglich redigirt, wurde im Journal des Débats veröffentlicht. Sie erscheinen hier in deutscher Uebersetzung, wie um den Blick des Lesers, der auf das heutige England gerichtet war, noch einmal auf Altengland zu lenken und gleichsam zum Ausruhen einzuladen.

Florenz, Weihnachten 1875.

Vorwort zur neuen Auflage.

Es wird kaum nöthig sein, hier wiederholt zu betonen, daß, wie bei Band II dieser Essays, alle in dieser neuen Auflage vorkommenden Aenderungen auf nachträglichen Anordnungen des Verfassers beruhen. Die einzige Ausnahme bildet das Einschalten einer noch ungedruckten Studie über Robinson Crusoe und Defoe, welche ich mir erlaubt habe, den beiden anderen über englische Literaturgeschichte vorauszuschicken. Dieser, für die Leser der Schriften meines Mannes völlig neue Aufsatz war, gleich wie der über Tom Jones von Fielding, ein in französischer Sprache gehaltener Vortrag über den englischen Roman im XVII. u. XVIII. Jahrhundert. Vermöge des individuellen Reizes der Anschauung und der Form des Ausdrucks, schien er mir Interesse genug zu bieten, um, trotz der scheinbaren Erschöpfung dieses vielbehandelten Gegenstandes einen würdigen Platz neben den beiden folgenden Studien behaupten zu können.

Florenz, December 1891.

Jessie Hillebrand.



Inhalt.

Seite

Vorbemerkung VII

I. Briefe aus England.

I.—XX. . . . . 1—182

II. Französische Studien englischer Zeitgenossen.

Pariser Zustände im Lichte des englischen Romans 197
Englische Beobachtungen über französisches Familienleben . . 242
J. Morley's Studien über das 18. Jahrhundert in Frankreich 294

III. Zur Literatur- und Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Defoe und Robinson Crusoe 341
Fielding's Tom Jones 369
Lawrence Sterne 398

I.

Briefe aus England.

(Sommer und Herbst 1873.)

Inhalt.

Seite

Vorbemerkung VII

I. Briefe aus England.

I.—XX. . . . . 1—182

II. Franzöſiſche Studien engliſcher Zeitgenoſſen.

Pariſer Zuſtände im Lichte des engliſchen Romans 197
Engliſche Beobachtungen über franzöſiſches Familienleben . . 242
J. Morley's Studien über das 18. Jahrhundert in Frankreich 294

III. Zur Literatur- und Sittengeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Defoe und Robinſon Cruſoe 341
Fielding's Tom Jones 369
Lawrence Sterne 398

I.

London, Ende Juni.

Ich ſoll Ihnen aus und über England ſchreiben, nachdem ich kaum einen Monat hier geweilt? Sie wiſſen doch, was Bunſen's geiſtreicher Vorgänger in der hieſigen preußiſchen Geſandtſchaft geſagt haben ſoll: drei Wochen nach ſeiner Ankunft ſei er verſucht geweſen ein Buch über England zu ſchreiben; drei Monate ſpäter ſei ihm das Unternehmen doch ſchon bedenklich vorgekommen und nach drei Jahren ſei er zur Einſicht gekommen, daß die Sache nicht möglich ſei. Hat man nun gar hundertmal behauptet, man kenne eine Literatur und ein Staatsweſen nur, wenn man im Lande gelebt, wo ſie entſtanden, wenn man lange darin gelebt, wenn man nicht nur als Zuſchauer, ſondern als Mitthätiger oder Mitleidender darin gelebt habe, ſo ſetzt man ſich ja dem allergerechtfertigtſten Vorwurfe des Widerſpruchs und der Inconſequenz aus, ſobald man unternimmt vier Wochen nach ſeiner Ankunft über Land und Leute zu ſchreiben. Nun meinen Sie, ich ſei ja früher ſchon, wenn auch nur vorübergehend, in England geweſen, ich rede und ſchreibe ja die Sprache, habe die Literatur und Geſchichte des Volkes lange und ein-



der Nation haben wir Alle aus den unübertrefflichen Romanen des vorigen, aus den angenehm unterhaltenden dieſes Jahrhunderts kennen gelernt. Die ſtaatlichen Einrichtungen Englands kennen wir Landsleute Dahlmann's und Gneiſt's faſt beſſer als die Engländer ſelber, und der engliſchen Politik folgt jeder Deutſche ſeit langen Jahren mit lebhafteſtem Intereſſe in den Werken der großen britiſchen Geſchichtsſchreiber und in den trefflichen Londoner Zeitungen, die in keinem deutſchen Leſecabinet fehlen. Die Landſchaft endlich und die edlen Bauwerke, die Volksfeſte und Volksſcenen, Wettrennen und Fuchsjagden, Ruderkämpfe und Matroſenſpiele, welche der Inſel eigenthümlich geblieben, ſind uns auf dem Feſtlande durch die mannigfaltigſten und lebendigſten Gemälde vertraut: und ich ſehe wirklich nicht ab, warum ich ein Hundertes hinzufügen ſollte, um ſo mehr, da ich guten Grund habe zu befürchten, daß daſſelbe eben kein ſehr lebendiges ſein würde.

Bliebe freilich noch immer das Amt eines amerikaniſchen „Interviewers". Ich habe ja ſchon in dem kurzen Monat mehr als einen Koryphäen Englands in der Nähe geſehen; habe beim Premier geſpeiſt und viel Intereſſantes aus ſeinem beredten Munde gehört: bin im Club der „angekommenen" Bildungsariſtokratie, wo ich mich ſchon bei einem früheren Aufenthalte ganz gute Anknüpfung und mit den anerkannteſten Vertretern derſelben in täglicher Berührung, wenn ich es nicht vorziehe in jenen kleinen Jugendclub zu gehen, wo ſich die jüngeren Kräfte zuſammenfinden, die noch anzukommen haben: verkehre meiſtens mit den Redaktionen großer Zeitungen und einflußreicher Zeitſchriften; habe mehr als eine „Interview[illegible]

gehend ſtudirt, ſei auf dem Feſtlande ſo viel und ſo nahe mit Engländern in Berührung gekommen, daß das Alles wohl den dauernden Aufenthalt im Lande bis zu einem gewiſſen Grade erſetzen könne. Ich bin keineswegs dieſer Anſicht; und, wenn ich Ihrem Wunſche doch nachgebe, ſo iſt's mit dem vollen Bewußtſein der Oberflächlichkeit meiner Beobachtungen, mit der ehrlichen Anzeige, daß es ſich hier nur um Eindrücke des Lebens, nicht um ein Studium deſſelben handeln kann: daß, wo ich geſchichtliche oder literariſche Gegenſtände zu beſprechen habe, dieſe meine Beſprechungen durchaus nicht über andre feſtländiſche Arbeiten der Art jene Ueberlegenheit beanſpruchen können, welche ein berechtigtes Vorurtheil den Werken zuſchreibt, die eine fortgeſetzte Lebenserfahrung zur Grundlage haben und bei welchen das Bücherleſen nur das Mittel geweſen, jene nothwendig beſchränkte perſönliche Erfahrung durch die weniger ſichere, aber ausgedehntere Kenntniß des Vergangenen und Entfernten zu erweitern.

Auch maleriſche Schilderungen der Oberfläche werden Sie nicht von mir erwarten; denn es iſt Ihnen nicht unbekannt, wie wenig Neigung und wieviel weniger Geſchick ich dazu habe. Ueberdies ſind Beſchreibungen der Art aus gewandteſten Händen, von dem „Verſtorbenen" bis auf Julius Rodenberg, zu hunderten erſchienen und jeder gebildete Deutſche weiß ſchon ziemlich genau, ehe er nach England kommt, wie's in Guildhall ausſieht und wie's in den Gerichtsſälen hergeht, wie ſich die lebensvolle Gegenwart auf der Themſe oder in Cheapſide, und wie ſich die große Vergangenheit im Tower oder in Weſtminſter ausnimmt. Geſellſchaftliche Eigenthümlichkeiten und Sitten

förderlich und dienlich sein. In diesem Sinne und in diesem Sinne allein kann ich es unternehmen, dem deutschen Leser allwöchentlich während einiger Monate meine Beobachtungen über England mitzutheilen, in denen sich Politik und Kunst, Literatur und Philosophie bunt genug kreuzen dürften.

rühmten Advokaten in den dunkeln Höhlen von Lincoln's Inn und bin sogar schon mit dem Claimant Tichborne im selben Eisenbahnwagen gefahren. Ein Mitglied des Oberhauses hat mich in den glänzenden Saal eingeführt, wo ein halbes Dutzend seiner ehrwürdigen Collegen schlummerten; und ein Unterstaatssecretär hat mich ins Unterhaus begleitet und mir die Hauptathleten der Arena bezeichnet — kurz, wäre ich ein „Interviewer", ich könnte Sie schon „bedienen"; aber ich bin nun einmal keiner und Sie werden auch nicht die leiseste Anspielung auf Persönliches von mir je zu hören bekommen.

So habe ich Ihnen denn Nichts zu bieten, als allgemeine Eindrücke über die herrschenden Geistesströmungen der englischen Nation, wie sie sich mir nach wiederholten Gesprächen mit angesehenen und einflußreichen Männern und aufmerksamem Lesen eben erschienener symptomatischer Bücher aufdrängen und festgeheftet bleiben. Vielleicht sind solche Eindrücke klarer in ihrer Allgemeinheit bei demjenigen, der noch nicht in alles Besondere gedrungen, als bei demjenigen, der vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht. Die Umrisse — und ich kann und will Ihnen nur Umrisse geben, — zeichnen sich bestimmter, wenn das Auge noch nicht von einzelnen Punkten der Landschaft zu sehr in Anspruch genommen ist. Ist man nun aber einem Volke lange Zeit hindurch, sei's auch von ferne, gefolgt; ist man überhaupt dazu geneigt die Dinge mehr in ihrer Allgemeinheit als in ihrer Besonderheit anzuschauen und wird plötzlich mitten in das Leben, wo jene Dinge sich abspielen, hineinversetzt: so ist man verhältnißmäßig schnell orientirt, und diese Orientirung kann ja vielleicht auch Andern

zurecht zu finden? Möglich, daß alles dies zu der auffallenden Gleichgültigkeit der Engländer für deutsche Dinge beiträgt. Die Hauptsache bleibt aber doch immer, daß, trotz der deutschen Dynastie, welche seit anderthalb Jahrhundert in England herrscht, bislang wenig unmittelbare Beziehungen zwischen beiden Ländern bestanden; und daß demzufolge unsere Bildung — die letztgeborene Europa's — keine offenen Kanäle und gebahnten Wege vorfand, um auf denselben in das sich gern abschließende Eiland einzudringen; während ungeachtet — vielleicht auch gerade wegen — aller fortgesetzten Reibungen und Kämpfe zwischen den beiden westlichen Nationen, dieselben schon seit Jahrhunderten eine Gemeinschaftlichkeit der Bildung haben, welche sich mit der Verschiedenheit der Interessen, der Charaktere, der Sitten, ja, mit der Abneigung recht gut verträgt. Politisch sind die Geschicke beider Nationen seit Jahrhunderten mit einander verbunden; beruhte ja doch ihre auswärtige Politik namentlich auf dem Gegensatz zu einander. Auch waren beide die zwei einzigen nationalen Großmächte während des 17. und 18., ja der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Wer mochte sich für die innere Politik Spaniens, Italiens, Deutschlands interessiren in der Zeit, die zwischen dem dreißigjährigen Kriege und dem italienischen von 1859 lag? Ja, schon Heinrich VIII. und Franz I. bildeten nationale Gegensätze; während ein Karl V. sicherlich nicht für den Repräsentanten deutscher Nation gelten konnte. Vorübergehend mochte sich England wohl einmal für eine deutsche Sache interessiren, wie z. B. für die Friedrichs des Großen, aber dieses Interesse war nur vorübergehend, machte bald wieder der vorhergegangenen Gleichgültigkeit Platz und — war im Grunde

II.

London.

Merkwürdig muß es dem Deutſchen doch immer bleiben, wie gering das Intereſſe und das Verſtändniß iſt, welches die Engländer den deutſchen Angelegenheiten zubringen, zumal wenn man es mit der nie ermüdenden Neugierde vergleicht, welche ſie für die franzöſiſchen Ereigniſſe an den Tag legen. Iſt's, weil den der Spannung bedürftigen Engländer unſere zur Hälfte noch immer hinter den Couliſſen geſpielte, des rhetoriſchen Glanzes, der Ueberraſchungen, der Theatereffecte baare, innere Entwicklung weniger reizt? Iſt's die größere Entfernung, iſt's die verwickelte Natur unſerer politiſchen Verhältniſſe, welche des einen, Alles umfaſſenden Centrums, wie der ſcharf geſonderten Parteien entbehren, wo Klein-, Groß- und Mittelſtaaten ſich berühren, Beamtenherrſchaft und Parlamentarismus ſich kreuzen, wo Einheit, Vaſallenthum und Bund durcheinander ſpielen, wo überall noch Reſte der Vergangenheit in die modernſten Einrichtungen hineinragen, während engſte Standesvorurtheile und weiteſte ſittliche wie geſellſchaftliche Anſchauungen, Pietismus und Freidenkerei ſo nahe aneinanderſtoßen, daß es dem Fremden ſchwer wird, ſich in dem Gewirre

Auch gesellschaftlich waren die Beziehungen lebhaft und unaufhörlich. Jene frühe politische und literarische Entwicklung der Nationalität brachte bei beiden Völkern auch eine Gesellschaft hervor, wie sie sich in dem zersplitterten Deutschland und Italien nicht bilden konnte, weil weder ein nationaler Hof noch ein hauptstädtischer Mittelpunkt da war. Wie die englisch-französische Politik und Literatur das Gepräge der Hauptstadt hat, so auch das gesellschaftliche Leben. In Deutschland und Italien haben Gesellschaft, Literatur und Politik nothwendig bisher etwas Provinzielles, ja Municipales haben müssen. Der allgemein anerkannte Codex von Convenienzen, welcher so recht eigentlich die Gesellschaft ausmacht, ist uns unbekannt; während er in Frankreich und England, wenn auch dort leichter, hier schwerfälliger befolgt und angewendet, doch gleichmäßig anerkannt ist. Und man denke an alle die persönlichen Beziehungen, die seit den beiden königlichen Henrietten bis auf Louis Philipp und Napoleon III., seit dem Chevalier de Grammont bis auf den schönen d'Orsay zwischen jenen beiden Gesellschaften walteten, welche Italiener und Deutsche etwa so ansahen und behandelten, wie ein vornehmer, fein gebildeter Aristokrat den Musiker ansieht, der in seinem Salon singt, den Hauslehrer, der seine Kinder unterrichtet. Er bewundert höchlich den einen und hat einen gewaltigen Respect vor dem andern; für Seinesgleichen hält er sie aber doch nicht.

Was Georg I. von deutschem Wesen hinüberbrachte, war nicht dazu angethan, dasselbe in England in Aufnahme zu bringen. Vielleicht wird einst Prinz Albert's Bunsen's, Max Müller's persönlicher Einfluß ähnliche

doch nur eine Art pſychologiſchen Mode-Intereſſes, ähnlich dem für König Theodoros von Abeſſinien oder den Schah Nasr-eddin von Perſien, für Palmer oder Tichborne. In Friedrich's Falle insbeſondere theilte auch Frankreich dieſes Zuſchauer-Intereſſe, und die franzöſiſche Bildung des deutſchen Helden trug nicht wenig dazu bei, ihn den beiden weſtlichen Nationen zugänglicher zu machen.

Wie Frankreich und England nun politiſch durch Austauſch und Reaction auf einander gewirkt ſeit dem Mittelalter, ſo auch in Literatur und Wiſſenſchaft. Schon daß beide Nationen einfache, logiſche Sprachen mit analytiſchem Satzbau, durch das geſellige Leben einer großen Hauptſtadt abgeſchliffene Sprachen beſitzen, bringt ſie einander näher, als die Stammverwandtſchaft es vermöchte. Es braucht Jahre, bis Engländer und Franzoſen nur unſeres Idioms Meiſter ſind, Jahrzehnte und inniges Sichhineinverſenken, ehe ſie unſere Poeſie, unſere Philoſophie verſtehen und lieben — wenn ſie überhaupt dazu gelangen. Vor Allem aber, beide Völker des Weſtens hatten ſchon eine vollendete nationale und moderne Literatur, als wir noch Barbaren waren. Kann man's den Zeitgenoſſen Gottſcheb's in Paris und London übel nehmen, wenn ſie ſich einfach als die „beiden Culturvölker" bezeichneten? Hatten ſie nicht ein Recht dazu? Italien und Spanien erzeugten und verarbeiteten keine weltbewegenden Ideen mehr, Deutſchland that es noch nicht, England aber hatte ſeinen Shakeſpeare und Bacon, ſeinen Milton und Newton, ſeinen Swift und Locke hinter ſich, Frankreich ſeinen Descartes und Pascal, Corneille und Molière, als wir nur erſt Leibniz aufweiſen konnten, der — franzöſiſch ſchrieb.

ſeit Bentham, die rationaliſtiſche Nützlichkeitslehre um ſich gegriffen, das Staatsleben angeſteckt, die Nationalerziehung in neue Bahnen gelenkt hat, deſto weiter entfernt ſich das engliſche Intereſſe und Verſtändniß von den deutſchen Dingen, die denn doch, trotz unſerer Demokraten und Rationaliſten, noch immer Spuren derjenigen Weltanſchauung tragen, welche unſere Väter bekannt.

Freilich gibt es Ausnahmen und glänzende, wie Coleridge und Carlyle, wie Thackeray und Bulwer, wenn ſchon der beiden Letzteren Verſtändniß für franzöſiſche Verhältniſſe und Geiſtesgewohnheiten doch immer bei weitem tiefer und umfangreicher war, als das für deutſche Zuſtände.

Auch unſere Sitten, welche einerſeits ſo frei von Convention, andererſeits ſo kleinſtädtiſch unbeholfen ſind, ſagen dem an große Verhältniſſe, an alten Wohlſtand, an Jahrhunderte alte geſellſchaftliche Ueberlieferungen gewöhnten Engländer nicht recht zu, wie ihm denn auch unſere formloſe Religioſität — die Religion iſt in England wie in Frankreich vor Allem geſellſchaftliche Convention — höchſt unbehaglich iſt. Er kann ſich nichts dabei denken. Da er indeß auf den Geſchmack den übertriebenen Werth nicht legt, welchen der Franzoſe darauf legt, dagegen Geduld, Wahrheit und Beſcheidenheit höher ſchätzt, als ſein celtiſcher Nachbar thut, der dieſe drei germaniſchen Tugenden beinahe als Untugenden anſieht, ſo hat er denn doch immer noch für uns eine größere Achtung, als für den Franzoſen. Aber Achtung iſt nicht Liebe, und man kann eine Nation wie einen Menſchen ſehr hoch achten und ſie doch ſehr langweilig und unintereſſant finden.

Mit dieſen gemiſchten Empfindungen nun folgt der Engländer auch der deutſchen Politik. Sie war und iſt ihm

Früchte für England tragen, als der persönliche Verkehr der französischen und englischen Gesellschaft im vorigen Jahrhundert. Bis heute ist die Gegenseitigkeit der Verhältnisse noch sehr unvollkommen. Keine Nation hat die englische Geschichte und Literatur eingehender studirt, und sich vollständiger angeeignet als wir: diese erscheint uns schon lange fast als unser Eigenthum; jene ist uns immer ein bewundertes Vorbild gewesen. Wie verschieden steht's mit der Kenntniß deutscher Dinge in England. Nicht als ob der Schatz unserer neuen Bildung, der an der Scheide der beiden Jahrhunderte angehäuft worden, den Engländern ganz fremd geblieben wäre; aber es war doch immer mehr ein bloßes Anempfinden, als ein wirkliches Durchdringen. Wie ganz anders als Kant hat Comte auf die Entwicklung des englischen Gedankenganges gewirkt. Trotz aller Uebersetzungen, wie fern stehen Göthe und Schiller noch immer den stammesverwandten Angelsachsen. Das einzige, was sie in unserer Literatur wirklich verstehen und lieben, ist das Gemüthliche: unsere Lyrik namentlich. Da kommt ihnen eben die Verwandtschaft doppelt zu Hülfe. Ein Romane und ein Celte verstehen weder die Sprache, noch fühlen sie den Versfall, noch haben sie eine Ahnung von dem Gemüth, welche drei Dinge zusammen das Lied ausmachen. Einen Engländer heimelt es gewöhnlich bald genug an. Dagegen ist Alles, was phantastisch, speculativ oder mystisch bei uns ist, auch dem Engländer ein Buch mit sieben Siegeln. Unser ganzer Idealismus ist ihm ja ein Räthsel, eben weil unser Idealismus ein metaphysischer, der seinige ein praktischer ist. Sein Idealismus bekundet sich in thätig nützlicher Menschenliebe, der unserige in künstlerischer Beschaulichkeit. Und je mehr,

über Fürſt Bismarck's Ungnade, die Auftritte, die er mit dem Kaiſer und dem Feldmarſchall von Roon gehabt, die ſchnaubende Wuth des Reichstags, namentlich der National-liberalen gegen ihn, und endlich die furchtbare Einſamkeit von Varzin, wo der von ſeinem Herrn und ſeinem Volke verlaſſene Held über den Undank der gekrönten Häupter und der Nationen nachdenkt und nur den einzigen Troſt in ſeinem Unglück hat, daß auch Herr Thiers gefallen, ja, daß auch Herr Gladſtone ſeinem Falle nahe iſt. Doch will ich den Leſern das Vergnügen nicht verderben, die Tragödie des modernen, auf ſeinen pommer'ſchen Gütern ausgeſetzten Philoktetes im Urtext der engliſchen Zeitungen und Wochenſchriften zu leſen. Und das ſind dieſelben Blätter, welche die Pariſer Nachrichten nicht ſchnell genug haben können, ſich täglich drei bis vier Spalten lange telegraphiſche Berichte über die Verſailler Kammerſitzungen, Herrn Ranc's Duell oder die Revue zu Ehren des Schah in Longchamps ſchicken laſſen, während ſie uns am 6. Juli gravitätiſch erzählen zu müſſen glauben: Herr Lasker — deſſen Namen die Einen zum erſten Mal hören, den die Andern für den Führer des Centrums halten — habe am 16. Juni dem Kanzler in der Angelegenheit des neuen Preßgeſetzes eine empfindliche Niederlage beigebracht. Ich erwarte alles Ernſtes dieſer Tage zu leſen: Herr Profeſſor Ewald habe die nationalliberale Mehrheit zum Siege geführt und Kaiſer Wilhelm habe ihn mit der Neubildung des Miniſteriums betraut.

III.

London.

Die Politik ist in den letzten fünfundzwanzig Jahren für Europa das gewesen, was die Religion im 16. und 17. Jahrhundert war: der Gegenstand des allgemeinsten und eifrigsten Interesses für die öffentliche Meinung. Unsere dialektischen Kämpfe in Presse und Kammern um Verfassungsfragen, welche mit dem Wesen der Dinge gar nichts zu thun haben, werden unsern Enkeln wohl ebenso unbegreiflich vorkommen, als uns die theologischen Fehden ungemein gescheidter Menschen in Colloquien, Synoden und Flugschriften über unwesentliche Ritualien oder kaum bemerkbare Schattirungen in Dogma und Katechismus. Jede Nation aber bringt natürlich denselben Geist, dieselben Charaktereigenschaften, ja, dieselbe Methode in den Kampf, wie vor zwei- und dreihundert Jahren. Der Deutsche kämpft — oder soll ich sagen, kämpfte bis zum Jahr des Heils 1866 — mit pedantischen Octavbänden über Bundesstaat und Staatenbund, und macht aus der Tribüne einen Katheder, wie er ihn ehedem aus der Kanzel machte, wenn er „das ist" und „das heißt" erörterte. Die Franzosen fechten mit Rhetorik und Witz oder aber mit blinder,

zerſtörungsſüchtiger, blutluſtiger Leidenſchaft, wie zur Zeit der Bartholomäusnacht und der Satire Menippée; der Spanier treibt die Politik ganz mit dem düſteren Fanatismus, dem hohlen Wortprunk und der zähen Habgier, mit der Alba's und Cortez' Genoſſen das Chriſtenthum betrieben; der Italiener kommt über die ſtaatlichen Probleme hinaus, wie in den Tagen Machiavelli's über die kirchlichen, mit Schlauheit, Biegſamkeit und Skepticismus: ſelbſt die treibenden Beweggründe ſeines öffentlichen Lebens, Localpatriotismus und Localneid, geheime und offene Bündlerei, ſind bis zu einem gewiſſen Grade dieſelben geblieben.

Der engliſche Reformer geht noch heute vor mit dem Ernſt und der Ruhe, jener eigenthümlichen Unerſchrockenheit den Mächtigen, jener an Cynismus grenzenden Rückſichtsloſigkeit allem Perſönlichen gegenüber, aber auch mit der alten, etwas phariſäiſchen Berufung aufs Geſetz und jener ſorgſamen Schonung der Formen, die uns in der Geſchichte der großen Revolution ſo auffallen. Sehe ich die Cobden, Bright, Mill und noch mehr den jüngeren Nachwuchs der radicalen Partei an, ſo iſt mir als ſähe ich ſie vor mir, die Rundköpfe von ehedem: den beſchränkten Fanatiker, den Heuchler, den verbitterten Neider, aber auch den heldenmüthigen Kämpen des Geſetzes und des Glaubens und den begeiſterten Volks- und Menſchenfreund. Aus den religiöſen Gleichmachern ſind politiſche geworden; aber es iſt derſelbe nüchterne Sinn, dieſelbe Ueberzeugungstreue, dieſelbe unermüdliche Geduld und, wie ihre Vorväter, haben ſie den Sieg errungen über die frivolen Cavaliere und die claſſiſch gebildeten Prälaten. Die Formen aber haben ſie geachtet wie damals, und der ſtreitbare Vorkämpfer des Radicalismus

in der Preſſe, deſſen Sätze und Argumente niederfallen wie dichte ſtählerne Keulenhiebe, trägt ohne Widerſtreben ſeine Perrücke und ſeinen Talar; der junge Vertreter der Demokratie im Hauſe der Gemeinen ſchreibt ſeinen Baronetstitel nach wie vor, als ob's eben nur ein ehrwürdiger Flitter wäre, den man reſpectiren müſſe, der aber weiter keine Wichtigkeit habe.

Und wie vor zweihundert Jahren haben ſich die Beſiegten mit jener einzigen Kunſt des Compromiſſes, welche der britiſchen Ariſtokratie eigen iſt, ins Unvermeidliche zu ſchicken gewußt, rechtzeitig nachgegeben, ja ſelbſt in „fortſchrittlicher" Geſetzgebung mit den Siegern gewetteifert, im feſten Vertrauen, daß in den unangetaſteten Formen ſelber doch noch eine Kraft fortlebe, die ſich früher oder ſpäter bewähren werde. Wer ſechs Jahre nach der zweiten, vierzig Jahre nach der erſten Reformbill Mr. Speaker im ſchwarzen Mäntelchen und in den ſeidenen Strümpfen, vor ihm die ſchwere goldene mace, hinter ihm den chaplain, hat einziehen ſehen in den Sitzungsſaal, wer die ſacramentalen Worte gehört: „Mr. Speaker is in prayer; Mr. Speaker is in the chair" — der begreift beſſer ein gut Stück jener außerordentlichen Revolution, die über zwanzig Jahre gewüthet und aus der doch Altengland mit ſeinem Königthum, ſeiner Ariſtokratie, ſeiner Hochkirche, ſeinen Univerſitäten wieder auftauchte, als wäre ihm nichts geſchehen. Und doch war ihm viel geſchehen. Die Gemeinen wie die Diſſenter hatten den Spielraum gewonnen, auf dem ſie fortan in zweihundertjährigem geſetzlichen Kampfe gegen die Lords und die Biſchöfe ankämpfen konnten.

Gegen die ersteren ist der Sieg entschieden: das Haus der Gemeinen ist endgiltig zum Alleinherrscher geworden: in diesem Augenblick nimmt es den Lords noch ihr letztes Privilegium, die Apellgerichtsbarkeit. Ihre gesetzgeberische und regierende Gewalt ist schon längst nur noch eine dem Namen nach. Zugleich aber haben zwei aufeinander folgende Wahlgesetze das Unterhaus selbst ihrem Einfluß entzogen. Die Zeit ist vorüber, wo das Haupt der Russells über dreißig Sitze im Parlament verfügte. Der Grundbesitz hat von seiner Macht verloren, und die Wahlen sind zum großen Theil in der Hand des flüssigen Vermögens oder des Radicalismus. Zugleich ist aber auch die Qualität der englischen Parlamentsmitglieder gesunken. Ein unbemittelter talentvoller Mann, der zu gebildet oder zu staatsmännisch angelegt ist, um sich zum gemeinplätzlichen demokratischen Rationalismus bekennen zu können ohne zu heucheln, hat keine Wege mehr, um jung in das Parlament zu kommen — und nur wer vor dem dreißigsten Jahr in das Parlament kommt, bringt es zu einer Stellung im Hause. Der bedeutendste lebende Staatsmann der liberalen Partei, in dessen Augen das alte Wahlsystem vor 1832 nur eine „Caricatur" an Widersinn und Ungerechtigkeit ist, mußte mir selber doch zugeben, daß ein William Pitt, ein George Canning, ein Palmerston, vielleicht nicht so jung, daß homines novi, wie Burke, wie Macaulay, wie er selber, gar nicht in's Haus hätten kommen können mit dem neuen Wahlgesetz von 1867.

Was schlimmer ist als der Verlust des politischen Einflusses, die englische Aristokratie fängt an ihre politischen

liſchen Lord. Der Sieg ſcheint vielleicht dem Fremden vollſtändiger als er es iſt; ungeheuer iſt noch immer der Einfluß, den die Ariſtokratie durch ihren Grundbeſitz und das „Preſtige“ des Ranges ausübt; noch kann ſie beinahe jeden Commoner durch Herablaſſung und Schmeichelei, nöthigenfalls durch Heirath, für ſich gewinnen; noch hat die Ariſtokratie, wie ich in einem ſpäteren Brief erörtern werde, eine letzte Karte, die, geſchickt geſpielt, die Reformbill von 1867 bis zu einem gewiſſen Punkte neutraliſiren kann — aber im großen Ganzen wird doch auch der eindringendſte Beobachter dem vorübergehenden Beſucher Recht geben müſſen: die Ariſtokratie iſt beſiegt. Wie aber ſteht's mit dem andern Feinde, der ſeit 1688 dem tüchtigſten Theile des engliſchen Bürgerthums und der Freiheit des Gedankens gegenüber ſtand, wie iſt's mit der Hochkirche?

IV.

London.

Noch hat die Episkopalkirche eine herrschende Stellung in England, noch sitzen die Bischöfe im Oberhaus und genießen ihrer ungeheuren Pfründen wie ehedem, noch wird viel Theologie gesprochen, und liegen sich High-Church und Low-Church, Puseyists und Wesleyans in den Haaren; aber das Alles ist nur die Oberfläche, der Körper ist unterminirt, und so unwahrscheinlich es ist, zu den Unmöglichkeiten gehört's nicht, daß noch unsere Generation es erlebe, die blühend aussehende anglikanische Kirche zusammenfallen zu sehen, wie ein Kartenhaus. Was ihr in Irland geschehen ist, steht ihr auch in England bevor. Das jetzige Ministerium mag hier für einen Akt der Plünderung erklären, was es drüben selbst als eine That der Gerechtigkeit ausgeführt; ein anderes Ministerium wird kommen und vollbringen, wovor dieses zurückscheut: das Disestablishment of the Church of England.

Denn was sollte die Gefährdete halten? Krone und Adel haben ihre Interessen weislich von ihr getrennt; und hätten sie's auch nicht, sie sind zu machtlos geworden, um sie wirksam stützen zu können. Im Volk ist das Interesse

an kirchlichen Fragen, wenn nicht erlöschen, ſo doch gewaltig gedämpft. Selbſt die Streitigkeiten um Ohrenbeichte oder Kerzenlicht, die noch vor zwanzig, dreißig Jahren alle Gebildeten Englands aufregten, verhallen jetzt unter den Leuten von der Profeſſion und der kleinen Zahl derer, die ſich ſtets um eine ſinkende Kirche andächtig ſchaaren und meinen, alle Welt habe die Augen auf ſie geheftet. Es iſt keine religiöſe Leidenſchaft mehr da. Das ſicherſte Todeszeichen für poſitive Religionen: die dem alten England ganz unbekannte Duldſamkeit zeigt ſich ſchon in bedenklichſtem Grade, und wir wiſſen aus Erfahrung, wer von ihr Vortheil zieht. Es ſind nicht die mittleren Anſichten, die Verſöhnungsverſuche zwiſchen weltlichem und kirchlichem Intereſſe — mit anderen Worten, die proteſtantiſche Kirche; es ſind immer entweder die logiſchen und unwähleriſchen Väter Jeſu oder die hochmüthigen Verneiner alles Göttlichen, die Materialiſten. Auch Indifferentismus, ja metaphyſiſche Speculation und dogmenfreie, formenloſe Religioſität mögen wohl dabei fahren, und wenn ſie auch keine Proſelyten machen, doch wenigſtens freien Spielraum für ſich erlangen. Was aber ſoll eine poſitive Religion dabei gewinnen, die keinem Bedürfniß, keiner Idee, keinem Gefühle der Zeit mehr entſpricht und den abſoluten Forderungen der Logik nie entſprochen hat? Mit einer bei den praktiſchen Engländern wirklich bewundernswürdigen Naivetät iſt der dreihundertjährige Kampf gegen den Papismus in Vergeſſenheit gerathen, als wäre er nie geweſen, und — wer hätte es je gedacht? — mit aufgeklärtem Mitleid blicken die Nachkommen der Independenten auf das Vaterland Nathan's des Weiſen herab, das ſich ſo unendlich weit hinter der Zeit zurückzeigt, indem es

Rom mit anderen Waffen als denen friedlicher Ueberredung und christlicher Toleranz bekämpft. Noch sind es kaum vierzig Jahre her, daß die Katholiken Englands von allen politischen Rechten ausgeschlossen, von der Hälfte der Nation als Landesfeinde behandelt waren — und heute giebt uns dasselbe England gute Lehren und Beispiele der Duldung.

So besteht hier ein Metaphysical Club. Da begegnen sich der römische Erzbischof von Westminster, Herr Manning, mit seinem anglikanischen Collegen von York; Dr. James Martineau, der Unitarier, mit den englischen Moleschott und Büchner, Huxley und Tyndall; da discutirt allmonatlich ganz ernst, ganz naiv, aber ganz freundschaftlich Herr Fr. Harrison mit Herrn Newman, oder ein katholischer Prälat mit einem Atheisten über die Persönlichkeit Gottes oder die Unsterblichkeit der Seele; und man kann sich denken, was herauskommt bei dieser Discussion, wo der Eine chinesisch, der Andere hebräisch redet. Mich erinnert ein solches „metaphysisches" Gespräch lebhaft an eine Anecdote, die in Italien umgeht und die ich gern wieder erzählen möchte, wenn ich nicht fürchtete, der „Würde des geschriebenen Wortes" allzu viel zu vergeben. Das Gespräch fand statt in einem lombardischen Dorfe zur Zeit, als die Oesterreicher über den Mincio flohen, lange also, ehe der metaphysical club gegründet war, und es ist sicherlich nicht als eine absichtliche Parodie auf dieses neueste Produkt englischer Toleranz anzusehen. Ein altes Weib sitzt an der Ecke und verkauft Haselnüsse. „Comment cela s'appelle?" fragt der französische Zuave. „Non si pelano, si schiacciano," ist die Antwort. „Comment?" — „Non colla man, col martel." — „Ne comprends pas." — „Se non vuol comprare,

vada pure," erwidert die gute Italienerin und fügt ſchmunzelnd hinzu: „Con questi almeno c'è verso d'intendersi; è un altro paio di maniche che con quei Tedeschi che non capivano nulla." Aehnliches wird wohl Herr Profeſſor Tyndall zu ſich ſagen, wenn er ſich eine Stunde lang mit Monſignor Howard verſtändigt hat.

Doch auch Symptome anderer Art, als dieſe naive Toleranz, verrathen den drohenden Verfall der engliſchen Kirche. Es iſt lange her, ſeit die anglicaniſche Geiſtlichkeit, ehedem die Pflanzſchule der Gelehrſamkeit und der Staatsweisheit, einen irgend bedeutenden einflußreichen Mann der Wiſſenſchaft oder der Politik hervorgebracht. Bentley war Lehrer der Theologie, Berkeley war Biſchof; heute ſind die eminenteſten Profeſſoren in Cambridge und Oxford ſämmtlich Laien. Die Biſchöfe ſpielen eine ganz untergeordnete Rolle im Oberhauſe. Selbſt ein ſo außerordentlich begabter und populärer Mann, wie der Sohn Wilberforce's, der jüngſt auf eine ſo ſchreckliche Weiſe hingegangene Biſchof von Wincheſter, konnte keine leitende politiſche Stellung im Parlament erlangen. Früher wurden die begabteſten Söhne vornehmer Familien in den Klerus gethan, heute ſoll das Gegentheil ſtattfinden; früher ſtand die Leidenſchaft der ganzen Nation hinter dieſem Klerus, heute nur noch ſeine pecuniäre Macht: iſt dieſe von ihm genommen, ſo wird's geſchehen ſein um ſeinen Einfluß. Und nicht die Kirche allein wird unter dieſem Verluſt leiden, auch der Staat.

England hat keine Schule traditioneller Staatsmannſchaft mehr und kann keine Quelle entbehren, aus der ſich ihre Regierer erneuern könnten. Die Ariſtokratie treibt die politiſche Erziehung ihrer Söhne nur noch ſehr lau; die

jüngeren Söhne reichbegüterter Adelsfamilien ziehen ſelbſt ſichere Aemter der allen Zufällen unterworfenen parlamentariſchen Laufbahn vor, und der Squire — Gutsbeſitzer — kann ſeit 1867 nur noch ſehr ſchwer in's Haus der Gemeinen dringen. Ein Beamtenthum wie das unſrige kennt England ja noch nicht, und ſelbſt die Advocatur — the bar — liefert immer weniger Recruten für den politiſchen Generalſtab des Königreichs. Noch iſt die Mehrzahl der leitenden Männer aus dieſer in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts ſo blühenden Pflanzſchule hervorgegangen: aber, es iſt kein Nachwuchs da, und der überall ſo nothwendige, in England ſo innig mit dem ganzen Regierungsſyſtem zuſammenhängende Zufluß von Emporkömmlingen kommt ſchon ſeit einigen Jahren aus einem anderen geſellſchaftlichen Reſervoir: aus dem Handel und der Induſtrie. Selbſt in dem claſſiſch gebildeten Oxonier Gladſtone ſteckt noch der Liverpool merchant, und er gehört noch der alten Schule an. All' das darf man nicht vergeſſen, wenn man ſich Rechenſchaft ablegen will über die ungeheure Wandlung, welche die engliſchen Verhältniſſe ſeit zwanzig Jahren erlitten haben und über die wahren Urſachen derſelben.

Schon das Katholiken-Emancipationsgeſetz, die Kornbill, das Reformgeſetz von 1832 hatten dieſe Wandlung formell, Adam Smith, Jeremy Bentham, John Stuart Mill innerlich längſt vorbereitet; aber der beſchleunigte Umgeſtaltungsprozeß begann erſt ganz entſcheidend ſeit dem Krimkrieg und der großen Rebellion in Indien. Die Aufhebung der Oſtindiſchen Compagnie, das Aufgeben der joniſchen Inſeln, die beiden Schiedsgerichte, die methodiſche

Expropriation der anglicaniſchen Kirche in Irland, das iriſche Agrargeſetz, die zweite Reformbill, das neue Unterrichtsgeſetz, die Oeffnung der Univerſitäten, die Ernennung durch Concurs, die Prüfungen, die geheime Abſtimmung (Ballot), die Abſchaffung der käuflichen Officiersſtellen, die Gründung eines neuen Appellhofes — folgten ſich raſch aufeinander im kurzen Zeitraum von zehn Jahren und bezeichnen die verſchiedenen Breſchen, welche der demokratiſche Rationalismus in die irrationelle Feſtung des alten ariſtokratiſchen England gebrochen. Schon ſehe ich die erſten Anſätze zur Bildung eines bezahlten, ſtudirten Fachbeamtenthums; ſchon höre ich Klagen über die Laiengerichtsbarkeit, Geſchworene und Friedensrichter. Wie lange wird's dauern, ſo haben Veſtries, Aldermen, Magiſtrates u. ſ. w. regelmäßigen Bureaus und ihrem red tape Platz gemacht; ſo gehört die gerühmte Selbſtregierung, welche im Grunde doch eine Regierung durch Andere — d. h. des Volkes durch Notabeln — iſt, der Vergangenheit an, wie Alles, was ſich überlebt hat oder haben wird, den Lord-Mayor von London nicht ausgeſchloſſen. Die ſogenannte Selbſtregierung ſetzt eben höchſt einfache, faſt patriarchaliſche Verhältniſſe voraus; die verwickelte Maſchine moderner Verwaltung will von Leuten geführt ſein, die eine Fachbildung erhalten. Auf den Bock einer stage-coach will ich eben ſo gerne und unbedenklich einen Gentleman ſteigen laſſen, als einen Kutſcher von Gewerbe; auf der Locomotive bitte ich mir doch einen Mechaniker aus. Dieſer Natur iſt, wenn ich mich nicht täuſche, das allgemeine Gefühl des engliſchen Volkes.

Gerade jetzt ſcheint freilich eine Gegenſtrömung eingetreten zu ſein. Gladſtone's Niederlage in der Dubliner

Universitätsfrage, die immer conservativ ausfallenden Ergänzungswahlen, das Zurückkehren des Geschmacks selbst in literarischen Dingen zu den alten Traditionen, die Gunst, deren sich die feinere conservative Presse im Publikum erfreut, das Hohngelächter, mit dem noch vor wenigen Tagen Herrn Lowe's Vorschlag im Hause der Gemeinen aufgenommen wurde, die Directorstelle am Britisch Museum durch Concurs zu besetzen (sic!) — alles das sind untrügliche Zeichen eines Stimmungswechsels. Noch wichtiger, weil folgenreicher, ist das neu vorgeschlagene Wahlgesetz. Getreu den Traditionen des Vaterlandes moderner Demokratie, haben die Agitatoren von 1867 das „Volk" nur in den Arbeitern der Städte gesehen, ihnen ein Wahlrecht zu erobern gesucht und erobert, das wenig hinter dem allgemeinen Stimmrecht zurückbleibt. Das Landvolk blieb der numerus .. fruges consumere nati, der es von jeher für alle Demagogen war. Aber ein moderner Demagoge ist zur Logik verpflichtet, und es ist den erst etwas verdutzten Conservativen nachgerade eingefallen, was Fürst Bismarck schon vor zehn Jahren, Napoleon III. vor zweiundzwanzig Jahren einsiel: nämlich, daß die Consequenz des allgemeinen Stimmrechts vielleicht ein Heilmittel gegen seine eigene Albernheit bergen könne. Man schlägt das household suffrage für die Landarbeiter vor, und die Radicalen können es nicht verwerfen, ohne allen ihren „Principien" Hohn zu sprechen. Damit aber wäre dem Gutsbesitzer, wie überhaupt der Centro, eine treffliche Waffe in die Hand gegeben, wenn sie dieselbe nur zu handhaben verstehen. Sie sind der Politik so entwöhnt seit den letzten Jahren, daß sie leicht von den erfahreneren und gewandteren Radicalen oder handeltreibenden Städtern

überliſtet werden könnten. Ueberdies, ſelbſt wenn es ihnen gelänge, einen großen Theil ihres verlorenen Einfluſſes wieder zu erobern, wird er lange vorhalten?

Es gibt Momente in der Geſchichte der Völker, wo gewiſſe Bewegungen der individuellen Leitung beinahe ganz entgehen und mit der Gewalt erworbener Schnelligkeit unaufhaltſam weiter rollen. So war's mit der römiſchen Kirchenrevolution ſeit 1830: noch vierzig Jahre ſpäter hätte eine tüchtige Unterſtützung der oppoſitionellen Biſchöfe auf dem Concil durch ihre Regierungen die Bewegung augenblicklich hemmen können; früher oder ſpäter wäre ſie doch logiſch unwiderſtehlich weiter gerollt bis zum tiefſten, verhängnißvollſten Abgrunde der Abſurdität und der Verblendung. Aehnlich mit der demokratiſchen Bewegung des engliſchen Staates: ſie mag auf Momente gehemmt werden; über kurz oder lang nimmt ſie doch wieder ihren Lauf, und ein Stillſtand, eine wirkliche Rückkehr kann erſt dann eintreten, wenn die überheizte Locomotive mit ihren Führern zerſchellt am Boden liegt, und die ewig wirkenden unzerſtörbaren organiſchen Kräfte und Keime, die in jeder Geſellſchaft liegen, wieder unbehindert ſchaffen, treiben und wachſen können — ſei es nun, indem ſie den überlebenden alten Formen neues Leben einhauchen, ſei es, indem ſie ſich neue Geſtalten ſchaffen. Das Beſte iſt, für die beſonnenen Zuſchauer einer ſolchen ſchwindelhaften, faſt mechaniſchen Bewegung der Staatsmaſchine, nicht eingreifen zu wollen in die Speichen — dazu iſt's zu ſpät — ſich auch nicht in unfruchtbaren Klagen zu ergehen, ſondern ſie den rückſichtsloſen Mechanikern getroſt zu überlaſſen, ſelber aber abſeits zu ſtehen, ein anderes Feld zu bebauen, ernſtlich und ohne Unterlaß, bis

der Tag kommt — ſei's auch noch ſo ſpät — wo der geſunde Menſchenverſtand, der politiſche Inſtinct im Volke wieder erwacht, inne wird, daß die verantwortliche Führung der nationalen Intereſſen eines großen Landes nur dem Talent, der Bildung und der Energie der Wenigen vertraut werden darf, ſeine extemporirten Führer, welche die Staatswiſſenſchaft auf dem Comptoir oder in den Zeitungen ſtudirt, verabſchiedet, und zurückkehrt zu den geſellſchaftlichen Klaſſen und den Individuen, die von jeher, in allen gutgeführten Staaten, vom unbewußten Volkswillen an die Spitze geſtellt worden ſind.

V.

London.

Zwei anſcheinend entgegengeſetzte Thatſachen drängen ſich dem Beobachter engliſchen Lebens immer und immer wieder auf: die ungeheure Wandelung, welche ſich ſeit einem Menſchenalter in der Richtung der Geiſter und der Intereſſen vollzogen hat und noch vollzieht, und die Unwandelbarkeit des engliſchen Nationalcharakters.

Wohl kein Volk der Welt kann ſich einer ſo vollen Geſchichte rühmen, wie das engliſche. Es iſt raſtlos, ununterbrochen thätig geweſen ſeit Jahrhunderten, bald militäriſch, bald politiſch, heute religiös, morgen wiſſenſchaftlich, dabei immerfort den materiellen Reichthum des Landes mehrend. Deutſchland, Italien, haben mehr als ein Jahrhundert lang brach gelegen, England hat nie aufgehört immer neue Erzeugniſſe auf die Oberfläche zu bringen. Auch heute noch iſt das Auffallendſte in England die großartige Thätigkeit.

Wer durch die Straßen Londons wandelt, die Themſe hinunterſchifft, in ein Comptoir eintritt, bei einem Advokaten vorſpricht, ſich in eine Zeitungsredaction verirrt, das Parlament beſucht, ja wer ſich in einem Club ausruhen will,

findet überall dieſelbe, nicht fieberhaft aufgeregte, ſondern ruhig-ſtätige maſchinhenafte Thätigkeit. Selbſt wenn ſie eingeſtellt wird, iſt's nicht das allmähliche Ermatten und Nachlaſſen lebendiger Muskeln; es iſt als ob eine metallene Bremſe das ſchnaubende Räderwerk plötzlich innehalte, damit es, nach einer beſtimmten Reihe von Stunden und nach Zurückziehung des Hemmniſſes, weiter ſchnarre mit ſeinem beängſtigenden Geklapper und Geſumme. Da iſt kein Raum für Muße, Beſchaulichkeit, reinen Lebensgenuß: der Müßiggänger kommt ſich ſelbſt wie ein Sünder, der Zuſchauer wie ein gewiſſenloſer Egoiſt vor; hier artet der Genuß, ſobald er Lebenszweck wird, in rohen Materialismus aus oder wird ſelber ein methodiſch betriebenes anſtrengendes Geſchäft: anmuthiger Epikureismus iſt eine unbekannte Blume in dieſer cerealen Flora, und gar der idealiſtiſche Träumer kommt unfehlbar unter die Räder der Maſchine.

Daher die ungeheure Production. Wenn jedermann zwei, drei Stunden täglich mehr und in dieſer ganzen Zeit angeſtrengter arbeitet als im Nachbarlande, ſo muß auch das Doppelte erzeugt werden an Reichthum; zumal jedermanns Thätigkeit ſich über eine längere Lebensperiode erſtreckt. Der Reiche, der Bejahrte arbeiten ſelten auf dem Feſtlande: hier mühen ſich der Siebenzigjährige, der Millionär ab, als hätten ſie ſich einen Platz zu erobern, einen Lebensunterhalt zu verdienen. Der Production entſpricht der Verbrauch: „Tages Arbeit, Abends Gäſte, ſaure Wochen, frohe Feſte", heißt's hier in jedem Stande, und Gäſte wie Feſte ſind theuer. Der Engländer ſpart nicht gern: er umgibt ſich mit Comfort aller Art, nährt ſich reichlich, pflegt ſeinen Körper: es iſt als ob er die Maſchine,

während sie rastet, bis zum Bersten füllen wolle mit Kohle
damit sie morgen desto besser weiter arbeite. Er legt nich
beiseite, wie der Franzose; er verschwendet nicht, was
nicht erworben, wie der Russe; er schränkt sich nicht e
um sich die Arbeit zu ersparen, wie der Italiener;
begnügt sich nicht mit der Fülle des innern Lebens, wie
der Deutsche bisher that in dem Elend seines äußer
Daseins — er producirt, um zu consumiren und consumi
um zu produciren, wodurch denn die Masse des Erzeugt
stets anwachsen muß bis es einer jener kolossalen Früch
gleicht, deren England so viele hervorbringt, und die
den italienischen an Umfang, Saft und Farbe, nicht
Süße und Aroma, zuvorthun.

Zusammen mit dieser Thätigkeit hängt der Ernst, d
eigenthümliche englische Ernst. Die Leute hier können nich
leicht nehmen; sie können aber auch nichts idealistisch nehme
Alles wird gleich ins Praktische übertragen. England hä
nie einen Montaigne hervorgebracht, aber auch nie ein
Platon. Der Engländer findet kein Gefallen am glänzend
Wortgefecht, und ihm ist ein guter Faustschlag, der d
Gegner zu Fall bringt, mehr werth als die zierlich
Pointe des Fleurets, die ihn unversehrt läßt. Reine V
tuosität hat ihm nie ein Beifallszeichen entlockt. Sog
um gewandte Dialektik hat er sich nie viel gekümmert, u
noch weniger verirrt er sich in unfruchtbare Speculatione
alle seine Philosophen sind positiv, von Bacon und Lo
bis auf Bentham und Mill. Meist sind sie auch Ph
anthropen: das ist eben englischer Idealismus. Sie halt
es für frivol nicht thätig einzugreifen um das Mensche
loos zu verbessern. Skepticismus ist ihnen so fremd

abſtracter Enthuſiasmus; ſie glauben an die Realität der Erſcheinung, als ob Berkeley nie exiſtirt habe, und da ſie wahrheitsliebend ſind, ſo ſetzen ſie auch bei andern daſſelbe Ernſtnehmen voraus. Dieſe Art von Naivetät — ein Ding das der Franzoſe gar nicht recht von der Einfalt zu unterſcheiden weiß — giebt ihnen eine große Stärke, macht ſie aber auch vielfach unbeholfen. Ein Gladſtone glaubt an ſeine Politik wie ein Browning an ſeine Poeſie, wie ein Mill an ſeine Philoſophie: alle glauben an ſich ſelbſt. Daher denn auch die zweifelhaften Tugenden, ja ſogar die Untugenden ernſt betrieben werden, mit einer Wichtigkeit, über die wir manchmal zu lächeln verſucht ſind: Ehrgeiz, Wohlthätigkeit, Beobachtung der Sitte, ja Heuchelei werden mit Methode geübt.

Das alles gibt eine große Kraft, iſt in einem Sinne ſehr achtungs-, ja bewundernswerth: man hielte es aber doch nicht aus in der Atmoſphäre, hätte die Natur dem Engländer nicht zwei Corrective dagegen gegeben: beſſer geſagt, zwei Kanäle, in die ſich der unbewußte, der nichtangewandte Idealismus, ohne den das Leben nicht lebenswerth iſt, ergießen kann — den Humor und die Anhänglichkeit ans Vergangene. Jener iſt jedem überall zugänglich: der Deutſche zumal hat ſich ſchon lange daran gewöhnt, den herrlichen Strom von Heiterkeit und Wehmuth, von Scherz und Ernſt, von tiefem Sinn und fröhlichem Unſinn, der ſich von Chaucer bis Shakeſpeare, von Butler bis Fielding, von Sterne bis Dickens, ununterbrochen durch das fruchtbare Gefilde der engliſchen Literatur hinzieht, als ſein Eigenthum zu betrachten und ſich an ihm aus voller Seele zu ergötzen und zu erfriſchen. Nicht ſo mit dem andern

während ſie raſtet, bis zum Berſten füllen wolle mit Kohlen, damit ſie morgen deſto beſſer weiter arbeite. Er legt nichts beiſeite, wie der Franzoſe; er verſchwendet nicht, was er nicht erworben, wie der Ruſſe; er ſchränkt ſich nicht ein um ſich die Arbeit zu erſparen, wie der Italiener; er begnügt ſich nicht mit der Fülle des innern Lebens, wie's der Deutſche bisher that in dem Elend ſeines äußern Daſeins — er producirt, um zu conſumiren und conſumirt um zu produciren, wodurch denn die Maſſe des Erzeugten ſtets anwachſen muß bis es einer jener koloſſalen Früchte gleicht, deren England ſo viele hervorbringt, und die es den italieniſchen an Umfang, Saft und Farbe, nicht an Süße und Aroma, zuvorthun.

Zuſammen mit dieſer Thätigkeit hängt der Ernſt, der eigenthümliche engliſche Ernſt. Die Leute hier können nichts leicht nehmen; ſie können aber auch nichts idealiſtiſch nehmen. Alles wird gleich ins Praktiſche übertragen. England hätte nie einen Montaigne hervorgebracht, aber auch nie einen Platon. Der Engländer findet kein Gefallen am glänzenden Wortgefecht, und ihm iſt ein guter Fauſtſchlag, der den Gegner zu Fall bringt, mehr werth als die zierlichſte Pointe des Fleurets, die ihn unverſehrt läßt. Reine Virtuoſität hat ihm nie ein Beifallszeichen entlockt. Sogar um gewandte Dialektik hat er ſich nie viel gekümmert, und noch weniger verirrt er ſich in unfruchtbare Speculationen: alle ſeine Philoſophen ſind poſitiv, von Bacon und Locke bis auf Bentham und Mill. Meiſt ſind ſie auch Philanthropen: das iſt eben engliſcher Idealismus. Sie halten es für frivol nicht thätig einzugreifen um das Menſchenloos zu verbeſſern. Skepticismus iſt ihnen ſo fremd wie

das Widersprechendste, im Zusammenhang ist, ein lebendiges Antwerpen oder Gent, schön von jener Schönheit, die uns an gewissen Landschaften entzückt und von der der Philister sagt: „Was kann Ihnen aber nur an dieser flachen Gegend gefallen? Da ist ja doch kein Wasserfall, keine Ruine, kein Felsblock, es ist ja unser einfach Ackerland, auf dem wir alle Tage arbeiten."

Noch mehr tritt in Lincoln's Inn oder im Inner Temple jener Zusammenhang mit der Vergangenheit und sein unaussprechlicher Reiz zu Tage. Das sind noch dieselben alten Bäume — ein Engländer reißt nie einen Baum aus, wenn er's vermeiden kann — unter denen schon Henry Fieldling sich gelagert; hier auf dieser Wiese mitten in der Stadt — Herr Haußmann hätte längst einen Square mit Blumenbeeten daraus gemacht — wurden die beiden verhängnißvollen Rosen gepflückt; dort ist die alte Templer-Kirche aus dem 12. Jahrhundert, aber ihr Schiff ist aus dem 14., und nebenan die Bibliothek aus dem 18., ja hier sogar eine Halle aus dem 19. Jahrhundert. Und in der Halle, wie in der Kirche, sind hier die Sitze der Schüler, dort die der Barristers, auf der einen Seite die Zunft von Inner Temple, auf der andern die von Middle Temple, weiter oben die Bänke der Richter und Queen's Councellors, und siehe, ein Trauergeleit hat die Innung von Middle Temple aufgeſteckt, denn vor acht Tagen hat sie ihre größte Zierde verloren, den gelehrtesten und geistreichsten Kanzler Englands unter Königin Victoria, Lord Westbury. Sieht man herum in all den stillen grünbeschatteten Höfen, den friedlichen Gängen, geht man hinauf die alten morschen hölzernen Treppen, in

man, genau wie vor vier=, fünfhundert Jahren, dem Volke der Legiſten, das da ſeinen Sitz aufgeſchlagen, und mitten im belebteſten, toſendſten Theil von London eine Stadt für ſich bewohnt, wo kein Huftritt erſchallen, kein Rad knarren darf. Und gehſt du etwa fünfhundert Schritte weiter, ſo magſt du auch ſehen, wo die Gerichte tagen, zwiſchen Parlament und Münſter, die uralte Weſtminſterhall und die daran ſtoßenden Säle. Willſt du aber wiſſen wie ſelbige Gerichte verfahren, ſo brauchſt du nur wiederum fünfhundert Fuß weiter, diesmal nach Norden, deine Schritte zu lenken und du ſiehſt im Herzen Londons, auf einer Stelle wo jeder Fußbreit Erde Goldes Werth hat, einen ungeheuren, grasbewachſenen, verwahrloſten Platz, in deſſen Mitte eine zertrümmerte Reiterſtatue, oder vielmehr ein ſteinern Roß ohne Reiter, ein Bild der Wildniß. Das iſt der ſtreitige Grund von Leiceſter=Square, der wartet nun ſeit bald hundert Jahren auf die Entſcheidung des oberſten Gerichtshofes, um zu wiſſen wem er gehört, wer ihn bebauen oder anlegen darf.

Noch auffallender als in London iſt jene Anhänglichkeit an das Vergangene, an den überlebenden, Stein oder Form gewordenen, Geiſt der Väter in gewiſſen Städten der Provinz, vor allen in Oxford. Es dürfte wohl kein reizenderes Stadtbild geben als die lange, in ſchöner Biegung gewundene Hauptſtraße von Oxford mit ihren unzähligen Erkern, Thürmen, romaniſchen, gothiſchen, Renaiſſance= und Rococo=Façaden. Da ſieht man mit Leibesaugen die geiſtige Geſchichte Englands, in dieſen Hallen, dieſen Capellen, dieſen Bücherſälen, dieſen herrlichen Parks — jedes College hat ſeinen Park, der zwiſchendurch die Mauern in die Straße

lugt. Da iſt die Elite der engliſchen Jugend ſeit Jahrhunderten und Jahrhunderten erzogen worden; hier ſammelte die engliſche Gelehrſamkeit, hier dachte der engliſche Gedanke, hier tobte ſich die engliſche Lebensluſt aus. Und alles das iſt nicht mit einem Spalier umgeben, muſeenartig katalogiſirt, entſeelt, zur Schau geſtellt; es lebt heute noch gerade ſo lebendig wie vor Jahrhunderten, es wimmelt von Jugend, es iſt warm vom Bewohntſein: derſelbe Katheder dient dem Profeſſor von heute, der einſt dem Profeſſor der Reformationszeit gedient, und die Studenten ſpielen Cricket mit ihren flachen Mützen auf denſelben Wieſen, auf denen ihre Vorvoreltern mit denſelben flachen Mützen Cricket geſpielt und die Fäuſte gerührt. Und da iſt auch nicht eine Lücke; nicht ein Ring fehlt in der Kette bis hinauf ins Mittelalter: von hier aus ging noch vor vierzig Jahren Herr Gladſtone als ein junger Hochkirchlicher heraus; von hier Erzbiſchof Manning und beide Newmans, und hier entſtand vor einem halben Menſchenalter die poſitiviſtiſche Schule Neu-Englands; die radicalen Denker und Politiker, Fr. Harriſon, Beesly u. A., ſind von hier ausgegangen, zu predigen das neue nüchterne Evangelium Auguſte Comte's, und zu kämpfen gegen Alt-England und ſeine ariſtokratiſchen Sünden. Wovon ein andermal.

VI.

London.

Wenn ein Volk lange Zeit hindurch in einer Richtung thätig gewesen ist, so dauert diese Thätigkeit immer noch eine gute Weile, wenn auch verhältnißmäßig unfruchtbar, fort; während schon die Elite der Nation ihre Kräfte und Anstrengungen auf einem anderen Gebiete zusammenzufassen anfängt. So überdauerte die allgemeine künstlerische Arbeit in Italien die eigentlich schöpferische Epoche (1475—1525) um mehr als ein Jahrhundert; so ist die allgemeine wissenschaftliche Arbeit in Deutschland heute noch eben so angestrengt und vielleicht massenhafter als in der Epoche, in der unser Vaterland seine eigenthümliche Bildung begründete (1775—1825). Ja, wer gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Malerschulen Bolognas und Neapels besuchte, mochte wohl Mühe haben sich zu überzeugen, daß die italienische Kunst, von Tausenden von Inländern betrieben, von Tausenden von Ausländern studirt, am Verblühen war; und wer heute das Treiben an einer deutschen Universität mit ansieht, dürfte dem kaum Glauben schenken wollen, der ihm versicherte, daß schon seit mehr als einem Menschenalter das Interesse der deutschen Nation nicht mehr auf

die Wiſſenſchaft allein gerichtet iſt, wie im Beginn des Jahrhunderts.

Aehnlich iſt's in England mit der Politik. Das Volk hat ſo lange aus dem Staat ſein Hauptintereſſe gemacht, dem Staat ſeine beſten Kräfte und ſeine beſten Individuen ſo ausſchließend gewidmet, die Maſchine des Staates ſo vervollkommnet, daß er heute noch auf eine bewunderns-werthe Weiſe weiter arbeitet, und man wirklich genau zuſehen muß, um gewahr zu werden, daß die jungen Männer erſten Ranges aufgehört haben dem Staate zu dienen, daß die Staatsgeſchäfte nicht länger mehr die Aufmerkſamkeit der Nation monopoliſiren. Schon ſeit geraumer Zeit haben ſich die ausgezeichnetſten Köpfe Englands von der Politik, wie früher von der Religion, ab- und der Wiſſenſchaft zugewendet. Das jüngere Geſchlecht aber ſieht dem politiſchen Leben mit einem merkwürdigen Skepticismus, ja mit einer Art vornehmen Mitleids zu. Ihm gehen die philoſophiſchen Fragen viel näher als die ſtaatlichen, und wenn es ſich um dieſe bekümmert, ſo iſt's in ihrer wiſſenſchaftlichen, philo-ſophiſchen Geſtalt: als Theorien, nicht als praktiſche Auf-gaben. Darwinismus und Poſitivismus erregen leiden-ſchaftlichere Debatten als Liberalismus und Conſervatismus. Und nicht allein die Jungen, auch die Auserwählten unter den Aeltern ergreifen „die neuen Ideen" mit einer ſolchen Lebhaftigkeit. Man braucht nur in gewiſſe Clubs zu blicken, um zu ſehen, wie zugänglich die Maſſe des gebildeten Publikums für Anſichten iſt, welche mit den überkommenen Meinungen und Denkgewohnheiten in ſchärfſtem Gegenſatz ſtehen. Ein Franzoſe, ja ſelbſt ein Deutſcher unſerer Zeit, iſt ein „Fertiger" mit vierzig Jahren. Fremde Ideen

ſind nicht mehr im Stande, ſeine Anſchauungsweiſe zu beeinfluſſen, geſchweige denn zu ändern; und meiſt iſt er ſich deſſen ſo bewußt, daß er neuen und fremden Ideen nicht einmal Gehör zu ſchenken ſich herbeiläßt. Ja, dies iſt vielleicht das ſicherſte Symptom, daß eine nationale Bildung keine werdende mehr, ſondern eine gewordene iſt. Im heutigen England iſt es das gewöhnlichſte Vorkommniß, daß ein Fünfziger, ein Sechsziger auf fremde Anſichten eingehen, aus Saul Paul werden und mit jugendlicher Lebhaftigkeit für ſolche neue Ideen in den Kampf eilen.

Damit hängt denn auch das Verſchwinden jener nationalen Enge zuſammen, welche England ſo lange ausgezeichnet. Ein rechtes Staatsintereſſe iſt mit rein humaniſtiſchen Ueberzeugungen unverträglich: es beruht auf einer gewiſſen nationalen Beſchränktheit, die ſich ſittlich als Egoismus, geiſtig als Ausſchließlichkeit kund thut. Das Aufgeben von England's traditioneller auswärtigen Politik, dem wir ſeit fünfzehn Jahren zuſchauen, wäre nicht möglich geweſen, wenn die Nation, in ihren bedeutendſten Geiſtern wie in ihrer Jugend, ſich nicht zu einer Art von Kosmopolitismus hinneigte, ſich nicht von der ſtreitbaren Politik wegwendete. Und es beſchränkt ſich dieſe Richtung nicht auf die Gegenwart: es genügt England nicht, ſich der feſtländiſchen Politik zu entfremden, die joniſchen Inſeln aufzugeben, gleichgültig gegen die Geſchicke des Orients zu werden, dem nordamerikaniſchen Freiſtaat gegenüber, trotz des vollſten Rechtsbewußtſeins, nachzugeben, nur um dem Kriege aus dem Wege zu gehen; es giebt bedeutende Engländer — wären es unbedeutende, ſo hätte die Sache keine Wichtigkeit —, welche die europäiſche Politik

politiſche Meinungen, nicht mehr philoſophiſche, den Untergrund unſerer wiſſenſchaftlichen Syſteme bilden? Anders im heutigen England: die philoſophiſchen Fragen durchdringen Alles, nicht nur die Naturwiſſenſchaft, die Geſchichtſchreibung, die Nationalöconomie, nein, auch die Staatswiſſenſchaft. Man leſe z. B. Fitzjames Stephen's eben erſchienenes Buch „Liberty, Egality, Fraternity" und die Entgegnungen John Morley's und Frederick Harriſon's auf dieſes bedeutende Werk; man leſe Herbert Spencer's „ſociologiſche" Studien; man leſe die Schriften der Comtiſten. Freilich iſt's keine Hegel'ſche, noch weniger Kant'ſche Philoſophie, ſondern die echte Enkelin der engliſchen Philoſophie des 17. Jahrhunderts; aber es iſt doch Philoſophie, ein Ding, das auf dem Feſtlande, in Frankreich und Italien noch viel mehr als in Deutſchland, kaum noch dem Namen nach bekannt iſt.

Hält man nun alle dieſe Symptome zuſammen, vergleicht man ſie mit denen, welche das deutſche Leben aufweiſt, bringt die politiſchen Ereigniſſe in Betracht, lieſt die jüngſten Werke der bedeutendſten Schriftſteller beider Nationen, überlegt, welche Werke und Zeitſchriften den größten Leſerkreis finden, horcht auf die Unterredungen der Männer und die Discuſſionen der Jünglinge in beiden Ländern, ſo iſt es ſchwer, ſich der Ueberzeugung zu verſchließen, daß die beiden germaniſchen Nationen gerade jetzt im Begriff ſtehen, ihre Rollen zu wechſeln: daß die philoſophirende Nation ſchon eine politiſirende, die politiſirende eine philoſophirende geworden — was durchaus nicht ſagen will, daß wir nicht ganz anders politiſiren werden, als die Engländer politiſirt haben; wie denn auch die Engländer ſich ganz

anders zu philoſophiren anlaſſen, als wir zu philoſophiren pflegten.

Auch handelt es ſich hier nicht um Billigung oder Mißbilligung der neu-engliſchen Bildung, deren leitende Grundgedanken um's Jahr 1860 in Darwin's Hauptwerk, Mill's „Freiheit“ und Buckle's Culturgeſchichte ausgeſprochen worden, wie einſt ein Jahrhundert vorher die leitenden Grundgedanken unſerer Bildung in Leſſing's Laokoon, Winckelmann's Kunſtgeſchichte und Herder's Fragmenten ausgeſprochen worden: es handelt ſich um Feſtſtellung der Thatſache und um Verſtändniß. Nur wer die Augen offen behält für das, was im geiſtigen Leben neben ihm vorgeht, kann ſich erlauben, zeitweiſe ganz der praktiſchen Thätigkeit zu leben; er wird geiſtig immer im Schritt bleiben, wenn er auch ſelbſt keine neuen Eroberungen macht. Daß wir Deutſchen aber in dieſer Beziehung unſere Pflicht gegen uns ſelber und gegen das kommende Geſchlecht erfüllen, das beweiſt der vielfache und laute Widerhall, den jene engliſchen Pfadfinder bei uns hervorgerufen.

VII.

London.

At Lords'! — Noch lebt Altengland! Freilich, um ſich davon zu überzeugen, muß man nicht zu den Lords gehen im Palaſt von Weſtminſter, wo ich vorgeſtern drei — ſage drei — Peers von England halb eingeſchlafen einem Advocaten zuhören ſah, der in Appell plaidirte, zweifelsohne um recht draſtiſch darzuthun, daß Regierung und Haus der Gemeinen nicht ſo ganz unrecht haben, wenn ſie den edeln Lords das Appellationsgericht abnehmen, wie ſie gerade jetzt im Begriffe ſind, es zu thun. Nein, um noch ein Stückchen von Altengland zu ſehen, muß man hinauswandern zu Lords', über Regentspark mit ſeinen fremden Thieren und fremden Pflanzen hinaus, bis an eine ſchöne, mit herrlichen alten Bäumen, Zelten und Tribünen umgebene Wieſe, wo der bunte „Unionjack" auf Dächern und Maſten flattert, Wagen an Wagen gedrängt ſteht, Alt und Jung, im Kreiſe gelagert, dem Wettkampf zuſieht, den Eton und Harrow ſich da liefern. Die ſchöne Wieſe nämlich heißt Lords', und das Kampfſpiel iſt das weltberühmte Cricket, von dem wir ſchon leſen in den heitern Romanen des vorigen Jahrhunderts, in denen die Glanzzeit Altenglands

noch fortlebt für die Phantasie der spätgebornen Geschlechter.

Unter den vier großen englischen National-Gymnasien — Rugby, Winchester, Eton und Harrow — sind die beiden letzten immer die angesehensten und populärsten gewesen; Eton von etwas mehr aristokratischer, Harrow mehr bürgerlicher Zusammensetzung. Seit langen Jahren besteht zwischen den beiden Schulen ein lebhafter Wettstreit, ähnlich dem zwischen Cambridge und Oxford; und wie in diesem, suchen sich die Rivalen nicht nur gegenseitig zu überbieten in Wissen und geistiger Kraftäußerung, sondern auch in körperlicher Gewandtheit und Stärke. Was die Ruderkämpfe für die beiden Universitäten, ist der Cricketkampf für die beiden Schulen. Alle paar Jahre — seit einiger Zeit alle Jahre — messen sich die Gegner öffentlich und kommen von ihren herrlichen Land-Residenzen hinunter nach London, sich zu produciren vor Eltern und Verwandten, ehemaligen Schülern (old boys) und Freunden. Es ist schon keine kleine Ehre, wie man sich denken kann, gewählt zu werden unter die Elf jeder Schule, welche die Sache ihrer Anstalt zu vertheidigen, den Ruhm derselben zu vermehren haben. Das ganze Jahr über, an allen freien Tagen, bleibt das Cricket das Hauptvergnügen der Schuljugend. Der Sieger des letzten Wettkampfes leitet die Uebungen gewöhnlich bis zum nächsten Jahre. Lange prüft er die Gewandtheit und Kraft jedes Spielers, und hoch schlägt das Herz dessen, dem er auf die Schulter klopft im Frühjahre und dabei sagt: „Du magst den Flanell anthun.“ Denn in weißen Flanell von Kopf bis zu Fuß sind die schönen, gelenken Jünglinge gekleidet; der weiche, äußerst kleidsame Stoff

hemmt in nichts die elaſtiſchen Bewegungen der Kämpfer. Am Tage der entſcheidenden Schlacht kommt eine farbige Mütze und gleichfarbige Leibbinde hinzu, die dem Anzug ein lebhaftes Relief geben, und um die Beine vom Knie abwärts ſind weiße ſteife Knemiden geſchnallt, die von fern an die ſchwerfälligen Beinſchienen der Picadores im Stiergefecht erinnern, aber ſicherlich nicht wie jene die Schritte der Träger hemmen.

Geſtern und vorgeſtern war der achtundvierzigſte Wettkampf, und London war nicht gleichgiltig. Seit der Schah von Portsmouth abgeſegelt, war der Cricket Match at Lords' die Hauptbeſchäftigung des immer ſchauluſtigen Volkes, das es nicht thun kann ohne einen „Löwen", ein Hauptthema für's Geſpräch (the topics of the day) und ein Schauſpiel (a sight) für's Auge. Seit zehn Tagen war es mir ſtets ein Wunder, wie gewiſſe Farben ſo plötzlich und ſo allgemein in die Mode kommen können, wie es der Fall zu ſein ſchien. Kein Galanterie- oder Modewaarenladen, wo nicht Dunkelblau und Himmelblau nebeneinander prangten; Hunderte und Tauſende von Halsbinden, Strümpfen, Bändern jeder Art, aber alle in einer der beiden Farben, hingen an den Schaufenſtern aller Straßen. Wer nun am Freitag Morgens dem Strom der four-in-hand, der Daumonts, Kaleſchen und Omnibuſſe folgte, der ſich nach St. John's Wood wälzte, dem ward bald klar, daß da ſo etwas wie der byzantiniſche Kutſchertampf der Blauen und Grünen im Werke ſein müßte. Kein Herr, ſelbſt die Herren Clergymen nicht ausgenommen, keine Dame, die nicht die eine oder die andere Farbe — es ſind auch die Farben von Oxford und Cambridge —

als Abzeichen trugen; der Eine eine himmelblaue Halsbinde, der Andere eine dunkelblaue Roſette im Knopfloch, der Dritte ein flatternd Band am Hute, der Vierte einen blau umwundenen Regenſchirm — ohne Regenſchirm kann ja hier nichts vor ſich gehen. Viele Damen begnügten ſich ſogar nicht mit der muntern Schärpe, und es wimmelte von himmelblauen und dunkelblauen Seiden- und Atlaskleidern um und auf dem Plan, um und auf den Wagen.

Denn rings um die lachende Wieſe hatte ſich bald eine Wagenburg gebildet, alle drags — jene ungeheuren Wagen in der Art der alten stagecoaches, welche von Vieren gezogen werden und acht Plätze außen, vier innen haben — ſtanden bald ausgeſpannt um das lange Eirund des Kampfplatzes herum und blieben die Nacht vom Freitag auf Samſtag auf der Stelle, um am andern Morgen wieder ihren hübſchen Inhaberinnen und eleganten Automedonten als Loge zu dienen. In den ungeheuren Kiſten, welche hinten oder oben an den ſchwerfälligen Maſchinen angebracht ſind, bargen ſich, wie bei den Wettrennen, unendliche Maſſen von Victualien; und nun ging, wie bei allen engliſchen Feſtlichkeiten, das Eſſen und Trinken los, daß es eine Freude war. Die Schuljungen namentlich, die herübergekommen waren, ihre Kameraden zu beklatſchen oder anzufeuern, leiſteten da das Unglaubliche im Lunchen und — zur Steuer der Wahrheit ſei's geſagt — ihre hübſchen Schweſtern erfreuten ſich auch eines recht guten Appetits. O Byron, Byron, der du die Lippen, welche du deines Kuſſes gewürdigt, keine gemeine Speiſe berühren ſehen konnteſt, ich zweifle, ob du hier das Küſſen abgeſchworen hätteſt!

Von Morgen bis Abends und wiederum von Morgen bis Abends wogte der Kampf hin und her. Am Ende des ersten Tages schien Eton den Sieg davontragen zu sollen; aber gestern früh am Morgen neigte sich das Glück — das wohlverdiente Glück — auf die Seite von Harrow; doch lange, lange Stunden durch hielten sich beide Parteien die Wage. Auf jeder Seite elf Kämpfer, die erwählten Eleven. Die zwei Champions der einen Partei sind auf dem Plan, umgeben von den elf Gegnern, die ihnen ihre Arbeit so schwer als möglich machen, und deren Gewandtheit der Arme, Schnelligkeit des Blickes und der Füße es selten mißlingt, alle Anstrengungen der zwei Spielenden, den Ball über die Grenze zu schleudern, zu Schaden zu bringen. Aber wenn nun der Ball doch die Schranken überspringt, wenn die Spieler es dahin bringen, zweimal den Raum zu durchmessen, während die Gegner noch nach dem Balle rennen, — welch ein Jubel im Publikum, welch ein Freudengeschrei bei der Partei! Das ist ein Händeklatschen, ein Hutschwenken, ein Rufen: „Well run! well played! fielded!“ u. s. w., das bei jedem guten Wurf wieder beginnt. Nach den Kameraden aber sind es die Schwestern — und o, welche und wie viele Schwestern! — der jungen Kämpfer, die ihre schönen Hände in Bewegung setzen, ihren Brüdern Beifall spenden. Und nun gar, als ein junger Harrowaner den Sieg für seine Anstalt entscheidet! In einem Nu sind die Schranken niedergerissen, die Seile zerschnitten, welche die Zuschauer vom Kampfplatze trennten, und herein strömt Alles, Jung und Alt, Hoch und Niedrig, Herren und Damen. Man ergreift den glücklichen Sieger, sechs Enthusiasten laden ihn auf ihre

Schultern; ſo wird er dreimal im Kreiſe herumgetragen durch die Menge. Das iſt ein Stoßen, ein Puffen, ein Treten, ein Schwenken der Regenſchirme und Hüte, dabei ein hölliſches Jubelgeſchrei — und mitten in dem Gedränge zarte zierliche Damen in feinſter Toilette. Auf Augenblicke ſcheint ſich der Sturm legen zu wollen, aber nur um mit erneuter Kraft wieder loszubrechen. Nach dem Haupthelden kommen die Helden zweiten Ranges an die Reihe, im Triumphe durch die drängende Menge getragen zu werden; endlich wird ſelbſt des „überwund'nen Mannes“ gedacht und auch Hector der zarten Ehrenbezeigung gewürdigt. Gegen Abend verzieht ſich nach und nach die tobende Maſſe; aber noch zittert die Bewegung nach in der großen Stadt. Von dem niederſten public-house bis zum ariſtokratiſchſten Club, am Tiſche des Advokaten, der ſeinen Sohn im glücklichen Harrow hat, wie im Speiſeſaal des Peers von England, deſſen Jungen zu den glorreichen Beſiegten gehören, iſt von nichts die Rede als von dem Ereigniſſe des Tages. Schon während des Kampfes iſt eine kleine Druckerei auf dem Platze ſelbſt errichtet worden, die von Minute zu Minute die Reſultate des Streites Schwarz auf Weiß bringt; ein paar Dutzend Knaben durchlaufen das Publikum und bieten die Karten an, worauf dieſe Reſultate angemerkt ſind. Am Abend bringen die Zeitungen lange Berichte und Artikel, und wäre es heute nicht Sonntag, ſo hätten wir dieſen Morgen ſchon in den „Times“ und „Daily News“ lange Leaders zu leſen bekommen über den Sieg von Harrow.

Nein, Altengland lebt doch noch, und Herr Göſchen und Herr Cardwell, die friedliebenden, ſpießbürgerlichen Häupter der „glorreichen Flotte“ und des „tapferen Heeres“,

unterhaltend machen. Die eigentliche Controle der Regierung, sowie aller Behörden und Anstalten, die eigentliche gründliche Erörterung wichtiger Fragen durch competente Männer, die keine Journalisten von Fach sind, findet hier statt; und handelt es sich um Schulen, so hält jeder „old Wykhamist" (aus Wincheſter School), Ex-Etonian, oder olim Hergeoni (aus Harrow) sich für verpflichtet sein Wort mitzureden. Dazu kommen die Briefe der Eltern, der Lehrer, manchmal der Jungen selber, und so wird der Prozeß immer recht gründlich und vielseitig instruirt. Am lebhaftesten ist natürlich das allgemeine Interesse, wenn es sich um Harrow, Byron's „old Harrow", und um die „Königin der öffentlichen Schulen", um Eton, handelt, wie in diesem Augenblicke.

Der erste Anlaß war jener dreitägige Wettkampf im Cricketspiel — der sechzigste oder siebenzigste — zwischen beiden Schulen, von dem ich in meinem letzten Briefe erzählte. Für den Fremden nun war das Schauspiel ein reizendes und interessantes: selbst die Uebertreibung des Guten, die ihr Theil hatte, mußte ihm als national zusagen, und die kleinen Excesse, die vorfielen, konnten ihm nur charakteristisch für Altenglands Zähigkeit im Festhalten gewisser Ueberlieferungen erscheinen. Nicht so den Engländern selber. Viele fanden, man gehe denn doch zu weit; es sei nicht gut für die Jungen, in dieser Weise als Nationalhelden vergöttert zu werden; die Sache wiederhole sich auch zu oft; die Zeit kurz vorher und nachher sei stets eine verlorene; der ungeheure Andrang von Menschen nehme dem Fest, das früher nur Eltern, Verwandte, Commilitonen und old boys zu Zuschauern gehabt, seinen

VIII.

London.

Die öffentlichen Schulen ſind von jeher der Gegenſtand liebevollſten Intereſſes für das gebildete engliſche Publikum geweſen, und jede Frage, die ihr Wohlergehen, ihre Mißbräuche, ihre Umbildung betrifft, hat das Privilegium, ſogleich zur lebhafteſten Beſprechung Anlaß zu geben, und alle „old boys“ in fieberhafte Bewegung zu bringen. So vorigen Winter die Fagging-Frage in Wincheſter, als die Schülerbehörde dieſer Anſtalt — Polizei, Gerichtsbarkeit und Beſtrafung werden bekanntlich von den Knaben ſelber geübt — ihre Befugniſſe mißbraucht und einen jüngeren Kameraden beinahe zum Krüppel geprügelt haben ſollte. So vor wenigen Monaten die Zänkereien zwiſchen dem Headmaster von Rugby, dem Nachfolger Dr. Arnolds, und ſeinen Lehrern. So ſeit einigen Wochen

[redacted]

ersus Sport. In einem ſolchen

ie Zeitungen, vornehmlich die

von Leitartikeln über den Gegen-

von jenen Correſpondenzen frei-

he ſo charakteriſtiſch für die eng-

d dieſelben ſo einflußreich und ſo

und H

Häupter d

reitertruppen, reiſen und Vorſtellungen geben. Es mag immerhin in den Ferien ſein; aber verlangt es nicht monate-, ja jahrelange Uebung? Und wenn ein Junge das zweifelhafte Glück hat einer der erwählten Elſe zu ſein, wird er wohl noch mit ganzem Herzen bei ſeinen Studien ſein können? Ueberhaupt iſt es nicht gut, wenn die Knaben ſich daran gewöhnen, körperliche Kraft allein zu verherrlichen und zu bewundern. Deßhalb braucht die altengliſche Tradition geſunder kräftiger Spiele ſich in der Jugend nicht zu verlieren. An Eltern und Lehrern iſt es, darüber zu wachen, daß dieſer Mittelweg ſtrenger als bisher eingehalten werde. Das iſt nun alles recht gut und ſchön, ja unbeſtreitbar; aber es ſteht ſehr zu befürchten, daß es bei dieſen platoniſchen Wünſchen ſein Bewenden haben, und daß der Gang der geſellſchaftlichen Umwälzung Englands unwiderſtehlich fortſchreiten und die Umwälzung im ganzen Schulweſen unaufhaltſam nach ſich ziehen wird.

Die engliſche Ariſtokratie — ich nehme das Wort in ſeiner ausgedehnteſten Bedeutung und rechne die ganze gentry, ja alle upper ten thousand dazu — iſt beſiegt; ſie weiß, oder ſie fühlt doch, daß ſie nicht mehr die regierende Claſſe iſt oder wenigſtens daß ſie im Begriff iſt, dieſe ihre Stellung zu verlieren. Die Folge davon iſt ein gewiſſer Mangel an Ehrgeiz oder, wenn man ſo will, an amour-propre, welcher nothwendig das langſame Aufgeben aller Standesüberlieferungen nach ſich zieht. Solange die Ariſtokratie England beherrſchte, ſuchte ſie ſich durch eine treffliche humaniſtiſche Bildung dieſer hohen Stellung würdig zu machen, wie ſie durch eine fleißige politiſche Schule ſich zu derſelben zu befähigen ſuchte. Heute hilft ihr das Alles

urſprünglichen, faſt vertraulichen Charakter, und was der Klagen mehr waren. Doch fand die Unzufriedenheit erſt etwa vor einer oder zwei Wochen ihren entſprechenden Ausdruck in einem zündenden Schreiben eines „Officiers der Armee mit beſchränkten Mitteln", der ſich bitter beklagte: ſein Sohn lerne durchaus nichts in der Schule; anſtatt Latein und Mathematik treibe man nur Cricket, Racket, Boating u. ſ. w., womit niemand ſich eine Exiſtenz gründen könne; bei den Examen müßten die jungen Athleten nothwendig durchfallen, und, was das ſchlimmſte ſei, die Lehrer ſelber, um ſich ihre Aufgabe zu erleichtern, begünſtigten dieſe übertriebene Beſchäftigung mit den ſogenannten „männlichen" Uebungen. Dem Officier des Landheeres geſellte ſich am andern Tag ein Flottenofficier zu; andere antworteten, Lehrer verſchiedener Schulen miſchten ſich in den Streit, und nach und nach ſcheint ſich die öffentliche Meinung, wie immer in England, zu klären und zu einem vernünftigen Urtheile zu gelangen.

Daß man im Sport zu weit gegangen iſt, giebt beinahe jedermann zu. Unſere Knaben, führen ſie ſo fort, wären zu nichts gut als Schiffer oder Jahrmarkts-Herculeſſe zu werden, hört man ſagen. Und wenn der Sport noch unentgeltlich wäre; aber er fügt dem eben nicht geringen Geldopfer, das ſich ein Familienvater auferlegen muß, um ſeinen Sohn nach Rugby, Wincheſter, Harrow oder Eton zu ſchicken, eine ganz bedeutende Extra-Ausgabe hinzu. Auch vervielfältigen ſich die öffentlichen Wettkämpfe gar zu ſehr; und gemeinere Motive beginnen mit hineinzuſpielen, ſeit den Siegern werthvolle Preiſe ausgeſetzt werden, und ſie nun um dieſer Preiſe willen, wie Kunſt-

mitertruppen, reiſen und Vorſtellungen geben. Es mag immerhin in den Ferien ſein; aber verlangt es nicht monate-, ja jahrelange Uebung? Und wenn ein Junge das zweifelhafte Glück hat einer der erwählten Elfe zu ſein, wird er wohl noch mit ganzem Herzen bei ſeinen Studien ſein können? Ueberhaupt iſt es nicht gut, wenn die Knaben ſich daran gewöhnen, körperliche Kraft allein zu verherrlichen und zu bewundern. Deßhalb braucht die altengliſche Tradition geſunder kräftiger Spiele ſich in der Jugend nicht zu verlieren. An Eltern und Lehrern iſt es, darüber zu wachen, daß dieſer Mittelweg ſtrenger als bisher eingehalten werde. Das iſt nun alles recht gut und ſchön, ja unbeſtreitbar; aber es ſteht ſehr zu befürchten, daß es bei dieſen platoniſchen Wünſchen ſein Bewenden haben, und daß der Gang der geſellſchaftlichen Umwälzung Englands unwiderſtehlich fortſchreiten und die Umwälzung im ganzen Schulweſen unaufhaltſam nach ſich ziehen wird.

Die engliſche Ariſtokratie — ich nehme das Wort in ſeiner ausgedehnteſten Bedeutung und rechne die ganze gentry, ja alle upper ten thousand dazu — iſt beſiegt; ſie weiß, oder ſie fühlt doch, daß ſie nicht mehr die regierende Claſſe iſt oder wenigſtens daß ſie im Begriff iſt, dieſe ihre Stellung zu verlieren. Die Folge davon iſt ein gewiſſer Mangel an Ehrgeiz oder, wenn man ſo will, an amour-propre, welcher nothwendig das langſame Aufgeben aller Standesüberlieferungen nach ſich zieht. Solange die Ariſtokratie England beherrſchte, ſuchte ſie ſich durch eine treffliche humaniſtiſche Bildung dieſer hohen Stellung würdig zu machen, wie ſie durch eine fleißige politiſche Schule ſich zu derſelben zu befähigen ſuchte. Heute hilft ihr das Alles

doch zu nichts und ſie fängt an, wie der feſtländiſche Adel, ſich zu verbauern oder ſich zu verweichlichen. Das Leben genießen, im materiellſten Sinne des Worts, ſcheint der einzige Ehrgeiz der bevorzugten Claſſen werden zu wollen: und jener veredelte Lebensgenuß eines Shaftesbury oder Walpole fängt an der Vergangenheit anzugehören. Nicht anders iſt es mit der Verausgabung der Lebenskraft, die einmal im Engländer ſteckt. Die Uebung der geiſtigen, der ſittlichen Kräfte wird immer mehr der Uebung der körperlichen Platz machen; und anſtatt jenes ſchönen Gleichgewichts zwiſchen phyſiſcher, geiſtiger und ſittlicher Bildung, welches den engliſchen Gentleman des älteren Geſchlechtes auszeichnete und ſo hoch über den deutſchen Krautjunker wie über den franzöſiſchen Höfling ſtellte, welches der engliſchen Literatur wie dem engliſchen Staat einen Stab ſo trefflicher, freigeſinnter, claſſiſch gebildeter und zugleich männlich-ritterlich geſtählter Männer gab, die man vergebens unter den Beamten, den Stubengelehrten und den Akademikern des Feſtlandes geſucht hätte, ſcheint eine Art Gladiatorenthum um ſich greifen zu wollen, das England eben nicht zur Ehre gereichen würde. Noch ſchlimmer aber als die Athleten ſind die Einpauker (crammers), welche ſeit Einführung ſo vieler neuen Disciplinen in den Unterricht, einer neuen Prüfungsordnung und des Concurſes aufgekommen ſind und der freien, claſſiſchen Bildung in England mit denſelben Gefahren drohen, die ihr in Frankreich ſo empfindlichen Eintrag gethan. Anſtatt die zwei großen erprobten Bildungsmittel des Geiſtes, claſſiſche Sprachen und Mathematik, langſam auf ſich einwirken zu laſſen, macht man aus dieſen Mitteln Zwecke — und welche Zwecke!

Zulaſſung in eine Laufbahn u. ſ. w. — und fügt ihnen noch eine Menge andrer Lerngegenſtände hinzu, welche dereinſt im Leben „nützlich“ ſein ſollen. Das Alles aber wird raſch in einem Monat vor dem Examen erworben — natürlich um einen Monat nachher ganz ausgelöſcht zu ſein. Kurz, wie bei gewiſſen flachen Geiſtern des Feſtlandes, ſo hat ſich auch in England die Auffaſſung eingeſchlichen, daß der Jugendunterricht der Mittelclaſſen eine unmittelbare Vorbereitung zur künftigen Lebensthätigkeit ſein dürfe, ja müſſe; während die gute alte Zeit unbefangen geglaubt hatte, es handle ſich im College nur darum, den Geiſt der Jugend zu ſtählen, wie das Turnen den Körper ſtählt, um ihm ſo die ſpätere Erlernung jeder beliebigen Einzelthätigkeit zu erleichtern.

Auch die ungeheure Zahl der Emporkömmlinge aus dem Kaufmannſtande, denen heute das Parlament offen ſteht und welche darin einen bedeutenderen Platz einnehmen als die Adeligen und die „freien Profeſſionen“, hat dazu beigetragen, die Ueberlieferungen der engliſchen Schulen zu untergraben. Sie alle ſenden jetzt ihre Söhne nach Rugby oder Wincheſter, Harrow oder Eton, und die Jungen bringen aus dem väterlichen Haus andere Sitten und Gewohnheiten mit als ihre weniger zahlreichen Kameraden aus den Familien des Adels, des Heeres, der Geiſtlichkeit oder der Juſtiz. Dieſen glauben ſie es nun gleich thun zu müſſen, ja, ſie zu übertreffen, nicht etwa an Fleiß und Bildung, ſondern an Aufwand und an Körperkraft. Der ganze Ton iſt dadurch ein anderer geworden, und es iſt natürlich, wenn die Claſſen, welche am meiſten darunter leiden, d. h. die unbemittelten Gentlemen, deren Söhne auf

Kalokagathie vergleichen ließe, diesem Ideale wohl nachstrebend an Anmuth, künstlerischem Sinne und metaphysischer Bildung, aber es übertreffend an Gemüth, Humor, Naturverständniß, Wahrhaftigkeit.

(milksops) oder gar geiſtige Treibhauspflanzen neueſter Art zu ſein, ſondern Meiſter in allen ritterlichen Künſten und heitere lebensluſtige Geſellſchafter blieben. Die claſſiſche Bildung beginnt ſchon Sache der Philologen zu werden, wie denn überhaupt die Wiſſenſchaft immer mehr Monopol der Profeſſoren wird. Der Arzt, der Richter, der Officier bekümmert ſich wenig mehr um irgend etwas, das jenſeits ſeiner Fachſtudien liegt; der junge Edelmann, der bürgerliche Elegant, der ſorgenloſe Rentier macht aus Sport oder Ausſchweifung, im beſſeren Fall aus beſchränkteſter, unthätigſter Zurückgezogenheit oder leerem, eitlem Geſellſchaftstreiben eine Art einſeitigen Lebensberufes; die Gebildeten wenden immer ſkeptiſcher der Politik den Rücken zu und überlaſſen ſie den Faiſeurs, den Utopiſten und der rohen Menge: in einem Worte, die Engländer amerikaniſiren ſich. Freilich iſt dieſe Evolution erſt in ihrem Beginnen: wohl uns, daß wir noch gelebt, um den Spätherbſt jener einzigen Nationalcultur zu ſehen, deren höchſte Blüthe unſere Väter erlebten.

Wohl war nicht Alles ſchön und bewundernswerth in jener Geſellſchaft Englands, deren glänzende Vertreter wir noch in unſerer Jugend gekannt: Derbheit und Hochmuth, Heuchelei und geiſtige Beſchränktheit fanden einen fetten Boden, um ſich wuchernd zu entfalten; aber der, immerhin ſeltene, engliſche Gentleman jener Zeit, der dieſen Namen wirklich der Geſinnung wie den Sitten nach verdiente, war doch Alles in Allem genommen das ſchönſte, geſündeſte, harmoniſchſte Menſchengewächs, das ſeit dem modernen Bürgerthum, ja ſeit dem Untergange der antiken Welt gelebt: das einzige, das ſich mit dem griechiſchen Ideale der

geistige Arbeit angewiesen sind und sich durch sie eine Stellung im Leben erobern müssen, zu klagen anfangen. Sie können sich aber nicht resigniren — und wer sollte es ihnen verdenken? — sich von dem Platze verdrängt zu sehen, den sie so lange und so ehrenvoll ausgefüllt in der Gesellschaft und im Staat ihres Landes. Sie meinen: mit allerhand Vorkehrungen könne dem noch vorgebeugt werden, und wollen sich nicht gestehen, daß in dem neuen England, wie's die politischen Reformen der letzten zehn Jahre gemacht, kein Platz mehr für sie ist. Der englische Staat, wie die englische Gesellschaft, wie die englische Literatur, gehört fortan den Emporkömmlingen der Demokratie, und die Traditionen, die so lange das öffentliche wie das geistige Leben Englands beherrscht, sind im Erlöschen. Englands Lebenskraft ist so unerschöpflich, daß es auch ohne diese Traditionen noch Bedeutendes, ja Großes bieten wird; aber jene edle Würze classischer Bildung, welche die etwas derbe englische Natur wohlthuend milderte und der nationalen Cultur des Landes einen so eigenen Reiz verlieh, droht zu verschwinden oder doch sich auf einzelne Gruppen zu beschränken, anstatt wie ehedem das ganze öffentliche Leben zu durchdringen. Das unerbittliche Gesetz der Arbeitstheilung dringt selbst bis in die höhern Kreise, denen das Specialistenthum bisher unbekannt war. Umsonst sucht man in dem heranwachsenden Geschlecht nach jenen Land- und Seeofficieren, Geistlichen, Anwälten, Kaufherren und Adeligen, welche, außer ihren Fachkenntnissen und Facherfahrungen, eine eingehende Bekanntschaft mit Alterthum, Philosophie, Geschichte und Nationalökonomie in ihre politische Laufbahn mitbrachten, ohne deshalb Muttersöhnchen

IX.

Weybridge.

Die Umbildung des engliſchen Kabinettes iſt vollendet.*) Wäre ich Chroniſt, ſo träte nun die Aufgabe an mich heran, über die Vergangenheit der einzelnen Männer, der austretenden wie eintretenden, zu berichten und dieſelben, ſo gut ich könnte, zu charakteriſiren. Glücklicherweiſe brauche ich mich nicht auf einen ſo ſchlüpfrigen Boden zu wagen; denn ich hege ja den Ehrgeiz, nicht als Chroniſt, ſondern als dramatiſcher Chor aufzutreten, indem ich die bleibende Bedeutung der vorübergehenden Ereigniſſe in's Licht zu ſtellen oder doch wenigſtens ihr nachzuforſchen verſuche.

Die neue Combination iſt nun aber in meinen Augen ein Symptom mehr, daß es bald aus ſein wird mit der alten Parteiregierung, die England zwei Jahrhunderte lang

*) Es handelt ſich um die reconstruction (replâtrage, rimpasto) des Miniſteriums Gladſtone im Auguſt 1873, als der Premier ſein Fachminiſterium, die Finanzen, an Herrn Lowe's Stelle wieder übernahm, Herr Bright u. A. neu eintraten. Aehnliches iſt auch früher öfter in England vorgekommen, aber meiſt der Vorbote einer parlamentariſchen Niederlage, nie die Folge derſelben geweſen, worin der ganze Unterſchied beſteht.

Kalokagathie vergleichen ließe, dieſem Ideale wohl nachſtehend an Anmuth, künſtleriſchem Sinne und metaphyſiſcher Bildung, aber es übertreffend an Gemüth, Humor, Naturverſtändniß, Wahrhaftigkeit.

IX.

Weybridge.

Die Umbildung des engliſchen Kabinettes iſt vollendet.*) Wäre ich Chroniſt, ſo träte nun die Aufgabe an mich heran, über die Vergangenheit der einzelnen Männer, der austretenden wie eintretenden, zu berichten und dieſelben, ſo gut ich könnte, zu charakteriſiren. Glücklicherweiſe brauche ich mich nicht auf einen ſo ſchlüpfrigen Boden zu wagen; denn ich hege ja den Ehrgeiz, nicht als Chroniſt, ſondern als dramatiſcher Chor aufzutreten, indem ich die bleibende Bedeutung der vorübergehenden Ereigniſſe in's Licht zu ſtellen oder doch wenigſtens ihr nachzuforſchen verſuche.

Die neue Combination iſt nun aber in meinen Augen ein Symptom mehr, daß es bald aus ſein wird mit der alten Parteiregierung, die England zwei Jahrhunderte lang

*) Es handelt ſich um die reconstruction (replâtrage, rimpasto) des Miniſteriums Gladſtone im Auguſt 1873, als der Premier ſein Fachminiſterium, die Finanzen, an Herrn Lowe's Stelle wieder übernahm, Herr Bright u. A. neu eintraten. Aehnliches iſt auch früher öfter in England vorgekommen, aber meiſt der Vorbote einer parlamentariſchen Niederlage, nie die Folge derſelben geweſen, worin der ganze Unterſchied beſteht.

ausgezeichnet: ein äußerſt irrationelles, jedenfalls ganz künſtliches Syſtem, das aber ſeit Montesquieu als das Muſter des freien Verfaſſungslebens betrachtet zu werden pflegte. Es iſt eben damit gegangen, wie mit ſo vielen menſchlichen Dingen: man hat die zufällige Form als das Weſen angeſehen, das Weſen ſelbſt aber als ganz nebenſächlich behandelt. Die Wahrheit iſt: England iſt dieſe zwei Jahrhunderte hindurch von einer Ariſtokratie beherrſcht worden, welche, gleich allen politiſchen Ariſtokratien, große ſtaatsmänniſche Ueberlieferungen hatte. Dieſe Ariſtokratie hatte das Königthum neben ſich beſtehen laſſen und ihrer eigenen Herrſchaft die parlamentariſche Form gegeben, worauf denn, da England ſehr wohl bei dieſer Regierung fuhr, die Welt ſich einbildete, dies ſei das Verdienſt des Parlamentarismus, nicht der ſtaatsmänniſchen Weisheit der engliſchen Ariſtokratie, — als ob dieſe mit den venetianiſchen oder römiſchen Formen nicht eben ſo gut regiert hätte. Wie ganz weſenlos die Form der parlamentariſchen Parteiregierung an ſich iſt, beweiſen ihre Mißerfolge in Frankreich und Spanien, die Hinderniſſe, welche ſie dem Gedeihen Italiens in den Weg legt, die Schwierigkeit, die ſie hat, ſich in Deutſchland einzubürgern, ihr Zuſammenbrechen in England ſelbſt, ſobald der Geiſt, der ſie geſchaffen und lebendig erhielt — das heißt die Ariſtokratie — von ihr gewichen iſt. Ich ſage mit Abſicht „Parteiregierung", weil dieſer Ausdruck der allein richtige und genaue iſt, um das engliſche Verfaſſungsleben der letzten beiden Jahrhunderte zu bezeichnen. Dieſe hat aber bis jetzt *nur* in England exiſtirt. Weder in Paris noch in Madrid, weder in Berlin noch in Rom, weder in Wien noch in den ehe-

maligen Rheinbund-Staaten haben Parlamente mit zwei großen Parteien bestanden, welche sich regelmäßig in der Regierung abgelöst hätten.*) Entweder ist's die Krone, die unter der Kontrole der Volksvertretung regiert, oder es sind verschiedene Persönlichkeiten derselben Partei, welche sich aus rein persönlichen Gründen gegenseitig am Steuer ablösen. Letzteres ist das italienische System und beginnt nun auch das englische zu werden. Darin liegt die Bedeutung dieser letzten Ereignisse, welche sich unabhängig vom Parlamente und seinen Abstimmungen vollzogen haben. Sie sind die natürliche Folge der seit 1867 (der zweiten Wahlreform) endgültig gewordenen Revolution der englischen Verfassung, einer Revolution, welche an die Stelle des früher herrschenden Grundbesitzes die Herrschaft des flüssigen Kapitals gesetzt hat, welches seinerseits der Demokratie die Schleusen geöffnet, genau wie die politische Emancipation der Ritter durch Gracchus einst der römischen Demokratie Schloß und Riegel öffnete.

Nicht allein Lord Derby und Herr Disraeli sind es, welche die jetzige Regierung bekämpfen oder ihre Erbschaft beanspruchen, die liberale Partei selbst greift sie an, sucht

*) Im ehemaligen Königreich Sardinien und in Belgien ist die ganz künstliche Methode Englands auf kontinentale Zustände angewendet worden; in Piemont aber wurde sie aufgegeben, sobald ernste Verwicklungen auftauchten (1859), und in Belgien wird sie von der Gesellschaft Jesu, welche mindestens ebenso gewandt als die englische Aristokratie im Annehmen und Gebrauchen der verschiedensten politischen Formen ist, ausgebeutet: d. h. dazu benutzt, den modernen Staat zu untergraben und eben an die Stelle der wechselnden Parteiregierungen und der Freiheit Aller die Freiheit „der Guten" und die permanente Regierung durch eine außerstaatliche Gewalt zu setzen.

sie zu stürzen und ihre Stellen mit anderen Leuten derselben Partei zu besetzen. Hierin liegt der ganze Unterschied zwischen der jetzigen Lage und den früheren Verwicklungen. Noch sind die Dinge nicht zu dem Punkte gediehen, zu dem sie in Rom gelangt sind, wo zehn auf einander folgende Ministerien derselben Partei angehören und dieselbe Politik verfolgen konnten; aber England ist auf dem besten Wege. In der That wird die jetzige Regierung viel heftiger von ihrer Partei als von den Tories angefeindet. Die liberalen Blätter greifen sie mit größerer Lebhaftigkeit an als die conservativen, und die Dissenters als die Radikalen, die gemäßigten Whigs als die Katholiken: das heißt doch alle die Fraktionen, aus denen das Kabinet hervorgegangen, denen es seine Existenz verdankt, sind einmüthig in ihrem Tadel. Die Majorität des Hauses der Gemeinen hält allein die Regierung; aber, Dank dem neuen demokratischen Wahlgesetz, ist diese Majorität nicht mehr der Ausdruck der öffentlichen Meinung Englands; sondern, wie in Frankreich unter Herrn Guizot und Napoleon III., nur eine legale Majorität, von der durchaus nicht auf die Stimmung des Landes geschlossen werden kann. Nun mag freilich die Schuld der augenblicklich herrschenden Mißstimmung theilweise an den Ministern liegen; der tiefere Grund ist der, daß die alten Parteien in der Auflösung begriffen sind und neue Parteien sich bilden, weil neue Gesellschaftsklassen und neue Interessen im neuen Parlamente vertreten sind. Diese haben sich bis jetzt noch zum Theile des alten whigistischen Personals bedienen müssen und sind natürlich nicht immer mit ihm zufrieden. Die eigenen Leute aber, die sie hereingebracht, können ebenso-

ganz abgeht; denn noch ist es ihm nicht gelungen, seinem rationalistischen Glaubensbekenntnisse den Charakter eines religiösen Credo zu geben. Freilich hat er die Macht der materiellen Interessen für sich, freilich wird ihm das Nationalgefühl Englands, das er jetzt so vornehm als ein veraltetes Vorurtheil belächelt, im entscheidenden Augenblicke zu Hülfe kommen; aber einen harten Stand wird er doch haben. Was nun die alternden Landsknecht-Hauptleute der sterbenden Parteien anlangt, die ehedem England beherrscht, so werden sie wohl ebenfalls schon zu den Todten versammelt sein, wenn's zu jenem verhängnißvollen Zusammenstoß kommen wird oder, sind sie noch am Leben, so werden sie abseits stehen und dem wild und leidenschaftlich geführten Kampfe zuschauen wie alte Fechtmeister, die halb mitleidige, halb entrüstete Zeugen sind, wie zwei rohe Gesellen in blinder Wuth die Knöpfe von den Fleurets abreißen, sich gegen alle Regeln mit Stoß und Hieb zugleich anfallen und die häßlichsten Wunden beibringen. Sind einmal rationalistischer Materialismus und religiöser Aberglaube im Kampfe, werden die heftigsten Leidenschaften einmal aufgewühlt, welche in den Menschenmassen schlummern, dann ist kein Platz mehr für die klugen gesitteten Leute, die erst mit rücksichtsloser Gewalt und sittlicher Energie, dann mit Weisheit und Mäßigung, endlich mit Nachgiebigkeit und Geschmeidigkeit das halbwache Ungethüm gebändigt, geleitet und besänftigt hatten.

Beide ſind für Abſchaffung des beſtehenden Erbrechts, der Jagdgeſetze, der Hypothekengeſetzgebung, Beide für Ausdehnung des Stimmrechtes auf die Landarbeiter: kurz, mit nacktem Auge iſt da nicht die geringſte Nüance zu erſpähen. Sehen wir nun näher zu, ſo werden wir finden, daß die Ideen und die Politik, die beide Parteien befürworten, eigentlich keiner von beiden angehören, und darin liegt der Schlüſſel zur Löſung des ganzen Räthſels.

Ganz langſam hat ſich in den Fünfziger-Jahren eine dritte Partei gebildet: ſie hat im Stillen gearbeitet und maulwurfsartig die ganze engliſche Verfaſſung und die ganze engliſche Bildung zugleich untergraben oder doch umgeſtaltet. Dieſe Partei nun: die radicale, herrſcht abſolut, despotiſch, unbeſtritten ſeit zehn Jahren; aber ſie herrſcht durch Staatsmänner der beiden alten Parteien. Sei es, daß ihre fähigen Männer zu jung ſind; ſei es, daß ſie, zu beſchäftigt mit Gelderwerb, zu ungeſchult im öffentlichen Leben, der parlamentariſchen Redekunſt und Strategik nicht Meiſter genug ſind; ſei es, daß die Wenigen, welche die Intereſſen und Inſtincte der Maſſe dieſer Partei in Theorien und Syſteme gebracht, ſich ſelber als zu abſtract, zu unpraktiſch fühlen — die Thatſache iſt: die neue herrſchende Partei regiert durch Miniſter, welche ſie aus den Pflanzſchulen der beiden alten Parteien hernimmt. Dieſe, die England ſeit mehr als anderthalb Jahrhunderten beherrſchen, haben natürlich noch ein zahlreiches Perſonal trefflich geſchulter Leute und, ſeit das Gros der Armee zu den Radicalen übergegangen, unendlich mehr Officiere als Soldaten. Dieſe nimmt der neue Souverän, die radicale Partei, als Vertreterin der induſtriellen Intereſſen in ſeinen Sold, und

Canning's und ſeiner Anhänger von der Torypartei, die Katholikenemancipation, die erſte Reformbill und die erſte iriſche Kirchenreform geſehen, hat den engliſchen Staat ganz ebenſo tief berührt, als dreißig Jahre ſpäter das Decennium, in welchem Gladſtone und ſein Einfluß die neue Umgeſtaltung der alten Verfaſſung zu Wege gebracht. Keineswegs zufällig aber iſt die Thatſache, daß alle die großen Reformer dieſes Jahrhunderts, Canning wie Peel, Gladſtone wie Palmerſton, der einen ſo hervorragenden Theil an der Katholikenemancipation nahm, Ueberläufer aus dem ultraconſervativen Lager waren, oder daß einige der bedeutendſten Reformen ſogar von den Häuptern der conſervativen Partei ſelber, wie Wellington und Disraeli, vollzogen wurden.

Es iſt eine ganz andere Welt in die wir treten, wenn wir die Jugendbriefe von „old Palm“ leſen; und das Frankreich von 1873 gleicht, trotz ſeiner drei dazwiſchenliegenden Revolutionen und Regierungswechſel, bei Weitem mehr dem Frankreich von 1820, als das England von heute dem England von Palmerſton's Jugend; obſchon hier kein Tropfen Blut's vergoſſen, kein Palaſt und keine Zwingburg in Aſche gelegt worden. War jene Welt eine beſſere als die heutige? Das iſt eine Frage, deren Beantwortung ich gerne richterlich geſtimmten Leſern überlaſſe. Mein Standpunkt iſt ja hier in der Fremde der des Zuſchauers, nicht der des Moraliſten. Sehe ich Macbeth oder Richard III. auf der Bühne an mir vorübergehen, ſo frage ich auch nicht, ob die Menſchheit beſſer geworden iſt. Ja, ſelbſt wenn ich es unternehmen wollte jene Zeit zu ſchildern, ſo vermöchte ich mich ſo wenig zur ſittlichen Entrüſtung über die Vergangenheit und zum ſittlichen Stolz auf die Gegen-

herrn ungeduldig, den Gegner zu ſtürzen, und der eigene Generalſtab Herrn Gladſtone's iſt eben nicht ſehr disciplinirt und erträgt nur unwillig die Ueberlegenheit des Mannes, die er nicht beſtreiten kann und die ihm doch ſo läſtig iſt.

Was aber noch von der guten alten liberalen Schule übrig bleibt, namentlich von der aus dem Torysmus hervorgegangenen Canning'ſchen Schule, iſt es mehr als müde Ariſtides „den Gerechten" nennen zu hören; ſein „Ernſt" iſt dieſen überlebenden Bewunderern Palmerſton'ſcher Heiterkeit mehr als unbequem, und ſie ſehen in dem gelehrten Oxonier nur einen verfehlten Biſchof, der nicht ſchnell genug zur Kanzel zurückkehren könne.

Bei jener Gelegenheit nun, von der das unheilbare Mißtrauen des radicalen Souveräns gegen Herrn Gladſtone datirt, zeigte ſich auch ein kleines Häuflein auf dem Terrain, das man ſeit zweihundert Jahren in keinem engliſchen Parlamente geſehen und das wohl über kurz oder lang zu einem Heere anſchwellen dürfte, welches dem Radicalismus mehr zu ſchaffen machen würde, als die überlebten alten Parteien der Whigs und Tories mit ihren Cadres ohne Truppen. Wir meinen die ultramontane Partei — ſie iſt der Gegner der Zukunft für die radicale Partei, und ein gefährlicher Gegner; denn ſie beſitzt in Irland ein zahlreiches, kampfluſtiges Heer, in England ſelbſt hält ſie verſchiedene wichtige Punkte, im Ausland findet ſie eine Stütze an der conſervativen Partei des Feſtlandes; eine ſtarke Organiſation, eine unerſchütterliche Disciplin hält ſie zuſammen und — ſie hat ein ideales Princip, die Religion, welches dem materialiſtiſchen Radicalismus

ganz abgeht; denn noch ist es ihm nicht gelungen, seinem rationalistischen Glaubensbekenntnisse den Charakter eines religiösen Credo zu geben. Freilich hat er die Macht der materiellen Interessen für sich, freilich wird ihm das Nationalgefühl Englands, das er jetzt so vornehm als ein veraltetes Vorurtheil belächelt, im entscheidenden Augenblicke zu Hülfe kommen; aber einen harten Stand wird er doch haben. Was nun die alternden Landsknechthauptleute der sterbenden Parteien anlangt, die ehedem England beherrscht, so werden sie wohl ebenfalls schon zu den Todten versammelt sein, wenn's zu jenem verhängnißvollen Zusammenstoß kommen wird oder, sind sie noch am Leben, so werden sie abseits stehen und dem wild und leidenschaftlich geführten Kampfe zuschauen wie alte Fechtmeister, die halb mitleidige, halb entrüstete Zeugen sind, wie zwei rohe Gesellen in blinder Wuth die Knöpfe von den Fleurets abreißen, sich gegen alle Regeln mit Stoß und Hieb zugleich anfallen und die häßlichsten Wunden beibringen. Sind einmal rationalistischer Materialismus und religiöser Aberglaube im Kampfe, werden die heftigsten Leidenschaften einmal aufgewühlt, welche in den Menschenmassen schlummern, dann ist kein Platz mehr für die klugen gesitteten Leute, die erst mit rücksichtsloser Gewalt und sittlicher Energie, dann mit Weisheit und Mäßigung, endlich mit Nachgiebigkeit und Geschmeidigkeit das halbwache Ungethüm gebändigt, geleitet und besänftigt hatten.

X.

Weybridge.

Wer ſich einen Begriff machen will von dem Wege, den England ſeit einem halben Jahrhundert zurückgelegt, dem rathe ich die Palmerſton'ſchen Briefe, Tagebücher und Fragmente einer Selbſtbiographie zu leſen, welche Lord Lytton's geiſtreicher Bruder, Sir Henry Bulwer, in ſeiner Lebensbeſchreibung des letzten Vertreters altengliſcher Politik mitgetheilt hat*). Namentlich die im erſten Bande enthaltenen Schriftſtücke, welche ſich bis 1830 erſtrecken, ſind in dieſer Beziehung außerordentlich lehrreich. Nicht allein, daß überhaupt eine Epoche, die wir, ſei's auch als unmündige Kinder und ganz bewußtlos miterlebt, uns verſtändlicher iſt, verwandter erſcheint als die kurz vor unſerer Geburt liegende Spanne Zeit; hier kommt noch der Umſtand hinzu, daß das politiſche Leben Englands gerade um's Jahr 1830 eine ebenſo gründliche Umwälzung erfahren hat, als ein Menſchenalter ſpäter. Das Jahrzehnt, welches die Trennung

*) The Life of Henry John Temple, Viscount Palmerston, with selections from his diaries and correspondence. By the Right Hon. Sir Henry Lytton Bulwer, G. C. B. M. P. In two volumes. London 1871.

Canning's und ſeiner Anhänger von der Torypartei, die Katholikenemancipation, die erſte Reformbill und die erſte iriſche Kirchenreform geſehen, hat den engliſchen Staat ganz ebenſo tief berührt, als dreißig Jahre ſpäter das Decennium, in welchem Gladſtone und ſein Einfluß die neue Umgeſtaltung der alten Verfaſſung zu Wege gebracht. Keineswegs zufällig aber iſt die Thatſache, daß alle die großen Reformer dieſes Jahrhunderts, Canning wie Peel, Gladſtone wie Palmerſton, der einen ſo hervorragenden Theil an der Katholikenemancipation nahm, Ueberläufer aus dem ultraconſervativen Lager waren, oder daß einige der bedeutendſten Reformen ſogar von den Häuptern der conſervativen Partei ſelber, wie Wellington und Disraeli, vollzogen wurden.

Es iſt eine ganz andere Welt in die wir treten, wenn wir die Jugendbriefe von „old Palm“ leſen; und das Frankreich von 1873 gleicht, trotz ſeiner drei dazwiſchenliegenden Revolutionen und Regierungswechſel, bei Weitem mehr dem Frankreich von 1820, als das England von heute dem England von Palmerſton's Jugend; obſchon hier kein Tropfen Blut's vergoſſen, kein Palaſt und keine Zwingburg in Aſche gelegt worden. War jene Welt eine beſſere als die heutige? Das iſt eine Frage, deren Beantwortung ich gerne richterlich geſtimmten Leſern überlaſſe. Mein Standpunkt iſt ja hier in der Fremde der des Zuſchauers, nicht der des Moraliſten. Sehe ich Macbeth oder Richard III. auf der Bühne an mir vorübergehen, ſo frage ich auch nicht, ob die Menſchheit beſſer geworden iſt. Ja, ſelbſt wenn ich es unternehmen wollte jene Zeit zu ſchildern, ſo vermöchte ich mich ſo wenig zur ſittlichen Entrüſtung über die Vergangenheit und zum ſittlichen Stolz auf die Gegen-

wart zu erhitzen, als der Botaniker, der dieſe oder jene Flora beſchreibt, an Billigung oder Mißbilligung denkt, ſelbſt wenn die eine mehr Giftpflanzen, die andre mehr Heilkräuter enthielte. Mein Intereſſe iſt hier ganz hinreichend durch das immer neue Schauſpiel des raſchen und vollſtändigen Wechſels der Erſcheinung bei der unveränderlichen Permanenz des Weſens der Dinge erregt, welches mir vor Augen tritt.

Die Krone, die im Anfange dieſes Buches noch faſt mit der Macht ausgeſtattet erſcheint, welche ſie unter Wilhelm III. in England hatte und bei uns heute noch unter Wilhelm I. beſitzt, hat ſeitdem ein gutes Theil ihres Einfluſſes eingebüßt, und Königin Victoria vermöchte durchaus heute nicht ihren eigenen Willen in dem Maße wie ihr Großvater und ihr Oheim geltend zu machen. Das Oberhaus, das ſich noch Jahrzehnte lang dem ausgeſprochenen Willen des Unterhauſes widerſetzen konnte, iſt heute zu einer Körperſchaft herabgeſunken, deren Geſchäft es iſt, die Beſchlüſſe der Gemeinen zu ratificiren.

Das Unterhaus ſelber, in dem früher der Einfluß der Großgrundbeſitzer maßgebend war, ſteht jetzt unter ganz anderen Mächten. Aber wer etwa glaubte, Nepotismus und Favoritismus, Wahlbeeinfluſſung und perſönliche Intriguen, Willkür und Parteileidenſchaft kämen nicht mehr vor, weil der Souverän gewechſelt hat; oder wer umgekehrt ſich einbildete, das vielbewunderte ariſtokratiſche Altengland habe dieſe Uebel, die man auf dem Feſtlande gerne als die unberechtigte Eigenthümlichkeit bureaukratiſcher Regierungen anſieht, nicht gekannt, der iſt gleicher Weiſe im Irrthum. Ob ein Präfect oder ein Großgrundbeſitzer,

movirt hatte, als Parlamentscandidat für Cambridge auftreten (1806) und zwei Jahre später wirklich als Vertreter dieses vielumworbenen Wahlbezirks im Parlament erscheinen. Er zählte noch nicht fünfundzwanzig Jahre, als er 1809 in's Ministerium eintrat, wo er fünfzehn Jahre ununterbrochen der Kriegsverwaltung vorstand; bis er sich im Jahre 1828 ein für allemal von den Tories lossagte, die ihn bei den Wahlen im Stich gelassen. Seine Laufbahn als Minister des Aeußern von 1830—1850, und als Premier von 1855—1865 ist in Jedermann's Gedächtniß.

Merkwürdig ist, daß Palmerston als Jüngling schon gerade so erscheint, wie wir ihn als Mann gekannt: ernst wo der Ernst am Platze war, heiter wo Heiterkeit erlaubt schien; zugleich Lebemann und Geschäftsmann, von gesundem praktischem Verstand, wo es sich um das Interesse, von hoher, edler Gesinnung, wo es sich um die Ehre und Größe seines Vaterlandes handelte; ein eingefleischter Aristokrat und Engländer, der es aber stets mit der Sache der Unterdrückten hielt und die festländischen Verhältnisse besser als irgend ein Staatsmann des Festlandes, — besser als Metternich jedenfalls — beurtheilte; ohne alle und jede Empfindsamkeit und doch voller Herzensgüte und inniger Theilnahme. Von Anfang an sind die Briefe ganz thatsächlich. Er spricht natürlich viel von sich selber und seinen Interessen, verbirgt auch seinen Ehrgeiz nicht im Geringsten; aber wir begegnen keinem Wort eigentlicher Eitelkeit, freilich auch keinem falscher Bescheidenheit. Nirgends eine Spur unlauterer Gewinnsucht; nirgends jenes Grübeln an und in sich selbst, das festländischen Jünglingen, zumal den Deutschen, so zur andern Natur geworden ist. Er kränkelt

essen bekämpft; und da alle menschlichen Dinge ihre schwachen Seiten haben, so ist's nur natürlich, daß es der jedesmaligen Opposition leicht wird, die Gebrechen und Mißbräuche der zeitweiligen Machthaber in ein grelles Licht zu stellen. Seufzt ein Land unter dem Pedantismus des abstracten Beamtenthums, so wendet es neidisch-bewundernde Blicke auf die aristokratische Selbstregierung des Nachbarlandes; während dieses sich vielleicht schon im Stillen nach wohlbezahlten, studirten, nur im allgemeinen Staatsinteresse stehenden Berufsbeamten sehnt. Fühlt sich ein großer Staatsmann oder fühlt ihn die Nation durch die Oeffentlichkeit und Unverantwortlichkeit eines Parlamentes auf Schritt und Tritt gehemmt, durchkreuzt, ja geradezu gehindert, das Nützliche und Ehrenvolle oder auch nur das dringend Nothwendige zu thun, das Wünschenswerthe vorzubereiten; so denkt er wohl manchmal, und die Nation mit ihm, an die schönen Zeiten des aufgeklärten Despotismus, wo man das Gute unbehelligt von unverantwortlicher Mittelmäßigkeit, Unwissenheit und Unfähigkeit leisten konnte. Sind aber jene Schranken eine Zeitlang entfernt, so mag der Herrscher, er sei nun König, Minister oder Volkstribun, das Beste und Größte vollbringen, die Nation wird sich hintangesetzt fühlen, wird mithandeln oder doch mitsprechen, im bescheidensten Falle mitsehen wollen, unter dem nur zu berechtigten Vorwande, jene im Dunkeln und ohne Schranken waltende Gewalt möchte der Willkür und Selbstsucht anheim fallen. Da nun aber eine ganz gleichgewichtige oder wie man zu sagen pflegt, gemischte Verfassung, welche der Form nach die Vortheile der Monarchie, der Aristokratie und der Demokratie, dem Wesen nach die Wahrung der in sich selbst

movirt hatte, als Parlamentscandidat für Cambridge auftreten (1806) und zwei Jahre später wirklich als Vertreter dieses vielumworbenen Wahlbezirks im Parlament erscheinen. Er zählte noch nicht fünfundzwanzig Jahre, als er 1809 in's Ministerium eintrat, wo er fünfzehn Jahre ununterbrochen der Kriegsverwaltung vorstand; bis er sich im Jahre 1828 ein für allemal von den Tories lossagte, die ihn bei den Wahlen im Stich gelassen. Seine Laufbahn als Minister des Aeußern von 1830—1850, und als Premier von 1855—1865 ist in Jedermann's Gedächtniß.

Merkwürdig ist, daß Palmerston als Jüngling schon gerade so erscheint, wie wir ihn als Mann gekannt: ernst wo der Ernst am Platze war, heiter wo Heiterkeit erlaubt schien; zugleich Lebemann und Geschäftsmann, von gesundem praktischem Verstand, wo es sich um das Interesse, von hoher, edler Gesinnung, wo es sich um die Ehre und Größe seines Vaterlandes handelte; ein eingefleischter Aristokrat und Engländer, der es aber stets mit der Sache der Unterdrückten hielt und die festländischen Verhältnisse besser als irgend ein Staatsmann des Festlandes, — besser als Metternich jedenfalls — beurtheilte; ohne alle und jede Empfindsamkeit und doch voller Herzensgüte und inniger Theilnahme. Von Anfang an sind die Briefe ganz thatsächlich. Er spricht natürlich viel von sich selber und seinen Interessen, verbirgt auch seinen Ehrgeiz nicht im Geringsten; aber wir begegnen keinem Wort eigentlicher Eitelkeit, freilich auch keinem falscher Bescheidenheit. Nirgends eine Spur unlauterer Gewinnsucht; nirgends jenes Grübeln an und in sich selbst, das festländischen Jünglingen, zumal den Deutschen, so zur andern Natur geworden ist. Er kränkelt

moraliſch ebenſowenig als körperlich. Seine Zerſtreuunge
ſind die eines durch und durch geſunden Menſchen; un
was er auch treibt, Geſchäfte oder Vergnügen, er i
totus in illis. Hört man ihn von ſeinen Pferden un
Wettrennen reden, wobei er nur die Aufregung un
die Freude am Sport — keineswegs wie's heutzutage oft de
Fall iſt, den Gewinn — im Auge hatte, ſo ſollte ma
glauben, es ſei dies ſein einziges Intereſſe; aber gan
ebenſo lebhaft ſpricht er von der Jagd, als echter Waid
mann und Kenner. Die politiſche Thätigkeit geht ihn
freilich über alles und die Jugendbriefe an Schweſtern un
Brüder, welche keine Sylbe von Zärtlichkeit enthalten, ſin
wie Zeitungsberichte zu leſen, an deren Ende der Cor
reſpondent ohne jeden Uebergang oder jede conventionell
Formel ſein „Adieu, yours affectionately, Palmerston"
geſchrieben hätte. Der trockne, ſcharfe Witz, der ſeine Be
redtſamkeit auszeichnete, wie das klare Urtheil, das ihn i
ſeinem politiſchen Verkehr leitete, erſcheinen in dieſen ver
trauten Mittheilungen im vollſten Lichte. Seine humo
riſtiſchen Beſchreibungen von Paris und Irland, ſein
Schilderung der politiſchen Kreiſe dort und des ökonomiſche
Zuſtandes hier, ſeine raſch hingeworfenen, immer etwa
ſatiriſchen Federzeichnungen von Fox und Wellington, Pee
und Canning, Haugwitz und Metternich, Sebaſtiani un
Talleyrand; ſeine prägnanten Urtheile über franzöſiſche
ruſſiſche, öſterreichiſche Politik, verrathen ſchon die ganz
Bedeutung und Begabung des Mannes.

Der Staat geht ihm über Alles, ſagte ich; aber e
vergißt deßhalb keineswegs ſeine perſönlichen Intereſſen
geht auf ſeine Güter, ſo oft er kann, hat fortwährend neu

Verbesserungspläne im Kopf, treibt Ackerbau, Agricultur-industrie, Bergwerke, Straßen-, Kanal- und Hafenbauten, als wäre jedes sein besonderes Fach; aber er gesellt dem eigenen Interesse immer das seiner Insassen, ja der Nachbarbevölkerung bei. Der Handel, Ackerbau und Verkehr der ganzen Provinz soll durch die Arbeiten auf seinen Gütern und durch die für seine Güter gehoben werden. Unablässig ist er thätig, die Lage der armen irischen Bauern zu bessern, sie unabhängiger zu machen, Schulen zu gründen, die Priester zur Duldsamkeit zu mahnen, solche selbst zu üben. Aber alles das ohne eine Spur von philanthropischer Ostentation, wie er denn überhaupt den tugendhaften Schein nicht liebte und weder aus seiner Empfindlichkeit für weibliche Schönheit und Anmuth noch aus seinem Gefallen an fashionabler Gesellschaft je irgend ein Hehl machte.

Aeußerst ehrgeizig und vor keinem Mittel zurückscheuend, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, so lange er das Mittel nur mit seinem Gewissen wie mit seiner Würde verträglich glaubt, thut er nie einen Schritt zweifelhafter Art. Wie der alte Römer spricht er bei jedem einzelnen Wähler vor, ihn um seine Stimme zu bitten, droht seinem Premier mit Entlassung, wenn er ihn fortan nicht besser bei den Wahlen unterstützt — man sieht, es gab auch dort und damals schon „offizielle Candidaturen" —; aber er weigert sich das Anerbieten von Freunden anzunehmen, die für ihn stimmen wollen, während er ihre Stimmen seinem Nebenbuhler zu lassen versprochen hatte. Er nimmt keinen Anstand Freunde und Verwandte, wenn er sie nur fähig weiß, in fette Stellen einzuschieben, findet auch ganz natürlich, daß Andre es thun; aber Nichts kann ihn dazu

bestimmen, einen Unfähigen in den Staatsdienst einzuschmuggeln, weil er mit ihm in persönlicher Beziehung steht. Er ist bereit eine ihm selbst zugedachte hohe Würde einem Anderen abzutreten: war sie ihm aber versprochen und kommt sie ihm von Rechtswegen zu, so hindert ihn kein falsches Zartgefühl auf seinem Recht zu bestehen, an das Versprechen zu mahnen. Eben so offen gegen sich als gegen Andre, verhehlt er sich seine Grenzen nie; denn obschon er nicht auf deutsche Art gewissenhaft an sich selbst herum arbeitet und tastet, sich zu bessern, zu läutern, so kennt er sich doch ganz genau. Als man ihm allzufrüh — er war fünfundzwanzig Jahre alt — die hohe Stellung eines Finanzministers (Chancellor of the Exchequer) anbot, schlug er sofort aus und begnügte sich mit der verhältnißmäßig unbedeutenden eines Secretary at War. Auch später läßt sich der Mann, der den Reiz großer Macht, den Werth des Reichthums und die Annehmlichkeit des Luxus keineswegs verachtet, weder durch den Glanz, die ungeheuren Einkünfte, noch die Gewalt, welche ihm die Stellung an der Spitze der indischen, oder auch nur der irischen Verwaltung geboten hätte, blenden: er schlug beide wiederholt aus. Diese seine Klugheit und natürliche Mäßigung nimmt seiner Frische, seinem Muthe, seiner Entschließung Nichts. Im Privatleben wie im öffentlichen geht er immer unmittelbar auf sein Ziel los; vermeidet in Wort und That jede Unklarheit; sieht jedem Hinderniß fest in's Auge; schlägt kühn drein, wenn's sein muß; übernimmt jede Verantwortlichkeit für das was er als recht erkannt, und es gelingt ihm, mit Offenheit, Redlichkeit und Sicherheit Erfolge zu erzielen, welche die Menschen meist nur

auf Schleichwegen, mit Liſt und Behutſamkeit erlangen zu können vermeinen.

Seine Briefe ſind ein Spiegel des Mannes, wie ſeine Depeſchen des Politikers. Auch hier iſt es wohlthuend zu ſehen, wie er ſich und Andre nie mit Phraſen täuſcht; nie, wie die franzöſiſchen Politiker von 1830 es gern thaten, unter dem Deckmantel weltbefreiender Ideen und europäiſcher Sendung kleine Profitchen zu erhaſchen oder hohe Ziele mit unſauberen Mittelchen zu erreichen ſucht. Er hat nur die Intereſſen ſeines Landes im Auge und bekennt es offen, aber er verfolgt ſie mit lauteren Mitteln. Er kennt kein anderes als das geſchriebene Recht. Er ſpricht nicht von der Ehre und Größe ſeiner Nation; aber er hört nie auf darüber zu wachen: und da er nie auch nur einen Zollbreit nachgibt, wo er ſein Vaterland im Rechte glaubt, nie vor dem Ungeheuerſten zurückſcheut, wenn es die Würde des Vaterlandes gilt, ſo iſt es ihm ſein langes Leben über gelungen, das Recht wie die Würde ſeines Vaterlandes zu ſchützen, ohne ſeine Intereſſen zu opfern, ohne den Frieden zu ſtören. Man hat wohl oft, namentlich im Lager der Reaktion, Lord Feuerbrand angeklagt überall Empörungen gegen die legitimen Regierungen anzuzetteln. Nichts kann wahrheitswidriger ſein: wir haben hier ſeine geheimſten Inſtruktionen an Lord Granville z. B., den britiſchen Botſchafter in Paris und Nichts kann loyaler ſein als die Verhaltungslinie, die er ihm vorſchreibt. Er ſympathiſirte mit Polen und wünſchte ihm den beſten Erfolg; aber er hält gewiſſenhaft feſt an den Verträgen, die ihm jede Intervention zu ihren Gunſten verbieten. Er iſt entrüſtet über das neapoltaniiſche Regi-

[illegible] über er erkannte sich und dem Vertreter Englands nicht das Recht zu, für die reinen Unterthanen thätig Partei zu ergreifen, die lange treue britischen Unterthanen — Widerwärtigkeit gezogen sind. Niemand hingte je weniger „Lorbeeren" heraus, als Palmerston: aber Niemand folgte höheren dem obersten Princip der Ehrlichkeit und Wahrheit. Er hegte wenige oder gar keine allgemeinen Ideen: aber von der Zeit her, wo er sechs Jahre lang am Kampfe gegen Napoleon Theil genommen, war ihm das unbewußte Ideal englischer Politik immer gegenwärtig geblieben, dem zufolge die Rolle Englands, bei genauer Wahrung der eigenen Interessen, die eines mächtigen Hüters des europäischen Friedens, des Gleichgewichtes und der Verträge war. Hätte Palmerston noch jugendfrisch das Jahr 1870 erleben können, der große Krieg hätte wohl nicht stattgefunden und Frankreich, männlich verhindert seinen Raubanfall auf Deutschland auszuüben, besäße heute noch seine Rheinprovinzen: was doch wohl mehr werth wäre, als das unfruchtbare Mitleid und die ohnmächtigen Klagen des Nachbars über die unvermeidlichen Folgen jenes Krieges, dem er nicht vorzubeugen gewußt. Die Vergangenheit Palmerston's ist mir Bürge für die Berechtigung dieser Annahme. Nichts z. B. konnte loyaler sein als seine belgische Politik; und wenn man die geheimen Herzensergießungen liest, welche darauf Bezug haben, so kann man den Mann nicht genug bewundern, der so vorurtheilsfrei und so gerade durch alle die französischen Intriguen und die Hindernisse legitimistischen Eigensinnes seinen Weg verfolgte, sein Ziel erreichte. Sein einfach-schlichtes Rechtsgefühl gegenüber Laffitte und Sebastiani, die ganz unbefangen

meinen: es sei ein unveräußerliches Recht Frankreichs und ein Interesse der Menschheit, daß ihrem Lande bei jeder Bewegung ein Fetzen abfalle, während alle andern Mächte die Verträge achteten; sein treues Festhalten an der französischen Allianz, so lange Frankreich keine selbstsüchtigen Zwecke dabei verfolgte, strafen alle Verläumdungen, die gegen ihn ausgestreut worden, Lügen. Seine männliche Empörung gegen den Treubruch und die Grausamkeit Dom Miguels, sein Philhellenismus, seine unausgesetzte Verwendung für griechische Sclaven, wie später für die Schwarzen, sind, ganz ebenso wie die vollständige Abwesenheit allgemeiner Theorien und Systeme der äußeren Politik à la Metternich oder Guizot und in Folge dessen, das selbstverständliche Aufgeben einer als unvortheilhaft erkannten Politik und das offene Bekennen, daß ein andrer Weg einzuschlagen sei, — Alles das, sage ich, sind echt englische Züge; und sie finden sich in andrer Form in seiner innern Politik wieder. Es wäre unverständig und ungerecht, wollte man Palmerston's Sinneswechsel als Leichtsinn, Verrath oder Gesinnungslosigkeit auslegen. Er war kaum der Schule entronnen, aus den Kreisen der Vollblutstories in's politische Leben eingetreten und es war kein Wunder, wenn ihm die Ideen, die er fünfzehn Jahre später selbst vertheidigen sollte, etwa in dem Lichte erschienen, in dem heute manchem Conservativen die Theorien der Communards erscheinen, oder in welchem einem zwanzigjährigen Republikaner von 1848 Nikolaus und Metternich erschienen. Als er etwas vom Leben gelernt hatte, trug er dessen kein Hehl und es war ebenso natürlich, daß er nach 1830 über seine alten zopfigen Parteigenossen (the pigtails) spöttelte, als es natürlich ist,

[redacted] [redacted] [redacted] [

XI.

The Falls, Llandogo.

Es dürfte nicht leicht ſein in der Literatur unſerer Zeit ein Werk aufzufinden, das ein ſo allgemeines und ſo lebendiges Intereſſe zu erregen im Stande wäre, als Mill's Selbſtſchau.*) Ein Mann, der in einem ungewöhnlichen Grade auf ſeine Zeitgenoſſen und Landsleute gewirkt, ja, in mehr als einem Sinne als der Vertreter der modernen engliſchen Geiſtesrichtung und Bildung angeſehen werden kann, erzählt die Geſchichte ſeines Werdens und ſeines Wirkens mit einer Aufrichtigkeit, die ſich ohne alle Betheuerung dem Leſer überzeugender aufdrängt, als die, welche Jean Jacques in ſeinen cyniſchſten Selbſtanklagen ſo prunkend zur Schau trägt. Er erzählt ſie in einer farbloſen, aber durchſichtigen, in ihrer Art vollendeten Sprache, welche, eben ihrer Einfalt und Genauigkeit halber, den ſpäteſten Geſchlechtern ſo verſtändlich und genießbar ſein wird, als ſie es uns iſt. Dieſer Mann, der einen ſo hervorragenden Platz in der geiſtigen Entwickelung einer großen Nation einnimmt, hat perſönliche Eigenſchaften, welche ihn uns,

*) Autobiography, by John Stuart Mill. London, 1873.

ſelbſt wenn er obſcur geblieben wäre, achtungswerth und intereſſant, wo nicht anziehend, gemacht hätten. Es iſt ihm endlich eine Erziehung zu Theil geworden, wie ſie wohl Niemand vor ihm erhalten hat, nicht leicht Jemand nach ihm erhalten wird. Wer dieſes Alles zuſammennimmt, wird es nicht übertrieben finden, wenn wir das nachgelaſſene Werk des „philoſophiſchen Radicalen" — die Bezeichnung gehört ihm ſelber an — als das merkwürdigſte Buch dieſer Art bezeichnen, welches ſeit den „Confeſſions" und „Dichtung und Wahrheit" erſchienen iſt. Es iſt wohl kaum nöthig die Verwahrung einzuſchalten, daß nicht daran gedacht wird, den künſtleriſchen Werth der „Autobiographie" Mill's irgendwie mit dem jener beiden Meiſterwerke vergleichen oder auch nur behaupten zu wollen, daß Mill's ſicherlich nicht unbedeutende Perſönlichkeit oder ſein außerordentlicher Einfluß auf die Mitlebenden an die perſönliche Bedeutung und die nachhaltige Wirkung eines Rouſſeau oder Goethe heranreichen.

Nicht um einen Auszug aus dem ſo vollen kleinen Buche zu geben, nicht um meine Proſa derjenigen des großen engliſchen Schriftſtellers unterzuſchieben und das trefflich Erzählte in abgeſchwächter Form wiederzuerzählen, in einem Worte, nicht um dem Leſer das Vergnügen zu verderben — oder ſollte ich wirklich ſagen, die Mühe zu erſparen? — das ungewöhnliche Buch ſelber zu leſen, noch weniger ihm meine Urtheile aufzudrängen, nehme ich die Feder in die Hand; ſondern um unſere Zeit, unſere engliſchen Vettern, eine der außerordentlichſten geiſtigen Evolutionen der Weltgeſchichte zu ſtudiren, greife ich zu dieſer authentiſchſten Quelle und ſuche, was ſie uns bieten mag zur Erklärung allbekannter Ereigniſſe, Zuſtände und Anſchauungen.

Die englische Geschichte, die geistige sowohl als die staatliche, ist wie ein schönes Kunstwerk. Klarer, bestimmter in den Umrissen, einheitlicher und folgerichtiger im Grundcharakter, vollständiger, erschöpfender in der Handlung und Entwicklung könnte kein classisches Drama sein. Vor allem wunderbar ist die stetige Wechselwirkung des geistigen und politischen Lebens. Nach Sicherstellung der Nationalität und der Landesreligion beginnt die sichere, allmähliche Entwicklung des freien Staates und des freien Gedankens; anfangs parallel, dann sich durchkreuzend, sich bekämpfend, sich gegenseitig umbildend. Erst nach vollständigem Siege über fremde Feinde war an einen Ausbau des freien Staates zu denken; erst nach vollständigem Niederwerfen des innern Feindes konnte die geistige Entwicklung unbehindert vorschreiten. Hätte England nach Wilhelm's III. Tode noch fremde Eroberer oder auch nur störende Einflüsse von Außen zu fürchten gehabt, es hätte nicht daran denken können, sich vorzugsweise den Fragen der innern Politik zu widmen. Hätte es den Feind aller freien Bildung, den Katholicismus, nicht niedergehalten, entwaffnet, beinahe ausgerottet, nie hätte die geistige Bewegung, welche mit Bacon begann, mit Newton, Hobbes, Locke, Hume weitergehend, bei Bentham und John Stuart Mill anlangte, entstehen, noch viel weniger sich fortsetzen können.*)

*) Nichts ist ergötzlicher, im Vorbeigehen sei's gesagt, als die guten Rathschläge, so die deutschen Barbaren von den aufgeklärten Vettern jenseits der Nordsee erhalten, welche, noch vor vierzig Jahren, den Katholiken den Eintritt in's Parlament verwehrten und nun, da sie in Sicherheit der gesunden Luft genießen können, welche sie sich durch eine zweihundertjährige weise und energische Politik ge-

Merkwürdig und intereſſant iſt es, wie bei dem der Speculation abgewandten Sinne der Engländer, ihre Philoſophie nie die praktiſche Nutzanwendung aus den Augen verlor; wie andererſeits der Staat, trotz der angebornen Abneigung gegen Abſtraction und Allgemeinheit, ſich auf die Dauer doch den Einflüſſen der Philoſophie nicht verſchließen konnte. Indeß war dieſe gegenſeitige Beeinfluſſung lange Zeit hindurch nur eine mittelbare. Der Augenblick aber, in welchem die engliſche Philoſophie geradezu beſtimmend und umgeſtaltend auf den Staat wirkte, war die Mitte dieſes Jahrhunderts, und der Mann, der, nächſt Bentham, die erſte Rolle in dieſem hiſtoriſchen Proceſſe ſpielte, war John Stuart Mill.

reinigt haben, uns, die wir im Gegentheil durch eine zweihundertjährige kurzſichtige und ſchwachmüthige Toleranz den Feind im Innern haben groß und mächtig werden laſſen, ja ihm erlaubt haben in ganzen Regionen — man denke an Böhmen, die Erzherzogthümer, Franken — den nationalen Glauben auszurotten, nun mit freundſchaftlichſtem Mitleide anrathen, doch unſere rohe Kriegsführung aufzugeben und, wie ſie, den zehrenden Feind gewähren zu laſſen. Schön Dank, Ihr Herren, für den guten Rath, der ſo lebhaft an die nicht minder aufrichtig gemeinte Mahnung der Franzoſen erinnert, wenn ſie uns Deutſchen und Italienern die Vortheile der Föderativſtaaten über den Einheitsſtaat anpreiſen, für ſich aber jeden Gedanken an eine Auflöſung ihrer belle unité als eine Sünde zurückweiſen. Schön Dank, Ihr lucreziſchen Weiſen in Eurem Port, und wenn der Papismus einmal in Deutſchland auf die Proportionen zurückgeführt iſt, die er, Dank Euren braven Vätern, in England einnimmt, ſo wollen wir Euren freundlichen Rath auch in Erwägung ziehen, ja befolgen. Bis dahin aber genügt es uns, wenn die Weltgeſchichte uns in einen Topf wirft mit den glorreichen Barbaren des XVI. und XVII. Jahrhunderts, denen Ihr Eure religiöſe Freiheit dankt.

Die ganze Geistesarbeit des XVIII. Jahrhunderts hatte John Stuart's Vater, James Mill, in sich aufgenommen, verarbeitet, destillirt; aber der Mensch war der unbeugsame Puritaner des XVII. geblieben. Vollständiger besaß Niemand die Bildung des Zeitalters der Aufklärung; folgerichtiger hatte Niemand das leidende Princip desselben ausgebildet; unbedingter hatte sich Niemand dem Dienste dieses nüchternen Credo's gewidmet. Doch war es selbst diesem consequenten Geiste und diesem intransigenten Willen nicht möglich gewesen, an sich selber und in seinem Leben das demokratische und rationalistische Ideal ganz zu verwirklichen, das er verehrte. Seine Erziehung, sein Aufkommen dankte der Aristokratenfeind einer adligen Gönnerfamilie. Der Apostel rationeller Staatseinrichtungen arbeitete Jahre lang im Dienste der irrationellsten Staatseinrichtung, die je bestanden: der ostindischen Gesellschaft. Auch beging der starre Malthusianer den dummen Streich — und ein dummer Streich war ja beinahe ein schlechter Streich, seiner Religion zufolge — zu heirathen, ohne zu wissen, wie er seine Frau ernähren sollte, und eine große Anzahl Kinder in die Welt zu setzen, ohne sich viel zu kümmern, was aus ihnen werden möchte. So was Menschliches sollte nun dem Erben seiner geistigen Errungenschaften nicht passiren: deßhalb unternahm er es, diesen von allen schädlichen Einflüssen der Welt zu isoliren und allein in den guten Grundsätzen des Rationalismus aufzuziehen. Seit dem linguistischen Experimente des ägyptischen Königs, von dem uns die Alten erzählen, ist wohl kein ähnlicher Versuch angestellt, oder doch wenigstens durchgeführt worden. Daß es sich aber hier um ein Experiment, nicht um eine Verirrung

der Vaterliebe handelt, beweist die Thatsache, daß von so vielen Kindern nur der eine begabteste, John Stuart, auserſehen wurde, der dann hernach die Brüder und Schwestern ſeinerſeits unterrichten mußte. Dies gefiel ihm freilich, beiläufig ſei es erwähnt, durchaus nicht; obwohl es uns, und auch ihm ſelber ſpäterhin, als das Beſte an der tollen Erziehungsmethode ſcheinen will, wenn wir auch, ſo wenig wie er, die Nachtheile überſehen, welche dies Syſtem für den Lernenden, und ſittlich auch für den Lehrenden, ſtets nach ſich zieht. Indeß hätte das Vater Mill wenig Sorgen gemacht: John Stuart war zum Objecte der Operation erwählt worden; alles Uebrige war gleichgültig, wenn dieſe nur gelang. Wie nun wurde dabei zu Wege gegangen? Gelang das Experiment? Und welches waren die Folgen?

Zuvörderſt wurden alle thörichten und gehaltloſen Kindereien verpönt und ſorglichſt fern gehalten. Keinerlei unnütze Empfindſamkeit — das Wort „Mutter“ kommt nicht einmal vor in dem Buche, und wären nicht die nachfolgenden Brüderlein und Schweſterlein da mit ihrer indiscreten Gegenwart, man möchte verſucht ſein, auch die phyſiſche Exiſtenz John Stuart's einem wiſſenſchaftlichen Proceſſe zuzuſchreiben; — keine Schulkameraden, welche die Vorurtheile des elterlichen Hauſes an den kleinen Erwählten hätten heranbringen können: keine Kinderſpiele, die ihn zerſtreuen, keine Lectüre, welche ſeine Phantaſie aufregen oder nur anregen könnte. Der Vater liebt die Poeten nicht, vor Allem Shakeſpeare war ihm ein Greuel. Selbſt die unſchuldige Neigung zur Zuckerwaſſerpoeſie eines Wordsworth, die ſich bei dem Prädeſtinirten verrieth und bis an ſein Ende vorhielt, behagte dem alten Rationaliſten nicht: wollte

der Sohn derlei Firlefanz treiben. So [illegible] einhafte Tractätchen in engliſchen Reimen à la Lafontaine [illegible] Grammatik, das iſt's, was der Junge [illegible] Mit acht Jahren lernte er Griechiſch, mit [illegible] Jahren verläßt der Kleine den Vater nie, arbeitet endlose Stunden lang am ſelben Pulte mit ihm. Die Sorgfalt — denn James Mill iſt zu ſehr Engländer, um ihn einen „constitutional“ zu verſagen — [illegible] der Lectionen, zur cross-examination, zum Argumentiren benutzt: der Abend wird zur Erholung und Beſchäftigung der Arithmetik gewidmet. Mit zehn Jahren [illegible] das Wunderkind einen Octavband über die römiſche Republik; mit zwölfen iſt es Herr aller logiſchen Künſte und [illegible] mit allen Finten der Dialektik. Seinem Vater nämlich kennt es in dem Alter von Grund aus und [illegible] ſieht es nur mit Hochmuth, wie er's ſein ganzes Leben über that, auf die Subſtanz Platon's, auf deſſen Ideen wie auf Hirngeſpinnſte — aegri somnia vana — herab: aber die Form, die ſokratiſche Methode, hatte er ſich eben angeeignet, und er blieb im Grunde ſein Leben lang ein gewandter Sophiſt ſokratiſcher Schule. Er will zwar zugeben, daß ſein Vater ſich immer zu viel auf die Verwendbarkeit des Abſtracten, ohne die nothwendige Verkörperung im Concreten, verlaſſen habe; aber abſtract blieb denn doch Alles auch bei ihm. Selbſt die Experimentalwiſſenſchaften wurden ihm durch Bücher, nicht durch angeſchaute, oder gar ſelbſtangeſtellte Experimente vermittelt. Was Wunder, wenn ſpäter der Apoſtel der „inductiven Staatswiſſenſchaft“ nie die Thatſachen zu unterſuchen geruhte, aus denen er die politiſchen Allgemeinheiten zu „induciren“

Ein Lehrer beeinflußt einen Schüler nicht nur durch ſein Lehren, ſondern auch durch ſein Sein: namentlich wenn der Lehrer Vater iſt und der Schüler beinahe ſein einziger Umgang. John Stuart wuchs auf ohne irgend eine religiöſe Idee, ohne zu ahnen, daß Andere eine ſolche haben könnten, ohne nur die Symbole einer ſolchen mechaniſch zu achten, ja, ohne ſie zu kennen. Der Vater war früh ſkeptiſch geworden und zwar, bezeichnender Weiſe, weil er ſich die Gegenwart des Uebels in der Welt nicht zu erklären wußte und es ihm genügte, etwas nicht zu verſtehen, um es zu leugnen. Im Chriſtengott aber ſah er das nec plus ultra der Bosheit. Am Willigſten hätte er ſich noch dem Dualismus genähert. Philoſophiſche Speculation einerſeits, Ehrfurcht andererſeits, waren dieſem Manne des reinen Verſtandes durchaus als ob ſie nicht exiſtirten. Er war auch darin ganz ein Menſch des XVIII. Jahrhunderts, und es iſt merkwürdig hier zu leſen, wie gerade während die Reaction des XIX. Jahrhunderts unter dem Namen des „hiſtoriſchen" Sinnes am heftigſten die reine Verſtandesrichtung bekämpfte, die Idee des Organismus der des Mechanismus gegenüber am ſtärkſten betont wurde, die Religionsverachtung wieder uneinſichtigſter Ehrfurcht für jeden Glauben und Aberglauben, die Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes wieder berechtigter und unberechtigter Metaphyſik Platz machten — wie gerade damals der alte Kämpe ſeinen Nachfolger in ſeinem eigenen Sohne vorbereitete und ausrüſtete, der, nachdem ſich jene Reaction ausgetobt, die Tradition des XVIII. Jahrhunderts wieder aufnehmen und weiterführen ſollte. Der durch John Stuart Mill vermittelte Poſitivismus iſt ja nur die Fortſetzung

unſere beſten, klarſten Gedanken gleichſam vegetabiliſch und unbewußt in uns wachſen und verkümmert, erſtickt werden durch den Staub fremder, weſenloſer Gedanken, der ſich auf die zarten Zeugungsorgane lagert: endlich daß nur ein ſo außerordentlich beeinflußbarer, wachsweicher, ganz neutraler Geiſt, wie der ſeine, ſich zu dergleichen Experimenten hergeben kann: daß ein Geiſt, der ſich auf dieſe Weiſe für immer in eine gewiſſe Form kneten läßt, der nie einmal aus dem Kreiſe heraustritt, in den er gebannt, nie zur Beſinnung kommend, ſich, wie im Fauſt, zuruft: „Das iſt deine Welt! das heißt eine Welt!", — daß ein ſolcher Geiſt eigentlich nie aus der Naivetät der Beſchränktheit herauskommt. So geſchah es denn auch, daß dieſer unübertreffliche Turner am Reck und Barren nie ein Pferd zu reiten, nie einen Degen zu führen, nie eine Welle zu theilen wußte; daß er, ganz blind gegen den Conventionalismus gedruckter Weisheit, in der geſitteten Geſellſchaft nur eine künſtliche Maſchine ſah; daß Menſchenkenntniß, namentlich aber Erkenntniß ſeiner ſelbſt, ſeiner Geiſtesanlagen und ſeines empiriſchen Charakters, die man eben nicht aus Strabo und Pauſanias lernt, ihm nie zu Theil ward.

Wunderbar und nur durch die treffliche Natur des Knaben zu erklären iſt es, daß der ſittliche Einfluß einer ſolchen Erziehung kein ſchlechter war: daß der Vater keine Eingebildetheit in ihm aufkommen ließ: daß ſein „Seelenzuſtand weder Demuth noch Anmaßung" war. Die Milde, das Rechtsgefühl, die Wahrhaftigkeit blieben unverkümmert; die Liebesquelle nur verſtopft, nicht verſiegt; das Anbetungs- und Ehrfurchtsbedürfniß nur irre geleitet, nicht ertödtet.

Merkwürdig und intereſſant iſt es, wie bei dem der Speculation abgewandten Sinne der Engländer, ihre Philoſophie nie die praktiſche Nutzanwendung aus den Augen verlor; wie andererſeits der Staat, trotz der angebornen Abneigung gegen Abſtraction und Allgemeinheit, ſich auf die Dauer doch den Einflüſſen der Philoſophie nicht verſchließen konnte. Indeß war dieſe gegenſeitige Beeinfluſſung lange Zeit hindurch nur eine mittelbare. Der Augenblick aber, in welchem die engliſche Philoſophie geradezu beſtimmend und umgeſtaltend auf den Staat wirkte, war die Mitte dieſes Jahrhunderts, und der Mann, der, nächſt Bentham, die erſte Rolle in dieſem hiſtoriſchen Proceſſe ſpielte, war John Stuart Mill.

---

reinigt haben, uns, die wir im Gegentheil durch eine zweihundertjährige kurzſichtige und ſchwachmüthige Toleranz den Feind im Innern haben groß und mächtig werden laſſen, ja ihm erlaubt haben in ganzen Regionen — man denke an Böhmen, die Erzherzogthümer, Franken — den nationalen Glauben auszurotten, nun mit freundſchaftlichſtem Mitleide anrathen, doch unſere rohe Kriegsführung aufzugeben und, wie ſie, den zehrenden Feind gewähren zu laſſen. Schön Dank, Ihr Herren, für den guten Rath, der ſo lebhaft an die nicht minder aufrichtig gemeinte Mahnung der Franzoſen erinnert, wenn ſie uns Deutſchen und Italienern die Vortheile der Föderativſtaaten über den Einheitsſtaat anpreiſen, für ſich aber jeden Gedanken an eine Auflöſung ihrer belle unité als eine Sünde zurückweiſen. Schön Dank, Ihr lucreziſchen Weiſen in Eurem Port, und wenn der Papismus einmal in Deutſchland auf die Proportionen zurückgeführt iſt, die er, Dank Euren braven Vätern, in England einnimmt, ſo wollen wir Euren freundlichen Rath auch in Erwägung ziehen, ja befolgen. Bis dahin aber genügt es uns, wenn die Weltgeſchichte uns in einen Topf wirft mit den glorreichen Barbaren des XVI. und XVII. Jahrhunderts, denen Ihr Eure religiöſe Freiheit dankt.

Die ganze Geiſtesarbeit des XVIII. Jahrhunderts hatte John Stuart's Vater, James Mill, in ſich aufgenommen, verarbeitet, deſtillirt; aber der Menſch war der unbeugſame Puritaner des XVII. geblieben. Vollſtändiger beſaß Niemand die Bildung des Zeitalters der Aufklärung; folgerichtiger hatte Niemand das leidende Princip deſſelben ausgebildet; unbedingter hatte ſich Niemand dem Dienſte dieſes nüchternen Credo's gewidmet. Doch war es ſelbſt dieſem conſequenten Geiſte und dieſem intranſigenten Willen nicht möglich geweſen, an ſich ſelber und in ſeinem Leben das demokratiſche und rationaliſtiſche Ideal ganz zu verwirklichen, das er verehrte. Seine Erziehung, ſein Aufkommen dankte der Ariſtokratenfeind einer adligen Gönnerfamilie. Der Apoſtel rationeller Staatseinrichtungen arbeitete Jahre lang im Dienſte der irrationellſten Staatseinrichtung, die je beſtanden: der oſtindiſchen Geſellſchaft. Auch beging der ſtarre Malthuſianer den dummen Streich — und ein dummer Streich war ja beinahe ein ſchlechter Streich, ſeiner Religion zufolge — zu heirathen, ohne zu wiſſen, wie er ſeine Frau ernähren ſollte, und eine große Anzahl Kinder in die Welt zu ſetzen, ohne ſich viel zu kümmern, was aus ihnen werden möchte. So was Menſchliches ſollte nun dem Erben ſeiner geiſtigen Errungenſchaften nicht paſſiren: deßhalb unternahm er es, dieſen von allen ſchädlichen Einflüſſen der Welt zu iſoliren und allein in den guten Grundſätzen des Rationalismus aufzuziehen. Seit dem linguiſtiſchen Experimente des ägyptiſchen Königs, von dem uns die Alten erzählen, iſt wohl kein ähnlicher Verſuch angeſtellt, oder doch wenigſtens durchgeführt worden. Daß es ſich aber hier um ein Experiment, nicht um eine Verirrung

der Vaterliebe handelt, beweiſt die Thatſache, daß von ſo vielen Kindern nur der eine begabteſte, John Stuart, auserſehen wurde, der dann hernach die Brüder und Schweſtern ſeinerſeits unterrichten mußte. Dies gefiel ihm freilich, beiläufig ſei es erwähnt, durchaus nicht; obwohl es uns, und auch ihm ſelber ſpäterhin, als das Beſte an der tollen Erziehungsmethode ſcheinen will, wenn wir auch, ſo wenig wie er, die Nachtheile überſehen, welche dies Syſtem für den Lernenden, und ſittlich auch für den Lehrenden, ſtets nach ſich zieht. Indeß hätte das Vater Mill wenig Sorgen gemacht: John Stuart war zum Objecte der Operation erwählt worden; alles Uebrige war gleichgültig, wenn dieſe nur gelang. Wie nun wurde dabei zu Wege gegangen? Gelang das Experiment? Und welches waren die Folgen?

Zuvörderſt wurden alle thörichten und gehaltloſen Kindereien verpönt und ſorglichſt fern gehalten. Keinerlei unnütze Empfindſamkeit — das Wort „Mutter" kommt nicht einmal vor in dem Buche, und wären nicht die nachfolgenden Brüderlein und Schweſterlein da mit ihrer indiscreten Gegenwart, man möchte verſucht ſein, auch die phyſiſche Exiſtenz John Stuart's einem wiſſenſchaftlichen Proceſſe zuzuſchreiben; — keine Schulkameraden, welche die Vorurtheile des elterlichen Hauſes an den kleinen Erwählten hätten heranbringen können: keine Kinderſpiele, die ihn zerſtreuen, keine Lectüre, welche ſeine Phantaſie aufregen oder nur anregen könnte. Der Vater liebt die Poeten nicht, vor Allem Shakeſpeare war ihm ein Greuel. Selbſt die unſchuldige Neigung zur Zuckerwaſſerpoeſie eines Wordsworth, die ſich bei dem Prädeſtinirten verrieth und bis an ſein Ende vorhielt, behagte dem alten Rationaliſten nicht: wollte

der Sohn derlei Firlefanz treiben, ſo ſollte er hübſch lehrhafte Tractätchen in engliſchen Reimen à la Pope ſcandiren. Grammatik, das iſt's, was der Junge braucht. Mit drei Jahren lernte er Griechiſch, mit achten Latein. Dabei verläßt der Kleine den Vater nie, arbeitet endloſe Stunden lang am ſelben Pulte mit ihm. Die Spaziergänge — denn James Mill iſt zu ſehr Engländer, um ſich ſeinen „constitutional" zu verſagen — werden zum Aufſagen der Lectionen, zur cross-examination, zum Argumentiren benutzt: der Abend wird zur Erholung und Belohnung der Arithmetik gewidmet. Mit zehn Jahren ſchreibt das Wunderkind einen Octavband über die römiſche Regierung; mit zwölfen iſt es Herr aller logiſchen Künſte und bataillirt mit allen Finten der Dialektik. Seinen Platon nämlich kennt es in dem Alter von Grund aus und natürlich ſieht es nur mit Hochmuth, wie er's ſein ganzes Leben über that, auf die Subſtanz Platon's, auf deſſen Ideen, wie auf Hirngeſpinnſte — aegri somnia vana — herab; aber die Form, die ſokratiſche Methode, hatte er ſich ſchon angeeignet, und er blieb im Grunde ſein Leben lang ein gewandter Sophiſt ſokratiſcher Schule. Er will zwar zugeben, daß ſein Vater ſich immer zu viel auf die Verſtehbarkeit des Abſtracten, ohne die nothwendige Verkörperung im Concreten, verlaſſen habe; aber abſtract blieb denn doch Alles auch bei ihm. Selbſt die Experimentalwiſſenſchaften wurden ihm durch Bücher, nicht durch angeſchaute, oder gar ſelbſtangeſtellte Experimente vermittelt. Was Wunder, wenn ſpäter der Apoſtel der „inductiven Staatswiſſenſchaft" nie die Thatſachen zu unterſuchen geruhte, aus denen er die politiſchen Allgemeinheiten zu „induciren"

Ein Lehrer beeinflußt einen Schüler nicht nur durch sein Lehren, sondern auch durch sein Sein: namentlich wenn der Lehrer Vater ist und der Schüler beinahe sein einziger Umgang. John Stuart wuchs auf ohne irgend eine religiöse Idee, ohne zu ahnen, daß Andere eine solche haben könnten, ohne nur die Symbole einer solchen mechanisch zu achten, ja, ohne sie zu kennen. Der Vater war früh skeptisch geworden und zwar, bezeichnender Weise, weil er sich die Gegenwart des Uebels in der Welt nicht zu erklären wußte und es ihm genügte, etwas nicht zu verstehen, um es zu leugnen. Im Christengott aber sah er das nec plus ultra der Bosheit. Am Willigsten hätte er sich noch dem Dualismus genähert. Philosophische Speculation einerseits, Ehrfurcht andererseits, waren diesem Manne des reinen Verstandes durchaus als ob sie nicht existirten. Er war auch darin ganz ein Mensch des XVIII. Jahrhunderts, und es ist merkwürdig hier zu lesen, wie gerade während die Reaction des XIX. Jahrhunderts unter dem Namen des „historischen" Sinnes am heftigsten die reine Verstandesrichtung bekämpfte, die Idee des Organismus der des Mechanismus gegenüber am stärksten betont wurde, die Religionsverachtung wieder uneinsichtigster Ehrfurcht für jeden Glauben und Aberglauben, die Philosophie des gesunden Menschenverstandes wieder berechtigter und unberechtigter Metaphysik Platz machten — wie gerade damals der alte Kämpe seinen Nachfolger in seinem eigenen Sohne vorbereitete und ausrüstete, der, nachdem sich jene Reaction ausgetobt, die Tradition des XVIII. Jahrhunderts wieder aufnehmen und weiterführen sollte. Der durch John Stuart Mill vermittelte Positivismus ist ja nur die Fortsetzung

des XVIII. Jahrhunderts, wie Bentham's auf die Selbſtſucht gegründeter Utilitarismus auch eigentlich an den Senſualismus des vorigen Jahrhunderts anknüpft. Mag man es aber nun als eine Lücke oder als einen Vortheil empfinden, eine Merkwürdigkeit bleibt es jedenfalls, daß ein Mann von dieſer Bedeutung von ſich ſagen kann: „Ich bin eines der wenigen Beiſpiele von Menſchen, die den religiöſen Glauben nicht abgeworfen haben, weil ſie ihn nie gehabt haben . . . Ich ſchaute die neuere Religion gerade wie die alte an: als etwas, das mich gar Nichts anging. Es ſchien mir nicht ſonderbarer, daß Engländer glauben ſollten was ich nicht glaubte, als daß die Männer es thaten, von denen ich im Herodot las.“ Man ſieht wohl, eine Seite der Menſchheit mußte ihm fehlen, und man wird ſich nun nicht mehr wundern, daß der Mann, trotz aller Geſchichtsſtudien, nie Geſchichte verſtanden hat — war es ja doch ſeine geſchichtliche Aufgabe, die geſchichtliche Richtung ſeiner Zeit zu bekämpfen. Wenn ſich der anbetungsbedürftige Mann am Ende doch eine Religion machte, ſo war's eine Privatreligion. Alles was er „von dem idealen Begriff eines vollkommenen Weſens“, oder von dem „Ideal des Guten“ ſagt, iſt eitel Abſtraction und Moral: dem wirklich Frommen kommt's auf die Güte ſeiner Gottheit ja durchaus nicht an, ſondern auf die unergründliche Macht, die ſich im unergründlichen und doch unleugbaren Weltzuſammenhange offenbart. Selbſt Mill's Gottheit ſollte, wie wir ſehen werden, durchaus keine Abſtraction, ſondern eine ſehr concrete Frauengeſtalt ſein, die ſein „Glaube“ idealiſirte.

In moraliſcher Hinſicht war Mill's Vater halb Stoiker, halb Cyniker, dabei ausgeſprochener Utilitarier. Ein Ver-

ächter alles Gefühls, als falſcher Empfindelei, beurtheilte er nur die Handlungen der Menſchen und weigerte er ſich ſtets, ihre Triebfedern in Betracht zu ziehen, wie er denn z. B. die frommen Beweggründe der Inquiſitoren nie als eine Entſchuldigung katholiſcher Unduldſamkeit wollte gelten laſſen. Auch im Privatverkehr fehlte ihm die Ader der Zärtlichkeit durchaus; und ſein Sohn, der zu ihm hinaufſah als zu einem höheren Weſen, vermochte nie ſich liebend an ihn anzuſchließen. Achtung, nicht Neigung, war der Charakter des Verhältniſſes, und die Furcht, im beſſeren Sinne des Wortes, war das Princip deſſelben: immerhin ein empfehlenswertheres, als das neumodiſche Erziehungsprincip der Kameradſchaft zwiſchen Lehrer und Lernenden. Doch blieben ſolche Eindrücke natürlich nicht ohne bleibende Folgen, und man ſieht an dieſem Beiſpiele wieder einmal recht klar, wieviel Unheil die Abſtraction und Principienreiterei anſtiften kann, ſelbſt bei ſo trefflichen und im höchſten Sinne tugendhaften Menſchen als dieſer Vater und dieſer Sohn.

Aus der eiskalten Luft, die der Knabe bis dahin geathmet, kömmt er plötzlich, fünfzehnjährig, nach Frankreich, in Begleitung von Bentham's Bruder. Zum erſten Male „athmet er die freie und belebende Atmoſphäre des feſtländiſchen Lebens". Der Zufall — wenn von Zufall in den Wahlverwandtſchaften dieſer Welt geredet werden kann — brachte ihn nach Frankreich, nicht nach Deutſchland, in's Vaterland der rationaliſtiſchen Bildung des XVIII. Jahrhunderts, nicht in das der hiſtoriſchen Bildung des XIX. Die geiſtige Verwandtſchaft machte auch ſofort ihre Rechte geltend, und die äußerlichen Formen der franzöſiſchen Ge-

ſellſchaft kamen ihr zu Hülfe. Die ſchon durch die Erziehung vorbereitete Franzöſirung des Mill'ſchen Geiſtes - wir ſprechen durchaus nicht vom Charakter — vollzog ſich hier und jetzt. Er ſpricht noch als hoher Fünfziger mit derſelben Begeiſterung von Frankreich, mit derſelben Ungerechtigkeit von England, als er es mit fünfzehn Jahren gethan, und man darf zweierlei nicht vergeſſen, wenn man dieſe Ungerechtigkeit ſich erklären will. Erſtens die Engherzigkeit des engliſchen Lebens von damals, die plumpe Heuchelei, die Steifheit, der ſtarre Conventionalismus; dann aber die beſonderen Verhältniſſe, in denen der Knabe bis jetzt gelebt. Es liegt nun einmal im Menſchen, und kein Aufrichtiger entgeht leicht dieſem Verhängniß, daß wir dem Lande, der Geſellſchaftsklaſſe, der Partei, in denen wir groß geworden, die Fehler vorzugsweiſe zuſchreiben, welche das Erbtheil der Menſchennatur ſind und welche wir unter den verſchiedenen Formen, in denen ſie ſich in neuer Umgebung darbieten, nicht ſofort wieder erkennen mögen. Andererſeits blieb Mill ſein Lebelang ein echter Engländer in der Kunſt der Menſchenignoranz, jenem wohlthuendſten und achtbarſten aller Zuſtände, in dem indeß nicht Jedem gegeben iſt, ſich lange zu behaupten. Die Nationaltugend der Engländer, die Wahrhaftigkeit, welche Mill im höchſten Grade beſaß, ward ihm zur Falle, wie ſie's noch täglich ſeinen Landsleuten wird, ſobald ſie mit Romanen und Celten in Berührung kommen. So gewohnt, ſtets nur zu ſagen, was ſie fühlen und denken, nehmen ſie in aller Unſchuld die ſchönen und liebenswürdigen Gefühle, die ihnen auf dem Feſtlande entgegengebracht werden, für wirklich und ahnen nicht, wie wenig der innere Menſch bei

dieſer demonſtrativen Gefühligkeit betheiligt iſt. Gewohnt, die Unwahrheit als baare Heuchelei auftreten zu ſehen, erkennen ſie dieſelbe nicht, wenn ſie wie eine weiche, ſchmeichelnde Luft die ganze Atmoſphäre durchdringt; gewohnt, die ſpitzen Ecken und ſcharfen Kanten eines ungefügen Conventionalismus hervortreten zu ſehen, meinen ſie, der Conventionalismus ſei abweſend von der franzöſiſchen Geſellſchaft, weil die Virtuoſität des Franzoſen jene Kanten und Ecken ſo ſchön zu verbergen weiß. Da trifft der Inſtinct des gemeinen, vorurtheilsvollen Engländers, dem es immerhin ein wenig unheimlich zu Muthe wird unter ſo viel Gefühlsproteſtation und Manifeſtation, ſtets viel ſchneller das Richtige als ein humaner J. S. Mill, der gerade ſelbſt das liebenswürdigſte Beiſpiel des vertrauensvollen Engländers iſt, wenn er von den „mißtrauiſchen Engländern“ und den „vertrauungsvollen Franzoſen“ redet. Aus dieſer kindlichen Unfähigkeit ſelbſt Menſchen zu erkennen, denen ihr Charakter an der Stirne geſchrieben ſteht, erwächſt denn auch dieſe ewige Ueberſchätzung und Unterſchätzung des Fremden; während man doch bei Landsleuten recht klar ſieht, ſelbſt ohne Shakeſpeare und Fielding oder auch nur Thackeray zu ſein. Die Unbiegſamkeit und Unbeweglichkeit Mill's in Dingen des praktiſchen Lebens war eben doch eine ungewöhnliche, ſelbſt in England. Wäre etwas weniger Abſtraction bei dem Manne geweſen, und etwas mehr Beobachtungsgabe, er hätte bald ſehen müſſen, wie gerade das ganze engliſche Leben in jedem Sinne — politiſch, ſocial, religiös, commerciell — auf dem Credit beruht, das der Südländer aber auf dem organiſirten Mißtrauen, was überzeugend weiter zu entwickeln ich wohl übernehmen

würde, fürchtete ich nicht aus diesem Briefe ein Buch zu machen und seinen Gegenstand aus dem Gesicht zu verlieren.

Jedenfalls datirt von dieser französischen Reise Mill's sein fortan immer reges Interesse für die französische Politik, wie überhaupt für den abstracten Liberalismus des Festlandes, der dem Engländer der guten alten Schule, so da Liberalismus trieb, wie Herr Jourdain Prosa sprach, d. h. ohne es zu wissen, stets ein Buch mit sieben Siegeln bleibt. Dazu kam die Lectüre der französischen Revolution, welche auf alle Jünglinge, wie viel mehr auf einen so vorbereiteten, zündend wirken mußte. Er träumt davon „ein Girondist in einem englischen Convent zu sein", und er sollte nie einsehen lernen, daß von allen Parteien, welche Frankreich unheilbare Wunden versetzt haben, keine verhängnißvoller war, als die der Girondisten, heutzutage centre gauche genannt.

Nach England zurückgekehrt, baut der junge Mann weiter an dem Gebäude seiner politischen Ansicht, dessen Grund in Frankreich gelegt worden. Er studirt Rechte vom naturrechtlichen Standpunkte aus. Er liest Bentham's traité de législation und, bis dahin impliciter, unbewußter Benthamist, wird er von Stund an ein expliciter, ein bewußter Apostel des Benthamismus. „Als ich den letzten Band des „traité" niederlegte, war ich ein anderes Wesen geworden." Was vielleicht mehr als alles Andere den jungen Mill bei Bentham festhielt, war die Methode. Die verdienstvolle Polemik Bentham's gegen das Ungefähr des philosophischen Ausdruckes, gegen wesenlose Allgemeinheiten, wie „Naturgesetz", „richtiges Gefühl", „moralischer Sinn"



u. ſ. f. imponirte dem Jüngling ungemein: es war wie eine Offenbarung von der Nichtigkeit der großen Worte, mit denen ſo viele Lehrer der Menſchen um ſich werfen. Freilich ſchoß er auch hier wieder über's Ziel und lernte nie einſehen, daß die Sprache, ſelbſt die klarſte und vollendetſte, doch immer eine unzureichende Zeichenſammlung bleibt und daß der Ausdruck nie den Gedanken ganz deckt. Denn, ſelbſt was „die Einbildung phantaſtiſch ſchleppt in ſolchen dunklen Namen", entſpricht oft einer in anderen Worten gar nicht auszudrückenden Wirklichkeit. Vor Allem, er begab ſich ſelber wieder unter die Herrſchaft der Worte und ward am Ende geradezu unfähig, das Weſen der Dinge zu erkennen, wenn es verſchiedene Formen trug. Namentlich ſpielt ihm dieſe Unfähigkeit in ſeiner Auffaſſung der Geſchichte ſchlimme Streiche: ſobald ein Richelieu ſich Pitt nannte und ein Parlament leitete ſtatt eines Königs, erkannte er ihn nicht mehr.

Mit ſechzehn Jahren war der künftige Kämpe fertig: er hatte eine Sache: den Benthamismus, und eine Waffe: die vom Vater erlernte Dialektik. So begann er denn noch ſechzehnjährig mit dieſer Waffe den Kampf für jene Sache, aus dem er ruhmbedeckt und, wenn auch nicht durchaus Sieger, doch mit großen errungenen Vortheilen, herausgehen ſollte.

XII.

The Falls, Llandogo.

Der bedeutende Mann, deſſen Erziehung ich neulich beſprochen habe, war eben ſo frühreif in der Production, als er es im Conſum geweſen war. Sein thätiges, wirkendes Leben begann mit ſechzehn Jahren. Dieſes Leben war ein zwiefaches: das eine laut, Jedermann ſichtbar, auf die Ideenbewegung des Jahrhunderts gerichtet; das andere geräuſchlos, verborgen, der gegebenen Wirklichkeit gewidmet. Man braucht eben nicht an bewußte Inconſequenz dabei zu denken: dem Virtuoſen der Analyſe ward es leichter, zu trennen, in ſich ſelber zu trennen, was bei gewöhnlichen Menſchenkindern einen unentwirrbaren Complex bildet. Streng wußte er ſeine beiden Lebensſphären auseinanderzuhalten: nie ließ er ſich in ſeiner praktiſchen Thätigkeit durch ſeine philoſophiſch-politiſchen Theorieen beſtimmen; nie erlaubte er den Ergebniſſen ſeiner praktiſchen Erfahrung, ſeine Theorieen zu beeinfluſſen.

So war's ihm denn möglich, nachdem er faſt noch ein Knabe, durch Gunſt — eine Recrutirungsart, die er theoretiſch ſtets bekämpfte — ein Amt im India Office erhalten, in dieſer wunderbar verwickelten Regierungs-

u. ſ. f. imponirte dem Jüngling ungemein: es war wie eine Offenbarung von der Nichtigkeit der großen Worte, mit denen ſo viele Lehrer der Menſchen um ſich werfen. Freilich ſchoß er auch hier wieder über's Ziel und lernte nie einſehen, daß die Sprache, ſelbſt die klarſte und vollendetſte, doch immer eine unzureichende Zeichenſammlung bleibt und daß der Ausdruck nie den Gedanken ganz deckt. Denn, ſelbſt was „die Einbildung phantaſtiſch ſchleppt in ſolchen dunklen Namen", entſpricht oft einer in anderen Worten gar nicht auszudrückenden Wirklichkeit. Vor Allem, er begab ſich ſelber wieder unter die Herrſchaft der Worte und ward am Ende geradezu unfähig, das Weſen der Dinge zu erkennen, wenn es verſchiedene Formen trug. Namentlich ſpielt ihm dieſe Unfähigkeit in ſeiner Auffaſſung der Geſchichte ſchlimme Streiche: ſobald ein Richelieu ſich Pitt nannte und ein Parlament leitete ſtatt eines Königs, erkannte er ihn nicht mehr.

Mit ſechzehn Jahren war der künftige Kämpe fertig: er hatte eine Sache: den Benthamismus, und eine Waffe: die vom Vater erlernte Dialektik. So begann er denn noch ſechzehnjährig mit dieſer Waffe den Kampf für jene Sache, aus dem er ruhmbedeckt und, wenn auch nicht durchaus Sieger, doch mit großen errungenen Vortheilen herausgehen ſollte.

Punkte ſind die Geduld zu verlieren? Mill war keineswegs ein origineller Kopf, und die Großartigkeit ſeiner Wirkung darf uns nicht über die Thatſache täuſchen, daß er durch die Auseinanderſetzung, Schärfung und Begründung der Ideen Andrer, nicht durch eigne wirkte: in ſeiner Philoſophie lehnt er an Comte, in ſeiner Nationalökonomie an Ricardo, in ſeiner Politik an Bentham an; aber ſeine „Logik", ſeine „Wirthſchaftslehre" und ſein „Repräſentativſyſtem" werden ſicherlich die Werke ſeiner Meiſter überleben.

Seine Thätigkeit als „Reformator der Anſichten und Einrichtungen ſeiner Zeit" begann John Stuart Mill mit einer Schrift gegen das ariſtokratiſche „Vorurtheil": daß die Reichen im Allgemeinen auf einer höheren Stufe der Sittlichkeit ſtünden als die Armen, mit verſchiedenen Artikeln in Tagesblättern, mit der Stiftung der „Utilitarian Society" und mit Gründung der „Weſtminſter Review" — Alles im Alter von ſiebzehn Jahren. Aus jener Geſellſchaft und dieſer Zeitſchrift iſt die junge Schule hervorgegangen, die mittelbar auf die Geſetzgebung Großbritanniens ſeit zehn Jahren, unmittelbar auf die Geiſtesrichtung des Geſchlechtes, welches jetzt im friſcheſten Mannesalter ſteht, einen mächtig beſtimmenden Einfluß geübt hat. John Stuart war von Anfang und wurde immer mehr im Verlaufe der Zeit die bewegende Seele dieſer Schule. Natürlich ſtand im Beginne noch der Vater, James Mill, hinter dem Sohne und wirkte auf dieſen und ſeine Genoſſen ebenſo ſtark durch ſeine Perſönlichkeit, als Bentham durch ſeine Werke. Er handhabte die Waffe der Polemik, während ſein berühmterer Freund ſich begnügte, ſeine Doctrinen theoretiſch zu entwickeln. James Mill's Angriff (in der erſten Nummer der „Weſt-

maſchine, der unlogiſchſten und zugleich in ihrer Art voll-
kommenſten, welche die Geſchichte vielleicht gekannt, fünf-
unddreißig Jahre auszuhalten und ihr freudig, eifrig und
gewiſſenhaft zu dienen. Nichts zeigt auffallender die Selbſt-
täuſchung des Mannes und die ganze Wahnatmoſphäre, in
welcher er geiſtig lebte, als die Weiſe, wie er von dieſer
ſeiner Thätigkeit ſpricht. Er bildet ſich wirklich ein, daß
„die Gelegenheit, welche ſeine officielle Stellung ihm gab
aus perſönlicher Beobachtung die nothwendigen Bedingungen
der praktiſchen Führung öffentlicher Angelegenheiten kennen
zu lernen, von großem Werth für ihn, als theoretiſchen
Reformator der Anſichten und Einrichtungen ſeiner Zeit“
geweſen ſei. Wie durchaus aprioriſch die von ihm ange-
ſtrebten Reformen waren, ſcheint er demnach eben ſo voll-
ſtändig zu vergeſſen, als er ſtets verſäumte, die Thatſachen
zu ſtudiren, auf denen er ſeine „inductive“ Staatswiſſen-
ſchaft aufbaute. Lieſt man die Lebensbeſchreibung, ſo ſollte
man wirklich glauben, Niemand habe beſſer als dieſer ſtarre
Logiker und Principienreiter die „Schwierigkeiten, Menſchen
in Bewegung zu ſetzen, die Nothwendigkeit von Compromiſſen,
die Kunſt, das Unweſentliche zu opfern, um das Weſentliche
zu retten“, eingeſehen; aber man braucht nur ſeine politiſche
Abhandlungen zu leſen, um ſich zu überzeugen, daß, wie
ſehr er dieſe Weisheit auch im Privatleben geübt haben
mag, in ſeinen politiſchen Beſtrebungen ſicherlich nicht ein
Spur davon zu finden iſt. Doch wer wollte dem Mann
alle ſeine Widerſprüche vorhalten, wenn dieſe Widerſprüche
gerade das ſind, was uns immer wieder mit ihm ausſöhnen,
ſo oft wir über ſeinen logiſchen Abſolutismus einerſeits
über ſeine allzu kindliche Naivetät andrerſeits auf den

Punkte sind die Geduld zu verlieren? Mill war keineswegs ein origineller Kopf, und die Großartigkeit seiner Wirkung darf uns nicht über die Thatsache täuschen, daß er durch die Auseinandersetzung, Schärfung und Begründung der Ideen Andrer, nicht durch eigne wirkte: in seiner Philosophie lehnt er an Comte, in seiner Nationalökonomie an Ricardo, in seiner Politik an Bentham an; aber seine „Logik", seine „Wirthschaftslehre" und sein „Repräsentativsystem" werden sicherlich die Werke seiner Meister überleben.

Seine Thätigkeit als „Reformator der Ansichten und Einrichtungen seiner Zeit" begann John Stuart Mill mit einer Schrift gegen das aristokratische „Vorurtheil": daß die Reichen im Allgemeinen auf einer höheren Stufe der Sittlichkeit stünden als die Armen, mit verschiedenen Artikeln in Tagesblättern, mit der Stiftung der „Utilitarian Society" und mit Gründung der „Westminster Review" — Alles im Alter von siebzehn Jahren. Aus jener Gesellschaft und dieser Zeitschrift ist die junge Schule hervorgegangen, die mittelbar auf die Gesetzgebung Großbritanniens seit zehn Jahren, unmittelbar auf die Geistesrichtung des Geschlechtes, welches jetzt im frischesten Mannesalter steht, einen mächtig bestimmenden Einfluß geübt hat. John Stuart war von Anfang und wurde immer mehr im Verlaufe der Zeit die bewegende Seele dieser Schule. Natürlich stand im Beginne noch der Vater, James Mill, hinter dem Sohne und wirkte auf diesen und seine Genossen ebenso stark durch seine Persönlichkeit, als Bentham durch seine Werke. Er handhabte die Waffe der Polemik, während sein berühmterer Freund sich begnügte, seine Doctrinen theoretisch zu entwickeln. James Mill's Angriff (in der ersten Nummer der „West-

minſter Review") gegen die altliberale Partei der Whig und ihr ſo angeſehenes Organ, die „Edinburgh Review" war die Kriegserklärung des engliſchen Radicalismus. Von jenem Tage datirt ſein Daſein in dem politiſchen Leben der Nation, und das Bündniß mit den Nationalökonomen gab ihm den nöthigen reellen Rückhalt, um ſich darin zu behaupten. Ohne die free traders und ihren endlichen Triumph in den Jahren 1846 und 1860 wäre die radicale Schule nie zu einer Macht geworden in England. Sobald ſie die Nationalökonomen nach erfochtenem Siege fallen ließen, war ſie kaum noch eine politiſche Partei; und die Nationalökonomen ließen ſie fallen, weil eben mit Leuten für welche das Raiſonnement Anfang, Mitte und Ende Inhalt und Form der menſchlichen Thätigkeit iſt, im politiſchen Leben auf die Dauer durchaus nichts anzufangen iſt, wenn ſie auch noch lange die Männer des wirklichen Lebens beeinfluſſen können.

Worin dies neue politiſch-philoſophiſche Glaubensbekenntniß beſtand, erklärt ſchon Stuart Mill ſelber vortrefflich, wenn er es „eine Combination des Bentham'ſchen Standpunktes mit moderner Staatsökonomie und Hartley'ſcher Metaphyſik" nennt; obſchon man nicht recht begreift was Hartley ſelber, was die neue Schule, welche ſich bald zum Comte'ſchen Poſitivismus bekennen ſollte, mit Metaphyſik zu ſchaffen habe. Iſt doch gerade das philoſophiſche Princip der ganzen Richtung die Verneinung der Metaphyſik. Sieht ja doch Comte ſowohl als ſein engliſcher Schüler auf die „metaphyſiſche Periode" der Menſchheit mit demſelben Dünkel herab, als auf die „theologiſche", die ihr vorangegangen iſt. Daß aber eine Philoſophie wie die

Periode“ ſtecken und noch politiſche Machtfragen in der altmodiſchen Weiſe eines Cranmer oder Pitt zu ſchlichten verſuchen, in Wagner'ſcher Selbſtzufriedenheit ſonnen und freuen, daß ſie's „ſo herrlich weit gebracht“. Da argumentiren ſie nun luſtig fort, wie die Scholaſtiker nach der Renaiſſance, als ob Kant gar nicht exiſtire. Möglich, Mill und ſeine Schule ſind nur aus übertriebenem Idealismus, aus Berkeley'ſchem Mißtrauen gegen die Sinneserfahrungen, zu ihrem rein intellectualen Standpunkt gekommen und haben im Vollgefühle ihrer logiſchen Gymnaſtik am Ende die Logik ſelber als das allein Weſenhafte anzuſehen gelernt; aber beweiſt das nicht eben, daß ſie keine Ahnung davon haben, in wie durchgreifender Weiſe Kant den Berkeley'ſchen Idealismus corrigirt hat, wie die Kant'ſche Kritik, weit entfernt, auf aprioriſchen Hypotheſen zu beruhen, gerade, wie es ihr Name ſchon andeutet, in der ſchärfſten Analyſe des Denkvermögens beſteht?

Mit dieſem philoſophiſchen Standpunkte hängt nun der politiſche eng zuſammen. Ihre Politik iſt eine fortſchrittliche im eigentlichſten Sinne des Wortes und gerade dadurch iſt der politiſche Radicalismus ebenſo gegen den Liberalismus gerichtet als der philoſophiſche gegen die Metaphyſik. Liberalismus und Metaphyſik haben in der That das mit einander gemein, daß ſie die Welt als in ihrem Weſen unveränderlich betrachten. Die ganze Moral und Politik der Mill'ſchen Schule beruht auf der Theorie der Perfectibilität. Aller Fortſchritt iſt in der immer genaueren Berichtigung des Urtheils. Dieſe zieht eine wirkliche Beſſerung des Menſchen in ſittlicher und geiſtiger Hinſicht nach ſich, und die Folge iſt, daß auch ihre Regierungen



und zwar ein Princip, das unendlich viel höher sein soll als dasjenige eines Plato oder Spinoza. Wie wenig auch die Engländer des XVIII. Jahrhunderts der Metaphysik geneigt waren, sie ignorirten wenigstens die Metaphysik des Festlandes nicht; wie denn überhaupt die Wechselwirkung, auch die politische, damals ungleich lebhafter war als heutzutage. England hat offenbar die Fühlung mit Europa immer mehr verloren, seit es fremde Sprachen lernt und „fremde Civilisation" studirt. Früher stand es dem Festlande mit der Sicherheit des Instinktes gegenüber; heute klopft es an hundert Thüren an und kommt immer an die falsche. Der Hochmuth, mit welchem Altengland auf den Continent herabsah, war im Grunde viel bescheidner als die Theilnahme, ja die Bewunderung, mit der Neuengland hinaufzuschauen vorgibt; denn jenes nahm doch festländische Einflüsse an, in Politik wie in Literatur, dieses ist der wahren Bewegung Europas ganz unzugänglich, während es Ideen und Fragen, welche uns ganz untergeordnet scheinen, welche jedenfalls fast folgenlos für uns sind, eine Wichtigkeit beilegt, die uns manchmal beinahe komisch vorkommen will. So ist das England Gladstone's und Mill's eigentlich inselhafter hinter seinem „Silbergürtel" als das England Walpole's und Hume's. Die bestimmenden Mächte im Staats- und Geistesleben des Festlandes entgehen Mill und seinen Anhängern durchaus; dagegen verfolgen sie politische und religiöse Parteien oder vereinzelte Strömungen mit einer gewissenhaften Aufmerksamkeit, deren dieselben gar nicht werth sind. Da ist es denn nur natürlich, daß sie sich als Engländer des XIX. Jahrhunderts uns Festländern gegenüber, die wir noch in der „metaphysischen

Periode" ſtecken und noch politiſche Machtfragen in der altmodiſchen Weiſe eines Cranmer oder Pitt zu ſchlichten verſuchen, in Wagner'ſcher Selbſtzufriedenheit ſonnen und freuen, daß ſie's „ſo herrlich weit gebracht". Da argumentiren ſie nun luſtig fort, wie die Scholaſtiker nach der Renaiſſance, als ob Kant gar nicht exiſtire. Möglich, Mill und ſeine Schule ſind nur aus übertriebenem Idealismus, aus Berkeley'ſchem Mißtrauen gegen die Sinneserfahrungen, zu ihrem rein intellectualen Standpunkt gekommen und haben im Vollgefühle ihrer logiſchen Gymnaſtik am Ende die Logik ſelber als das allein Weſenhafte anzuſehen gelernt; aber beweiſt das nicht eben, daß ſie keine Ahnung davon haben, in wie durchgreifender Weiſe Kant den Berkeley'ſchen Idealismus corrigirt hat, wie die Kant'ſche Kritik, weit entfernt, auf aprioriſchen Hypotheſen zu beruhen, gerade, wie es ihr Name ſchon andeutet, in der ſchärfſten Analyſe des Denkvermögens beſteht?

Mit dieſem philoſophiſchen Standpunkte hängt nun der politiſche eng zuſammen. Ihre Politik iſt eine fortſchrittliche im eigentlichſten Sinne des Wortes und gerade dadurch iſt der politiſche Radicalismus ebenſo gegen den Liberalismus gerichtet als der philoſophiſche gegen die Metaphyſik. Liberalismus und Metaphyſik haben in der That das mit einander gemein, daß ſie die Welt als in ihrem Weſen unveränderlich betrachten. Die ganze Moral und Politik der Mill'ſchen Schule beruht auf der Theorie der Perfectibilität. Aller Fortſchritt iſt in der immer genaueren Berichtigung des Urtheils. Dieſe zieht eine wirkliche Beſſerung des Menſchen in ſittlicher und geiſtiger Hinſicht nach ſich, und die Folge iſt, daß auch ihre Regierungen

immer beſſer und weiſer werden. Für ſolche Zukunftsmenſchen wird's keine andre Moral geben als den wohlverſtandenen Nutzen; kein anderes Ideal als das Wohlergehen der größtmöglichen Anzahl; keine andere Staatsweisheit als das Vorgehen durch Induction, gekrönt durch ein Syſtem der Deduction, was denn die in der Politik nöthige Verbindung der Erfahrungs- und Denk-Ergebniſſe vorſtellen ſoll. Das unerſchütterliche Vertrauen der ganzen Partei in ein wohlgeordnetes Repräſentativſyſtem und in die Freiheit der Discuſſion, iſt nur die Folgerung dieſes oberſten Grundſatzes. Wird der Menſch in ſeinen Handlungen durch das Raiſonnement geleitet, wird das Raiſonnement durch Aufklärung geſtärkt, ſo iſt die abſolute Freiheit der Ueberredung ohne Zweifel das ſicherſte Mittel, beſſere Zuſtände zu ſchaffen; woraus denn wieder die beliebte Maxime folgt, dergemäß Communiſten und Ultramontane ſich ſchließlich und unfehlbar eines Beſſeren werden belehren laſſen, wenn man nur die abſolute Discuſſionsfreiheit für Alle die nöthige Zeit beſtehen läßt. Andererſeits wird ja auch der ganze Charakter des Menſchen — nicht etwa blos ſeine einzelnen Handlungen — durch das Raiſonnement beſtimmt, durch Erziehung deſſelben am Ende umgebildet. Dieſe eingewurzelte Ueberzeugung kehrt auch auf jeder Seite der Autobiographie wieder; ebenſo läuft die ganz falſche Vorſtellung von „Glück" als eine äußerliche Macht darauf hinaus; und hier iſt eben die unüberſteigbare Grenze, welche die Progreſſiſten von den Liberalen trennt. Der altengliſche Liberalismus konnte ſich mit dem Repräſentativſyſtem begnügen, das die geſchichtliche Entwickelung gegeben hatte und das auf das Wunderbarſte in ſeiner Complexität alle Intereſſen, alle Kreiſe der

englischen Gesellschaft abspiegelte. Er kämpfte im Namen der Vorurtheile, Leidenschaften und Interessen, nicht der Vernunft. Er glaubte nie, daß eine Halberziehung — und selbst Mill konnte nie träumen, es werde einst eine Zeit kommen, wo jeder Wähler die Bildung eines Mill erhalten würde — je die Menschen zu besseren Politikern machen würde; wohl aber, daß die Erziehung die Menschen zu einer gesetzlichen, anstatt ungesetzlichen Befriedigung ihrer Selbstsucht bringen könne: in einem Worte, ihre ganze Handlungsweise hatte zur Voraussetzung die Unveränderlichkeit der Menschennatur, während die Radicalen ihre Politik auf die Vervollkommnung der Menschen gründen möchten. Trotz allen Hochmuths, mit dem Mill und die Seinen auf die Deutschen und ihren Apriorismus hinblicken, bleiben sie selber doch durchaus aprioristisch und verbieten der Erfahrung jeden Eingriff in ihre Kreise. Die Politik sollte wohl eine Erfahrungswissenschaft sein; aber die Professoren dieser Erfahrungswissenschaft glaubten sich entbunden, selber Erfahrungen zu sammeln. Die ganze moderne Geschichte Frankreichs und Deutschlands beweist, wie jeder Fortschritt im Unterricht die Masse der Menschen unfähiger für die Entscheidung politischer Fragen macht: wie der Arbeiter der großen Städte, der lesen und schreiben kann, sich nur von den Leidenschaften des Neides und der Begehrlichkeit einerseits, von den seichtesten, oberflächlichsten politischen Theorien andrerseits leiten läßt, sobald ihm die Entscheidung einer politischen Frage vorgelegt wird; während der unwissende Bauer, der seiner Gewohnheit, seinem Instinkte, seinem Interesse folgt, viel eher das Richtige trifft, — des radicalen Kleinbürgers von Paris und Berlin nicht zu

gedenken. Gegen eine ſo eindringliche Beredtſamkeit der Thatſachen verſtopft ſich Mill's Radicalismus die Ohren. Wenn nur jeder Wähler leſen und Jeder frei mit Wort und Schrift zu ihm reden kann, ſo iſt ihm Alles gewonnen. Mill iſt nicht allein begeiſtert für demokratiſche Einrichtungen, „er hofft ernſtlich, daß Owen'ſche, St. Simoniſtiſche und andre gegen das Eigenthum gerichtete Lehren weit verbreitet würden unter den niederen Klaſſen; nicht weil er glaubt, daß dieſe Lehren richtig ſeien oder weil er wünſchte, daß man ſie verwirkliche; aber damit die höheren Klaſſen dazu gebracht würden, einzuſehen, daß ſie mehr von den ununterrichteten, als von den unterrichteten Armen zu fürchten hätten." Und ein ſolcher Satz wurde nach 1848 geſchrieben, nach 1871 revidirt! Hatte ſich der Schreiber wohl je die Mühe gegeben, die Analphabeten unter den Junikämpfern und den Communards zu zählen? Ich fürchte, das hielt der Apoſtel der inductiven Politik für unnöthig; denn er war zu redlich, es zu unterlaſſen, weil er im Voraus gewußt hätte, die Thatſache, daß jeder Pariſer Arbeiter leſen und ſchreiben kann, auch täglich Zeitungen lieſt und die ſocialiſtiſchen Doctrinen mit Eifer ſtudirt, würde die ganze Theorie Lügen ſtrafen. Daß Mill, wie die Franzoſen, unter Volk immer nur das Volk der Induſtrie verſtand, für die Vielfältigkeit der anderen Geſellſchaftsintereſſen kein Organ hatte, wird durch das ganz äußerliche Correctiv einer Vertretung der rein geiſtigen, womöglich durch Prüfungen feſtgeſtellten Verdienſte nicht aufgehoben.

Kein Wunder, daß für Mill und ſeinen Anhang „Demokratie die weſentlichſte Garantie für gute Regierung" iſt, und daß ihm Amerika, ja Frankreich beſſer regiert

ſcheinen, als das ariſtokratiſch verwaltete England und das bureaukratiſche Deutſchland. Im Grunde nämlich iſt die ganze zur Schau getragene Verachtung ihres Vaterlandes nicht ein Auswuchs übertriebenen Humanitätsſinnes, wie es der deutſche Kosmopolitismus und die deutſche Selbſtironie waren. Unter England verſtehen ſie die conſervative Partei — auch der Liberalismus iſt ja conſervativ in England — und die Conſervativen blieben ſelbſt für den toleranten Mill bis an das Ende ſeines Lebens „die dumme Partei". Er war, eigenem Geſtändniß nach, „ein Radicaler und Demokrat für Europa und beſonders für England. Er dachte, das Vorwiegen der ariſtokratiſchen Klaſſen, der Adligen und der Reichen in der engliſchen Verfaſſung ſei ein Uebel, das jedes Angriffes würdig ſei, nicht wegen der Steuern oder eines andern ähnlichen, verhältnißmäßig leichten Mißſtandes, ſondern als das große Agens der Entſittlichung im Lande." Daher auch die Bewunderung für die franzöſiſchen Zuſtände. Die Revolution — indeß auch ſie nicht in ihren weltumgeſtaltenden Folgen — die Revolution als Schöpferin unſeres feſtländiſchen politiſchen Syſtems, ſcheint ihm nachahmenswerth, nicht in ihrer heftigen Procedur natürlich, aber in ihrem Streben und Grundprincip, die Geſellſchaft und den Staat auf die Grundlage des Rationalismus zu ſtellen. Er möchte gern ſeinen weniger vorgeſchrittenen Landsleuten die von den Franzoſen im Munde getragenen, aber nie befolgten, oder doch in der Anwendung ſtets weislich gefälſchten Grundſätze der Staatsweisheit als den engliſchen unendlich überlegen darſtellen. Und wie ſehr ihm dies mittelbar gelungen, beweiſt das Aufgeben der joniſchen Inſeln dem Nationalitätsprincip zu

Liebe, die Aufhebung der oſtindiſchen Compagnie, die iriſche Agrargeſetzgebung, das Wahlgeſetz von 1867, die Aufhebung der käuflichen Officiersſtellen, die Einführung der Examina in beinahe allen Laufbahnen und hundert andere Neuerungen der Art. Der junge Macaulay, damals ſchon ein Erzwhig, ſah von Anfang an, wohin die vielgeprieſene „inductive Staatswiſſenſchaft“ führen würde und vertheidigte in einem denkwürdigen Eſſay die gute alte engliſche empiriſche Methode des Liberalismus, die politiſchen Erſcheinungen zu behandeln, gegen die von Mill „philoſophiſch“ genannte, welche wir aber die abſtracte nennen würden.“ Er ahnte, was praktiſche Conſervative, wie Napoleon III., Bismarck und Disraeli, ſehr wohl vorausſahen: nämlich, daß jede Eroberung der Demokratie der liberalen Sache Eintrag thun muß und einen Conſervatismus begünſtigt, der nicht immer gerade ein geſunder iſt, wie es der altengliſche war.

Wir haben ſchon geſagt, wie bei Mill glücklicherweiſe der Widerſpruch eintrat, vermöge deſſen ſeine empfängliche Natur ſtets den Abſolutismus ſeines Verſtandes mäßigte. Er nennt ſich wohl ſelbſt zu einer Zeit ſeines Lebens eine „reasoning machine“; aber ſein Freund Carlyle hatte ſchon damals herausgefühlt, daß hinter dieſem Automaten „ein neuer Myſtiker“, jedenfalls ein Gefühlsmenſch, ſteckte. Der „abstracteur de quintessence“, ſo nannte Rabelais die Scholaſtiker ſeiner Zeit, fühlt z. B. trefflich gerade die Ueberlegenheit Carlyle's und erkennt ſie mit liebenswürdigſter, rührendſter Beſcheidenheit an, indem er wohl zum erſten und einzigen Male die Ueberlegenheit der Anſchauung über den Verſtand auch im Allgemeinen zugeſteht. Ja, der Einfluß bedeutender Perſönlichkeiten

wirkt oft so bestimmend auf ihn ein, daß er seine Theorien vergißt und, wie ein treuer Eckart, seine schneidige Waffe zur Vertheidigung einer Sache leiht, welche sein Verstand mißbilligen mußte. So ist der Versuch „Ueber die Freiheit" — das Beste was er geschrieben — im Widerspruch mit seiner ganzen Weltanschauung und mit Allem, was er außerdem geschrieben: er hat eben nur die Feder gehalten, er schrieb unter dem Dictat der Liebe, wie einst Dante: sobald er seine Beatrice verloren, wurde er sogleich wieder der alte unbeugsame Logiker im Dienste des Socialismus, der viel besser mit seiner ganzen Denkungsweise harmonirte.*) Doch würde uns diese Betrachtung zu leicht aufs Persönliche hinüberführen, und wir wollen gerne auf die leichte Genugthuung verzichten, nachzuweisen, wie die Ideen Mill's über Frauenemancipation in demselben Verhältniß ihren Erklärungsgrund haben: wie der religionsbedürftige Mann sich einen Privattempel mit eigener Göttin errichtete: wie Eros ihn, nach seiner alten bitterbösen Sitte, verblendete, aber verblendete, wie der kleine Ironiker nur die Verstandesstolzen verblendet, welche nichts undurchdringbar glauben für ihre klaren, hellen Augen. Aber dieser Brief ist schon lang genug; und, indem ich für dies Mal auf den interessanten Gegenstand eines psychologischen Charakterdiums verzichte, begnüge ich mich, in dem lehrreichen te, das wohl auch in Deutschland in Jedermanns Hand n wird, die Grundansichten unterstrichen zu haben, en der englische Radicalismus herausgewachsen.

—

* Theilnahme an der Agitation gegen die bestehenden darf wohl so genannt werden.

n, ſein Anhang wird wohl bald von den
Wählern Englands aus dem Hauſe der Ge
en; aber, wenn es dem engliſchen Radica
gelungen iſt, ſich ſelbſt die Herrſchaft zu verſ
s ihm leider nur zu wohl gelungen, die
durch ſein Bündniß zu discreditiren, die conſe
n ihrem innerſten Weſen zu fälſchen. Man wird
erſuchten, zu weit zu ſehen; aber wir könne
raurigen Gedankens nicht erwehren, daß die
ge eines cäſariſchen Conſervatismus ſich in E
zeigen. Dieſer aber beruht auf Furcht, und
blind. Ein blindes Erhaltenwollen iſt wohl
lich in ſeinen Folgen, als ein ſehendes, einſe
enwollen wohlthätig iſt. Wem die Schuld an
enden Umwälzung des engliſchen Staatslebens
en iſt, wird für Niemanden eine Frage ſein
wie ungeheuer der Einfluß John Stuart
iner Schule in England geweſen iſt.

XIII.

The Falls Llandogo.

Ich lese hier auf dem Lande ein Buch, das diesen Sommer großes Aufsehen gemacht hat.*) Es erschien zuerst vorigen Winter als eine Reihe von Artikeln in der „Pall Mall Gazette", und der Name des streitbaren Verfassers wurde sogleich vom Publikum errathen. Er ist der eines vielbeschäftigten Advocaten, der mehrere Jahre hindurch in Ostindien als Civilbeamter gedient, schon jetzt Queen's Counsel ist und wohl auch von der conservativen Regierung, obschon er vor Kurzem als liberaler Parlaments-Candidat aufgetreten und — gescheitert ist, zum Richteramt ernannt werden wird, das er schon zeitweise ausgefüllt. Man sieht, Herr Stephen, obwohl jung und nicht aus einer parlamentarischen Familie hervorgegangen, ist schon eine Persönlichkeit in England und hat, wie es scheint, diese Stellung sich selber allein zu danken.

Dem Verdienste des Schriftstellers kam die Zeitströmung zu Hilfe. Man war des philosophischen Radicalismus nachgerade recht müde geworden und begrüßte freudig

*) Liberty, Equality, Fraternity, by James Fitzjames Stephen, Q. C. London 1873.

den wackeren Kämpen, der gegen ihn in die Schrank
trat. Die letzten Ersatz-Wahlen haben bewiesen, wie ti
diese Reaction geht und wie wenig das englische Vo
annoch geneigt ist, irgend Jemandem — und wäre es d
bedeutendste seiner Staatsmänner — das gefährliche Lie
äugeln mit dem politischen Radicalismus zu verzeihen; e
Phänomen, das sich übrigens in allen Ländern, in Fran
reich und Deutschland sowohl als in England wiederhol
so oft die im Grunde immer conservativ gestimmte Meh
zahl des Volkes den „Gebildeten" und der „öffentliche
Meinung" gegenüber zum Worte kommen kann. Obsch
eigentlich selbst ein Utilitarier der Bentham'schen Schul
hat doch Stephen im Namen des altenglischen Liberalismu
den Kampf gegen die Mill'schen Doctrinen aufgenommen
wie denn auch die ausgezeichnetsten Benthamisten der vo
hergehenden Generation längst dem Idole ihrer Juge
ungetreu geworden sind: war doch Grote selbst gegen se
Lebensende bis zum vornehmen Skepticismus weitergegange
während Roebuck und Austin einfach in den Schooß d
alten Parteien einkehrten, der Erstere zu den Whigs, d
Zweite zu den Tories. Indeß man überwindet solche A
fänge nie ganz: auch Stephen hängt die trockene, gym
nastische Dialektik der Schule noch stark an und thut seine
trefflichen Buche viel Eintrag. Auch sind, obschon nich
Persönliches in dasselbe hineinspielt, das „Er" und d
„Ich" darum noch nicht daraus abwesend; das We
wendet sich gegen Mill als Vertreter der ganzen Richtun
und stellt dessen Grundsätzen und Definitionen diejenig
Herrn Fitzjames Stephen's gegenüber. Es wäre so lei
gewesen, diesen einzigen, immer wiederkehrenden Eigennam

wegzulaſſen, die ganze Schrift hätte dadurch auch im Tone die Allgemeinheit bewahrt, die ſie in der Sache ſtets beobachtet. Hätte der Verfaſſer ſich die großen Staatsrechtslehrer ſeines Vaterlandes, an die er ſich dem Inhalte nach anſchließt, auch in der Form als Muſter genommen, ſo würde er ſicherlich das „moi haïssable“ vermieden haben, das uns mehr als billig in ſeinem Buche entgegentritt. Doch iſt dies eine reine Frage der Form; im Grunde handelt das Buch doch nur von zwei entgegengeſetzten Theorien oder vielmehr politiſchen Weltanſchauungen.

„Es iſt einer der verbreitetſten Glaubensartikel unſerer Zeit,“ ſo erklärt der Verfaſſer den etwas auffälligen Titel ſeines Werkes, „daß das Menſchengeſchlecht glänzende Geſchicke verſchiedener Art vor ſich hat, und daß der Weg dahin zu finden iſt: in der Entfernung aller Schranken für menſchliches Handeln, Freiheit, in der Anerkennung einer wirklichen Gleichheit zwiſchen allen menſchlichen Geſchöpfen und in Brüderlichkeit oder allgemeiner Liebe.“ Gegen dieſe Behauptungen ſetzt Stephen die ſeinen, welche dahin gehen ſollen, daß ſelbſt die beſten Bekenner jenes reinen Evangeliums „ſehr geneigt ſind, deſſen Vortheile zu übertreiben und die Nachtheile deſſelben zu leugnen, oder doch wenigſtens die Bedeutung dieſer Nachtheile zu unterſchätzen; weiterhin, daß jene Sätze wenig dazu angethan ſind, ein religiöſes Glaubensbekenntniß abzugeben; endlich daß jene Ideale nicht Selbſtzwecke ſind, und daß, wenn gar die drei Worte in Verbindung mit einander gebracht werden, ſie keinen geſellſchaftlichen Zuſtand bezeichnen, den ein verſtändiger Mann mit Begeiſterung oder Aufopferung herbeiwünſchen ſollte.“

Dagegen wäre nun wenig einzuwenden; aber der Verfaſſer begnügt ſich keineswegs mit dieſer Nachweiſung, ſondern giebt einerſeits Definitionen, denen einem philoſophiſch gebildeten Menſchen nicht immer möglich iſt zuzuſtimmen, da wenigſtens, wo es ſich um Freiheit handelt; denn die Beweisführung, durch welche Stephen die Mill'ſchen Sophismen von Gleichheit und Brüderlichkeit bekämpft, will uns beinahe unwiderleglich erſcheinen. Namentlich iſt Alles, was der treffliche Juriſt über die behauptete natürliche Gleichheit zwiſchen Mann und Weib ſagt, ſchlagend. Nicht ſo, wenn er über die Natur der Freiheit ſpricht; da eben dieſe Theorie, wie Mill ſie aufgeſtellt, als Theorie durchaus unantaſtbar iſt. Gleichheit und Brüderlichkeit ſind zwei Ideen, wenn man will: zwei Ideale, welche dem Menſchen abſolut widernatürlich ſind; denn das ganze Daſein der Menſchheit beruht ja gerade auf Ungleichheit und Selbſtſucht; man könnte ſich dieſelbe gar nicht denken ohne den „Kampf ums Daſein", und es bedurfte kaum des Darwin'ſchen Geſetzes, um denkende Beobachter, Hiſtoriker oder Politiker davon zu überzeugen. Die Freiheit hingegen, wie Mill ſie definirt, iſt bis zu einem gewiſſen Grade der Verwirklichung fähig und wird es von Tag zu Tag mehr werden. Nur will uns bedünken, daß der berühmte engliſche Logiker ſeine Theorie nicht immer richtig begründet und in der Anwendung derſelben oft irregeht. Herrn Stephen's Einwürfe gegen die abſolute Freiheit können uns freilich noch weniger behagen. Trotz alles Studiums Bentham's und Auſtin's bleibt er nämlich doch immer Juriſt der alten Schule. Nicht die Selbſtvertheidigung allein, ſondern auch die Moral gilt ihm als das Princip,

welches den Staat berechtigt, gegen die Freiheit des Individuums einzuſchreiten. Er ſpricht auch gar viel von Gutem und Böſem, Recht und Unrecht; aber er giebt ſich nie die Mühe, zu definiren, was gut und böſe, recht und unrecht iſt, noch weniger, wie ein fehlbarer Menſch über die Moralität menſchlicher Handlungen unfehlbar urtheilen könne. Und er iſt nicht allein ein Criminaliſt der alten Schule, er iſt ein engliſcher Chriſt, vielleicht auch nur Deiſt — in der Frage, die uns beſchäftigt, kommt das auf daſſelbe hinaus — und begreift nicht, wie die menſchliche Geſellſchaft der Furcht und Hoffnung auf ein künftiges Leben entrathen könne. Wie abgeſchwächt der Gedanke an Hölle und Paradies auf dem ganzen Feſtlande iſt, davon hat der Inſulaner, der immer unter Muſelmanen, Buddhiſten und wirklichen Proteſtanten gelebt, gar keine Ahnung. Er ſieht ſehr wohl, wie ganz unannehmbar die Mill'ſche Annahme iſt: daß die Mehrzahl der Menſchen in ihrem Handeln je durch die Ueberredung einerſeits, die ſittliche Ueberzeugung oder die Menſchenliebe andererſeits geleitet werden würde — eine Annahme, auf die Mill merkwürdigerweiſe ſeine ganze Theorie von der Freiheit begründet — er ſieht auch recht wohl, daß der moderne Staat ganz ebenſo auf der Gewalt beruht, wie der urſprüngliche, daß die Gewalt ſich nur in einer anderen Form kundgiebt; er ſieht endlich ſehr wohl, daß die ungeheure Mehrheit der Menſchen nur durch die Gewohnheit und die Furcht vor der Meinung der ſie umgebenden Welt beſtimmt wird, ihre Selbſtſucht in den Grenzen zu halten, wo ſie die Rechte und Freiheit Anderer nicht beeinträchtigt; aber er legt auf dieſen Punkt gar nicht das gehörige Gewicht, und doch ſteht oder fällt

mit dieſem Punkte die ganze Anwendung des Mill'ſchen Grundſatzes auf die Geſellſchaft. Hier liegt der eigentliche Angelpunkt, wo Mill's Sophismus ſich einhenkt.

Den Menſchen, hatte Mill geſagt, ſolle nur zum Selbſtſchutz erlaubt ſein dürfen, die Freiheit ihrer Mitmenſchen zu beſchränken; Gewalt würde nur dann mit Recht über ein Mitglied der Geſellſchaft gegen deſſen Willen ausgeübt, wenn es ſich darum handle, zu verhindern, daß Anderen ein Leid angethan werde, oder mit draſtiſcheren Worten: „Laßt Jeden thun, was ihm beliebt, ſo lange er ſeinen Nächſten nicht verletzt.“ Dieſe unſerer Anſicht nach unantaſtbare Theorie, an der uns auch alle Stephen'ſchen Raiſonnements nicht irrezumachen vermögen, trägt nun ihr Autor ganz ſachte vom Staate auf die Geſellſchaft über, vom Geſetz und der Criminal-Juſtiz auf die öffentliche Meinung und ihre Excommunicationen. Hier iſt es, wo auf einmal Alles kunterbunt wird in dem klaren Kopfe. Mill's kürzlich veröffentlichte Autobiographie löſt das Räthſel zum Theil, indem ſie uns die beiſpielloſe Menſchen-Unkenntniß des abſtracten Denkers enthüllt — eine Menſchen-Unkenntniß, die allein erklären kann, wie der Mann dazu kommen konnte, einerſeits von dem an ſich ſchon ſo ſehr zweifelhaften Fortſchritte der Menſchheit in Bildung, Erleuchtung und Sittlichkeit ſo Großes zu erwarten, andererſeits aber dem Staate zuzumuthen, er ſolle den Einzelnen gegen die Unduldſamkeit der öffentlichen Meinung ſchützen. Stephen hebt ſehr ſchön hervor, wie thatſächlich dadurch gar nichts gewonnen wäre; indem die Toleranz, weit entfernt, dem Aufkommen neuer Ideen günſtig zu ſein, im Gegentheile äußerſt erſchlaffend auf die Menſchen wirkte. Er

hätte hinzufügen können, daß ein ſolcher Schutz der Minderheit gegen die Vorurtheile der Mehrheit thatſächlich gar nicht durchzuführen iſt, vor Allem aber, daß es gar nicht darauf ankommt, alle Keime von Intelligenzen vor dem Untergange zu retten. Es herrſcht in der geiſtigen und ſittlichen Welt, wie in der Hiſtorie und in der Natur, ein fortwährendes bellum omnium contra omnes. Es hängt von hunderterlei Combinationen ab, die durchaus nicht zu controliren ſind, ob ein Samenkorn aufgehe, ob ein menſchliches Weſen zur Reife gelange, ob eine Idee ihren Weg mache. Millionen von Keimen vergehen täglich, und wer kann wiſſen, wie viele ſtattliche Zukunftszeichen von den Zöglingen des Eumäos gefreſſen worden, wie viele Friedrichs und Napoleons, Shakeſpeares und Goethes, Ariſtoteles und Kants nicht einmal bis zur Taufe gelangt ſind. Von den Ueberlebenden aber iſt der wirklich Tüchtige nie von dem Untüchtigeren verhindert worden, ſich zu entwickeln. Iſt jedoch etwas dazu angethan, hindernd einzugreifen, ſo iſt's gerade, jenem Tüchtigen den Kampf zu erſparen, ihn im Frieden, dem Grabe aller kräftigen Individualitäten, hinvegetiren zu laſſen.

Uebrigens iſt die Natur ſo verſchwenderiſch in ihrem Samenauswerfen, daß es ihr auf ein paar tauſend Individuen mehr oder weniger gar nicht ankommt. „Wer kann ausrechnen, was die Welt verliert an der Maſſe vielverſprechender Intellecte, welche mit einem furchtſamen Charakter verbunden ſind und nicht wagen, irgend einen kühnen, kräftigen, unabhängigen Gedankengang zu verfolgen, aus Furcht, er möchte ſie zu etwas bringen, das für irreligiös oder unſittlich gehalten werden könnte?" An

dieſe Frage Mill's dürfte, ſo ſcheint uns, nur Eine Antwor ſchlagend ſein, und ſie wäre: Nichts, nichts, gar nicht verliert die Menſchheit an dieſen vielverſprechenden Intellecte ohne Willen, und alle Freiheit der Welt würde ſie nich zu Apoſteln ihrer Ideen machen.

Trefflich ſind die Ausführungen Stephen's, wenn e gegen die Theorie vom Staate, als einer gegenſeitige Verſicherungsgeſellſchaft, die Auffaſſung des Staates, al eines ſittlichen Organismus vertheidigt; obſchon er hie manchmal das Kind mit dem Bade ausſchüttet. Beid Anſchauungen brauchen ſich ja gar nicht auszuſchließen un laſſen ſich, wie ſchon Wilhelm von Humboldt bewieſen recht ſchön mit einander vereinigen. Jedenfalls kann e den Engländern unſerer Tage nicht ſchaden, wenn ihne ein Landsmann ſeinerſeits auseinander ſetzt: daß der Zwe des Staates keineswegs die Freiheit iſt, als welche ja nu eine Verneinung bezeichnet, ſondern vor Allem die Sicherheit welche zu erreichen die Erziehung ebenſowohl dienen ſo als das Strafgeſetzbuch: daß Staat und Kirche, als zwe alte ineinandergewachſene Organismen, ſich nicht mit einem Schnitt von einander trennen laſſen, wie man's in Italie ungeſtraft thun zu können vermeinte; kurz, daß er unter nommen, was Lecky auf dem Gebiete der Moral gethan gegen Mill und ſeine Schule das Recht „der unſichtbare Mächte" zu vertheidigen, welche von der reinen Nützlichkeits moral und der reinen Intereſſenpolitik rundweg geleugn werden. Daß Stephen dabei immer ein Stockengländ bleibt, ſoll uns ſo wenig dies ſein Verdienſt verkümmern als daß er den ehemaligen Benthamiſten nicht recht abthu kann und ſeine Beweisführung mit einer gewiſſen Oſtentatio

betreibt, an die wir nicht mehr gewöhnt ſind, und welche bisweilen an die Argumentirſchulen des Mittelalters erinnert. Die echtengliſche Weiſe, ſtets die Selbſtaufopferung für Andere zu predigen, iſt ja im Grunde ſo ſchön und edel, daß man gern vergißt, wie unzureichend dies Princip iſt, den idealen Gehalt des Staates und der Religion, der Kunſt und Wiſſenſchaft, zu erſchöpfen. Eine Lücke im engliſchen Geiſte bleibt es aber doch immer, daß das Selbſtvergeſſen des Künſtlers und Forſchers, des Gläubigen, ja auch des Staatsmannes, ohne unmittelbar „nützliche" Nebenabſichten ihm ſo gänzlich unverſtändlich oder doch unannehmbar bleibt.

Es würde die Grenzen eines Briefes überſchreiten, wollten wir uns hier auf eine ſyſtematiſche Widerlegung der Mill'ſchen Theorien einlaſſen. Es genügt, auf Stephen's Buch als auf ein Symptom der Umkehr in England hinzuweiſen, eben weil es von einem Liberalen, nicht von einem Conſervativen geſchrieben iſt. Der echt engliſche Standpunkt, auf welchem Religion und Moral identificirt werden, die Religion aber als ein vom Staate Untrennbares aufgeführt wird; der Werth, den der Verfaſſer auf die Charakterſtärke legt; die Weiſe, in der er die Erfahrung der Theorie entgegenſetzt (zum Beiſpiel in Bezug auf die Wirkung der Prädeſtinationslehre auf die ſittliche Kraft ihrer Bekenner); die Art, wie er die Intereſſen gegenüber den abſtracten Meinungen als das Treibende in der Geſellſchaft und im Staate aufführt und darſtellt; die Vertheidigung der Ungleichheit unter den Menſchen, als der natürlichen Grundlage jeder lebensfähigen Geſellſchaft; der Proteſt gegen die Identificirung von Demokratie und Freiheit: Alles trägt den

empiriſchen Charakter engliſcher Wiſſenſchaft, den praktiſchen engliſcher Staatskunſt, den conventionellen engliſcher Moralität und Religioſität. Wie nothwendig, wie im höchſten Sinne nützlich es auch geweſen ſein mag, gegen dieſen etwas ſtarren Anglicanismus, der ſich immer mehr zu verſteinern drohte, anzukämpfen, ihn in ſeiner naiven Selbſtzufriedenheit zu erſchüttern, es war doch Zeit, daß Jung-England innehielt und ſich fragte, ob denn die ſchönen Theorien, in deren Namen man Alt-England und ſeine Traditionen zerſtören wollte, praktiſch durchführbar, ob ihre praktiſche Durchführung wünſchenswerth ſei, ob der unbewußt ſchaffende Staatsbildungstrieb nicht auch Treffliches hervorgebracht, das wohl den Vergleich mit den bewußten Schöpfungen der franzöſiſchen Revolution vertrüge, ob es überhaupt England angemeſſen ſei, länger auf dem Wege der Verneinung und der Abſtraction zu verharren, der die Nachbarn jenſeits des Kanals an ſo gefährliche Abgründe geführt.

Es war hohe Zeit, daß ein Mann aufſtand, der gegen den einreißenden, ſo unengliſchen Optimismus und die damit zuſammenhängende Fortſchrittstheorie im Namen der unveränderlichen Menſchennatur proteſtirte. Will man nämlich den ganzen Streit in Einem Worte zuſammenfaſſen, ſo müßte man ſagen: Es handelt ſich um den Gegenſatz zwiſchen der romaniſchen und der germaniſchen Weltauffaſſung, deren Erſtere ſich Individuum wie Menſchheit als in ihrem Weſen veränderlich denkt, während die zweite den Einzelnen wie das Geſchlecht unſerer Tage für weſentlich identiſch mit denen des Urzuſtandes hält, woraus denn folgt, daß ſie nur auf die Formen und Aeußerungen, nicht auf den Grund und das Weſen dieſer Natur durch Ge

ſetze, Bildung u. ſ. w. einzuwirken ſich vornimmt. Zwiſchen dieſen beiden Weltanſchauungen giebt's keine Verſöhnung oder vielmehr kein Verſtändniß, ſie verhalten ſich wie Aſtrologie und Aſtronomie, wie Alchymie und Chemie. Die wichtigſte Aufgabe der zweiten Hälfte unſeres Jahrhunderts iſt für die germaniſchen Völker, bewußt auf die Bahn zurückzukehren, auf der ſie ſo lange unbewußt gewandelt, und von der die franzöſiſche Revolution ſie abgelenkt hatte. Weil es in dieſer Richtung hin wirkt, wird Stephen's Werk ſelbſt für den, welcher dem Verfaſſer nicht überallhin folgen mag, eine intereſſante und anregende Lektüre ſein, eine erfriſchende jedenfalls und eine lehrreiche; denn es wird Einem nicht oft ſo gut, heutzutage einen Schriftſteller zu finden, der einſieht und beweiſt, daß die Originalität nicht darin beſteht, anders als die anderen Leute zu denken, ſondern ſelber zu denken.

XIV.

Worthing.

Bulwer, der vor ſeinen zwei jüngeren Rivalen im Romane die Bühne der Oeffentlichkeit betreten, hat dieſelbe erſt nach ihnen verlaſſen. Er hat Dickens und Thackeray, freilich nur um wenige Jahre, überlebt; die Drei, welche inmitten des Heeres von nicht verächtlichen Romanſchreibern, das England ſeit dem Tode Walter Scott's hervorgebracht, die Vertreter des engliſchen Romans unter Königin Viktoria's Regierung geblieben ſind und bleiben werden, ſind einander raſch im Tode gefolgt. Die kürzeſte Laufbahn war die Thackeray's: zuletzt erſchienen, trat er auch zuerſt wieder ab. Erſt zehn Jahre nach Dickens — die „Pickwick Papers“ datiren von 1837 „Vanity Fair“ von 1847 — gelangte er zu ſeiner ſo wohlverdienten Popularität. Bulwer, der Frühreife, der Unermüdliche und Unerſchöpfliche, begann ſeine Carrière ſchon unter Georg IV. mit „Pelham“ und hat ſie erſt fünfundvierzig Jahre ſpäter mit „Kenelm Chillingly“ beendet*). Wie ſeine beiden Zeitgenoſſen hat auch er ſich wenig oder nicht verändert in den langen

*) „Kenelm Chillingly, his adventures and opinions, by Edw. Bulwer, Lord Lytton. London, 1873.

Jahren, die zwiſchen den beiden Romanen liegen. Jeder von den Dreien iſt in der That geblieben qualis ab incepto, und zwar nicht allein in der Weltanſchauung, ſondern auch in der Wahl der Stoffe, in der Behandlungsweiſe, im Styl: nicht zu ſagen, in der Manier. Sie ſind von Anfang an ausgeprägte Naturen geweſen, und ihre Werke ſind immer der treue Spiegel dieſer ihrer Naturen geblieben; daher ſie auch, wie alle ſich ſcharf abhebenden ſchriftſtelleriſchen Individualitäten, ſo unwiderſtehlich zur Parodie einladen. Bret Harte's geiſtreiche Beſchreibung des Thorhammer's, ſeine Wiedergabe der philoſophiſchen Unterhaltung des Elegant mit dem Schuhwichſer-Jungen leſen ſich geradezu wie Capitel aus Dickens und Bulwer.

Das urſprünglichſte, robuſteſte Talent unter den Dreien war ſicherlich Ch. Dickens, auch das am meiſten engliſche, oder doch wenigſtens das, welches der Charakteranlage und Geiſtesrichtung der großen Mehrheit der Engländer am meiſten entſpricht. Wahrhaftigkeit, Wärme des Gemüthes, derbe, thätige, entſchloſſene, unerſchrockene Menſchenliebe, geſunder, etwas utilitariſcher Menſchenverſtand, oft geſchmackloſer, oft bitterer, oft nur die Oberfläche ſtreifender, aber ſtets kräftiger und lebendiger Humor — bewegten und äußerten ſich bei ihm in dem engen Horizonte inſularer Beſchränktheit, ohne die Stütze claſſiſcher Bildung, in naivem Unverſtändniß alles deſſen, was Tradition, wie alles deſſen, was Speculation iſt. Der lebensluſtige, hart arbeitende self-taught man mit dem warmen Herzen und dem hellen realiſtiſchen Auge, war ſo recht der Romanſchreiber für eine Generation und eine Claſſe, deren Politiker und Denker Cobden, Bright und Mill waren,

der Erbe und wahre Repräsentant jener englischen Mittel
classe, aus der Richardson und Defoë hervorgegangen un
die der Letztere selbst in so treffenden Zügen charakterisirt ha

Anders Thackeray. Man braucht nur eine Seite vo
ihm zu lesen, um zu fühlen, daß er zu jener Schicht de
englischen Volkes gehört, deren Söhne, in Cambridge ode
Oxford gebildet, später in den Richter- und Advocatenstand,
die Geistlichkeit, die Universität, oder auch als homines
novi, manchmal als private members, in das Haus der
Gemeinen zu treten pflegten, ehe die beiden Reform-Bills
die politischen wie gesellschaftlichen Zustände Englands s
vollkommen umgewandelt. Hier spürt man soliden huma-
nistischen Jugend-Unterricht, Bekanntschaft mit dem Fes-
lande, seiner Geschichte, seiner Literatur. Die Ironie is
feiner, der Humor von einer höhern Art. Schon ist an di
Stelle des praktischen Optimismus etwas speculativer Pess-
mismus getreten, oder in anderen Worten: die Unpartei-
lichkeit des ästhetischen Zuschauers, die nur dem gegön
ist, der Ueberkommenes besitzt und dem die Muse nich
unbekannt ist. Thackeray's Vorfahr ist Henry Fielding
vielleicht ist der Enkel delicater; jedenfalls ist er wenige
mächtig als der Ahn.

Bulwer hat wenig von Beiden. Er ist mir stets da
gute Exemplar des englischen Aristokraten geblieben
wie er im vorigen Jahrhundert nicht selten war, ein
Mischung von Walpole und Chesterfield, zu der no
etwas deutsche Metaphysik und Byron'sche „Pose" hin
zugekommen. Bulwer ist durchaus eine liebenswürdige Natur
welche ihre angenommene Affectation glücklicherweise dur
angeborne Anmuth erträglich macht. Denn Bulwer i

nicht in seinen altfränkischen Airs, die gehören
pöfisch gebildeten Edelmanne des Jahrhunderts
rung, der sich in unsere Zeit verirrt hat, natürlich
affectirt, wenn er den fashionablen Dandy her-
den tiefen Philosophen spielt, mit seiner Gelehr-
ettirt oder sich für den schwungvollen, romantischen
stern Weltschmerzes geben will. Er kann's nicht
muß immer mehr und ein Anderer scheinen
ls er ist; aber seine anmuthig leichte Gestalt
ner durch die künstliche, verzwickte, modische Hülle:
ihm nicht gram werden. Es ist eben Alles nobel
Nanne; da ist keine noch so versteckte Ader von
t. Alle Eigenschaften, die man gerne dem Cavalier
nigen sich in ihm: man fühlt's dem Schriftsteller
uthig, wie hochherzig, wie ritterlich er im Leben
wie leicht ihm Alles geworden, die Schrift nicht
i die Rede. Dazu kommt für uns Deutsche, daß
abstracter Idealismus ihn uns so viel näher
seine praktischen Landsleute und Zeitgenossen.
losophie ist nicht originell; aber er hat doch Ver-
für Philosophie. Seine Geschichtsstudien mögen
püler von Waitz oder Giesebrecht ungenügend und
peinen, für den Weltmann sind sie umfassend und
ı eine nicht gewöhnliche Einsicht in den geschicht-
ammenhang und in die Gemeinsamkeit unserer
:n Cultur.
so ist Bulwer kein Dichter gewesen, aber er war
rische Seele, er konnte schwelgen im Genusse der
ıd des Poetischen. Der alte englische Humor,
bald tiefsinnig, war ihm gar nicht gegeben; die

Aber Shakespeare's und Fielding's ging ihm ganz ab, sei Witz war schwerfällig und gesucht, seine Satire immer al stract, raisonneuse, eigentlich mehr Kritik als Satir Dieser Mangel an Schöpfungskraft und plastischem Humo thut der Wirkung seiner Romane großen Eintrag. Ma gewinnt den Verfasser lieb, man theilt oft und gerne sein Lebensansichten, es wird Einem wohl in der durchaus gentilen Atmosphäre, die man bei ihm athmet; man zoll ihm Beifall, wenn er gegen die Werkeltagsweisheit protestirt wenn er für die höchsten Güter der Menschheit, die zarten Idole, welche plumpe oder rohe Hände verfehren möchten, eintritt und in Don Quixote'schem Enthusiasmus Lanzen bricht für das, was unser Goethe das „Ahnungsvolle" nannte; aber — seine Gestalten leben nicht, heben sich nicht einmal ab von der Leinwand; die Handlung schleicht hin bei ihm, anstatt uns fortzureißen; die Situationen, die er uns vorbringt, sind falsch; höchstens seine Naturbeschreibungen — die der wortreiche Schriftsteller merkwürdigerweis immer knapp faßt - geben uns das Gefühl, daß wir nicht nur mit einem dichterisch empfindenden Menschen, sondern auch mit einem Dichter zu thun haben.

Wie die meisten Engländer hat er von dem, was schriftstellerische Oekonomie heißt, keine Spur; er verpufft gerne all sein Gold im ersten Capitel und zahlt dann mit allerhand zweifelhaften Wechseln und altem Geräth aus seiner reichen Rumpelkammer. Hat er je einen Plan, eh er an's Werk geht, so verlegt er ihn gewiß nach einer Weile und kann ihn nicht wieder finden.

All das in erhöhtem Maßstabe — ja noch etwas mehr — findet der Leser in „Kenelm Chillingly". Der

erſte Band dieſes nachgelaſſenen Romanes iſt vielleicht das Beſte, was der fruchtbare Lord geſchrieben. Man kann ſich nichts Schwächeres denken als die zweite Hälfte; äußerlich und innerlich unwahrſcheinlich; falſche Poeſie; Haltloſigkeit und Schemenhaftigkeit der Charaktere; Widerſpruch auf Widerſpruch in der Anlage und Entwickelung: Affectation jeder Art. Dagegen glaube ich nicht zu übertreiben, wenn ich ſage, daß wenig engliſche Proſaiker ſeit Fielding oder doch ſeit Sterne, daß ſelbſt Dickens und Thackeray kaum Etwas hervorgebracht, das ſich mit dem Anfange „Kenelm Chillingly's" vergleichen ließe. Am wenigſten iſt es Bulwer ſelbſt gelungen, je etwas ſo Lebendiges zu ſchaffen. Das Ganze iſt gemeint als eine Satire gegen die heutige engliſche Jugend und die Grundſätze der modernen literariſchen, philoſophiſchen und politiſchen Schule, und wir ſollen in der Lebensgeſchichte eines begabten und edeln Jünglings, der nach jenen Grundſätzen erzogen worden, der Reaction echter engliſcher Natur gegen das aufgedrungene Gewand neumodiſcher Bildung beiwohnen. Während nun die letzte Partie als gänzlich mißlungen zu betrachten iſt und Held wie Autor in einen ſentimentalen Grandiſon-Ton verfallen, der nichts weniger als eine Rückkehr zur geſunden Tradition Alt-Englands verräth; während abſtracteſte Tugendhaftigkeit und unwahrſcheinlichſte Verwickelungen dieſe letzten Bände füllen, ſind die Einleitung: der Lebensabriß und die Heirath Sir Peter Chillingly's, des Vaters, die Taufe des Jungen und die Familienräthe der Chillingly's — der deutſche Leſer muß ſich den Namen etwa in Baron Fröſtelig überſetzen — die Charakteriſtik der verſchiedenen Familien-Mitglieder, des geiſtlichen Anhängers von muscular Christianity, des

groben und cyniſch-egoiſtiſchen Erbſchafts-Speculanten, der drei altjüngferlichen Schweſtern, Vetter Mivers', des Preß-Potentaten, M'Welby's, des faſhionablen Vertreters der Ideen, welche die kommende Generation zu beherrſchen haben, Kenelm's erſte Abenteuer und Reden — geradezu Sterne's würdig. Daß der Poſitivismus in des Wortes weiteſter Bedeutung, d. h. im philoſophiſchen wie im praktiſchen Sinne, daß die moderne Wort-Poeſie der Browning und Tennyſon, daß die grundſätzlich grundſatzloſe Politik gewiſſer moderner esprits forts in alledem nicht geſchont werden, läßt ſich denken; aber reizender als durch dieſen Don Quixote des Poſitivismus, der ſich wie ſein ſpaniſcher Vorfahr an der Lectüre, freilich an einer ganz entgegengeſetzten Lectüre, den Magen verdorben, kann das moderne England nicht perſiflirt werden, und es ſollte mich gar nicht wundern, wenn der liebenswürdige Pedant mit dem alten Kopfe und dem jungen Herzen, dem geiſtreichen zarten Gemüthe und den derben Fäuſten, dem Skepticismus und dem naiven Vertrauen, ein Typus würde und die engliſche Sprache zu ihrem Squire Weſtern, Uncle Toby, Joſeph Surface, Mr. Pickwick, Becky Sharpe und ſo vielen Andern, die der unerſchöpfliche, nie alternde engliſche Humor erſchaffen und der Sprache als allgemein verſtändliche und allgemein angenommene Bezeichnungen einverleibt hat, nun auch einen „Kenelm Chillingly" hinzufügen ſollte. Jedenfalls ſteht Kenelm, der letztgeborne Sprößling des alten Herrn, dem Sohne ſeiner Jugend, Pelham, nicht nach, und es iſt ein Beweis ſeltener Friſche und Geiſteskraft, zumal bei einem ſo gebrechlichen Körper, wie es der Lord Lytton's war, daß er im ſiebzigſten Jahre noch friſchere und



ßigere Seiten hat ſchreiben können als im dreiund-
nzigſten.

Und noch wunderbarer als die Fruchtbarkeit und ewige
gend Bulwer's ſind die Fruchtbarkeit und ewige Jugend
glands, das in hundertfünfzig Jahren ein Dutzend
manſchriftſteller hervorgebracht, denen das ganze Feſtland
r einen ganz Ebenbürtigen zur Seite zu ſtellen hat,
d daneben noch etwa hundert andere beſitzt, welche keinem
ebenovelliſten des Continents nachſtehen und ſie alle
nfalls in einem Punkte übertreffen: ſie ſind unter-
lend, und das Vergnügen, das ſie gewähren, iſt nicht
den Preis der Sittlichkeit oder der Natur erkauft.

XV.

Worthing.

Niemand ſchien berufener als Dickens' älteſter und intimſter Freund, ſein vierzig Jahre langer Vertrauter und Correſpondent, dazu ein Biograph von Fach, wenn ich ſo reden darf, das Leben des großen Romanſchriftſtellers zu ſchreiben; und in Einem Sinne hat ſich Herr Forſter auch ſeiner Aufgabe auf's trefflichſte entledigt*). Seine Notizen ſind von einer Vollſtändigkeit, einer Genauigkeit, einer Authenticität, die nichts zu wünſchen übrig laſſen. Vor Allem, ſo lange es der Biograph irgend vermeiden kann, ergreift er nie ſelber das Wort und läßt es ſeinem liebenswürdigen, geiſtreichen, lebensvollen Helden. Indeß alles das macht noch kein Buch. Ein Buch ſollte immer in einem gewiſſen Sinne Kunſtwerk ſein. Es ſollte immer wenigſtens einen Plan haben, organiſch gegliederte Theile, Ebenmaß und Harmonie zwiſchen dieſen Gliedern. Der Stoff ſollte immer verarbeitet, geordnet ſein; die einzelnen Elemente ſollten verſchmolzen, eine Wahl getroffen, das

*) „The Life of Charles Dickens" by John Forster. London 1872—1873.

Wichtige hervorgehoben, das Unwichtige geopfert, Wiederholungen vermieden, die Erzählung nicht zufällig chronologisch zerhackt werden. Hier nun haben wir's in diesen ersten Theilen, welche uns bis zu „David Copperfield" und Dickens' vierzigstem Lebensjahre bringen, nur mit einer chronologisch geordneten und mit fortlaufendem Commentar versehenen, freilich einzigen und unschätzbaren Quellensammlung zu thun. Wollen wir uns indeß nicht zu laut darüber beklagen: keine noch so kunstvolle Biographie, und wäre sie von Varnhagen's Meisterhand geschrieben, könnte je das Interesse haben, welches dieses unverarbeitete Material hat; und wir nehmen schon gerne einige Wiederholungen, Disproportionen aller Art, ja selbst die Schwierigkeit der Lectüre mit in Kauf, um nur den herrlichen Schatz ganz zu besitzen. Im Grunde, was haben wir Herrn Forster eigentlich vorzuwerfen, das er nicht leicht ändern könnte, um unsere Vorwürfe gegenstandslos zu machen? Er ändere nur den Titel seines Buches und nenne es anstatt: „Das Leben Dickens'" — „Beiträge zu einer Lebensbeschreibung Dickens'"; er lasse die langen Anmerkungen, meist sehr interessante Citationen, die den Leser jeden Augenblick mitten in einem Satze unterbrechen, in den Text an die angemessene Stelle setzen: kurz, er mache aus dem Buche, kühnlich anstatt verschämt, eine Briefsammlung mit Commentar, und wir werden alle zufrieden sein. Vielleicht kommt dann in hundert Jahren, wenn viele Details, die uns im höchsten Grade wichtig sind und die wir um keinen Preis missen möchten, ihr Interesse verloren haben, ein großer literarischer Künstler und Psychologe, der vornehmlich auf Grundlage vorliegender Quelle ein Portrait des

großen Humoriſten entwerfen wird, das ihm und der Kun
zugleich gerecht ſei.

Niemand ſchrieb lebendigere, reizendere Briefe al
Dickens, und man wundert ſich nur, wo er die Zeit he
nahm, ſie ſo ausführlich und ſo ſorgfältig zu ſchreibe
In der That ſind ſie meiſt ziemlich umfangreich, ſchildern
erzählend, oft bis ins kleinſte Detail, ſelten reflectiren
Es iſt gerade, als wenn man Capitel aus ſeinen Roman
läſe. Viele ſind ſogar geſchrieben in der Rolle dieſer ob
jener Geſtalt ſeiner Einbildungskraft, die uns vertraut g
blieben, wie Mrs. Gamp, Sam Weller und Andere. D
iſt ein Sprudeln von Leben, Geiſt und Gefühl, ein n
verſiegender Humor; dann wieder ein wirklich rührend
Pathos: überall Natur, Urſprünglichkeit, Friſche. W
Dickens nicht ſchon vorher lieb gehabt, der muß ihn hi
liebgewinnen; und es iſt dies einer der ſo ſehr ſeltene
Fälle, die eben nur bei den Allergrößten eintreffen, wo d
Perſönlichkeit noch viel bedeutender iſt als die Werke. I
für meinen Theil muß geſtehen, daß mir Dickens' Roma
beiweitem nicht die hohe Idee von dem Manne gegebe
welche mir dieſe Briefe und Lebensnachrichten von ih
geben. Man mag ſeine Lebensanſchauungen theilen od
nicht, ſeine einzelnen Urtheile billigen oder mißbilligen, ſe
Betragen in einem gegebenen Falle loben oder tadeln -
Eines kann man nicht leugnen, und das iſt, daß man hi
mit einem Manne zu thun hat, der Kopf und Herz a
dem rechten Fleck hatte.

Der Geſammteindruck, der dem Leſer bleibt, iſt, wie
Byron, trotz aller Verſchiedenheit der Richtung und
Anlage, der einer koloſſalen Lebenskraft. Dickens erſche

hier als die wahre Perſonification deſſen, was die Engländer mit einem treffenden Ausdrucke animal spirits nennen. Das iſt ein unausgeſetztes Verausgaben körperlicher, geiſtiger, gemüthlicher Kräfte, ohne daß der Vorrath je einen Augenblick erſchöpft ſchiene. Im Kampf um's Daſein oder im Genuſſe des Daſeins, im Erzeugen wie im Aufnehmen ſetzt er immer ſeine ganze Perſönlichkeit ein. Er iſt ganz ebenſo mit Herz und Seele bei der Organiſation eines Kinderfeſtes wie bei der Conception und Ausarbeitung einer Dichtung, die für die Jahrhunderte beſtimmt iſt. So arbeitet er ſich herauf und heraus aus bedrängteſten Verhältniſſen, allein durch die volle Kraft ſeiner Natur, der weder Glück noch Gönner die Wege ebnen. Dieſer Knabe, der ſo ganz die Welt vergeſſen kann, um nur in ſeiner wunderbar thätigen Phantaſie zu leben, beobachtet doch von früh auf die kleinſten Einzelheiten des wirklichen Lebens und bewahrt dieſe Eindrücke in treuem Gedächtniſſe. Dieſe Dichter-Natur iſt auch eine handelnde, eine ſtreitbare Natur. Schon als Kind weiß er ſich „zu wappnen gegen eine See von Plagen und durch Widerſtand ſie zu enden". Im väterlichen Hauſe findet er kein Beiſpiel; ſein gutmüthiger, wohlwollender Vater iſt ganz der treffliche, ſanguiniſche Micawber aus „David Copperfield", ein Bild der Schwäche und ein Opfer ſeiner eigenen Charakterloſigkeit. An eine regelmäßige Erziehung, an gediegenen Unterricht iſt nicht zu denken. Doch hat der Knabe früh leſen gelernt und verſchlingt als Kind ſchon die Werke ſeiner großen Ahnen, Addiſon's und Swift's, Fielding's und Goldſmith's, Smollet's und Sterne's. Bald Ausläufer, bald Ladenjunge in einem Schuhwichsgeſchäfte, befreit er ſich durch eigenen Entſchluß

und eigene Anſtrengung aus ſo niederer Lage, wi
Schreiber, denkt einen Augenblick ernſtlich d'ran, die Büh
zu betreten, hilft dann ſeinem Vater als Reporter fi
Journale und zeigt in dieſer Art von vergeiſtigter Sten
graphie eine Intelligenz, die nur durch ſeine unglaublich
wirklich einzige Arbeitskraft übertroffen wird. Es war d
vor der Zeit der Eiſenbahnen und Charles immer unte
wegs, zu Fuß, zu Pferde, in der stage-coach, im Dam
ſchiff: wo's nur eine Rede gab, war er da; oft ſchien
in jener Zeit, wo man noch nicht durch Telegraphen-G
ſchwindigkeit verwöhnt war, er ſei an zwei Orten zugleic
und immer war ſein Bericht der erſte am Platz, der g
naueſte, vollſtändigſte. Die Zeitungen fingen an, ſich u
ihn zu ſtreiten, die Staatsmänner es als ein großes Glü
zu betrachten, ihn zu ihrem Berichterſtatter zu haben. -
Nachdem er einmal ſeine Ader gefunden, ſich ſelbſt erkann
die Skizzen geſchrieben, iſt er ein gemachter Mann. Sei
erſtes größeres Werk, die „Pickwick Papers", zählt
den plötzlichſten und großartigſten Erfolgen, welche d
Literatur aller Länder und Zeiten kennt. Der Verfaſſ
war noch nicht vierundzwanzig Jahre alt.

Dieſe raſtloſe Thätigkeit aber läßt nicht nach. Kau
iſt ein Preis errungen, ſo ſetzt er ſich einen ander
Kaum iſt ſein Los geſichert, ſo ſucht er das ſeines Vater
ſeiner Brüder zu ſichern. Er wagt es kühnlich, ohne irge
eine feſte Ausſicht, in den Eheſtand zu treten, nimmt ſei
unbemittelten Schwägerinnen zu ſich, hat natürlich ba
das Haus voll von Kindern: in zehn Jahren neune; au
hier verleugnet ſich der Engländer und die Lebenskra
nicht, wie man ſieht. Dabei eine ewige Aufgeweckтheit i

geſelligen Verkehr: bei jedem Feſte war „ſein Geſicht immer das heiterſte, ſein Tritt der leichteſte, ſein Wort das unterhaltendſte. Dieſe wunderbare Vitalität ſchien keiner Ruhe zu bedürfen“. Schon ein angehender Fünfziger, ſehen wir ihn Abends Theater ſpielen, die Nacht durchtanzen, den nächſten Tag hundertzwanzig Meilen in der Eiſenbahn reiſen und den Abend bei dem Premier-Miniſter zu Tiſche und toaſten, wie nur *er* zu toaſten verſtand.

Ein andermal in Broadſtairs meldet er ſeinem Freunde als die natürlichſte Sache der Welt, daß er „an einem Tage dreimal durchnäßt worden, ſich viermal umgekleidet und alle Arten von großen Dingen gefunden hat, welche der Regen zwiſchen den Felſen des Ufers zu Tage gefördert“! So Goethe'ſch offen blieb ſein Auge und Sinn bei aller Aufregung und Kraftaufwendung. Ein unermüdlicher Schwimmer, Ruderer, Reiter, war er noch außerordentlicher als Fußgänger. Kaum ein Tag vergeht, an dem er nicht wenigſtens ſeine vier, fünf, oft zwanzig engliſche Meilen geht. Dabei immer geiſtig thätig. Sein Kopf iſt immer voll, nicht nur mit Romanen, Helden und Heldinnen, Verwicklungen aller Art, ſondern mit Geſchäften, Unternehmungen, Speculationen. Bald gründet er eine Hilfsgeſellſchaft, bald ein Theater, heute eine Zeitung, und zwar nichts weniger als die „Daily News“, morgen eine Wochen- oder Monatsſchrift, wie die „Houſehold Works“. Oft führt er zwei Erzählungen zu gleicher Zeit. Dabei das politiſche Intereſſe.

Dieſelbe Fülle und Geſundheit im Genuß. Hat er tagsüber gearbeitet, ſo iſt er auch immer der Erſte, der

ein heiteres Abendeſſen vorſchlägt in Richmond, in Hamp-
ſtead, wo dann der Flaſche fleißig zugeſprochen wird. Auf
ſeine Punſchbereitung wußte er ſich viel. Sein Haus war
das gaſtfreieſte. „Saure Wochen, frohe Feſte“, ſcheint in
Wahrheit ſein Loſungswort. Selbſt ein trefflicher Schau-
ſpieler, noch trefflicherer Regiſſeur, organiſirt er eine Schau-
ſpieltruppe, erweckt Ben Jonſon, Beaumont und Fletcher
wieder zum Leben, zieht herum im Lande von London nach
Mancheſter, von Liverpool nach Glasgow, und er iſt immer
die Seele des ganzen Unternehmens: Protagoniſt, Director,
Maſchiniſt, Decorateur, Souffleur. Auch in kleinern Ver-
hältniſſen und für weniger ehrgeizige Zwecke dünkt es ihm
kein Opfer, Zeit und Mühe zu ſchenken: vornehmlich wenn es
gilt, die Kinder zu unterhalten, Tauſendkünſtler- und Zauber-
ſtückchen aufzuführen. Er iſt bis an ſein Ende ein Kinder-
lieb geblieben, ein Abgott der Kleinen und ſelber nirgend
ſo wohl, als unter dem kleinen Volke. Und was er
treibt, treibt er, als ob das Heil der Welt davon abhing.
Er war ſchon ein Vierziger, als ſeine kleinen Töchter Ka
und Mary ihn die Polka gelehrt hatten, damit er ſie a
ihres Brüderchens Geburtstag tanzen möchte. „In d
Nacht vor dieſem Tage, im Bette, befällt ihn plötzlich d
Furcht, er könne den Tritt vergeſſen haben, und ohne ſi
zu beſinnen, ſtand er auf in der kalten dunklen Winte
nacht und übte den Schritt.“ Daß eine ſolche Lebensfül
fähig war zu magnetiſiren, kann Niemanden wundernehme
und er erzählt ſelbſt einen ganz unbeſtreitbaren Fall, w
er ſeinen Freund, den berühmten Caricaturiſten des „Punch
Leech, in einer ſchweren Krankheit zum Schlafe und dur
den Schlaf zur Geneſung brachte. Welch heiterer Geſe

ſchafter, trefflicher afterdinner-Redner er war, haben wir ſchon angedeutet, auch wie beliebt bei Reich und Arm, Groß und Klein. Sein unerſchöpflicher Humor erheiterte Alles und Alle; ſeine Witze, ſeine Erzählungen, ſeine Erfindung von bezeichnenden Spitznamen, ſeine mimiſchen Nachahmungen machten ihn geſucht in allen Geſellſchaften, und lieſt man ſeine Briefe, ſo begreift man augenblicklich den einzigen unwiderſtehlichen Zauber, den der Mann ausüben mußte. Seine italieniſchen und Pariſer Abenteuer, wie er ſie in dieſen Briefen erzählt, ſind von einem Leben, einer Heiterkeit, einem humoriſtiſchen Relief, das man leſen muß, um ſich eine Idee von dieſem Reichthum zu machen. Und ſo groß iſt ſein Bedürfniß des Mittheilens, ſeine geiſtige Generoſität, daß er fortwährend und an Jeden ſeine Fülle von Witz ſpendet.

Bei alledem war ſein Gemüth ein tiefes und ein weiches. Dickens war das Muſter eines Freundes. Treu, aufopfernd, ſelbſtvergeſſen, vertrauensvoll vor Allem; immer bereit zu helfen, aber immer auch auf den Freund zählend. Forſtern gehörte er ganz, theilte er ſich ganz mit, und neben Forſtern hatte er noch einen, zwei Freunde für's Leben, ein Dutzend guter, ſicherer Kameraden und Hunderte von jenen braven Geſellen, „die ſich mit vereinter Kraft brav zuſammenſtellen“. Er flößte Vertrauen ein, weil er Andern zu trauen wagte, und ſeine reine, geſunde Natur zog nur reine, geſunde Naturen an. Auch zarten Empfindungen, wenn nicht tiefern, war er zugänglich: Dickens war der liebevollſte, ſorgſamſte Gatte und Vater. Ein eigenthümliches ſentimental-ideales Verhältniß beſtand zwiſchen ihm und ſeinen Schwägerinnen, deren eine er früh verlor

und bis an ſein Ende beweinte, deren andre nach der Scheidung von ſeiner Frau die Mutter ſeiner Kinder und Herrin ſeines Hauſes blieb. Wie gut er gegen Vater und Brüder war, davon giebt Forſter mehr als einmal Zeugniß. Aber nicht allein für ſeine Familie, ſeine Freunde ſchlug ſein Herz. Jeder Leidende, jeder Arme wußte ſein Mitleid zu erregen, und dieſe ſchönſte aller Tugenden, die wahre Quelle aller andern, wenn wir unſerm großen Philoſophen glauben dürfen, war bei ihm nicht ein Reiz der Epidermis: ſie erſchütterte ihn tief, ergriff ſein ganzes Weſen und regte ihn immer zu thätiger Hilfe an. Stets iſt er bereit, einzugreifen, ſeine Börſe zu öffnen, eine Skizze zu ſchreiben, eine Theatervorſtellung zu organiſiren, Schritte bei Mächtigen zu thun, wenn's gilt, ein Elend zu lindern. Seine Theilnahme an den Stiefkindern der Natur, an den Blinden, Tauben, Stummen, war eine ungeheuchelte, warme und erwärmende. Wüßten wir's nicht ſchon aus ſeinen „American Notes", die Briefe, die er aus Lauſanne an den Freund ſchreibt, würden es uns zur Genüge zeigen. Seine ganze ſocialpolitiſche Anſchauungsweiſe, die wir nicht immer zu theilen vermögen, hat ihre Grundlage und ihre Erklärung in dieſem Mitgefühl für den Armen, den Unglücklichen, und nichts, weder Verbrechen, noch Rohheit, noch Unſittlichkeit, ja ſelbſt der Schmutz nicht, konnte dieſe reinliche Natur in ihrer Sympathie für die niedern Claſſen irre machen. Lauſchen wir hier ſeinen Herzensergießungen, gehen wir an der Hand ſeines Freundes jeder ſeiner Handlungen nach, ſo wird's uns erſt klar, wie tief aus innerſtem Bronnen alle die Werke gefloſſen ſind, in denen er für die Schuldigen und Schwachen, die Kinder und die Dürftigen eintritt.

Wenn das demokratiſche Gefühl, anſtatt wie gewöhnlich auf der niedern Leidenſchaft des Neides, auf den edelſten aller Leidenſchaften, der Entrüſtung gegen Unrecht und Härte, dem Mitleid mit dem Elend — einerlei, ob verdient oder unverdient, geiſtig oder materiell — beruht, wenn es Humanität im ſchönſten Sinne des Wortes, wie bei Dickens, iſt, ſo mag man wohl immer einzuwerfen haben, daß der Kopf mit dem Herzen durchgegangen, daß die Folgerung, welche den Mitleidenswerthen auch für der Herrſchaft würdig und fähig erklärt, eine falſche iſt; aber wie ſollte man nicht eine mit Bewunderung gemiſchte Liebe empfinden für Männer, welche, wie Mazzini, wie Dickens, ſo edel irren — wenn es überhaupt Irrthum iſt, ſeinem Gefühle mehr zu trauen als ſeinem Verſtande.

XVI.

Worthing.

Noch erſtaunenswerther als die Lebhaftigkeit des Gefühls, die geſellige Beweglichkeit, die geſchäftliche Thätigkeit, die phyſiſche Kraftverſchwendung des Mannes, war ſeine geiſtige Arbeitskraft. In fünf Jahren fünf umfangreiche Romane. Und welche Romane: „Pickwick Papers“, „Nicholas Nickleby“, „Oliver Twiſt“, „Maſter Humphrey's Clock“, „Barnaby Rudge“, dazu die „Skizzen“ und die alljährlichen Weihnachtsmärchen — im Ganzen etwa zwanzig Bände, ehe er das dreißigſte Jahr erreicht hat! Und wie ausgearbeitet das Alles, mit welcher Sorgfalt, mit welcher Gewiſſenhaftigkeit! Es wäre die größte Ungerechtigkeit, in Dickens einen begabten, leicht arbeitenden Fabrikarbeiter zu ſehen. Was auch an ſeinen Werken unbefriedigend erſcheinen mag, es iſt nie die Folge der Fahrläſſigkeit oder der Leichtfertigkeit. Welche Fülle von Geſtalten, und alle dieſe Geſtalten leben; beinahe alle — und es ſind deren Hunderte — ſind in dem engliſchen Volksmunde ſo populär geblieben, haben eine Realität behalten, wie nur Don Quixote und Sancho Panſa im ſpaniſchen Volke. Sogar Falſtaff haben keine Schöpfungen der Phantaſie, ſelbſt in

dem Vaterlande des humoriſtiſchen Romans, größere und allgemeinere Popularität gewonnen, als Herr Pickwick, the fat boy, Quilp und das ganze Heer von typiſchen Individualitäten, die Dickens geſchaffen. Aber es iſt uns hier nicht um eine Beſprechung der Werke zu thun. Da würden wir Nicht-Engländer gar viel zu rügen haben: den Mangel aller Oekonomie; die Ungeſchicklichkeit, mit welcher der Knoten meiſt geſchürzt und gelöſt wird; die Unwahrſcheinlichkeit der Fabel; die Manier im Styl; die Aeußerlichkeit der Komik; die fratzenhafte Uebertreibung; die Unkenntniß des Gemüths- und Geiſteslebens in den höheren Ständen, und vieles Andere, das ſein unvergleichliches Genie manchmal verdunkelt. Wir wollen hier nur von dem Menſchen ſprechen, ſoweit er im Schriftſteller zu Tage tritt. Und da haben wir's denn mit einer viel gewaltigern robustezza und Geſundheit als bei Bulwer, einer weit größeren Unmittelbarkeit als bei Thackeray zu thun.

Dickens' Geiſt arbeitete fortwährend; wo er ging und ſtand, lebte er mit den Schöpfungen ſeiner Einbildungskraft. In beinahe allen Briefen berichtet er ſeinem Correſpondenten über ſeiner Perſonen Thun, Treiben und Befinden, als wären's gemeinſame Bekannte. Intereſſant iſt es, bei Forſter zu leſen, wie Dickens bei ſeinen Arbeiten verfuhr. Beinahe immer theilt er dem Freunde ſeine Pläne mit, oft bis in's Einzelne ausgeführt; aber „nie gelang es ihm, ganz auszuführen, was er erſonnen hatte, ſo oft er's auch verſuchen mochte. Wenn (Roman-) Figuren ſo wirklich werden, daß ſie wie Exiſtenzen zu behandeln ſind, ſo kann ſie ihr Schöpfer ſelber nicht hindern, ihren eigenen Willen zu haben und ihre eigenen Wege zu gehen". Für

Dickens waren es wirklich Existenzen, diese Kinder seiner Einbildung, so leibhaftig als die Kinder seiner Lenden. „Ich habe so viel Kummer und Aufregung durchgemacht, als ob die Sache wirklich wäre," schreibt er einmal, „und habe die ganze Nacht wachend damit zugebracht." Dann freilich, wenn ihm die heraufbeschworenen Geister so gar keine Ruhe gelassen, fühlte er manchmal das Bedürfniß, sie zu verscheuchen: „Ich muß einen langen Gang thun, meinen Kopf zu klären. Ich fühle, daß ich ganz caput bin von der Arbeit und ich werfe meine Feder hin für heute. Da! — da ist sie hingefallen." Ein dicker Tintenfleck bezeichnete die Stelle. Oft ging die Arbeit gar nicht so leicht von statten. Wie alle sehr nervösen Naturen, konnte er stellenweise recht niedergeschlagen sein, muthlos, noch häufiger unaufgelegt; aber der eiserne Wille siegte immer, selbst in diesen Fällen. „Du kannst Dir kaum denken, welch' unendliche Mühe es mich kostet und wie außerordentlich schwer ich es finde, rasch vorwärts zu kommen. Die Erfindung ist, Gott sei Dank, das Leichteste in der Welt, und ich habe gerade jetzt ein so überwältigendes Gefühl für's Lächerliche, daß ich mir fortwährend Gewalt anthun muß, nicht aus lauter Heiterkeit in allerhand Extravaganzen zu verfallen. Aber die Schwierigkeit, einen Schritt zu gehen, den ich schnell nenne, ist unglaublich; es grenzt an die Unmöglichkeit. Ich denke, es ist zum Theile die Folge des zwei Jahre langen Ausruhens, zum Theile die Abwesenheit von Straßen und zahlreichen Figuren."

Letzteres ist charakteristisch für den Stadtmenschen. Trotz all' seiner aufrichtigen und warmen Naturliebe steckt doch bis an sein Ende der cockney in ihm. Geboren und

aufgewachsen in dem nervenerregenden Getöse und der künstlichen Aufregung einer Weltstadt, vermochte er sie nie zu missen. „Ich kann nicht sagen, wie sehr sie (die Straßen) mir fehlen," schreibt er von Lausanne, wo er seinen ‚Dombey and Son" verfaßte. „Es ist, als ob sie meinem Gehirne etwas gäben, dessen es, wenn es arbeiten soll, nicht entbehren kann. Eine Woche, vierzehn Tage kann ich wunderbar schreiben an einem entlegenen Orte; ein Tag in London genügt dann, mich wieder aufzuziehen und von neuem loszuschießen. Aber die Mühe und Arbeit, zu schreiben, Tag für Tag, ohne diese magische Laterne, ist ungeheuer .... Meine Figuren scheinen stillstehen (stagnate) zu wollen, wenn sie keine Menge um sich haben. Ich schrieb gar wenig in Genua und glaubte einen derartigen Einfluß zu verspüren .... aber, guter Gott, dort hatte ich doch wenigstens zwei Meilen Straße, in deren Beleuchtung ich Nachts herumirren konnte, und ein großes Theater jeden Abend." Und wiederum: „Die Abwesenheit von zugänglichen Straßen quält mich noch immer, gerade jetzt, wo ich so viel zu thun hätte, auf die sonderbarste Weise. Es ist wirklich ganz ein kleines geistiges Phänomen. Ich würde wohl nicht d'rin herumgehen den Tag über, wenn sie da wären; aber Nachts fehlen sie mir mehr, als es nur auszudrücken ist. Es ist als könnte ich meine Gespenster nicht los werden, wenn ich sie nicht in der Menge verlieren kann." Ein Hauptmotiv, warum er die Schweiz verläßt im Jahre 1846, um nach Paris zu gehen, ist dieses Bedürfniß nach belebten Gassen. Hat er Schwindel und Kopfweh, so schreibt er es „ohne irgend einen Zweifel dem Mangel an Straßen" zu; kann er den Ausdruck nicht

finden für das, was er im Kopfe hat, so ist's: „weil er eine volle Straße braucht, in der er sich Nachts tummeln kann". Und so hundertmal.

Ein solcher Eifer, eine solche Aufregung, welche die geistige Zeugung begleiten, müssen natürlich Reactionen zur Folge haben, und Dickens, der lebensmuthige, unermüdliche, ist mehr als einmal im Begriffe, ihnen zu unterliegen, vornehmlich wenn er zu viel auf sich genommen, wenn er tollkühn zwei Werke zugleich begonnen und nun die Gestalten und die Ereignisse nächtens in dieser nie rastenden, fieberhaft arbeitenden Einbildungskraft durcheinander schwirren: „Du erinnerst Dich Deines Einwurfs gegen zwei Geschichten auf einmal. Ich nahm's leicht. Ich hätte bedenken sollen, daß ich nie vorher versucht, zwei zugleich zu beginnen: die eine war immer schon ziemlich weit vorgeschritten, wenn ich ein Zweigespann kutschirte. Jetzt weiß ich Alles. Die scheinbare Unmöglichkeit, jede richtig zu führen, nebst meiner Sehnsucht nach Straßen, brachte mich neulich so von der Spur ab, daß ich im Begriffe war, das Weihnachtsbuch aufzugeben . . . . . Ich strich den Anfang einer ersten Scene durch, was ich nie zuvor gethan, und rannte wie wild, mit einer vagen Idee im Kopfe, herum und konnte die Idee in keine natürliche Form bringen. Endlich, Gott sei Dank, traf ich sie und nagelte sie gleich fest; und nachdem ich gestern von halb zehn bis sechs Uhr d'ran gearbeitet, war ich den Abend in einer solchen Begeisterung für die Sache, daß ich wirklich glaube, ich war einen oder zwei Zoll größer . . ."

Oft dauert ein solcher Raptus nicht lange, und er ist geneigt, ein begonnenes Unternehmen doch wieder aufzu

geben; aber dann denkt er, daß „es das erstemal wäre, daß er je etwas aufgegeben hätte, das er einmal in die Hand genommen", und daß er „jedenfalls noch einen verzweifelten Angriff" machen müsse, ehe er absteht, und die Folge ist immer, daß er nicht absteht. So lange er aber in solchen niedergeschlagenen Stimmungen ist, genügt eine Misère, ihn zu reizen oder zu lähmen. So die unerträgliche Musik der Orgeldreher, Nigger minstrels und German bands, welche ihn — wie andere Leute meiner Bekanntschaft — von einem englischen Seebade zum andern trieben. In der Schweiz, die ihm sonst nicht unsympathisch war, fühlte er sich wohl am meisten außerhalb seines Elementes. „Ich bin krank, wirbelig, launenhaft, niedergeschlagen, habe schlechte Nächte, bin unruhig, ängstlich und fortwährend von der Idee geplagt, daß ich das Mark meines Buches vergeude und besser ruhte." Und wieder: „Ich bin ganz verstört, bedarf des Schlafes und habe seit mehr als einem Monat den Kopf nicht frei gehabt." Dann kommen die literarischen Bedenken, die Verbesserungen, die Hinzufügungen, die Weglassungen, kurz Alles, was einen gewissenhaften Schriftsteller quälen kann, der sein Manuscript nicht mehr in der Hand hält und das schnell Geschriebene umschreiben möchte. In solchen Augenblicken kommen natürlich die selbstgeschaffenen Gestalten herauf und quälen ihn in seinen Träumen: „Die ganze vorige Woche träumte ich, daß die Battle of life eine Reihe von Zimmern wäre, in denen es unmöglich, sich zurechtzufinden, und die ich die ganze Nacht über düster durchirrte. Samstag Nachts glaube ich nicht eine Stunde geschlafen zu haben. Fortwährend schlug ich mich mit der Geschichte herum und suchte die Genfer

Revolution hineinzuverflechten. O die geiſtige Qual! Es iſt gräßlich."

Anders war die Wirkung zu großer Ruhe, wenn man überhaupt von Ruhe in dieſem angeſpannten Leben reden kann. Intereſſant iſt es, wie er den ſchlaftrunkenen Zuſtand der Lähmung ſchildert, in den er in Bonchurch verfallen war; man erkennt ihn kaum wieder. „Aeußerſte Gedrücktheit des Geiſtes und eine Neigung, vom Morgen bis zum Abend Thränen zu vergießen . . . Hat er je etwas geiſtige Energie irgend einer Art beſeſſen, ſo iſt ſie erloſchen in düſterm, ſtupidem Schmachten." Er ſchreibt ſolche Stimmungen, wie alle Nervenleidenden, gewöhnlich äußern Umſtänden zu, dem Klima, ärgerlichen Geſchäften, der Straßenmuſik, jener Abweſenheit von Menſchengewühl u. ſ. w.; in der That iſt's immer die Folge oder die Begleitung angeſtrengter geiſtiger Arbeit. Namentlich wenn er ein Buch beginnt, fühlt er die tiefſte Niedergeſchlagenheit. Die Wahl des Titels macht ihm ſchlafloſe Nächte; mehr als einen Monat hat er raſtlos nach einem paſſenden Titel für „David Copperfield" geſucht. Einmal ſchickt er ſeinem Freund eine Liſte von ſechs ausführlichen Titeln, unter denen er wählen ſoll. Er attachirt ſich dermaßen an ſeine Perſonen, daß er „in Thränen gebadet" iſt, wenn er eine „umbringen" muß, wie er ſelbſt, durch Thränen lächelnd, ſagt. So namentlich bei dem Tode des kleinen Paul in „Dombey", Nelly's in „Humphrey's Clock", Dora's in „David Copperfield", obſchon er in allen dieſen Fällen von vornherein den frühen Tod in Ausſicht genommen hatte, wie es aus den jetzt veröffentlichten Briefen erhellt. Alle die Kritiker, welche ſo ſtrenge mit ihm verfuhren und meinten, es ſeie

das nur expedientia geweſen, um aus einer Sackgaſſe herauszukommen, in die er ſich leichtſinnig hineingearbeitet, oder um ſich eine Löſung zu erleichtern, mögen hier beſchämt geſtehen, wie ſehr ſie ſich geirrt. Dickens appellirt vielleicht zu oft an den Tod, als an einen deus ex machina, aber er thut es nie, um ſich's bequem zu machen, ſondern weil es zu ſeinem vorgefaßten Plane gehört. Man kann das billigen oder tadeln; aber die künſtleriſche Abſicht des Schriftſtellers kann man nicht bezweifeln. Ebenſo berechtigt wäre man zu glauben, Goethe habe Ottilien ſterben laſſen, weil er nicht gewußt habe, was er mit ihr anfangen ſolle.

Und wie er redlich nachdenkt über den Plan, ſo über den Hauptgedanken jedes Buches. Ein weniger künſtleriſcher als philanthropiſcher Zweck liegt bekanntlich einem jeden zu Grunde. Bald agitirt er gegen das erbärmliche Schulweſen, bald gegen das endloſe Gerichtsverfahren; zuweilen iſt auch das Thema abſtracter: Stolz, Geiz, Egoismus; aber bewußt iſt ſich der Schriftſteller immer dieſes ſeines Zweckes. In den vorliegenden Briefen ſpricht er ſich darüber ſtets ſo ausführlich aus, als es nur Goethe und Schiller in ihrem Briefwechſel thun konnten, — freilich auf eine andere Weiſe und von einem andern Standpunkte. Man höre nur ein Beiſpiel; es handelt ſich um „Dombey and Son“:

„Ich nehme mir vor, zu zeigen, wie dieſe einzige Idee des Sohnes immer feſter Beſitz von Mr. Dombey ergreift und ſeinen Stolz zu einem ungeheuern Grade ſchwellt und ſteigert. Wenn der Junge heranzuwachſen anfängt, will ich den Vater ganz ungeduldig zeigen, daß er vorwärts komme, und wie er die Lehrer quält, daß ſie ihm große Aufgaben geben und dergleichen. Aber die natürliche Neigung des Jungen ſoll ſich auf die verachtete Schweſter lenken;

und ich beabsichtige sie darzustellen, wie sie alles Mögliche kun aus eigenem Entschlusse und seinem Fleiße, um ihm in seinen Stunden zu helfen, und wie sie ihm immer hilft. Wenn der Junge etwa sechs Jahre alt ist ist in der vierten Abtheilung, soll er krank werden und sterben: und während er krank und am Sterben ist, will ich, daß er immer noch bei seiner Schwester Hülfe sucht und die erste Neigung des Vaters ferne halte. So soll Mr. Dombey mit all seiner Größe und all seiner Liebe zu dem Kinde sich selbst dann noch a distance fühlen und sehen müssen, wie alle Liebe und alles Vertrauen des Knaben der Schwester zugewandt sind, welche Mr Dombey — und auch der Junge, das soll nicht geleugnet werden — immer nur als ein benutztes Werkzeug und eine Art Henkel behandelt hat. Der Tod des Jungen gibt natürlich allen Plänen und geliebten Hoffnungen des Vaters den Todesstoß, und „Dombey und Son" wie Nitz Loz am Ende der Abtheilung sagen soll, „ist doch ein Tochter" . . . . Von dem Augenblicke an denke ich sein Gefühl d Gleichgiltigkeit und des Unbehagens seiner Tochter gegenüber i positiven Haß zu verkehren, denn er soll sich immer erinnern, w der Junge im Sterben seinen Arm um ihren Hals geschlungen hie und ihr in's Ohr flüsterte und nur von ihrer Hand etwas nehme wollte und nie an ihn dachte . . . . Zu gleicher Zeit will ich ihr Gefühle zu ihm ändern, und zwar in einen größern Wunsch, ih zu lieben und von ihm geliebt zu werden; und das soll seinen Ur sprung haben im Mitleiden, das sie für seinen Verlust empfindet, i ihrer Liebe für den todten Knaben, den er auch auf seine Weise i innig geliebt hatte. So denke ich die Geschichte fortzuführen durc alle die Verzweigungen, Ausschüsse und Windungen, die sich en wickeln werden, und durch den Verfall und den Sturz des Hau und den Bankerott Dombey's und alles Uebrige, wo dann sie einziger Stab und Schatz und sein immer noch ihm unbekannt guter Genius diese zurückgestoßene Tochter sein soll, die sich am Ei besser bewähren soll, als es irgend „ein Sohn" gekonnt hätte, u deren Liebe zu ihm, wenn er sie entdeckt und versteht, sein bitterst Vorwurf sein soll. Denn der Kampf mit sich selbst, der in all solchen hartnäckigen Naturen vor sich geht, soll dann zu Ende sei und das Gefühl seiner Ungerechtigkeit, das ihn natürlich nie v

laſſen hat, ſoll dann am Ende eine ſchönere Wirkung haben als die, ihn nur harſcher in ſeiner Ungerechtigkeit zu machen .... Ich rechne viel auf Suſan Nipper, wenn ſie groß geworden und halb als Florence's Mädchen, halb als ihre freundliche Geſellſchafterin auftritt, als auf einen bedeutſamen Charakter durch das ganze Buch hin. Ich rechne auch auf Toodles und auf Polly, die Mr. Dombey wie alle Andern zu ſeiner Tochter übergegangen und an ſie attachirt finden wird. Das iſt's, woraus der „stock" der Suppe beſtehen ſoll, wie die Köchinnen zu ſagen pflegen. Natürlich ſollen noch hunderterlei andere Dinge hinzugefügt werden."

Noch in demſelben Briefe unterbreitet er dem Freunde verſchiedene Scrupel über einige andere Charaktere, die vorkommen ſollen, und über die richtige pſychologiſche Entwickelung dieſer Charaktere, die ihm viel zu ſchaffen macht. Nein, ſo ernſt nimmt es kein Romanfabrikant à la Dumas, was für Vorzüge ſie auch ſonſt haben mögen. Und dieſelbe Sorgfalt im Styl. Dickens kann geſchmacklos ſein, übertrieben, craß: er iſt's aber immer willentlich; er meint, es ſei das ein künſtleriſches Erforderniß. Er beſinnt ſich mehr als einmal, ehe er den Ausdruck, die Redeweiſe braucht, die ihn ganz befriedigt. Er ſchrieb raſch, unter der Inſpiration, „als dictirt' ihm der heilig' Geiſt"; aber er ſetzte ſich erſt zur Arbeit nieder, wenn ſeine Idee ganz reif war. Er war, während er ſchrieb, wie ein Nachtwandler, in ſeinen Geſichten lebend, ſie wirklich ſchauend und das Geſchaute niederſchreibend; aber er überarbeitete ſorgfältigſt, fleißigſt das ſo leicht Hingeworfene. Auch in der Erfindung, der Gruppirung, der Gegenüberſtellung der Charaktere verfuhr er mit dieſer Gewiſſenhaftigkeit des wahren Künſtlers. Ihm hatte die Natur eine unendlich raſche und zugleich unendlich ſcharfe Beobachtungsgabe ver-

liehen. Schon als Knabe konnte er mimiſch nachahmen wen er nur einmal geſehen. Die Briefe an Forſter ſind voll humoriſtiſcher Porträts. Mit wunderbarem Blick findet er ſogleich das Charakteriſtiſche an Scenen und Perſonen heraus und ſetzt es in's Relief. Alle dieſe Beobachtungen ſammelten ſich in ſeinem Geiſte, bildeten dort eine eigene Welt wie ein Reſervoir, in dem Tauſende von Geſtalten beſtimmt und lebendig durcheinander wühlten, wie in ſeinen geliebten Straßen der City. Sollen ſie aber vor's Publikum treten, dann prüft er ſie erſt eingehend, ob ſie's auch werth ſind, macht ihre Toilette, gibt ihnen das fini, das ſie alle auszeichnet. Man hat behauptet, er nehme ſeine Geſtalten aus den Caricaturen ſeiner Zeichner: Cruiſhank hat ſich ſelber das Verdienſt zugeſprochen, ihn inſpirirt zu haben. Hier iſt klar bewieſen, daß dem nicht ſo war. Dickens allein war der Vater jener unzähligen Familie, und ſo feſt und ſicher waren ſeine Umriſſe, daß der Zeichner ſie nur aufmerkſam zu leſen brauchte, um ſeine Illuſtrationen den Originalen ähnlich zu machen, wenn er anders ſeine Kunſt halbwegs ſo gut verſtand als Dickens die ſeinige. Reizend iſt es, dieſen von ſeinen Perſonnagen reden zu hören wie von alten Freunden, lehrreich zu ſehen, wie geduldig er an ihnen malt, bis das Porträt dem Urbild entſpricht, das ſeinem innern Auge vorſchwebt. Er nennt dieſe langſame Arbeit „pflügen", und je ſchwerer es ihm wird, deſto mehr Freude macht's ihm dann auch, wenn es gelingt. Und das bei einer ſo beiſpielloſen Fruchtbarkeit!

Noch einmal — in alledem iſt künſtleriſche Abſicht. Freilich die künſtleriſche Abſicht eines Künſtlers, der ſich ſelber ſeine Aeſthetik gemacht. Hätte Dickens die claſſiſch

Bildung eines Thackeray oder Bulwer gehabt, ſo hätte er ſicher noch viel Größeres geleiſtet als das Große, das er geleiſtet. Leſer, die mit Homer und Sophokles, Horaz und Virgil, mit der Philoſophie des Alterthums und der neuen Zeit genährt ſind, werden leicht ungerecht gegen einen Schriftſteller, dem dieſe Nahrung gefehlt hat; bedächten ſie, welche Form dieſe frühe Bildung ihrem ganzen Denken, Fühlen und Reden gegeben, ſie würden es kaum begreiflich finden, daß Dickens, der Autodidakt, der Meiſter des Styles geworden, der er war, namentlich aber, daß er oft mehr Maß und Geſchmack in ſeinen Werken zeigt, als Mancher, der für Fehler des Maßes und des Geſchmackes nicht die Entſchuldigung hat, die man bei ihm nicht aus dem Auge verlieren darf. Alles Ueberlieferte mußte ihm wohl allzuleicht als conventionell erſcheinen: der ideale Styl eines Aeſchylos war in ſeinen Augen, wie der ideale Vortrag einer Riſtori, etwas Künſtliches, Stelzenhaftes; erweckte in ihm die immer nur mit halbem Auge ſchlummernde Lachluſt des Caricaturiſten; er nahm, wie alle, mehr als alle ſeine Landsleute, die Gegenſtände ſeiner Kunſtwerke aus der modernen Wirklichkeit und machte ſie ſo öfter als billig zu Kapiteln einer Selbſtbiographie; ja, er konnte darin ſo weit gehen, daß er es an Rückſicht für Freunde fehlen ließ. Er hat eben immer einen praktiſchen Zweck und opfert manchmal die Erforderniſſe der Kunſt einem ſolchen Zweck; aber ein Künſtler in des Wortes höchſter Bedeutung iſt er darum nicht minder: denn er verſteht die mit einem Künſtlerauge erfaßten Eindrücke durch den künſtleriſchen Verſtand feſtzuhalten und zu ordnen, was am Ende doch immer das Erſte und Letzte in der Kunſt bleibt.

XVII.

Worthing.

Dickens' Weltanſchauung war durchaus engliſch und modern, ſein Standpunkt der des geſunden Menſchenverſtandes (common sense). Seinen religiöſen, politiſchen, literariſchen Meinungen fehlt jedes Verſtändniß deſſen, was berechtigt iſt an der Ueberlieferung, der Convention, der Ahnung. Seine ganze Auffaſſungs- und Denkweiſe trägt den Stempel des Rationalismus; während ſeine Handlungsweiſe nur unmittelbaren Impulſen folgt und ſeine künſtleriſche Thätigkeit ſich durch keine Syſteme beengen läßt.

Er ſcheint nie viel und lange über Religion nachgedacht zu haben; aber er war ein gläubiger Proteſtant, ein tadelloſer Kirchgänger und Sonntagsbeobachter, ſehr gleichgiltig für die Streitigkeiten zwiſchen high church und low church, unwiſſend in den wichtigen Fragen über unverſtändliche Dogmen oder lächerliche Ritualien, welche die verſchiedenen proteſtantiſchen Secten Englands von einander trennen, aber ſo feſt überzeugt von der Perſönlichkeit Gottes und der Fortdauer nach dem Tode, als von der eigenen Exiſtenz. Er ſcheint nicht einmal zu ahnen, daß es Menſchen gibt, die daran zweifeln können. Ueberhaupt iſt ihm alle

Speculation, als einem echten Engländer, fremd. Plato, Descartes, Spinoza, Kant, Schopenhauer wären ihm, wenn er sie je gelesen hätte, sicherlich etwas übergeschnappt vorgekommen, und selbst seinem braven Landsmann Berkeley, der doch damit nur seinen lieben Gott beweisen wollte, hätte er's zweifelsohne als eine Hallucination ausgelegt, wenn er die Realität der Erscheinungswelt leugnete. Forster deutet zwar an, sein Held sei, „wie die meisten denkenden und alle genialen Männer", durch eine Periode philosophisch-religiösen Zweifels durchgegangen, aber er bleibt den Beweis davon schuldig; denn daß Dickens jeden Satz aus dem „Leben Arnold's" für „das Textbuch seines Glaubens" erklärt, kann doch wohl nicht als Beweis für innere religiöse Kämpfe gelten. Ebensowenig ein sonderbarer Traum, in dem ihm der Geist seiner inniggeliebten, nievergessenen Schwägerin Mary erscheint und ihm erklärt, die beste Religion für ihn sei der Katholicismus. Er selbst erklärt diesen Traum höchst rationalistisch und prosaisch, aber sehr überzeugend, durch drei äußere Umstände und Vorkommnisse seiner Genueser Zeit. Hätte er aber je Neigung zu einer positiven Religion verspürt, so wäre es gewiß nie die katholische gewesen, die ihm wie eitel Götzendienst und Hocuspocus vorkam und deren praktische Folgen seinem praktischen Sinne nur zu klar vor Augen lagen. Davon bietet die Correspondenz hundert Belege. „Ich kenne keinen Gegenstand, hinsichtlich dessen dies unbezwingbare Volk (die Genfer Radicalen) ein so gutes Recht haben, sich zu ereifern, als den Katholicismus — wenn nicht als Religion, so doch offenbar als ein Mittel gesellschaftlicher Degradation. Sie wissen, was er bedeutet. Sie leben in seiner Nach-

ɔɪ, ihre Angſt, katholiſche Prieſter und Emi
ſtadt kommen zu ſehen, ſcheint mir das ratio
r Welt." Und weiter unten, bei Gelegenheit
ndes: „Wenn ich ein Schweizer mit hundertta
äre, ſo würde ich ebenſo ſtramm gegen die
antone und die Verbreitung des Jeſuitismu
gend ein Radicaler unter ihnen; denn ich hal
eitung des Katholicismus für das gründlich
elches noch in der Welt geblieben iſt, um ein
h und geſellſchaftlich herunterzubringen...."

Man ſieht, es kommt immer wieder auf's
naus. Was thut eine Religion für's Volk,
rziehung, ſein Wohlergehen, ſeine Reinlichkeit?
ohl des niedern Volkes iſt ihm, der das
ebern Claſſen mit angeſehen, mit ertragen ha
s Hauptintereſſe; alles Andere tritt vor dieſem
den Hintergrund. Auf ſeiner ganzen italieniſc
achte nichts einen ſo großen Eindruck auf ihn als
er ſelbſt hier vergaß der Philanthrop ſeine Miſſ
Oh, als ich dieſe Stellen ſah, da dachte ich:
n die Spur ſeiner Hände

und „in verschiedenen Formen war dies der Ehrgeiz seines ganzen Lebens", fügt der Biograph hinzu. Mitten in den grandiosen Umgebungen italienischer Paläste war der Held seiner Einbildung ein armer, unglücklicher, alter Londoner Billetträger, der „in seiner Angst, den Reichen nicht gerecht zu werden oder unbillig von ihnen zu denken, in das entgegengesetzte Extrem verfallen ist und allen Armen mißtraut". Nie hörte das Loos der Armen auf, ihn zu beschäftigen; bald mit Lord Ashley, bald mit Miß (jetzt Lady) Coutts, bald mit Lord Shaftesbury verbindet er sich zu dem Zwecke, ihr Loos zu erleichtern: „Gebt ihm und den Seinigen einen Schimmer des Himmels durch ein wenig Luft und Licht; gebt ihm Wasser; helft ihm reinlich zu sein; erleuchtet die dumpfe Atmosphäre, in der sein Geist hinsiecht und die aus ihm das schwielige Wesen macht, das er ist.... dann, aber nicht vorher, kann er dazu gebracht werden, gerne von Dem zu hören, dessen Gedanken so viel mit den Elenden waren und der Mitleiden mit allem menschlichen Kummer empfand."

Dieses Mitgefühl für die Armen lag auch seiner ganzen politischen und socialen Anschauungsweise zu Grunde. Muthig und unverdrossen bekämpfte er den „schlimmsten und gemeinsten aller cants, den cant über den philantropischen cant". Als er seines Freundes, George Cruishank's bottle sieht, eine Art Hogarth'scher Illustration der Folgen der Trunksucht, schließt er seine bewundernden Bemerkungen mit diesem Vorbehalte: „Die Philosophie der Sache aber, als Lehre, halte ich für ganz falsch; denn um treffend und zugleich originell zu sein, hätte das Trinken in Kummer oder Armuth oder Unwissenheit beginnen sollen — den drei

unſern guten alten George, denk' ich mir."

Dickens iſt ſehr einſeitig in dieſen und äh
und ſchiebt der engliſchen Ariſtokratie gar viel
wofür ſie wirklich nicht verantwortlich zu ma
man muß in England geweſen ſein, um d
nehmen Mitleidens mit den „utopiſtiſchen V
beſſerern", namentlich aber die ſittliche En
wohlgenährten höhern Stände des Weſt-En
„Unſittlichkeit des niedern Volkes", ſeine V
ſchweifungen u. ſ. w. zu kennen. Dieſer ca
der Dickens zu einem radicalen Demokraten
geſchwornen Feinde hochmüthiger Prälaten und
„satisfaits" machte. So war er z. B. grun
die Mäßigkeits-Geſellſchaften und hielt die Tr
the national horror κατ' ἐξοχήν; aber er ſ
National-Laſter zu erklären, es zu entſchuldige
ſtände, die es herbeiführen, zu ändern, und gef
in unerbittlichen Verdammungsurtheilen. Seine
gründe (ungeſunde Gerüche, eklige Wohnung
Werkſtätten, Mangel an Licht, Luft und Waſſe
immer die richtigen: die reinlichen

Verbrechen abgeſtempelt iſt, man umſomehr verpflichtet iſt, uns zu helfen, die andere Seite anzuſehen, auf welcher die Fehler und Laſter der über das Volk geſetzten Regierungen nicht minder tief eingedrückt ſind". Wie alle Demokraten geht er zu weit in ſeinem Beſtreben, die Regierungen für Alles verantwortlich zu machen; aber eben durch dieſe Uebertreibung iſt es ihm gelungen, ohne ſelbſt eine politiſche Rolle zu ſpielen, mehr als irgend ein Zeitgenoſſe für die Beſſerung des Looſes der Armen, ſoweit es von dem Staate abhängt, beizutragen.

Natürlich überträgt er ſeine engliſchen Sympathien und Antipathien auch auf das Feſtland, nimmt überall Partei für die Revolution und den Radicalismus, ſelbſt für den Genfer des Herrn James Fazy, und klagt beinahe überall die Regierungen an. Namentlich ſympatiſirt er mit dem Schweizer Volk und haßt die italieniſchen Regierungen. Doch iſt er nicht ſo befangen, daß er nicht auch die Fehler der Völker erkennte, und zu wahrheitsliebend, ſie ſich und dem Freunde verbergen zu wollen. So ſieht er ahnend voraus, daß das amerikaniſche Volk der Sache der Freiheit mehr Schaden thun wird als irgend ein anderes, indem es zeigt, wie eine demokratiſche Regierung ſchlimmer hauſen kann als eine deſpotiſche oder oligarchiſche. So ſieht er klar in der Verderbtheit der franzöſiſchen Radicalen. Von Paris ſagt er: „es iſt ein böſer und abſcheulicher Ort, obſchon wunderbar anziehend", und er entdeckt ſchon in der politiſchen Haltloſigkeit von 1846 die Symptome der Krankheit, die das Kaiſerreich unterwühlen ſollte. Auch ſah er ſchon mit klarerm Auge als die liberalen Politiker der Juli-Regierung die Gefahr

)entionelle, corrupte Moral der modernen fr
Tugend-Literatur. Die Franzoſen waren ihm
mangenehm — er ſchrieb ihre Sprache ſehr pe
inen Engländer, der ſie erſt nach dem fünfundz
Jahre erlernt — und er vertrug ſich wohl n
Aber es war ihm doch mit den Franzoſen wi
Italienern; es wurde ihm nach einiger Zeit
nter ihnen und er ſehnte ſich dann wieder z
er rauhern Atmoſphäre germaniſcher Wahrhaftigk
ind ja gerade dieſe Reiſe-Erfahrungen und
Dickens' dem Leſer längſt bekannt durch ſeine „.
Notes", ſein „Italieniſches Tagebuch", ſeine „Wa
u Hauſe und in der Fremde", und wir hi
achleſe zu halten. Hier war es mir nur t
hun, Dickens' politiſchen und religiöſen Stank
)arakteriſiren.

Uebrigens würde man ſehr fehlgehen, wenn ma
er Radicalismus und der Proteſtantismus vor
abe irgend etwas Jacobiniſches oder Puritaniſche
ehabt. Nein, er war ein heiterer Lebemann (wa
Frankreich mit einem guten Familienvater unserer

unterſtützen, einen Platz geſichert hätten. In der That iſt die Londoner Geſellſchaft der Pariſer viel ähnlicher und weit weniger ausſchließlich, als man auf dem Feſtlande gern annimmt. Es exiſtirte damals und exiſtirt noch heute in London eine Art ſocialer Freimaurerei, welche dem tout Paris ganz ſprechend gleicht und alle gebildeten Stände und Profeſſionen in ſich ſchließt. Dickens war ein großer Freund des Königs der Faſhion, des Halbfranzoſen Comte d'Orſay; er verkehrte mit Lord John Ruſſell und dem Herzog von Devonſhire auf dem Fuße der Gleichheit, mit Lord Brougham (er nannte ihn Bruſſom) und Lord Lytton (damals noch Sir Edward Bulwer) auf dem vertrauteſten kameradſchaftlichen Fuße; ebenſo mit Lord Dudley Stuart, Lord Nugent und vielen andern aufgeklärten und anſpruchsloſen Ariſtokraten. Dazu nun alle die Politiker, Richter, Advocaten, Aerzte, Profeſſoren, Gelehrten, Schriftſteller, Schauſpieler, Künſtler, welche dieſer Geſellſchaft angehörten und unter denen nicht wenige einen bleibenden Ruhm erworben haben. Man denke nur — ich citire ganz zufällig von Hunderten — Carlyle, Jeffrey, Mazzini, Campbell, Tennyſon, Kemble, Thackeray, Marryat, Landſeer — lauter Namen guten Klangs, mit deren Trägern Dickens täglich verkehrte und unter welchen ein Ding wie Standesunterſchied vollſtändig unbekannt war.

Freilich waren ihm die Künſtler und Schauſpieler immer die Liebſten, trahit sua quemque voluptas; und trotz allem Intereſſe an der Politik blieb doch das vorherrſchende Element in Dickens' Natur das künſtleriſche. Was ihn an Amerika verletzte, war die Abweſenheit alles deſſen, was zu dem Künſtler ſpricht; was ihn immer wieder

...mmlungen der kleinen Kinderhäuser," schre
Ankunft in der Schweiz, „ist wirklich wun
welche aus Italien kommen. Aber die schö
Manieren, die weiche Sprache, das schnelle
freundlichen Blickes und eines scherzenden A
zaubernde Ausdruck des Wunsches, Einem
genehm zu sein: ich hab' sie hinter den A
Denke ich daran, so seufze ich wieder nach Sch
Fußboden, nackten Wänden, ungetünchten D
brochenen Fenstern." Sein Kunsturtheil n
durchaus Unvorbereiteten kein schlechtes, wenn
durch seine demokratischen, moralisirenden u
philanthropischen Systeme verdarb. So sagt
Worte von Reynolds, und daß ein Porträtn
ein Gesicht legen könne, was er in sich selber
Correggio, über Oelmalerei und Kupferstich u.
wenn er von Hogarth oder den Caricaturisten
spricht, so geht der englische Moralist mit ih
er bildet sich ein, man male, „die Mensch
und zu bekehren". Auch seine literarischen U
von Geschmack, Kenntniß des Handwerks

ernſtlich; auch darin ganz Engländer; er ſah im Romanſchreiben ein Apoſtolat, aber während die proſaiſche, ſittenſtrenge Philanthropie ſeiner Landsleute meiſt gar wenig von der milden Anmuth und der nachſichtigen Menſchenliebe deſſen hat, den ſie ſo gerne anruft, und folglich auch gar wenig wirkliche Ergebniſſe erzielt, ſo ſpürte man bei Dickens überall wirkliche Humanität im Erfüllen ſeiner Sendung. Die Erfolge aber, die er erzielte, konnten ihn nur darin beſtärken: man denke nur an große Thatſachen, wie die Schulverbeſſerungsagitation, und an kleine, wie die Entfernung des von ihm gebrandmarkten Richters aus dem Amte. Daher mochte denn manchmal ein gewiſſes Selbſtbewußtſein entſpringen, das die Mittelmäßigen, die ewigen Neider und Mäkler großer Naturen, verletzen konnte, uns aber ſo berechtigt ſcheint, daß wir's nicht miſſen möchten, wie's uns an Goethe fehlen würde: es vervollſtändigt uns unſern Dickens, und wir können es nur unterſchreiben, wenn Forſter von ihm ſagt: „Er dachte nicht leicht von ſeiner Arbeit, und die Arbeit, die ihn gerade beſchäftigte, war für ihn die Hauptſache. Aber das (richtige oder unrichtige) Gefühl der Wichtigkeit deſſen, was er zu thun hatte; die Wichtigkeit, die es für Andere habe, daß die Macht, die er beſaß, erfolgreich geübt werde; der hohe Werth, den er auf dieſes ſein Werk legte, ſind noch keine Beweiſe der Anmaßung und der Eingebildetheit. Wenige Menſchen haben je weniger von beidem gehabt. Es war ein Theil der ausgeſprochenen Individualität, womit er ſo viel ausrichtete, das, was er ſich vornahm zu thun, ſo hoch zu ſchätzen. Anders hätte er nicht die Hälfte deſſen bemeiſtert, was er beabſichtigte; und die Folge hat gezeigt, wie gerechtfertigt und wie wahr dieſes Selbſturtheil war."

[redacted]

XVII.

[redacted]

ein unvollſtändiges. Indeß, unvollſtändig oder nicht, ſorgfältig geſchrieben oder hingeworfen, componirt oder zuſammengeſtoppelt, das Buch erzählt uns von einem Helden, deſſen Genie, Charakter, Schickſale und Umgebung ſo merkwürdig ſind, daß es niemand, der ſich für echte Menſchennatur intereſſirt, ſo leicht aus der Hand legen wird, ehe er es beendigt.

Weniger Menſchen Leben iſt ſo voll geweſen wie das von Dickens. Wie der Körper in üppigem, aber geſundem, ſinnlichem Genuß und angeſtrengter männlicher Uebung der Kräfte abwechſelte, ſo nahm der Geiſt unermüdlich neuen Stoff in ſich auf, um ihn in ebenſo unermüdlicher Weiſe erſt zu verarbeiten, dann deutlich und anmuthig geprägt auszugeben; ſo wogte und ſtürmte das Herz zeitlebens in Liebe und Haß, in Mitleid und Zorn, in Begeiſterung und Verachtung. Der Tag hatte mehr als vierundzwanzig Stunden für dieſe lebensvolle Natur, und der Raum exiſtirte kaum für ſie. Das iſt anfangs gar ſchön anzuſehen; ſchaut man aber länger zu, ſo will's einem bedünken, als ſeien Körper, Geiſt und Herz in einem ewigen Steeplechaſe begriffen, als ginge es ſchneller und immer ſchneller vorwärts, kraft der erworbenen Geſchwindigkeit; man meint: die ganze Maſchine gerathe nach und nach in eine ſo ſchwindelnd raſende Bewegung, daß ſie zuletzt in die Luft ſpringen oder in ſich ſelbſt verbrennen müſſe. In den letzten fünfzehn Jahren dieſes Lebens wird in der That das Tempo ſo raſch, daß es nicht mehr zu leugnen iſt: der normale, geſunde Kreislauf iſt in Fieber übergegangen, und das Fieber muß tragiſch enden. Immer hitziger arbeitet die Phantaſie; aber ſchon haben ihre Geburten eine fatale

Aehnlichkeit mit den aegri somnia vana; immer toller wird das Jagen, von Ort zu Ort, von einem Welttheil zum andern, vom Stimulans zum Narcoticum, immer raſtloſer, athemloſer das Rennen und Stürzen nach Gold, Gold — immer wilder die Flucht vor ſich ſelbſt.

Schon bei „Bleak Houſe“ hatte der Dichter „ein hypochondriſches Gewisper vernommen, das ihm zuflüſterte: „er ſei überarbeitet,“ und bei dem Romanſchreiben, Zeitſchriftredigiren, den Feſten und Feſtivals fühlte er manchmal „als ob ſein Kopf platzen wolle wie eine glühende Bombe.“ Seit „Little Dorrit“ (1856) hat er keinen bedeutenden Roman mehr geſchrieben, und ſelbſt in dieſem ſind die Spuren eines nervöſen, allzu angeſpannten Geiſtes nicht leicht zu verkennen. Bald darauf begann jene unglückſelige Laufbahn der öffentlichen Vorleſungen, welche in Kurzem den ganzen Menſchen aufreiben und unkenntlich machen ſollte. Nicht als ob Dickens nicht früher ſchon an's Geldmachen gedacht oder vor dem Publikum aufgetreten wäre. Wie alle self-made Männer erfreute er ſich von Anbeginn des reichen Lohnes, der ihm ein klingender, koſtbarer Beweis des eigenen Werthes und der weitverbreiteten Anerkennung dieſes Werthes war. Auch ließ er, dem Spieler gleich, das ſchnell und reichlich Erworbene gern ſpringen, lebte und ließ leben, verſagte ſich und den Seinigen nichts, hatte für Freunde und Arme eine ſtets offene Hand. Nun aber bemächtigt ſich ſeiner die fixe Idee des Vielverdienens, um für Gegenwart und Zukunft zugleich zu ſorgen, in Fülle ausgeben und noch überdieß in Fülle zurücklegen zu können. Es gelang ihm auch über alle Maßen; denn trotz einer mehr als comfortablen Lebensweiſe mit zahlreicher Familie,

großartiger Gastfreundschaft, trotz der vielen Reisen mit Kind und Kegel und Dienerschaft, trotz außerordentlicher Anschaffungen aller Art und ewigen Bauens, hinterließ er im Jahre 1870 ein Vermögen von zwei Millionen Mark, nachdem ihm im Jahre 1858, von allem Verdienst, den ihm seine zwölf großen Romane, seine Reisetagebücher, seine Weihnachtsgeschichten u. s. w. abgeworfen hatten, nichts mehr übrig geblieben war. Aber um welchen Preis ward diese Hinterlassenschaft erworben!

Dickens war immer ein ganz ungewöhnlich begabter Schauspieler, Declamator, Tischredner und Vorleser gewesen; seine Talente auf diesem Gebiete waren in ganz England bekannt. Wie viele theatralische Belustigungen hatte er nicht in der Familie, im Freundeskreise veranstaltet! Hatte er ja doch mit seinen Kameraden Wohlthätigkeitsvorstellungen in London und der Provinz gegeben, die gelungener waren als die irgend einer Truppe vom Handwerk. Auch die erste öffentliche Vorlesung — man nehme das Wort im eigentlichen Sinne, nicht in dem an unseren Universitäten angenommenen — hatte einen mildthätigen Zweck gehabt. Es war zu Weihnachten 1853 in Birmingham: die Stücke, die er gewählt hatte, waren „Christmas Carol" und das „Cricket on the Hearth". Der Erfolg berauschte ihn; die 500 Pf. St. (10,000 Mark.) Einnahme thatens ihm an. Von diesem Augenblick wurde er den Gedanken nicht mehr los. Freilich dauerte es noch einige Jahre bis er die Sache als ein Gewerbe ergriff und die Schriftstellerei aufgab, oder doch nur noch in zweiter Reihe betrieb; aber die Weise wie er schon damals die Einwürfe seiner Freunde gegen diesen Plan bekämpft, zeigt daß der Entschluß von

Anfang an feſtſtand. Umſonſt erklärte ihm Forſter mit edlem Freimuth: daß er der Würde des Schriftſtellers viel vergebe, indem er allabendlich ſeine eigenen Werke vor dem Publikum aufführe; umſonſt riethen ihm die Aerzte von der aufregenden Thätigkeit ab; umſonſt ſagte ihm eine innere Stimme: er ſei auf dem Wege ſich ſelbſt zu verlieren; eine andere, ſtärkere, unübertönbare rief ihm zu: „Du mußt etwas thun, oder du reibſt dein Herz auf. Ich ſehe aber nicht beſſeres zu thun das halb ſo viel verſpräche und meinem unruhevollen Gemüth halb ſo angemeſſen wäre.“ — „Am Donnerſtag den 29. April 1858 hielt er die erſte öffentliche Vorleſung zu ſeinem eigenen Benefiz; und ehe der nächſte Monat vorübergegangen, war dieſem Ausſchiffen in ein neues Leben eine Aenderung im alten Heim gefolgt: von da an lebten er und ſeine Frau getrennt.“

Was dieſes neue Leben war, möge eine einzige Stelle aus ſeinen Briefen darthun. „Freitag kamen wir von Shrewsbury nach Cheſter, ſahen daß alles in Ordnung war für den Abend, fuhren dann nach Liverpool. Zurück von Liverpool und Vorleſung in Cheſter; verließ Cheſter um 11 Uhr Abends nach der Vorleſung und fuhr nach London; kam um 5 Uhr früh nach Taviſtockhouſe, verließ es wieder an demſelben Morgen um ¼ nach 10 Uhr und kam hieher“ — nach Gadshill, ſeinem gewöhnlichen Aufenthaltsort in ſpäteren Zeiten, wenn er ſich überhaupt aufhielt, anſtatt Tag und Nacht auf der Eiſenbahn zuzubringen. Denn ſo ging's in einem fort. Oft las er ſogar zweimal an einem Tage, jedesmal anderthalb Stunden und mit dem größten Nervenaufwande. Ueberall wurde er glänzend empfangen, wie kaum je zuvor ein Künſtler, Staatsmann

oder Held. Nie vielleicht hat es eine allgemeinere, tiefergehende, lebendigere Popularität gegeben als die Dickens', mit dem sich nur Garibaldi's Ruhm vergleichen kann: und eine angelsächsische Popularität ist angreifender als eine italienische, trotz der berufenen Kälte der Nordländer und der sprichwörtlich gewordenen Demonstrativität der Südländer.

Schon begann auch der Gegenstand dieser lärmenden Begeisterung zu spüren, daß die physischen Kräfte nicht mehr ausreichten: oft hält er sich für durchaus unfähig, nur in den Saal zu gehen; manchmal muß er bis an die Schwelle getragen werden; aber der Anblick des Auditoriums elektrisirt ihn sofort: „Das Publikum reißt mich gleich aus diesem Zustande (der Prostration), und ich finde nach einer Viertelstunde, daß ich alles vergessen habe, außer ihm und dem Buche." Man kann sich die Erschöpfung denken, die der Anstrengung des Mimen folgte, der immer ganz in der Sache war, mit seinen Zuhörern lachte, mit den Geschöpfen seiner Phantasie weinte, in Zorn gerieth, liebte und haßte. Und diese Erschöpfung wurde immer größer: nach der Tour von 1866 war er so schwach, daß er kaum noch gehen konnte. Dabei die quälendste unausgesetzte Schlaflosigkeit. Endlich muß er's lassen, die Aerzte zwingen ihn förmlich dazu; aber kaum sind die Kräfte seiner immer noch elastischen Natur halbwegs wiederhergestellt, im nächsten Jahre schon beginnt er wieder das tolle Treiben. „Der Enthusiasmus war grenzenlos," schreibt er von Liverpool im Februar 1867; „aber ich war der Ohnmacht so nahe, nachdem's vorüber war, daß man mich für eine halbe Stunde auf ein Sopha im Saale niederlegen mußte. Ich schreibe es meiner furchtbaren Schlaf-

loſigkeit zu." Doch bis in dieſe wilde Jagd nach Aufregung, Betäubung, Geld verläßt ihn das künſtleriſche Gewiſſen nie: „Montag Abends ſchloß ich die fünfzig Vorleſungen (der dritten Serie) mit großem Erfolg. Du haſt keinen Begriff, wie ich daran gearbeitet habe. Da ich die Nothwendigkeit fühle, je größer ihr Ruf wird, ſie beſſer als im Anfang zu machen, habe ich ſie alle auswendig gelernt, um von keiner mechaniſchen Rückſicht auf's Sehen nach den Worten beengt zu werden. Ich habe alle ernſte Leidenſchaft die darin iſt, an allem mir Bekannten erprobt; die humoriſtiſchen Punkte humoriſtiſcher gemacht, meine Ausſprache gewiſſer Worte verbeſſert, mir eine unbeirrbare Selbſtbeherrſchung ausgebildet: kurz, ich habe mich zum Herrn der Lage gemacht. Da ich mit „Dombey" endigte, den ich lange nicht geleſen hatte, ſo lernte ich auch dieſen auswendig und ſpielte ihn mir ſelber vor, oft zweimal am Tage, genau mit derſelben Sorgfalt und Anſtrengung als den Abend und das über und über..."

Im Jahr 1868 ging's wieder nach Amerika hinüber, wo der Empfang, trotz der früheren Mißſtimmung in Folge der „American Notes", ein glänzender war. Freilich, er mußte dieſe Triumphe theuer genug erkaufen. Man höre ſeine Diät. „Ich kann nicht ſo viel zu mir nehmen als ich durchaus nöthig hätte und habe folgende Lebensweiſe angenommen: um 7 Uhr Morgens im Bett ein Glas friſchen Rahm mit zwei Eßlöffeln voll Rum; um 12 Uhr ein Sherry-Cobbler (eine ſehr ſtarke amerikaniſche Miſchung von Spirituoſen); um 3 Uhr ein Seidel Champagner; fünf Minuten vor 8 Uhr ein geſchlagenes Ei mit einem Glas Xeres; in den Pauſen der Vorleſung die denkbar

stärkste heiße Fleischbrühe; um ½ nach 10 Uhr Suppe und irgendeine Kleinigkeit zu trinken. Ich esse nicht mehr als ½ Pfund solide Nahrung in den 24 Stunden, nicht einmal so viel." An den Tagen, wo er las — und das war fünfmal in der Woche — mußte er den ganzen Tag auf dem Canapee liegen; die Nächte reiste er meist, und er hatte ausgerechnet, daß eine Reise von ungefähr zehn Stunden ihm mehr als 30,000 Nervenstöße verursachte. Einer solchen Anstrengung war selbst seine unverwüstliche Spannkraft des Körpers und Geistes nicht gewachsen: sie gab ihm den Todesstoß. Noch einmal erholte er sich zwar in den elf Tagen gezwungener Ruhe während der Heimfahrt; da er aber, kaum in England angekommen, wie von unsichtbaren Dämonen gepeitscht, sich sofort von neuem in die unglückselige Hetzbahn stürzte, so konnte die Katastrophe nicht auf sich warten lassen. Theilweise Lähmung des linken Fußes, häufige Ohnmachten, Schwindel u. s. w. waren die untrüglichen Vorboten des Endes: der allmähliche Selbstmord sollte am 9. Juli 1870 vollzogen sein. Dickens war 58 Jahre alt, als ihn der Tod in seinem geliebten, zu wenig genossenen Gadshill ereilte.

XIX.

Daß nicht allein der Durſt nach Gold den unglücklichen Dickens in die fieberhafte aufreibende Thätigkeit ſeiner letzten Jahre geſtürzt, liegt auf der Hand. Die Familienverhältniſſe und die dunkle Empfindung der abnehmenden ſchöpferiſchen Kraft kamen als Zweites und Drittes hinzu.

Dickens' Ehe war eine Neigungsheirath geweſen; doch verräth ſchon früh die ſchwärmeriſche Verehrung für die Schwägerin, daß die Gattin ihm nicht alles war oder ſein konnte. Nach dem frühen Tod dieſer nie vergeſſenen, ſtets beweinten Freundin entſteht bald ein ähnliches Verhältniß zur andern Schweſter; es iſt als theile er ſich zwiſchen eine leibliche und geiſtige Gattin. Agnes, welche Dora erſetzt und ihren Platz mehr als ausfüllt, ſtört nichts, verſöhnt und verklärt alles; aber Agnes neben Dora, neben dem alternden child-wife, kann nur Auflöſung bringen: denn kein rechtes Weib duldet eine Theilung, und wäre die Theilende die eigene Schweſter, begnügte ſie ſich mit dem geiſtigen Theil. Immer unbehaglicher wird der Ton der beiden Gatten gegen einander, kälter, dann aber auch wieder gereizter: er fühlt wohl, daß nicht alles iſt wie's ſein

ſollte, und hat doch nicht gelernt ſich etwas zu verweigern. Der Gedanke an das, was ſein Herzensleben hätte ſein können und was es war, nagte an ihm; und immer von neuem beſchwor er die Geſtalten ſeiner Phantaſie herauf, um die Geſtalten des Lebens zu verſcheuchen, verſuchte er immer wieder jene „ſo glückliche und doch ſo unglückliche Exiſtenz, die ihre Wirklichkeit in der Unwirklichkeit ſucht und ihren gefährlichen Troſt in dem ewigen Entfliehen aus der Herzensenttäuſchung ringsumher findet.“ ... „Wie iſt's,“ ſchreibt er ein andermal mit Anſpielung auf ſeinen Lieblingshelden David Copperfield, „wie iſt's, daß mich nun immer, wenn ich trübe geſtimmt bin, ein niederſchlagendes Gefühl befällt, als ob ich das einzige Glück auf Erden verfehlt habe, als ob es einen Freund oder Gefährten gebe — das Engliſche erlaubt auch zu leſen: eine Freundin oder Gefährtin — den ich nie getroffen?“ Immer deutlicher wird es ihm, und immer entſchloſſener wirft er ſich in den Strom, ringend, rudernd, um nicht allein mit ſich zu bleiben und mit ſeinen Gedanken. „Wie ſonderbar es auch ſein mag nie ruhig zu ſein, nie zufrieden, immer nach etwas zu ſtreben das man nie erreicht, immer beladen mit Planen und Sorgen und Qualen; wie klar iſt es doch wieder, daß es ſo ſein muß, und daß man von einer unſichtbaren Macht getrieben wird, bis die Reiſe zu Ende gearbeitet iſt. Viel beſſer iſt es vorwärts zu gehen und ſich zu verzehren, als ſtill zu ſtehen und ſich zu verzehren. Was die Ruhe anbelangt, ſo gibt's dergleichen nicht im Leben für gewiſſe Menſchen.... O die alten Tage, die alten Tage! Werd' ich je — ſo frag' ich mich wundernd — werd' ich je wieder der Menſch werden der ich war?

Etwas davon vielleicht — aber nie ganz wie es war. Ich finde, das Skelett in meiner Kammer wird immer größer.“*)

Kaum bleibt ihm einige Tage nachher noch das ſchmerzliche Wort auszuſprechen: „Die arme Katharine und ich ſind nicht für einander gemacht, und da iſt keine Hülfe. Sie macht mich nicht nur unglücklich und unbehaglich, ſondern ich ſie — und zwar viel mehr.“

So trennten ſich denn die Gatten für immer im zweiundzwanzigſten Jahr einer Ehe, deren Beginn ſo heiter und glücklich geweſen war. Aber auch die Trennung gab dem Aufgeregten die Ruhe nicht. Dickens war der Menſch nicht glücklich und zufrieden zu ſein, wenn er wußte, daß jemand ſeinetwegen unglücklich und unzufrieden war; nur die Thätigkeit konnte ihm jene Schließerin der Herzenswunden: Vergeſſenheit, bringen, von welcher Lenau ſingt. Wohl ſchuf er ſich eine neue Heimath, jenes Gadshill bei Rocheſter, das er als Kind bewundert und geliebt, wo ein Theil „David Copperfields“ ſpielt, Falſtaffs Gadshill; wohl ſchmückte und erweiterte er es unabläſſig, wohl ſuchte er Comfort auf Comfort darin zu häufen; aber er wollte des neuen Herdes nicht recht froh werden: immer wieder trieb's ihn hinaus in's feindliche Leben, zu „wetten und wagen, das Glück zu erjagen“. Hin war die Heiterkeit,

*) Es iſt bekanntlich eine engliſche Redeweiſe, ein Sprichwort, wenn man ſo will, das da, mit Anſpielung auf eine alte italieniſche Novelle, behauptet: jedermann, ſelbſt der anſcheinend Glücklichſte, habe ſeinen geheimnißvollen Winkel, wo er das an ihm nagende Unglück beherberge — wie jene reiche und heitere Italienerin das Skelett ihres Geliebten, den ihr eiferſüchtiger Mann getödtet hatte, auf deſſen Geheiß in ihrem Schlafgemach halten mußte.

die nie verſiegende, des Geſellſchafters; hin der unbefangene Scherz mit den Kindern, die ihm gefolgt; nur ſeine treuen Doggen ſchienen ihn ohne Vorwurf anzublicken, und mit ihnen durchſtrich er raſtlos eilend den Schauplatz ſeiner Kindheit. Wie hart hatte die Hand des Schickſals auf dem darbenden Knaben geruht; wie viel härter ruhte ſie jetzt auf dem reichbegüterten, ruhmbeladenen Manne!

So war Dickens ein anderer geworden und doch derſelbe geblieben in dem letzten Jahrzehnt ſeines Lebens. Er war der alte Dickens, nur waren alle ſeine Thätigkeiten und Eigenſchaften ins Superlative gegangen: etwas Uebertriebenes iſt in all ſeinem Thun wie in ſeinen Erzeugniſſen; der Adel der Geſinnung iſt aber noch immer der Boden, auf dem dieſe ganze moraliſche Vegetation, ſelbſt die wunderlichſte, ſproßt. Dickens war ein voller Mann, in Haß und Liebe; aber die Liebe war die Stärkere. Rührend war er bei ſeinen Kindern, wenn ſie krank waren, bei allen Kranken und Dürftigen, durch ſeine Gegenwart allein mehr Troſt, Stärkung und Heilung bringend als Arzt und Arznei; großartig war ſeine Mildthätigkeit, die ſtets mit vollen Händen ſpendete, und nicht Geld allein, auch Zeit, Sorge, That und Liebe ſpendete. Wie der Menſch die Armen und Geringen liebte, von Grund ſeiner Seele liebte, nicht wie der demokratiſche oder kirchliche Propagandiſt, der für das Volk predigt, bettelt und kämpft, im Grund aber ſich ſelbſt oder höchſtens doch eine Abſtraction, eine Idee meint, ſondern wie ein San Francesco, der Fleiſch und Blut liebt, der mitleidet — wie ſchön, wie tief iſt doch das Wort, und wie ganz vergeſſen iſt der Sinn in unſerer Zeit der Wohlthätigkeitsbälle, Wohlthätig-

keitslotterien, Wohlthätigkeitsconcerte! So in der Freundschaft. Wie erhaben war der Mann über kleinlichen Neid. Die besten und größten Menschen der Generation waren seine Freunde, und nicht nur Maler, Politiker, Gelehrte, bei denen die besondere Concurrenz wegfiel und nur die allgemeine, am Erfolg überhaupt, bestehen konnte, auch die Roman-Schriftsteller, und zwar die größten, Thackeray und Bulwer, waren seine innigen hochbewunderten Freunde.

Dickens war durchaus ein ganzer Mensch. „Ich gebe mein Herz nur gar wenig Leuten; aber ich liebte lieber den unversöhnlichsten Menschen der Welt als einen Gleichgültigen, der, wenn mein Platz morgen leer wäre, zusammenrücken und mich nie vermissen würde." Dies war die Grenze, wo das gesunde englische Gefühl der Sentimentalität innezuhalten gebot. Aehnlich ging's ihm mit seiner Phantasie: sie streift bis an Mysticismus, Aberglauben, Spiritismus; aber nie übertritt sie die Linie, wo der common sense Wache hält. So auch mit seinen politischen Ueberzeugungen: er war bekanntlich ein eingefleischter Demokrat und Radicaler, aber ohne alle phraseologische Selbsttäuschungen: er, der alte Abolitionist, spricht von der „traurigen Abgeschmacktheit, diesen Leuten (den Negern) das Stimmrecht zu geben." Manchmal zog auch er, wie's nicht anders sein kann, die Consequenz der Demokratie, den Cäsarismus und die Mißachtung der Freiheit; aber er kommt doch immer wieder davon zurück. Er hat das Glück, als Engländer, die Logik nicht, wie ein Franzose es thut, als die höchste Gottheit zu verehren. So meint er im August 1854 noch: es sei kein Heil, bis ganz England „etwas von seiner eigenen Verachtung für das Haus der Gemeinen" empfinde; im September

1855: daß „das Repräſentativſyſtem Bankerott gemacht" habe in England, daß „die ganze Geſchichte mit dem großen 17. Jahrhundert zuſammengebrochen und keine Hoffnung mehr vorhanden iſt." Er erklärt: ſein Glaube an ein „regiertes Volk" ſei unbegrenzt, und proteſtirt ſo gegen das ſelbſtregierende Volk. Nach 1868 — dazwiſchen liegt die Wahlreform von 1867, hauptſächlich aber die zweite Reiſe nach Amerika, die ihm, noch mehr als die erſte, eine heilſame Furcht vor demokratiſchen Inſtitutionen eingeflößt — nach 1868 beſcheidet er ſich, wie jeder gute Engländer, dem die Mill'ſche Schule den Kopf nicht verdreht, dabei, daß man „an den engliſchen Einrichtungen verbeſſere was ſchlecht ſei, aber ohne es durch neue zu erſetzen."

Wohl machen die letzten Jahre Dickens' einen traurigen Eindruck, und man möchte faſt wünſchen, er wäre in der Fülle der Kraft — etwa nach „Bleak Houſe" — vom gütigen Geſchick weggenommen worden: ſein Bild würde als ein harmoniſcheres, heitreres vor uns ſchweben; und doch ſelbſt in dieſen Jahren abnehmender Schöpfungskraft und zunehmender Unſicherheit erſcheint er uns als Menſch, „wie jemand, zu dem man Zutrauen haben und zu dem man aufblicken kann wie zu einem Führer mitten in einer großen Gefahr." (Sir Arthur Helps.) „Nie war jemand ſo beliebt noch ſo betrauert," durfte Dr. Jewett von ihm in ſeiner ſchönen Leichenrede in Weſtminſter Abbey ſagen; und wir fügen hinzu, daß trotz aller vorübergehenden Verfinſterungen nie jemand ein größeres Recht hatte, ſo von ſeinem Land und ſeiner Generation geliebt und betrauert zu werden, als „der gute, der milde, der hochbegabte, der immer freundliche, edle Dickens — jeder Zoll ein Ehrenmann." (Thomas Carlyle.)

XX.

Brighton.

Die Fabel der Nibelungen, wie der Edda, reizt immer und immer wieder die modernen Dichter; aber ſie iſt wie Brunhilde ſelber: ſie läßt ſich nicht zwingen, es ſei denn Sigurd, der Götterſohn, der Genius, lege die Hand an ſie. Noch war die nordiſche Sage zu Goethe's und Schiller's Zeiten der deutſchen Nation nicht hinlänglich vermittelt, als daß einer der Beiden an das Wageſtück hätte denken ſollen. Selbſt heute iſt ſie uns noch viel fremder als die helleniſche, trotz aller Bemühungen der Gelehrten, der Volkserzieher, der Dichter, trotz des immer lebhafter erwachten Nationalgefühls. Und es iſt nur natürlich, daß dem ſo ſei. Der Stoff an ſich iſt ſpröder, als der der griechiſchen Mythologie und Heldenſage. Kein Homer hat ihn mit dem ſicheren Inſtincte der Kunſtwahl geſichtet, mit leichtem Meißel in heiter-ſchönen Umriſſen hingeſtellt, kein Aeſchylos oder Sophokles haben darin die Tiefe einer gereifteren Weltanſchauung, die Weisheit einer milderen Bildung niedergelegt. Und ſelbſt aus dieſem Stoffe, der uns auf ſolche Weiſe ſoviel näher gebracht worden, iſt es im Grunde nur Einem gelungen, einen Bruchtheil dem

modernen Bewußtſein ganz anzueignen: Goethen in der „Iphigenie“.

Was heißt das aber, eine alte Sage dem modernen Bewußtſein aneignen? Heißt's den ahnungsvollen Sinn derſelben in abſtracte Formeln bringen? Heißt's die Geſtalten der Vorzeit handeln und reden laſſen, wie wir heute handeln und reden? Heißt's das Wunderbare abſtreifen oder auf natürliche Weiſe erklären, wie die rationaliſtiſchen Theologen die Wunder Jeſu? Nichts von Allebem. Eine alte oder fremde Sage iſt unſerm Bewußtſein angeeignet, wenn es uns der Dichter ermöglicht, in ihr ſofort unſere eigene Weltanſchauung herauszufühlen und ſie dabei doch ſo beläßt, daß jenes Geſchlecht, welches ſie erzeugt, wenn es wieder erſtände, ſie und ſich ſelber ſofort darin wiedererkennen müßte. Das hat Aeſchylos mit dem Prometheus, Sophokles mit dem Oedipus, Goethe mit der Iphigenie gethan. Dazu aber gehört dreierlei: das Genie, die feinſte künſtleriſche Ausbildung und ein vollſtändiges Durchdrungenſein von dem Geiſte der ſittlichen, religiöſen und politiſchen Weltanſchauung der eigenen Zeit.

Es gibt gewiſſe Gedanken oder, wenn man lieber will, Ahnungen und Gefühle, welche unter verſchiedenſten Geſtalten, in allen Religionen und Heldenſagen den Kern bilden: ſie ſind der Religion und Sage ſo weſentlich, daß Beide aufhören würden zu ſein, wenn jene verſchwänden. So wäre z. B. eine Religion ohne „unbekannte höhere Weſen, die wir ahnen“, gar nicht denkbar; aber die Formen, die der Menſch dieſen Weſen leiht, ſind mannichfaltig ins Unendliche. Der Dichter, der ſich eines alten oder fremden Stoffes bemächtigt, verändert nun deſſen Form nicht, wie

der Philoſoph; aber er läßt uns in Zeus, in Odin jene ſelbigen „höheren Weſen“ errathen, die wir unter anderen Geſtalten uns heute vorzuſtellen gewohnt ſind. So iſt's mit der Idee des Schickſals, der Erbſünde, der Buße, der Gnadenwahl und vielen anderen Ideen, welche von einer wahren volksthümlichen Religion faſt unzertrennlich ſind. So ſehr auch der Name und die Form dieſer Ideen je nach Land und Zeit wechſeln mögen, ſo abgeſchwächt heutzutage das Gefühl derſelben ſein mag, ſie bleiben in ihrem Weſen ſtets die nämlichen. Ob das Fatum den Oedipus verfolge, oder ob Wallenſtein ſich „eine Mauer aus ſeinen eigenen Werken aufgebaut“: Beide unterliegen dem Schickſal. Ob der ſonderbare Held der „Andacht am Kreuze“ gerettet iſt, trotz aller Verbrechen, weil ihn der Gekreuzigte beſchützt, oder ob Tom Jones trotz aller Peccadillen für uns ein edler Menſch bleibt: der Eine wie der Andere ſind es durch Gnadenwahl. Will ein moderner Dichter uns einen Oedipus geben, der uns ganz verſtändlich ſei, und an dem doch auch den gläubigen Hellenen Nichts befremden ſollte, ſo mag er wohl die Sage im Einzelnen ändern, aber er muß ſie im Weſentlichen beſtehen laſſen: er muß das Schickſal ſo darzuſtellen wiſſen, daß es, je nach dem Standpunkte des Beſchauers, als ein unerklärliches, beinahe zufälliges, oder auch als ein ſelbſtverſchuldetes, nothwendiges erſcheine. So würde unzweifelhaft Goethe's Iphigenie keinem Hellenen fremd vorkommen, wenn auch der Dichter einzelne Nebenpunkte der Fabel geändert: ja, die eigene Sage dürfte ihm durch ſie näher gerückt, bedeutſamer werden; während der deutſche Zuſchauer ſich durch Nichts unangenehm berührt fühlt, wie es ihm doch ſicher mehr als einmal, ſelbſt bei

r Oreſteia und der Antigone, ergeht. Dies hohe Ziel t aber Goethe einzig dadurch erreicht, daß er die griechiſche abel ſeinen Landsleuten und Zeitgenoſſen dichteriſch deutete, ie der Künſtler uns die Natur deutet. Was wir abſtract en Sieg der Geſittung über die Barbarei, der Wahrheit ber die Liſt, was wir den beruhigenden Einfluß der Schweſterliebe, die civiliſatoriſche Macht des Weiblichen, was wir die ererbte blinde Leidenſchaft und Bewältigung derſelben durch Selbſtüberwindung u. ſ. w. nennen würden, tritt hier concret, nicht allegoriſch, vor uns hin, aber mit einer Deutlichkeit, die wir bei dem Euripides durchaus vermiſſen; und daran iſt nicht ſo ſehr das überlegene Genie des Deutſchen, als die uns nähere Bildung ſeines Zeitalters und Landes die Urſache.

Der junge Dichter, deſſen Drama ich eben geleſen*), hat offenbar etwas Aehnliches angeſtrebt, und, wenn es ihm auch nicht vollſtändig gelungen iſt, die Aufgabe zu löſen, ſo will es mich doch bedünken, er iſt wenigſtens dieſer Löſung in Bezug auf die germaniſche Sage näher gekommen, als irgend einer ſeiner Vorgänger, Hebbel nicht ausgenommen. Seine Charaktere ſind noch etwas allgemein; ſie dürften etwas individueller ſein. Manches Unſchöne und Rohe der Fabel iſt nicht hinlänglich gemildert. Der Sinn der Sage iſt hier und da zu abſtract und zugleich zu greifbar vorangeſtellt. Auch fehlts, wenigſtens dem erſten Stücke des Doppeldrama's, an theatraliſcher Kürze: ſo ſchön ſie auch ſein mögen, ſind die Reden zu lange und machen uns um ſo ungeduldiger, je lebhafter das Intereſſe,

*) The Charm and the Curse. A Tale dramatized from the Edda. By Charles Grant. Jena and London 1873.

das uns der Dichter an der Handlung und an einzelnen Perſonen — wie Brunhild im erſten, Atli im zweiten Drama — einzuflößen gewußt hat.

Nicht genug dagegen iſt die Sprache zu loben: man ſieht, wie ſehr ſich Herr Grant das Studium Shakeſpeare's und Milton's hat angelegen ſein laſſen. Die Diction iſt ſtets edel, ohne je auf Stelzen zu gehen, poetiſch bei großer Knappheit und Einfachheit, die wiederum ihrerſeits nie in Nüchternheit ausartet, und man wird an die goldene Zeit des engliſchen Verſes erinnert, ohne daß je durch Archaismen in Ausdruck oder Wortſtellung künſtlich daran gemahnt würde. Nach der affektirten Kinder- und Salonſprache, der halsbrechenden Syntax und prunkenden Wortmalerei, der künſtlichen Ueberfülle und dem geſuchten Miltoniſiren der neueſten engliſchen Dichtung, iſt dieſe Einfachheit eine wahre Wohlthat. Es iſt, als ob die Poeſie wieder in ihr gutes, altes Recht eintrete, das Erfaſſen des Gedankens durch Ausdruck und Tonfall zu erleichtern, anſtatt es, wie die faſhionable Dichterſchule Englands, zu erſchweren oder gar die Abweſenheit von Gedanken und Anſchauungen durch das Getöſe mit sesquipedalibus verbis zu verhüllen. Iſt man doch oft verſucht, ſelbſt bei den Meiſtern und Tonangebern, an die wohl hauptſächlich Victor Hugo geltenden Worte Mérimée's zu erinnern: pour nos poètes, la rime d'abord, puis le bon sens, s'il y a place dans le vers. Nicht zufällig iſt dieſe Coïncidenz des europäiſchen Geſchmackes in allen Künſten und der Dichtkunſt zumal: Theophile Gautier's und Baudelaire's Beiſpiel iſt, in Deutſchland und Italien ſo gut wie in England, in der Muſik, Malerei und Bildhauerkunſt ſo gut wie in der Poeſie, nicht aus

Nachahmung, ſondern aus Zeitbedürfniß, befolgt worden: Sinnlichkeit und Ueberfülle im Gedanken und Bilde, wie im Ausdruck und der Geſtalt, Anhäufung der Mittel in Form als Selbſtzweck, herrſchen überall vor; und der mäßigende beſchränkende Verſtand, wie die reine und keuſche Anſchauung, fehlen unſern Modekünſtlern meiſt gleicherweiſe.

Denn zu dieſem Farbenreichthum, der ſich in der Koſtümmalerei ſo wohl fühlt; zu dieſer, trotz der unendlichen Amplification der wenigen Gedanken, immer undurchdringlicheren Dunkelheit des Ausdrucks; zu dieſer berninesken Bewegtheit der Formen geſellt ſich und gehört nothwendig auch das abſichtliche Concretſeinwollen einer abſtract gebildeten Zeit, ein gewiſſes ungeſundes Behagen am Wollüſtigen, ein Heidenthum ohne Naivetät, das mit der unbefangenen Freude der Alten am Nackten ſo wenig gemein hat, als gewiſſe orakelhaft ſymboliſche Reimerei mit Aeſchylos' granitnen Verſen, oder ein gewiſſer blendender Colorismus, man verzeihe das Wort, mit Paul Veroneſe's heiterer Fülle.

Nirgends war dem ſo in höherem Grade als in England, und daß ein engliſcher Dichter wieder eine ſo natürliche und kräftige, klare und einfache Sprache anſtimmt, wie Herr Grant, iſt, nächſt dem Wiederaufnehmen des lange Zeit ſo vernachläſſigten Byron, ſchon als ein Zeichen wiederkehrender literariſcher Geſundheit zu bewillkommnen: es iſt ſchon dafür geſorgt, daß man von dem aufgefriſchten Drydenthum nicht ſofort wieder in einen erneuten Popeismus verfalle.

Nun iſt aber hier nicht allein über die Sprache, ſondern über die ganze Denk- und Fühlweiſe ein ſeltener

poetiſcher Reiz ausgegoſſen, und auch an dramatiſcher Wirkung fehlt es nicht: einzelne Scenen ſind ſogar vom höchſten tragiſchen Effect. Die Weiſe, wie der Dichter, den Shakeſpeare'ſchen Vorgang benutzend und erweiternd, aus den Geſprächen der ungenannten Lords oder Mädchen, die als „Erſtes, Zweites, Drittes" u. ſ. w. auftreten, eine Art Chor im antiken Sinne gemacht hat, iſt äußerſt glücklich. Die eingeſtreuten allgemeinen Gedanken ſind ſelten, aber immer zutreffend, oft tief, durchaus motivirt und wie geboten durch die Handlung. Doch genug des literariſchen Urtheils. Wer darauf Werth legt, wird ſich durch das Geſagte ſchon hinlänglich bewogen fühlen, das bedeutende Gedicht in die Hand zu nehmen, das trotz mancher mißlungenen Partien gewiß eine lohnende Lectüre ſein wird. Ob es ſich auch in der Aufführung bewähren würde, iſt eine Frage, die ich nicht ſo ohne Weiteres bejahend zu beantworten wage. Dagegen erlaube man mir noch einige Bemerkungen über die Weiſe, wie unſer Dichter jene oben angedeutete Aufgabe: einen uns fremd gewordenen Stoff unſerm modernen Bewußtſein näher zu bringen, verſtanden und gelöſt hat.

Daß Herr Grant dieſe verſucht, daß er nicht — wie es wohl auch Dichter erſten Ranges, Racine unter Andern, gethan — ſich damit hat begnügen wollen, den Stoff als Mittel zu benutzen, um Leidenſchaften zu ſchildern oder dramatiſche Spannung zu erzeugen: daß er, wie die deutſchen Dramatiker, die ſich deſſelben Gegenſtands bemächtigt, ihn wirklich in ſeiner transcendentalen Bedeutung dichteriſch auszulegen ſich vorgenommen hat, liegt auf der Hand. Iſt es ihm aber auch gelungen?

Der Charakter der Sage ist mit großer Treue und poetischem Gefühl wiedergegeben. Die Aenderungen, die der Dichter vorgenommen, sind unbedeutend und meist zu billigen. Dahin gehört auch die Ersetzung der skandinavischen Namen des Originals durch die uns bekannteren mittelhochdeutschen. Hogni wird Hagen, Guttorm Giselher, Gunar Gunther, wodurch freilich, wenigstens für den deutschen Leser, die Nibelungentradition diejenige der Edda manchmal störend durchkreuzt; doch scheint der Verfasser dabei durch Rücksicht auf die Bühnenvorstellung geleitet worden zu sein. Eine ähnliche Rücksicht hat ihn bewogen, verschiedene materielle Einzelheiten durch andere zu ersetzen: wie z. B. die Flamme um Brunhildens Schloß durch einen Kampf mit der Walküre. Daß an Stelle des Bades, bei dem sich die beiden Heldinnen streiten, der Tempel Odins gesetzt wird, daß im zweiten Theile die Scene mit Hogni's Herz, sowie mit den als Speise für den Vater aufgetragenen Söhnen Atli's, einfach in den Tod des Helden und in die Vorzeigung der kleinen Leichname umgeändert worden, ist zum Theil wohl auch der Vorstellbarkeit wegen geschehen, zum Theil wohl aber auch, um unser Zartgefühl nicht zu verletzen:

Segnius irritant animos demissa per aures,
Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus et quae
Ipse sibi tradit spectator.

Nicht genug zu loben ist die Umwandlung der Sage in Bezug auf Guttorm (Giselher), der nicht von Sigurd's Hand fällt, sondern von Atli's und so das Geschick des Hauses Giuki's bis zu Ende theilt, und die Härte des einen Bruders, die Schwäche des andern, durch seine edle, jugend-

... der Edda und
behalten ist. Ebenso ist der allgemeine Charakt
bewahrt, und die locale Farbe, die über das
gebreitet ist, bildet vielleicht das größte poetisch
des Gedichtes. Doch liegt gerade hier wieder
Hinsicht auch ein Nachtheil. Die Handlungen de
sind zu groß: unsere Begriffe von List und G
würden sich mit weit Wenigerem begnügen. Ebe
mir die Motivirung im Einzelnen bald übertri
unzureichend. Der Haß Atli's gegen Gudrun'
wird nicht genügend erklärt durch die Entehr
Schwester noch durch das Brunhilden zugefügte
Die Episode mit Herkya, der Beischläferin Atli'
als unnöthig bei Seite gelassen werden, und das
gericht der Feuerprobe vor unseren Augen ist eine
Zumuthung für unsere moderne Fähigkeit des
glaubens. Doch kommen wir zur Grundidee des
und deren Vermittlung durch den Dichter.

Der Untergang eines Heldengeschlechtes ist de
stand der Edda wie der Ilias, der Nibelungen
Chanson de Roland. Bedeutsam knüpft die scan
Sage daran, daß

was einſt die Berechtigung jener alten Weltordnung ausgemacht, mußte die Nothwendigkeit dieſes Sieges uns klar machen. Das iſt nun Alles unſerem Dichter ſehr ungleich gelungen. Der nahende Triumph des Chriſtenthums — ſehr einfach und ſchön am Schluſſe des erſten Theiles angedeutet — wird, wenn auch nicht auf die plumpe Weiſe Hebbels, ſo doch immer noch gewaltſam und unvermittelt genug durch die Chriſtenſclavin des zweiten Theiles hereingezogen; während die Rohheit der heidniſch-barbariſchen Weltordnung und die Nothwendigkeit ihres Untergangs auf's Anſchaulichſte und Natürlichſte dargelegt iſt. Sigurd's Vergeſſen der Brunhilde, ſeiner erſten Geliebten, iſt ganz äußerlich durch den Zaubertrank der Mutter Gudrun's herbeigeführt. Herr Grant hätte in Wagner's „Triſtan und Iſolde" lernen können, wie ein ſolches Motiv verinnerlicht werden kann, ohne im geringſten abſtract zu werden. Sehr ſchön dagegen und durchaus verſtändlich will mir der Fluch, der auf dem ganzen Geſchlecht ruht, durch die Schuld und die blinde Leidenſchaft Aller erklärt ſcheinen, und das Opfer des Unſchuldigen wird, wie in der antiken Sage, zu einem tieftragiſchen Motive mehr. In dieſer Hinſicht iſt das Gedicht ganz modern trotz aller Beſtimmtheit des hiſtoriſch-lokalen Tones. Die ganze ſelbſtherbeigeführte Verwicklung iſt dabei in klaren Umriſſen gezeichnet, ſo daß ſelbſt der mit der Sage völlig Unbekannte ſich leicht darin zurechtfindet.

Nicht ſo verſtändlich, unſerm Gefühle nicht ſo nahe gebracht, iſt das übertriebene Pflichtgefühl der Vaſallentreue. Hier hätte der Dichter des XIX. Jahrhunderts mildern müſſen. Es iſt unſerer ſittlichen Anſchauungsweiſe geradezu

unbegreiflich, daß Sigurd aus Treue und geſchworner Eide halber eine Feigheit begehe, wie die Bezwingung Brunhilden's in ihrem Schlafgemach, oder daß Dietrich von Bern die drei Brüder der von ihm ſo geehrten Gudrun hundert gegen einen angreifen ſollte, um ſich Atli'n treu und dankbar zu erweiſen. Beides würde uns nur dann erträglich erſcheinen, wenn dort Gunther, hier Atli ohne die Hülfe Sigurd's und Dietrich's untergehen müßten. In dem Drama aber, wie in der Sage, iſt davon gar nicht die Rede. Sigurd thut das Unedle, nicht um ſeine Freunde aus Lebensgefahr zu retten oder vor Entehrung zu wahren, ſondern um ſein Wort einzulöſen — ſo loyal ſind wir nicht mehr. Von Dietrich's Dazwiſchenkunft iſt gar, wenn ich nicht irre, in der Edda die Rede nicht: ſie iſt ganz müßiger Weiſe erfunden, wie überhaupt Dietrich füglich aus dem ganzen Drama hätte wegbleiben können.

Dieſen allzu feudalmittelaltrigen Gefühlen der Treue gegenüber iſt wiederum das Liebesverhältniß Oddrun's und Gunther's ein allzu neumodiſches, und der Dichter hat nicht genug betont, wie das Verbrechen deſſelben auf der Illegitimität einerſeits, auf der Unzartheit andererſeits beruht, mit welcher die Geliebte in dem Geliebten den Schänder ihrer Freundin und Milchſchweſter Brunhilde vergißt. Dafür, daß Herr Grant im Kampfe Brunhilden's und Sigurd's, nicht wie Hebbel*) den Kampf zwiſchen den beiden Geſchlechtern geſehen, kann ich ihm nur Dank wiſſen. Nichts, durchaus Nichts berechtigt zur Unterſchiebung einer ſo

*) — — in dir und mir
Hat Mann und Weib für alle Ewigkeit
Den Kampf ums Vorrecht ausgekämpft.

modernen Idee unter die alte Sage, des abstracten, modernen und geschmacklosen Ausdruckes ganz zu geschweigen. Ueberhaupt sind die Gestalten, die Gedanken, die Gefühle, die Worte bei dem englischen Dichter viel unbewußter, naiver als beim deutschen.

Auch daß er die Eddasage lieber als die Nibelungensage zum Gegenstand gewählt, beweist viel größeren poetischen Takt. Eine Chriemhild und ihre langathmige Rachsucht ist es unmöglich, uns dramatisch schön erscheinen zu lassen; eine Gudrun, die ohne Vorbedacht im Augenblicke der schnödesten Herausforderung die Medeathat vollbringt, ist wohl eine Gestalt, die den Dichter reizen kann. Auch ist die ganze Nibelungensage schon durch das Christenthum verdorben, ihres wahren innerlichen Zusammenhanges beraubt. In der Edda besteht noch ein Verhältniß zwischen der Götterwelt und dem Hause Giuki's, wie in der hellenischen Sage zwischen dem Olymp und den Tantaliden: die ganze Anschauung der Blutrache ist eine heidnische: der ganze Codex von Moral ist ein heidnischer. Das Münster zu Worms mit seinem Glockenklang hat mir immer die Nibelungensage verdorben. Wo bleibt da die innere Einheit der Sage? Auf dieser Einheit aber beruht alle große Poesie, sei es unbewußt, sei es bewußt. Aufgabe des modernen Dichters ist es, bewußt den Zusammenhang darzulegen zwischen Natur und Mensch, zwischen Schicksal und Charakter, zwischen Zufall und Leidenschaft, zwischen Ahnung und Wirklichkeit, Glaube und That, Sitte und Individuum. Er geht eben auf die Wiederherstellung des Zusammenhanges, wie der Mann der Wissenschaft auf die Auflösung desselben geht: er sucht das Ganze, wie Jener die Theile,

er knüpft die unſichtbaren Fäden immer wieder an, die Jener immer wieder zu zerſchneiden nicht müde wird. Einen ſolchen Zuſammenhang in der Eddaſage geſehen zu haben verräth ſchon einen dichteriſchen Blick: ihn, wenn auch nicht immer mit gleichem Glück, uns aufgedeckt zu haben, beweiſt kein gewöhnliches dichteriſches Können. Hoffen wir, daß Herr Grant hier nicht ſtehen bleibt.



II.

Französische Studien

englischer Zeitgenossen.





I.

Pariſer Zuſtände im Lichte des engliſchen Romans.

1.

Lieſt man die engliſchen Zeitungen und Zeitſchriften mit einiger Regelmäßigkeit, ſo kann Einem die auffallende Thatſache nicht entgehen, daß die franzöſiſchen Verhältniſſe darin einen weit größeren und hervorragenderen Platz einnehmen, als die des ganzen übrigen Feſtlandes. Man fragt ſich dann wohl, worin dieſes lebhaftere Intereſſe an Frankreich ſeinen Grund hat, da doch das ewige Einerlei der franzöſiſchen Geſchichte ſeit nahezu einem Jahrhundert ſo ganz dazu angethan ſcheint, die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer zu ermüden, die Engländer aber weder durch Blutsverwandtſchaft, noch durch Gemeinſamkeit der Intereſſen, noch auch im Grunde durch beſonders lebhafte Sympathie mit Charakter oder Temperament ihrer Nachbarn jenſeits des Kanals auf dieſe hingewieſen ſind. Wie kommt's, daß „Times", „Daily News" und „Pall Mall Gazette" —

um nur die drei vornehmsten Organe der Tagespresse zu nennen — allmorgentlich lange Spalten mit telegraphischen Berichten über die Versailler Kammersitzungen, ja, über Pariser Leitartikel bringen, während z. B. die gesetzgeberische Umwandlung Deutschlands von 1867—1873, vielleicht eine der bedeutendsten Evolutionen der Weltgeschichte, nirgends eingehend besprochen, ja kaum vorübergehend erwähnt worden?

Denkt man jedoch einen Augenblick über die Sache nach, so wird man bald eine Menge von Erklärungsgründen entdecken, deren Einer schon hinreichte und welche zusammengenommen die auffallende Erscheinung als eine ganz natürliche hinstellen. Und da müssen wir denn, um gerecht zu sein, vor Allem die Natur selber des französischen Geistes und Wesens nennen und mit Julian Schmidt wiederholen: „Es ist wahrlich nicht schwer, die Fehler dieser liebenswürdigen Nation herauszufinden; schwer ist es aber, sie nicht zu lieben, wenn man sich etwas ernstlicher mit ihr beschäftigt." Auch können die feineren Formen, mit welchen Naturanlage den Franzosen ausgestattet und die ein alter Wohlstand ihm zu pflegen erlaubt hat, dem so streng auf äußere Sitte haltenden Briten nur wohlthuend sein, wenn sie auch seinem undemonstrativen Sinne manchmal etwas übertrieben, ja sogar ein klein wenig lächerlich vorkommen mögen. Der dramatische Charakter der französischen Zeitgeschichte, die stets nur vierte Aufzüge zu haben scheint und, gleich gewissen modernen Schauspielen, gerade wenn die Lösung unabwendbar scheint, den Knoten immer wieder von Neuem schürzt, die Kunst der Inscenirung und die schöne Diction der Spieler, welche nie fehlen und dem gerade aufgeführten Stücke, so verbraucht auch Gegen-

ſtand, Grundgedanke, ja Situationen ſein mögen, ſtets neue Anziehungskraft leihen; die verwandte, leichtverſtändliche Sprache, die geographiſche Nähe — iſt doch Paris ſo nahe als Edinburgh — Alles das trägt dazu bei, die Neugierde des engliſchen Publikums für franzöſiſche Dinge rege zu halten.

Dazu kommt aber noch ein Anderes, mächtig Beſtimmendes: England und Frankreich ſind ſeit faſt einem Jahrtauſend in ununterbrochener Beziehung zu einander geblieben. Krieg und Beſitz führte den Inſelbewohner Jahrhunderte lang in das ſchöne Land. Sprache, Literatur, Staatsleben ſtanden, wenigſtens was die Form anlangt, unter vorwiegend franzöſiſchem Einfluß ſeit ihrem Entſtehen. Auch ſpäter noch, nach dem endlichen Sieg des ſächſiſchen Elementes im Inſelreich, dauerte der bald feindliche, bald freundliche Verkehr fort. Die Dynaſtien beider Länder waren im XVII. Jahrhundert enge verſchwägert, und man weiß, wie tonangebend, tiefgreifend damals das Beiſpiel der Höfe war. Wiederum, wie zu Chaucer's Zeiten, hatte die franzöſiſche Dichtkunſt einen großen Vorſprung: auch die Männer, welche unter Königin Anna die engliſche Literatur erneuerten und reinigten, waren von ganz franzöſiſcher Bildung, überzeugte Bewunderer der franzöſiſchen Muſter. Und wiederum, wenn Addiſon und Pope ihren Styl nach dieſen Muſtern bildeten, franzöſiſche Poetik als unantaſtbar gelten ließen, ſo verſchlang das franzöſiſche Publikum Robinſon und Triſtram Shandy; ſtellte Rouſſeau die Clariſſa Harlowe neben die Odyſſee. Nicht anders war es mit der philoſophiſchen Bildung. Die engliſchen Denker ſtanden in innigem Zuſammenhang mit Frankreich:

die Wechſelwirkung war eine ununterbrochene. Malebranche und Gaſſendi waren ſo geleſen in England als in Frankreich ſelber: und wiederum Hobbes, Locke, Hume, ſo vieler Anderer nicht zu gedenken, gaben der franzöſiſchen Philoſophie des vorigen Jahrhunderts den Anſtoß. Die engliſche und franzöſiſche Aufklärung ſind enge Verbündete. Die Wirkung von Voltaire's engliſchen Briefen war ſo tief und anhaltend als die von Gibbon's Verfall. Montesquieu's Ideen ſind von dem engliſchen Verfaſſungsleben eingegeben, wie ſpäter die Guizot's und der Doctrinäre. So lehnte in unſerm Jahrhundert Victor Couſin vor Allem an die Schotten an; während John Stuart Mill und ſeine Schule an Comte anknüpften. Und jene Reigenführer des vorigen Jahrhunderts, Montesquieu, Voltaire, wenden nicht nur ihre Blicke, ſondern auch ihre Schritte nach England, verweilen dort Jahre lang, ſelbſt Rouſſeau verſchmäht es nicht, dort ein Aſyl zu ſuchen, — freilich in anderer Geſinnung und mit weniger Nutzen als einſt Saint-Evremond. Wie Bolingbroke, Cheſterfield, Walpole hinwiederum ſich zu halben Pariſern machten; wie Bentham's Schriften zuerſt in franzöſiſcher Sprache erſchienen, wie dann Mill in Frankreich, Guizot in England die ausgebreitetſten Verbindungen hatten, wie ſo der geſellſchaftliche Verkehr mit dem literariſchen und wiſſenſchaftlichen Hand in Hand ging, wie die politiſche Feindſchaft an der Scheide beider Jahrhunderte England gleichſam dazu zwang, ſein unwillig Auge ſtets auf Frankreich geheftet zu halten, — Alles das iſt ja Jedem gegenwärtig; Alles das aber macht jene Gemeinſamkeit der Cultur, jenen Vorſprung namentlich der Cultur aus, welche beide Länder vor dem Reſte Europas

voraus haben; denn was war zu jener Zeit der Zustand des übrigen Europa, staatlich, gesellschaftlich, literarisch, im Vergleich mit dem der beiden Westländer, wenn nicht eitel Barbarei oder todähnliche Lähmung? In andern Worten, während des XVIII. Jahrhunderts war der Schauplatz der Weltgeschichte in Frankreich und England, wie er einst in Griechenland und Rom, in Italien und Deutschland, in Spanien und den Niederlanden gewesen. Heute ist er freilich nicht mehr dort; aber es braucht mehr als Jahrzehnte, um eine so große Thatsache, wie diese Bühnenveränderung, zu begreifen, in sich aufzunehmen: sah doch Frankreich noch bis auf Corneille, ja bis auf Molière, nach Spanien und Italien hinüber. Unsere ganze europäische Cultur von heute ruht im Grunde noch auf der vereinten Arbeit Frankreichs und Englands im vorigen Jahrhundert, wie die der kommenden Periode wahrscheinlich der Hauptsache nach auf der Arbeit Deutschlands von Herder und Kant bis auf Schopenhauer ruhen wird.

Merkwürdig bleibt die Verschiedenheit der Beurtheilung und Auffassung französischen Wesens in den verschiedenen Classen der englischen Gesellschaft, den verschiedenen Parteien, den verschiedenen Zeiten. Wie natürlich, steht die elegante Welt, vor Allem der Hof, beinahe ausnahmsweise dem eleganten Frankreich bewundernd gegenüber, während die Mittelclassen im Allgemeinen den leichten Nachbarn bald Mißtrauen und Neid, bald Haß und Verachtung entgegenbringen. Je nachdem nun bei dem vorwiegend politisch-gestimmten Inselvolke die höfisch-vornehmen Kreise oder die puritanisch-bürgerlichen Elemente vorherrschen, tritt die eine oder die andere Anschauungsweise in den

Vordergrund. Shakeſpeare unter der proteſtantiſchen Eliſabeth behandelt die Franzoſen immer nur als große Kinder, mit der ſelbſtbewußten Ueberlegenheit des Mannes; etwa wie der Angelſachſe ſpäter vom Irländer oder Hindu redet. Unter dem Commonwealth erreicht die nationale Antipathie ihren Höhepunkt: man ſieht im Franzoſen nur noch den Vertreter des Papismus, den abergläubiſchen, herrſchſüchtigen, gewiſſenloſen Jeſuiten, wie man hundertfünfzig Jahre ſpäter in ihm nur den Sans Culotte, den „Halbaffen, Halbtiger" Voltaire's ſehen will. Mit ganz anderen Augen ſieht das England der Stuarts das Geburtsland Henriettens, der Mutter, das Adoptiv-Vaterland Henriettens, der Tochter, die Heimath des Chevalier de Grammont an: die franzöſiſche Herkunft allein genügt ſchon als wirkſamſter Empfehlungsbrief; ſie iſt der Stempel, der einem Menſchen, einem Werke, einem Gedanken, wie dem Kleide, erſt Werth und Anerkennung verſchafft. Der Franzoſe wird als Lehrmeiſter, als Muſter, als Ideal alles Deſſen angeſehen, was das Leben lebenswerth macht, dieſem Ideal nahe zu kommen als der höchſte Ehrgeiz; während die mittleren Schichten in religiös-ſittlicher Strenge und Kurzſichtigkeit ganz Frankreich für ein Land von Roué's und Atheiſten halten, das niedere Volk aber bei ſeinem ſchon gar frühe ausgebildeten Typus des ſchäbigen, beweglichen, überhöflichen, harmlos-eitlen franzöſiſchen Haarkräuslers und Tanzmeiſters bleibt, der auch allen Verſuchen des Demagogen, ihn durch den Revolutionshelden in der Blouſe zu erſetzen, widerſtanden hat. Nicht viel anders aber war es unter der Königin Anna und noch unter Georg IV.: nicht viel anders iſt es heute, wo der antifranzöſiſchen Strömung der vierziger

letzten Jahren mit Frankreich beschäftigt und meist auf's heftigste nicht nur für die Besiegten gegen die Sieger von Sedan, sondern auch für die Republik, ja die Commune gegen das Kaiserreich Partei ergriffen. Aber auch die englischen Dichter und Romanschriftsteller haben sich vielfach mit dem Nachbarlande abgegeben. Am besten kannte, liebte und durchschaute es Thackeray; mehr auf der Oberfläche blieb, seiner Gewohnheit gemäß, Charles Dickens, dessen Beobachtung weniger auf den Grundcharakter und die Weltanschauung der Menschen, als auf ihre Sitten und Eigenheiten (oddities) zu gehen pflegte. Beide reichen aber schon in frühere Jahre zurück. Unter den jetzt lebenden Romanschriftstellern hat der — oder vielmehr die — Vielgelesenste, wenn auch nicht Höchstgeschätzte, vielfach Frankreich zum Schauplatz, die Franzosen zu Helden ihrer phantastischen Erzählungen gewählt; doch beruht das Alles eben nur auf Phantasie, die Beobachtung hat damit gar nichts zu thun. Vielleicht auch hat die ungemessene Bewunderung alles Französischen die Augen der fruchtbaren fashionablen Schriftstellerin geblendet, aber ihr Frankreich hat mit dem wirklichen absolut Nichts gemein und kann deshalb füglich hier unberücksichtigt bleiben. Dagegen liegen vor uns zwei Werke, die, beide voll der wärmsten Sympathie für Frankreich und mit der genauesten Kenntniß der Verhältnisse, jene zwei Richtungen der englischen Meinung in Bezug auf das Nachbarland klar veranschaulichen. Eins der drei nachgelassenen Werke Bulwer's, „the Parisians", gibt uns eine Schilderung der Politischen und socialen Zustände Frankreichs unmittelbar vor Ausbruch des Krieges. Herr Trois-Etoiles, — ein Pseudonym Grenville-Murray's, des

Die rationaliſtiſche und demokratiſche Bewegung, welche ſeit etwa fünfzehn bis 20 Jahren in England gegen Staatsreligion und Ariſtokratie ankämpft und, halb unbewußt, das unterbrochene Werk der Puritaner des XVII. Jahrhunderts wieder aufgenommen und fortgeſetzt hat, fand ihre Doctrin am reinſten dargeſtellt, am vollſtändigſten verwirklicht in Frankreich. Man ſchloß die Augen vor der Thatſache des franzöſiſchen Katholicismus: man wollte in der Napoleoniſchen Monarchie nur ein vorübergehendes Accidens ſehen und beſtand darauf, den wahren Glauben Frankreichs nur in der demokratiſchen und rationaliſtiſchen Lehre der franzöſiſchen Republikaner zu ſehen, die Civilordnung, die Juſtiz, die Verwaltung Frankreichs als die, wenigſtens annähernde, Verwirklichung des Gleichheits- und Laienſtaats, der vaterländiſchen Ariſtokratie und Staatskirche entgegenzuſtellen. Die Anweſenheit vieler Häupter der republikaniſchen Partei, welche die Verbannung nach London geführt, beſtärkte noch den Wahn. Die Form, welche der franzöſiſche Radicalismus im XIX. Jahrhundert hie und da angenommen — die philoſophiſche Doctrine A. Comte's und die politiſche E. Laboulaye's — war übrigens ganz dazu angethan, die ernſten, überzeugten, leichtgläubigen Engländer, welche die Form dieſes Radicalismus im vorigen Jahrhundert abgeſchreckt hatte, jetzt mit demſelben zu verſöhnen. Zugleich forderte ſie der in Deutſchland immer mehr auf die Spitze getriebene Hiſtorismus — man erlaube mir das ungefüge Wort — und die dort noch blühende metaphyſiſche Speculation zu immer entſchiedenerem Widerſpruche heraus. Freilich fand auch die deutſche Idee im engliſchen Gelehrtenſtand einen genialen

wirklicher Beobachtung als die ſeines berühmten Nebenbuhlers. Beide Werke aber: das des philoſophiſchen Dichters und das des ſatiriſchen Photographen, geben zuſammengehalten ein recht treues Bild, weniger Frankreichs unterm zweiten Kaiſerreiche, als der Geſtalt, welche dieſes Frankreich in den beſten Köpfen Englands einnahm.

Die Engländer haben zwar im Allgemeinen die beneidenswerthe Gewohnheit nichts zu generaliſiren, ſondern das Einzelne als Einzelnes zu betrachten und gelten zu laſſen. Hier ſind aber denn doch beinahe alle Figuren als Typen, beinahe alle Verhältniſſe als die normalen anzunehmen, und es lohnt ſich wohl der Mühe, den beiden geiſtreichen Romanſchreibern zu folgen, nicht um ihre Erzählungen zu analyſiren, noch weniger ſie äſthetiſch zu würdigen, ſondern um die dichteriſche Erzählung gleichſam in eine hiſtoriſche Studie umzuſetzen. Der gelehrteſte Geſchichtsſchreiber des franzöſiſchen Staates kann etwas von den engliſchen Zeugen lernen.

2.

In wenig Ländern ſind die Stände geſchiedener als in dem gelobten Lande demokratiſcher Gleichheit; „und jede Claſſe iſt“, wie Bulwer's Zeitungsſchreiber meint, „nicht nur bereit anzuerkennen, daß alle anderen verderbt ſind, ſondern auch zuzugeben, daß in ihr ſelber Alles nicht ganz geſund ſein könne, ſo lange die andern nicht reformirt würden.“ Die Ereigniſſe aber haben dieſer natürlichen Trennung noch die unnatürliche Trennung in politiſche Parteien hinzugefügt,

welche freilich hin und wieder mit den Ständen zusammenfallen. Doch würde man sich den gröbsten Mißgriffen aussetzen, wollte man ohne Weiteres den alten Adel als legitimistisch, die Finanz und Armee als bonapartistisch, den wohlhabenderen und angeseheneren Theil der Bourgeoisie, der Literatur und der Advokaten als orleanistisch, Kleinbürger und studirte Leute als gemäßigte Republikaner, die Arbeiter endlich als Radicale und Communisten, ansehen. Solche Coincidenzen der socialen und politischen Gruppen der Nation dürfen nur mit größter Vorsicht und als eine ganz allgemeine Orientirung im Labyrinthe der französischen Gesellschaft festgehalten werden.

Die mächtige und einflußreiche, vielbeneidete Stellung des reichen Adels in Frankreich ist, selbst nach achtzig Jahren der Revolution, eine Thatsache, welche der Fremde, der nur in Paris, und da nur in den politischen, literarischen oder finanziellen Kreisen lebt, leicht übersieht. Nicht so der unbefangene Beobachter, dem die Gelegenheit geworden, dem französischen Leben wirklich näher zu treten. Er kennt mehr als ein Städtchen Hautbourg, das die Blicke nicht von dem Herrenschlosse wegwendet, wo der Duc von Hautbourg und Clairefontaine seinen Hof hält, und das Füllhorn seines durch die Mitgift irgend einer Miß Guineaman wiederhergestellten Reichthumes über die dankbare Gegend ausschüttet. Seine Equipagen, seine Meute, seine Treib- und Hetzjagden, seine Gäste und seine Dienerschaft sind der Lieblingsgegenstand aller Unterhaltungen, und kömmt der Wahltag, nun so vermag der republikanische Winkeladvokat und sein Freund, der Doctor nichts, der Unterpräfect und Maire wenig, gegen den Herrn

Herzog, seine Vettern, Lieferanten und Pfarrer, wenn er anders überhaupt sich dazu herablassen will, im gesetzgebenden Körper eines Bonaparte zu sitzen oder gar die Unterstützung des kaiserlichen Herrn Unterpräfects und des Herrn Maire von Hautbourg anzunehmen.

In Paris freilich dient manches hôtel entre cour et jardin jetzt einem Wechselagenten oder einer Feuerversicherungsgesellschaft als Wohnsitz; aber wenn der junge verarmte Marquis de Rochebriant auch nur noch als Miether einer Dachstube in den Palast seiner Väter ziehen kann, so braucht er nur seine Blicke auf das Hôtel de Vandemar gegenüber zu richten, wo das Familienwappen der Vandemar noch prangt, aus dessen Thorweg eben seine Vettern auf fehlerlosen englischen Vollblutpferden heraus reiten, in dessen hohen getäfelten Räumen sein Onkel, der alte Graf Vandemar, ihn als Familienglied nicht verleugnen wird. Freilich, ein Voltairianer ist der alte Graf Bulwer's ebenso wenig, als seine Söhne sich durch ein von ihnen commanditirtes Lädchen ihr Taschengeld vermehren, oder als Trois-Etoiles' rechtmäßiger Herzog von Hautbourg Republikaner und Advokat ist. Von dem freien Gedanken, der die französische Aristokratie des vorigen Jahrhunderts ehrte und adelte, ist keine Spur mehr vorhanden; und mit der Laterne des Diogenes dürfte man vergebens im ganzen Fauburg Saint Germain nach irreligiösen Spöttern suchen. Auch an's Geldmachen denkt noch gar mancher hohe Herr; aber er zieht sicherlich eine reiche Heirath mit Herrn Poirier's Tochter, eine Börsenspeculation oder eine recette générale (Obersteuereinnahmestelle) dem mageren Verdienste eines Lädchens oder der harten Arbeit des Forums vor.

Und gar ein Republikaner von ſechzehn Ahnen, mit Schloß und Park, iſt eine Erſcheinung, die moraliſch durchaus unmöglich iſt: man ſieht, ſelbſt die beſtunterrichteten Engländer laſſen ſich von den frühe empfangenen Eindrücken namentlich von den Erinnerungen an das Frankreich des XVIII. Jahrhunderts, irre führen.

Schöne Tugenden hat ſich deshalb der alte franzöſiſche Adel doch bewahrt. Neben viel conventioneller Kirchengeherei und Faſterei begegnet man wohl auch noch öfter hier als in irgend einer andern Claſſe der aufrichtigen, warmen, hülfreichen Frömmigkeit eines jungen Raoul de Vandemar; neben dem verlebten Spieler und dem berechnenden Rennpferdezüchter des Jockey-Clubs dem ritterlichen Ehrgefühl und hohen Sinne eines Enguerrand; neben dem weiten Gewiſſen des kaiſerlichen Generalpächters der loyalen Vaſallentreue Alain's de Rochebriant; neben der Nimrodsrohheit und Ignoranz der Mehrzahl dem politiſchen Verſtande und den ausgeſuchten Formen eines Vicomte de Mauléon; vor allem aber und beinahe ausnahmslos dem Muth und Patriotismus, der in der Stunde der Gefahr die Gewohnheiten des Wohllebens, wie die anerzogenen Vorurtheile zu vergeſſen weiß, um nur dem Vaterlande zu dienen. Kein Stand hat ſich 1870 aufopfernder, heldenmüthiger, parteiloſer gezeigt, als der alte Adel. „Ihre Söhne waren die Erſten unter jenen Soldaten, die nie einen Führer verläumdeten, nie vor dem Feinde flohen; ihre Frauen waren unter den eifrigſten und ſorglichſten Wärterinnen der Ambulancen, die ſie geſtiftet hatten und bedienten; ihre Häuſer hatten ſich weit geöffnet den Vertriebenen der Vorſtädte, wie den Kranken

und Verwundeten. Die Hülfe, die sie aus ihren, durch die Ereignisse beschränkten, Mitteln ohne Scheu gespendet, als der Hunger begann, würde unglaublich scheinen, wollte man sie berechnen." Freilich in Friedenszeiten hält sich derselbe Adel meist für verpflichtet, abseits vom öffentlichen Leben der Nation zu stehen. „So lange Heinrich V. lebt," sagt Raoul de Vandemar zu seinem Vetter Alain, beim Heimkehren aus dem warmen Boudoir und der warmen Gesellschaft einer frommen Freundin und ihres Vertrauten, des trefflichen Abbé de Vertprè, „so lange Heinrich V. lebt, können wir keine thätigen Bürger, müssen wir trauernde Zuschauer sein." So ist denn die Enttäuschung und Entsagung des legitimistischen Adels nur allzu natürlich. Vielfache Beziehungen zum bürgerlichen Großgrundbesitz, der keinerlei politische Fahne hat, erwecken dann wohl den Gedanken an die Hoffnungslosigkeit der Partei, und lieber, als sie sich mit den verwandten Thronräubern von 1830 verständigen, wenden sie sich dem Kaiser zu, der einmal im Besitze ist und nur das in den Koth gefallene Scepter Frankreichs aufgerafft, nicht es den Händen des legitimen Fürsten entwunden hat; ja, selbst jetzt, wo wiederum die Aussichten ihres Oberhauptes verschwinden, schließen sie sich in ihrer Rancüne gegen den jüngeren Zweig der Familie und in der, allen Besitzenden gemeinsamen, Furcht vor dem Gambettismus wieder der kaiserlichen Partei an. Die Armee, in deren Officiercorps zwanzig Jahre lang kein loyaler Name zu lesen war, füllte sich seit 1860 mit Söhnen legitimistischer Familien. Wie mächtig noch immer der Einfluß dieses Adels, beweisen die Wahlen zum Frieden (Februar 1871); aber so mächtig ist eben kein Einfluß,

Bonapartiſten nennt, hatten mehr Ergebenheit als Münze und waren natürlich vom lebhafteſten Wunſche beſeelt, ihre Privatmittel ſo bald als möglich auf das Niveau ihrer öffentlichen Stellung zu heben. M. Macrobe erſchien und zeigte den Weg. Da er mit den meiſten Würdenträgern auf vertrautem Fuße ſtand — war er doch mit mehr als Einem die ſchattigen Pfade der Bohême (des finanziellen, künſtleriſchen und literariſch-journaliſtiſchen Zigeunerthums) gewandelt —, ſo konnte er in der vertrauten Sprache der Freundſchaft andeuten, was für ein überflüſſiges Ding Capital iſt, wenn man ein ſo treffliches Erſatzmittel wie eine Stelle und die beſonderen Informationen beſitzt, zu denen eine Stelle verhilft. Was er ſonſt noch hinzufügte, welche lockende Ausſichten er hungrigen Augen vorzauberte — das ſind Geheimniſſe, in welche kein Ungeweihter dringen kann; aber die Folge war, daß eines ſchönen Morgens der Crédit Parisien wie ein Stern im Oſten aufſtieg und daß es ihm ſofort wohl erging. Denn die Geſellſchaft kaufte Grund und Boden in Paris und, ſiehe da, Dank einem merkwürdigen Zufall, ſollte bald nachher ein neues Boulevard an der Stelle gebaut werden und den Preis des Bodens verfünffachen; ſie kaufte Schiffe, und, o Wunder, die neue Packetlinie war kaum organiſirt, ſo erhielt ſie auch ſchon von der Regierung den Auftrag, die Poſt zu übernehmen, Truppen zu transportiren, unterſeeiſche Telegraphentaue zu legen; ſie kaufte Häuſer, und ſofort fand die Regierung es nothwendig, ſie um den doppelten oder dreifachen Preis der Ankaufsſumme zu expropriiren, weil der Platz gut für eine Kaſerne, ein Theater, eine Kirche ſchien. Es mag vielleicht den

werden, daß dieſe Art Geld zu machen eine etwas verdächtige Familienähnlichkeit mit dem veralteten Gewinnmittel falſcher Würfel hat; aber auf ſolche ſimple Einwürfe genügt es zu antworten, daß der Zufall gar oft ein ſeltſam Ding iſt: daß Männer im Amt immer Gegenſtand der Verläumdung ſind und daß, wenn wirklich ein paar hohe Beamte, die in Verbindung mit dem Crédit Parisien ſein ſollten, in einer überraſchend kurzen Zeit ganz unerklärlich reich wurden, an dieſem Umſtande wahrlich Nichts iſt, das nicht ein Werk des Zufalls ſein könnte."

In der That war es das Bündniß ſchwindelnder Börſenſpekulanten und glücklicher Stellenjäger, welche des Kaiſers Gutmüthigkeit und unbeſchränkte moraliſche Toleranz, wie das um keinen Preis zu theuer befriedigte Ruhebedürfniß der Nation, ausbeutete, um ſich die Taſchen zu füllen und ſich's gut ſein zu laſſen. Zum großen Theil nun gehörte der officielle Verbündete des Gründers dem armen Kleinadel an. Zu ſtolz zum „redlichen Gewinn", oft talentvoll, meiſt nach franzöſiſcher Art mit guter Gymnaſialbildung ausgeſtattet, beinahe immer kühn, ja tollkühn, bald Novelliſt, bald Feuilletoniſt, heute Theaterdirektor, morgen Herausgeber einer kurzlebigen Zeitſchrift, war er gewohnt, ſich nach der Decke zu ſtrecken, meiſt aber in jenen Kreiſen zu verkehren, wo das Taſchengeld ſich höher zu belaufen pflegt, als Miethe und Haushalt, und war nicht unwillig, ſein „Von" um den fixen Gehalt und die hohe Würde eines Unterpräfecten oder gar eines Präfecten anzubieten. Hier hauptſächlich recrutirte ſich im Beginne des neuen Régimes die Verwaltung, wie die Staatsanwaltſchaft aus den ehrgeizigen Familien des reichgewordenen kleinen Bürger-

ſtandes, welcher durch dieſe Pforte in den ſo angeſehenen Richterſtand, der von jeher die zweithöchſte Stellung in der franzöſiſchen Geſellſchaft einnahm, zu dringen hoffte. War der heruntergekommene Edelmann aus ſehr vornehmem Hauſe oder hatte er ſelber ſein Vermögen in den höchſten Kreiſen durchgebracht, gebot der juriſtiſche Parvenü über ſehr viel Geld, geſellte ſich das nöthige Glück, die hervorragende Begabung, die Energie des Charakters zur Scrupellosigkeit, dem Ehrgeize oder der Genußſucht, ſo brachte man's auch wohl weiter als bis zum Präfecten und Oberſtaatsanwalt. Bulwer hat im Vorübergehen ein ganzes Schock jener Leute gezeichnet, die erſt in Salons, dann in faſhionable Clubs zu dringen gewußt, durch Heirat Millionärs, durch Madame's Liebhaber Geſandte geworden oder ſolcher, die, einſt ſocialiſtiſche Advokaten, ſich bei Zeiten bekehrten und, als officielle Candidaten in den geſetzgebenden Körper geſchickt, hohe Verwaltungsſtellen erlangten; und Trois-Etoiles hat in ſeinem M. Gribaut den Typus des geweſenen procureur général, jetzigen kaiſerlichen Miniſters, treffend geſchildert, dem er als Seitenſtück den Typus der andern Klaſſe, wie er ſich in Morny am Vollendetſten ausgeprägt, wohl hätte gegenüberſtellen können.

Eine Abart des franzöſiſchen Adels, zu dem auch der müßige Rentier bürgerlichen Urſprungs, aber ererbten Vermögens gezählt werden muß, iſt der beſcheiden bemittelte, aber unabhängige, angebildete Salonsmann, der, wie Bulwer's Graf Paſſy, ſechsmal ſeine politiſchen Ueberzeugungen wechſelt, nicht etwa aus Geldintereſſe, ſondern aus Mode und weil er ſtets der Strömung folgt; vielleicht

auch, weil er instinctiv immer für die bestehende Regierung Partei ergreift, gerade wie sein Gegenstück, der Vicomte de Brézé, mit jeder bestehenden Regierung unzufrieden sein zu müssen wähnt: „Ich glaube," so spottet etwas schwerfällig der englische Freund dieses ewigen Pariser Frondeurs, „wenn der Erzengel Gabriel auf Paris herabsteigen und die beste Regierung für Frankreich bilden dürfte, so die Weisheit der Seraphim erfinden könnte, es würden keine zwei Jahre, keine sechs Monate vergehen, so würde sich in diesem Paris, diesem foyer des idées eine mächtige Partei bilden, darunter Sie selber und andere hommes de plume, zu Gunsten einer Revolution im Interesse des guten Herrn Satan und ce cher petit Beelzebub."

3.

Ein wichtiger Umstand gab der Pariser Fronde unter dem Kaiserreich besondere Bedeutung und Gefährlichkeit. Nie war der Bruch zwischen der intellectuellen und politischen Welt vollständiger gewesen. Kaum ein Name, dessen die französische Literatur des Jahrhunderts sich rühmt, wurde je in den glänzenden Empfangssälen der kaiserlichen Minister gehört — vor 1870, wo dann freilich, nicht zum Heile des Kaiserreichs, die ganze gelehrte Opposition eindrang und die alten Fehler lustig von Neuem beging. Ein Mérimée, ein Sainte-Beuve, die im Senate zu sitzen geruhten, sind Ausnahmen, die nur die Regel bestätigen: denn selbst ihr Ruhm, ihre Gelehrsamkeit, ihr Geist, die Unbestechlichkeit ihres Charakters, schützte sie nicht vor rohester

Verleumdung seitens des gebildeten Pöbels, nicht vor de
Ostracismus der literarisch-akademischen Aristokratie. (
ist eine große Lücke in Grenville Murray's Schilderu
Pariser Zustände, daß die Kreise der höheren Gelehrsamke
wie die noch unzufriedeneren des in Frankreich so compa
organisirten Gymnasiallehrerkorps, nicht dargestellt sin
die Advokaten- und Journalistenopposition dagegen me
als billig betont ist. Doch kennt er, und kennzeichnet
ihn wohl in wenig Worten, diesen Krebsschaden des zweit
Kaiserreichs: die Trennung zwischen geistigem und politisch
Leben. Auch Bulwer hat jene Seite nur flüchtig, al
freilich mit meisterhafter Hand, berührt. Diesmal ist
nicht sein tragischer Chor, der englische Gentleman, d
die Gefahren dieser Trennung andeutet, sondern ein deutsch
Graf, den übrigens sein französischer Freund mit Re
für einen ganz unleidlichen Pedanten erklärt: „Des Kaise
Lob ist von keinem großen Dichter gesungen worden. S
Berühmtheiten einer früheren Zeit stehen abseits od
ziehen das Exil einer gezwungenen Unterwerfung vor, u
bekämpfen ihn aus dem Asyle an fremdem Gestade mit sta
erneuerten Geschossen. Seine Regierung ist unfruchtbar a
neuen Berühmtheiten. Die wenigen, die auftauchen, stell
sich in die Reihen seiner Gegner. Sollte er je wagen, d
Presse und der Gesetzgebung volle Freiheit zu geben, d
so unterdrückte oder so feindliche Intelligenz würde
gedrängter Masse gegen ihn anstürmen. Seine Anhäng
sind nicht dazu angethan noch geübt, solchen Angreifern
begegnen. Sie werden eben so schwach sein, wie sie zweife
ohne heftig sein werden. Und das Schlimmste ist, daß
so massenweise gegen ihn aufstehende Intelligenz verkrüpp

und verrenkt ſein wird, gleich Gefangenen, die, lange in Ketten gehalten und plötzlich frei geworden, ihre Glieder in heftigen Sprüngen ohne beſtimmten Zweck üben. Die Leiter der emancipirten Meinung können auf dieſe Weiſe furchtbare Feinde für den Kaiſer werden; aber auch gar ſchädliche und unzuverläſſige Rathgeber für Frankreich."

Bulwer ſieht überhaupt ſehr klar, trotz ſeiner Vorliebe für Alles, was franzöſiſch iſt, den geiſtigen, hoffentlich nicht unwiderruflichen, Verfall des begabten Volkes, das ſo lange den Reigen der Civiliſation geführt — und er ſieht ihn überall. „Ich beklage nicht ſo ſehr, daß der franzöſiſche Geſchmack weniger wähleriſch iſt als früher; wohl aber, daß die franzöſiſche Intelligenz heruntergekommen iſt. Der Fall von „Polyeucte" auf „Ruy-Blas" iſt tief, nicht ſo ſehr in der Poeſie der Form, als in dem Werthe des Gedankens; aber der Fall von „Ruy-Blas" zum beſten Drama des Kaiſerreiches bringt uns vollſtändig aus aller Poeſie hinaus . . . Die Theatervorſtellungen, denen ich beiwohnte, beweiſen nur, daß das franzöſiſche Volk verkümmert (is becoming dwarfed). Die Komödien, die ihm gefallen, ſind nur unterhaltende Zerrbilder kleiner Mäkel einer verderbten Geſellſchaft. Sie bringen keine großen Typen der menſchlichen Natur mehr; ihr Witz erleuchtet nicht mehr wie mit Blitzesklarheit tiefe und allgemeine Wahrheiten; ihre Empfindſamkeit iſt nicht rein noch edel — es iſt ein kränkliches und falſches Verkehren des Unreinen und Unedlen in Traveſtien des Reinen und Edlen . . . Alles, was wirklich noch übrig bleibt vom alten franzöſiſchen Genius, iſt das Vaudeville."

In einer ſo treffenden Bemerkung wie die letzte erkennt man ſofort den klaren, ungetrübten Blick des wirklich

seine Schilderung der Journaliſten, —
wollenden Kritikers, eines ſcrupelloſen,
charaktervollen Ehrgeizigen und eines ju
ehrſüchtigen Abſynthtrinkers, — iſt wahrhe
leben die Leute nicht; während uns Gren
fort unter alte Bekannte führt, wenn er u
ſchreiber der verſchiedenſten, ja feindſeligſt
gute Freunde beim Souper, als heitere (
erträglichen Gefängniß zeigt. Der Feuill
der „nie etwas geleſen hat, das des Studium
hochmüthig im Verhältniß zu ſeiner Unwi
ohne Zweifel ein ganz gewöhnlicher Schlag; (
Tartines, Delormays, Tampons, Kerjous
ein Schlag — es ſind die Leute ſelbſt; u
unabſichtlich, iſt ſchon die Thatſache, ſie als
zuſtellen, ein glücklicher Griff. Es iſt ein
Zug des Pariſer Lebens, zugleich ein Be
Skepticismus, der den Grundton bildet, aber
Formen, der veredelten Geſelligkeit, die de
den Vätern ererbt und als ein ſchönes Bedü
ein Beweis auch der [illegible]

friedlichen, bürgerlichen, häuslich-geselligen Journalisten aus Louis Philippe's Zeit, — und sein absynthverzehrter junger Rameau, ebenso friedlich und freundschaftlich mit einander verkehren, als Grenville Murray's legitimistische und republikanische Journalisten. Nur der rothe Republikaner Albi — Blanqui? — macht eine Ausnahme: da die ganze Politik seiner Partei ja nur auf Haß und Neid fußt, so kann er sie auch nicht wohl im Privatleben ablegen, — ein feiner Zug bei dem sonst so parteiisch für die Republikaner eingenommenen Verfasser des „Member for Paris".

Die Elemente, aus denen die Partei zusammengesetzt, erkennt aber Bulwer doch besser heraus als sein jüngerer Nebenbuhler: der Arzt, der es zu keiner Praxis bringen kann, der atheistische Schriftsteller, der nichtgelesene Bände über Mathematik und Elektrizität geschrieben, der belgische Internationalist, der polnische Vagabund, der italienische Geheimbündler, der junge, vor der Zeit sittlich und körperlich verderbte Pariser Feuilletonist und Winkelpoet, vor Allen der ehrliche, ritterliche, irregeleitete Arbeiter, dem die schaal-plausibeln Ideen des politischen Rationalismus den Kopf verdreht — Alle zusammengehalten, geführt, ausgebeutet von dem „Revolutionsmacher, den alle Demokratien, alte wie neue, kennen, und der die Hebel der Volksleidenschaften um so gewissenloser in Bewegung setzt, als er den Pöbel souveräner verachtet".

Neben diese mehr oder minder unreinen Elemente der Revolution, die auch er vorübergehend als die wahren Schuldigen an dem immer wiederkehrenden Despotismus brandmarkt, stellt nun Grenville Murray die honette republikanische Partei, die Partei, um Namen zu nennen,

der Jules Favre und Carnot, der Garnier Pagès u
Cavaignac. Der practiſche Engländer läßt ſich freil
nicht von ſeiner Sympathie und Bewunderung der P
ſönlichkeiten zur Gutheißung ihrer Theorien, oder gar
Theilung ihrer Illuſionen, fortreißen. Der Muſter-Re
blikaner, „einer der geachtetſten Führer ſeiner Par
deſſen anſpruchsloſe Redlichkeit und ſchlichte, unbeirrb
Principientreue ihm bei Freund und Feind gleichermaſ
den Namen „des ehrlichen Gerold“ eingetragen hatte“,
Vater des Helden, hat einen politiſchen Glauben, deſ
Naivetät dem engliſchen Realiſten durchaus nicht entge
„Die Republik, wie er ſie träumte, wäre ein gar ſchö
Ding geweſen; leider hatte ſie den Nachtheil, daß ſie m
eingerichtet werden konnte, ehe Jedermann die letzte H
vom Uebel von ſich ausgeworfen hatte und in einen a
geklärten Menſchenfreund verwandelt war. Ich glaube,
des würdigen Herrn republikaniſchen Verfaſſungsplä
war von Zuchthäuſern gar nicht die Rede, noch weni
von ſolchen Beamten wie Henker, Gensdarmen und
fängnißwärter. Er hatte eine Art über Schulen zu ſprec
welche Einem zu verſtehen gab, daß das Verbrechen n
die Folge der Unwiſſenheit ſei, und daß, wenn die Menſc
nur erſt einmal leſen, ſchreiben und rechnen könnten, a
die Nothwendigkeit für Zwangsanſtalten vermieden würd
Das Portrait des „ehrlichen Gerold“ iſt ein Meiſterſtü
und die Ironie, mit der der Maler des ſo treffend
Portraits über die politiſche Befähigung ſeines Mann
lächelt, thut der Verehrung, die er ihm zollt, keinen E
trag. Doch ſcheint er mir Eines nicht recht eingeſeh
und in's Licht geſetzt zu haben, das in Frankreich

fehlt, und namentlich in dieser Partei und bei dieser Art Charaktere nie fehlt, die, oft unbewußte, oft auch recht bewußte, theatralische „Pose", — wir haben kein deutsches Wort für die undeutsche Sache. Man sieht — auch bei Bulwer, der seinerseits die ganze Phraseologie der Legitimisten für ebensoviel Gefühle und Gedanken nimmt — daß die Engländer im Begriffe sind von einem Extrem zum andern zu gehen.

Früher erschien den ruhigen, würdevollen, schlichten, schweigsamen Insulanern die lebhafte Gesticulation, die rednerische und überfließende Sprache, die expansive Zurschaustellung des Enthusiasmus, des Gefühls, der Verachtung bei den lebhaften Franzosen als eitel Komödie; heute nehmen sie das Alles für baare Münze und, weit entfernt einen Mangel an Würde in der ostensiblen Weise ihrer Nachbarn zu sehen, vermeinen sie, Alles sei der unwillkürliche Ausdruck des innern Menschen. Nun ist aber in der That weder das Eine noch das Andere ganz wahr: es gibt unendlich viele absichtliche, überlegte Rollenspieler in Frankreich, von denen alle Eingeweihte wissen, daß sie Rollen spielen, die aber, da sie Consequenz, Ausdauer und Geschmack in ihrem Spiel zeigen, anerkannt werden.

Ich könnte da, wären die Eigennamen nicht so unliebsam, eine nicht mehr unter den Lebenden weilende, angesehene Persönlichkeit der legitimistischen Partei und einen noch immer einflußreichen Führer der republikanischen Partei nennen, die sogleich die Sache veranschaulichen würden. Denn die Programme dieser zwei Parteien, im Vorübergehen sei's gesagt, eignen sich natürlich am Besten zur scenischen Aufführung und Declamation. Daneben gibt's

Spiel fortreißen laſſen. Der beſte Fra
Skeptiker iſt — welche ich, als die wenige
und Einſichtigen, ſtets ausnehme, da ſie
nicht auf der Bühne ſich breit machen, -
zoſe iſt bei aller ſeiner Aufrichtigkeit i
Schauſpieler. Er kann's nicht laſſen: er
Gedanken, ſeiner Gefühle, ſeiner Handl
Publikum verſchaffen, und er muß ſie di
ſofort in ſchöner Faſſung zeigen. Jenes
Geſehenwerdens und dieſer Inſtinkt für de
machen ja gerade den Reiz des Franzoſen
uns „tauſendmal ſeiner Freundſchaft" verſi
nicht, wie der unbiegſame Engländer verg
der nur das „Ja, ja, nein, nein" gelten l
glauben mochte; er ſagt aber auch nicht
ſchminkte Wahrheit. Es iſt ein erfreulich
fortgeſchrittenen Duldung und eines unbefan
Urtheils bei den Engländern, daß ſie n
demonſtrativen Franzoſen ohne Weiteres fü
oder Narren erklären; aber man ſchießt
Ziel, wenn

er Art Kopffieber, oft auch aus dem äußerſt
igen Wunſch zu gefallen, was denn der Fremde
icht für etwas ganz Anderes nimmt. Die Prin-
terei nun gar, namentlich in der republikaniſchen,
il auch in der legitimiſtiſchen Partei, beruht meiſt
as noch weniger Bewundernswerthem: Enge und
t der Intelligenz, Furcht vor dem qu'en dira-t-on
: Sucht, durch catoniſche Feſtigkeit zu imponiren.
ergeſſen unſere engliſchen Beobachter in ihrer Nach-
nglich die praktiſche Gefährlichkeit jener ſchönen
aſchungen und „Principien“: die Gerold haben
s den Weg gebahnt für die Albi.
i die ſeitwärts ſtehenden Kreiſe der Akademie, wie
bittere und permanente, obſchon nur halblaute
ion der „Univerſité“, führen uns, wie geſagt, beide
er nicht ein; vielleicht, weil ſie ſie weniger kennen ge-
ielleicht auch, weil ſie in ihnen keine lebendigen
Frankreichs ſehen, was freilich kein geringer Irr-
in würde. Die unterirdiſche Arbeit ſchlechtbezahlter,
ter Gymnaſiallehrer, deren geſellſchaftliche Stellung
cuniäre Lage ganz außer allem Verhältniſſe zu
iſtigen Bildung ſtehen, iſt noch gefährlicher für das
Kaiſerreich geweſen, als der elegante Krieg, den die
en literariſchen und nichtantaſtbaren Kreiſe auf der
che und wie ſpielend mit den Waffen des Witzes,
ſpielung und der ariſtokratiſchen Geringſchätzung
s führten. Ueberhaupt ſehen unſere beiden britiſchen
smänner das Geiſtesleben Frankreichs viel mehr
Feuilletonliteratur des „Figaro“ und „Gaulois“,
nan und Theater, als da, wo es wirklich pulſirt.

In der That kommen wir, bei Bulwer wie bei Trois-Etoiles, nur gar zuviel mit dem jeune Paris zusammen, das durch Baudelaire, P. de Saint Victor, Théophile Gautier bis an die jeune France der dreißiger Jahre hinaufreicht oder sich doch an sie anzuschließen behauptet. Die ganze leichte Literatur der extemporirten Schriftsteller, die „Tribus der Absynthtrinker", die im Abiturientenexamen durchgefallenen Witzbolde, welche die Hauptstadt mit skandalösen Anecdoten und Kalauern versorgen, werden vor Allen der Reihe nach vorgeführt; und wer wollte leugnen, daß diesem ätzenden Elemente eine große Mitschuld an dem Unglücke Frankreichs beizumessen ist: daß ein witziger Stadtschreiber, ohne alle Schulbildung, vom Estaminet und Billard in die „literarische Presse", von da in die Politik und endlich gar in den gesetzgebenden Körper, ja, in die Regierung kommen sollte, ist freilich charakteristisch; aber um es begreiflich zu machen, mußten die Geschichtsschreiber dieses tollen Vorkommnisses auch die Waffe zeigen, mittelst deren so Unglaubliches möglich ward: der Witz. Hier haben wir sechs Bände über Frankreich, denen ich leicht noch zwanzig andere, aus englischen Federn geflossene, beifügen könnte, und von der französischsten aller französischen Eigenthümlichkeiten, dem Witze, ist auch nicht eine Spur wahrzunehmen, — wie es dem aufmerksamsten und gescheidtesten französischen Beobachter Englands nie gelingen will, den Humor zu entdecken, geschweige denn zu verstehen und wiederzugeben.

Der aller kräftigen und gesunden Speise entwöhnte, fastidiöse Gaumen des Lesers, dem ein Band, ein Essay, ja ein Leitartikel schon zu viel, und dem nur noch mit

kurzathmigen Paragräphlein gedient ist, die Scandalsucht, die so gerne hinter die Coulissen sieht, erklären freilich viel; doch würde man nie die ungeheure Anzahl von literarischen Hofnarren und Possenreißern, noch weniger ihren Erfolg begreifen, brächte man nicht das unbesiegbare Bedürfniß des Pariser Publikums nach Witz und die Virtuosität besagter Clowns in der Production der verlangten Waare mit in Anschlag. Von diesem, meist platten, Witze findet man nun bei unsern Engländern ebensowenig als von dem raffinirten und geschmackvollen Witze der Geistesaristokratie. Man sollte glauben, liest man die britischen Schilderungen, ganz Frankreich habe zwanzig Jahre lang nur im gröbsten Luxus gelebt: das high life mit seinen Maskenbällen und Pferderennen, mit seinem modischen Gefallen am bric à brac und seinen ebenso fashionablen Fastenpredigern, war doch immer nur ein Auswuchs. Daneben und darunter lebte noch die ächte Pariser Gesellschaft mit ihren höheren Interessen und ihren feineren Formen. Mehr als ein dritter, ja vierter Stock öffnete sich noch allwöchentlich der Elite Frankreichs; und Staatsmänner, welche das Land regiert, Akademiker, welche die Wissenschaft erneuert, Edelleute, welche mit ihrem Namen und Reichthum auch die schönen Geschmacksüberlieferungen der Väter ererbt, große Künstler, deren Namen leben werden, wenn die aller gepriesenen Zeitungsschreiber des Tages längst verhallt sind, ließen sich's nicht verdrießen, ein paar hundert Stufen hinaufzusteigen, um ein paar Worte mit Ebenbürtigen zu wechseln. Ja sogar die Besseren unter den Regierungsfreunden suchten und erhielten Zutritt zu diesen letzten Zufluchtsstätten der französischen

buchſtabiren dürfen. „Oh, ich komme
der angenehmen Geſellſchaft. Wenn man
Werth in Kunſt, Literatur oder Politik
muß man ſie in den Oppoſitionsſalons
ſind aber nur flüchtige Andeutungen: dieſ
ſorgfältig ausgeführt zu werden in einer
der Pariſer Geſellſchaft unter Napoleon II

4.

In der Darſtellung der franzöſiſchen
man nie zu viel Gewicht auf den ſchon v
ſchaft" getrennten Mittelſtand legen, aus
Lehrerſtand, niederes Beamtenthum ſich h
gänzen und aus dem, wie überall und imm
ſtrielle, Gutsbeſitzer und Großhändler nac
wandlungen hervorgeht. Ich hob ſchon herv
Stillen ſehr einflußreiche Lehrerſtand unſere
entgangen iſt. Auch der Beamte (l'emplo

Unter der Reſtauration und der Juliregierung hatte ſich der Typus des bramarbaſirenden Galants in Epauletten, wie er unterm erſten Kaiſerreich geglänzt, Redouten und Weiberherzen erobert, einigermaßen verloren oder war doch in den Hintergrund getreten vor dem gebildeten, fleißigen Officier aus wohlhabender und guter Familie, der in den wohlunterrichteten und wohlerzogenen Prinzen des jüngeren Königshauſes ſeine Muſter ſah. Der geweſene Unterofficier kam aber nach dem Staatsſtreiche wieder auf die Oberfläche, und ſelbſt der élève de Saint Cyr nahm den Ton und die Manieren der heraufgekommenen Kameraden an. Oefter beim Abſynth als beim Studium anzutreffen, ſtets bereit, den Kaiſer mit dem Degen in der Hand gegen jeden „Péquin“ zu vertheidigen, nöthigenfalls beſagten Péquin herauszufordern, ſtets von ſeinen Heldenthaten vor Sebaſtopol renommirend, ſtolz auf ſeinen bürgerlichen Urſprung, als Zeichen des Verdienſtes, das ihn allein ſo weit gebracht, bis in „die Elite der Nation“*), iſt er natürlich feſt überzeugt, keine junge Frau könne ihn anſehen, ohne ſich ſterblich in ihn zu verlieben, und theilt er ſeinen Tag zwiſchen dem Kaffeehaus und dem Wohnzimmer ſeiner Couſine, die unbegreiflicher Weiſe ihren bourgeois de mari viel intereſſanter findet, als den ſelbſtgefälligen Eiſenfreſſer, der eine ſo bedenkliche Familienähnlichkeit mit dem Polizeidiener hat.

*) Worte des Kaiſers, die aber ganz der nationalen Anſchauung entſprechen. Ich erinnere mich, einſt den Brief eines Oberlieutenants an ſeine Schweſter geleſen zu haben, in dem er ihr eine Kammerjungfer empfahl, weil ſie die Schweſter eines ſeiner Kameraden ſei, der den Krimfeldzug mitgemacht, „qui a porté si haut la gloire de la France.“

Wie gesagt, gehört dieser moderne Landsknecht m
den niederen Mittelklassen an, die unsre beiden Gewäh
männer, namentlich Bulwer, sonst etwas stiefmütterlich
handelt haben. Doch ist der gute Pochemolle im „Mem
for Paris" ein sehr treuer Vertreter dieser liebenswürdig
Schichte des französischen Volkes. Ein andrer Engländ
Dickens, der „Unnachahmliche", hat in seinen Briefen a
Boulogne einem solchen trefflichen französischen Bourge
dessen Landhäuschen, mit Park, Springbrunnen, Teich, Wä
chen, Felsen, Treibhaus, Alles in einem halben Morg
er zwei Sommer über bewohnte, dem immer heitern Bea
court, einen unvergänglichen Denkstein gesetzt. In di
Kreise hat sich all' die liebenswürdige Gutmüthigkeit (Bo
homie) geflüchtet, die einst der Grundzug des französisch
Charakters war. Zufrieden mit Wenigem, von unerschö
licher Gefälligkeit und makelloser Ehrlichkeit; überstolz, we
ein Strahl von der Sonne irgend eines berühmten, o
nur genannten, ja nur decorirten, Bekannten auf ihn fäl
selbstgefällig, wenn er im Stadtrath oder auf der Geschworn
bank seine Stimme abgegeben; eitel, aber von jener harmlo
Eitelkeit, die Andere weder verwundet, noch ihnen sich a
zuläßtig aufdrängt, nicht von jener in sich selbst grübelnd
an sich selbst bildenden, wie sie der deutsche Individualism
und Ich=Cultus unter uns entwickelt hat; noch von
concentrirten, verschämten und verbitterten Eitelkeit, wel
der politische und literarische Mißerfolg so vieler aus ihr
Gleise gezogenen Mittelmäßigkeiten im revolutionären Fra
reich gesäet hat; immer heiter zu Scherz und Calembo
aufgelegt — könnten ein Beaucourt, ein Pochemolle die sicher
Grundlage eines kräftigen Staatsbaues sein, wie sie

feste Basis des französischen Wohlstandes sind, wenn sie sich dazu verstehen wollten, das Jahr über etwas weniger, am Entscheidungstage etwas mehr, Politik zu treiben.

Wollte Gott, sie wären so gut conservativ gesinnt, wie Mr. Grenville-Murray seinen Pariser Handelsmann darstellt. Dem ist aber leider nicht so. Der Pariser Ladenbesitzer (Paul de Kock's boutiquier), der sich, wie Herr Pochemolle, am Lebensabend in sein Gartenhäuschen zu Meudon zurückzieht, kann's Politisiren nun einmal nicht lassen; er liest seine Zeitung allmorgentlich, hat seine Meinung über alle Tagesfragen, kurz er ist das Ideal des modernen demokratischen Bürgers voller Gemeinsinn, öffentlichem Interesse, nationalem Pflichtgefühl und wie die Modephrasen alle lauten. Nun will er doch auch seine politische Weisheit zeigen, der Regierung gute Lehren geben und sofort. So schickt er denn unfehlbar — und in den größeren Provinzstädten fängt er an, genau dasselbe zu thun — die Herren Jules Favre und Carnot in die Deputirtenkammer, die wieder ebenso unfehlbar Herrn Ledru Rollin und Gambetta und endlich Herrn Delescluze und Vermorel nach sich ziehen. Nun wird's unserm guten Pochemolle doch etwas zu heiß: er verkauft Nichts mehr, die Fremden bleiben aus, der Arbeiter wird trotzig, der Aufruhr tobt auf der Straße. Jetzt sollte er seinen Bürgermuth zeigen, sein Gewehr schultern und auf den Platz eilen: seine Gegenwart würde genügen, die Canaille einzuschrecken; aber so versteht der brave Patriot der Rue Saint-Denis die Bürgerpflicht keineswegs; das ist Sache der Polizei, dieses verachteten Gesindels von mouchards, agents provocateurs, Tyrannenschergen und verkauften

Sbirren, gegen die er ſo oft in tugendhaftem Freimu
gedonnert: die ſoll ihm die Straße ſäubern: wozu wä
ſie denn ſonſt da? Sie reicht aber nicht mehr hin:
gehören auch Cuiraſſire und Artilleriſten dazu, vor Alle
aber Jemand, der ſie commandirt, und eines ſchön
Tages iſt „die Aera der Revolutionen geſchloſſen", d
Aufruhr beſiegt, freilich auch die Freiheit, und Herr Poch
molle braucht wieder zehn Jahre bis er ſich von ſeine
Schreck erholt, wieder anfängt ſich für's öffentliche Wo
zu intereſſiren und — den alten Kreislauf von Neuem
beginnen. Im alten Frankreich hatte dieſe Neigung u
Gewohnheit nicht viel zu ſagen: da begnügte ſich d
witzige Bürger bei ſeiner chanson; heute hat er eine Stimm

Bulwer hat die allgemeine Fahnenflucht der Bou
geoiſie am 18. März 1871 lebendig gemalt, wie ihm de
überhaupt die Schilderung der Ereigniſſe und Stimmung
weit beſſer geglückt iſt, als die der Charaktere. Doch
ihm ein Portrait: das des ehrlichen, halbgebildeten, fana
ſirten Arbeiters, vortrefflich gelungen. Dieſes Chaos v
Atheismus und Aberglauben, von Ritterlichkeit und A
ſtraction, von künſtlich hinaufgeſchraubtem Haß gegen d
Beſitzenden, während er doch, der ſeine 15 Frcs. tägli
verdient, dem Fabrikarbeiter gegenüber der wahre Beſitzen
iſt; der allmähliche Uebergang von der regelmäßigen Arb
zur politiſchen Bummelei unter dem Eindruck der plauſibe
Gemeinplätze der Volkslehrer: das Verhältniß zu der d
gehärmten illegitimen Lebensgefährtin — Alles das
meiſterhaft entwickelt und es veranſchaulicht auf's Lebendig
jenen ächtfranzöſiſchen, ebenſo beklagenswerthen als gefäh
lichen Typus, dem glücklicher Weiſe noch der ebenſo ä

franzöſiſche Typus des blind-conſervativen Bauern gegenüberſteht, ohne — den bei der Zerſtörungswuth der niederen Stadtbevölkerung, der abwechſelnden Aufgeregtheit und Feigheit der Mittelclaſſen, der Theorienreiterei oder Witzelei der Gebildeten, dem Skepticismus der Redlichen und Einſichtigen — Frankreich längſt verloren wäre. Hier in dieſen beſchränkten ruraux, die Nichts kennen als ihre unmittelbarſten materiellen Intereſſen, deren ganzes geiſtiges Daſein in die Bande des Katholicismus geſchlagen iſt, liegt der Ballaſt, der das ſteuerloſe Schiff immer wieder vom Umſchlagen rettet. Auch dieſe Seite haben die beiden Engländer, die freilich nur Paris ſchildern wollten, vernachläſſigt, und es iſt nicht die einzige Lücke. So entgeht, wenigſtens dem Verfaſſer des „Member for Paris“, die Exiſtenz einer wahren, tiefen, innigen Frömmigkeit in dem frivolen Paris neben der Mode- oder Conventions-Religion, die freilich die Regel iſt, und die er ſehr geiſtreich analyſirt und vergegenwärtigt. Bulwer ſieht ſchon tiefer hier, Dank ſeinem Dichterauge, und malt mit Liebe und Genauigkeit jene von der engliſchen Weiſe ſo abweichende, milde und weiche, katholiſche Religioſität, die der Entwicklung des Geiſtes und der Kräftigung des Willens ſchädlicher ſein mag als die proteſtantiſche, Herz und Phantaſie aber nicht, wie jene, erkältet, ſondern wohlthuend erwärmt. Ein Punkt endlich, und zwar ein Hauptpunkt, wo Beide ſich in ihrer Unkenntniß oder ihrem Nichtverſtehen Frankreichs begegnen, iſt das weibliche Element in Staat und Geſellſchaft.

Bulwer hat zwar verſucht, aus George Sand und Daniel Stern eine femme de lettre erſten Ranges und hoher Geburt zuſammenzuſetzen, aber weder Baronne Dude-

vant, noch Comteſſe d'Agoult würden ſich in Madame Grantmesnil erkennen wollen. Seine gutmüthige, ſt Heirathen ſtiftende Madame Savarin iſt ſchon mehr a dem Leben gegriffen: ebenſo iſt die fromme, wohlthäti Dame aus der Rue St. Dominique nicht ohne Vorbil aber beide ſind nur flüchtig ſkizzirt. Dagegen ſind web ſeine verliebte Lorette, noch ſeine Financierstochter, web Grenville-Murray's Georgette, noch deſſen Mademoiſe Macrobe franzöſiſche Frauen; es ſind ſammt und ſonde engliſche Mädchen, die nie aus ihrem Eilande herau gekommen. Umſonſt ſuchen wir nach einer wirklich grande dame, jenem einzigen Erzeugniſſe der franzöſiſch Geſchichte und Cultur, einer Miſchung von Grazie u Würde, von Freiheit und Sitte, Eleganz und Natürli keit, der man wohl noch begegnet, und die hier ihre Ste finden mußte, da ſie das Ideal dieſer Geſellſchaft i Umſonſt auch ſehen wir uns nach jenem häufigeren lieben würdigen Typus der Geſprächsvirtuoſin um, die, gle gewandt in Erzählung und Erwiderung, Ironie u Malice, im sous-entendu und in der prägnanten Schä des Ausdrucks, der franzöſiſchen Unterhaltung noch imm ihren eigenthümlichen Reiz gibt. Nun gar die Kokel sans phrase, die banale ſowohl, die den Gedanken kau erträgt, nicht Allen zu gefallen, vom Fürſten bis zu Schuſter, als auch jene andere ſchlimmere, die nur Eine rückſichtslos und mit ſouveräner Verachtung aller Ande nachſtellt; die Attituden-Künſtlerin, der Blauſtrumpf, d Modepuppe, die einzig und ausſchließlich in ihrer Toile lebt; die solliciteuse, die unabläſſig ihres Mannes Eh geiz ſtachelt und es übernimmt, ihm die Schritte zur B

friedigung deſſelben zu erſparen; die einſt Vergnügungsſüchtige, jetzt Intriguante, morgen Fromme; die ſteiftugendhafte, correcte, aber ſtets elegante Mutter wohlerzogener Töchter; das ſchon ganz durchtriebene Penſionatfrüchtchen, das von zukünftigen Siegen träumt; die treffliche Hausfrau, der keiner anſieht, wenn ſie den Abend an einfach eleganter Tafel empfängt — von der ſie nie aufzuſtehen braucht, wie die deutſche Schweſter — daß ſie den ganzen Morgen über in Küche und Keller gewirthſchaftet; der weibliche Buchhalter, Obercommis, und maire de palais des Ladenkönigs; die ſammtgekleidete, ſchmuckbedeckte Lorette in ihrem Daumont, die vielleicht beim Nachhauſekommen ihren Herzensgeliebten, den entlaſſenen Sträfling, findet, der ſie prügelt und ihr ihr Geld abnimmt; die muntere Griſette und die verſchmitzte Zoſe, — hundert andere Geſtalten der franzöſiſchen Frauenwelt glänzen durch ihre Abweſenheit. Man iſt verſucht zu denken, daß unſern beiden Sittenmalern doch ein großes Stück des Volkes, das ſie ſtudirt, ein Buch mit ſieben Siegeln geblieben: daß weder der Seherblick des denkenden Dichters, noch das forſchende Auge des Beobachters weiter gedrungen ſind, als in's öffentliche Leben.

Das öffentliche Leben Frankreichs iſt wohl in der That nie eingehender und mit mehr Verſtändniß dargelegt worden, als von dem engliſchen Ariſtokraten und dem engliſchen Republikaner, die uns zu Führern gedient haben auf dieſer Reiſe durch Paris. Wer wiſſen will, wie Frankreich regiert wurde unterm zweiten Kaiſerreich — wie es im Grunde immer, auch unter Herrn Guizot und General Cavaignac, regiert wurde, — der leſe Grenville-

Murray: kein Geſchichtsſchreiber wird ihm beſſere und zuverläſſigere Auskunft geben können über die Weiſe, wie ein napoleoniſcher Miniſter die Stellen beſetzte, die Polizei gebrauchte, die Wahlen inſcenirte, die Preſſe beeinflußte, den geſetzgebenden Körper beherrſchte, die Finanzen ausbeutete. Wer aber die Geſchichte des „liberalen Kaiſerreichs“, die Vor- und Nachgeſchichte des großen Krieges kennen will, der erwarte ſie nicht von Herrn Ollivier's Enthüllungen, ſuche ſie nicht in Benedetti's und Gramont's Indiscretionen, glaube ſie nicht in Jules Favre's und Trochu's Apologien zu leſen; der nehme Bulwer's „Parisians“ zur Hand. Da wird er die ſteigende Fluth ſehen, die unaufhaltſam vorwärts drang ſeit den 1860er Conceſſionen, ſeit Mexiko, drohender und gebieteriſcher ſeit Sadowa: er wird fühlen, wie jenes unſagbare Etwas, die Bewegung (l'agitation) ſich der großen Stadt bemächtigt, das Individuum Nichts mehr iſt, die nationale Leidenſchaft wie losgelöſt erſcheint vom Einzelwillen: da wird er die Mitſchuld der ganzen Nation, aller Parteien, aller Claſſen mit Händen greifen; und wer ſie ihm zeigt, iſt nicht verdächtig, er iſt ein Freund, ein Bewunderer, ein Kenner der Nation, wie's immer nur wenige im Auslande geben kann. Gerade dieſe Verwickeltheit der Fäden, dieſes Durcheinanderfließen der Strömungen war ja das Eigenthümliche der Lage, macht es noch heute möglich, daß jede Partei, ohne grobe Unwahrheit, die andere anklagen kann. Der Dichter aber ſteht drüber; mit ſichrer Hand zaubert er den lebendigen Organismus im Spiegel der Kunſt vor uns herauf, zeigt uns, was Charakter, Geiſt, Temperament, Geſchichte der Nation, was die Einzelnen, was der Zufall gethan, gibt uns zu ver

ſtehen, wie und warum das hochbegabte Volk, der Selbſtregierung unfähig, doch die beſten Regierenden nicht gewähren laſſen kann, wie es die Dupe ſeines eignen Witzes wird, und wie die Schuld der Väter ſich rächt an Kind und Kindeskindern. Wird es je anders werden? „Gewiſſe moraliſirende Zeitungen ſagen uns," ſo ſpricht Bulwer's Frédéric Lemercier, ein ächter Stammgaſt der Boulevards, „die Pariſer, ernüchtert durch das Unglück, ſeien auf dem Punkte, eine neue Exiſtenz zu beginnen, fleißig und bedächtig zu werden, Vergnügen und Luxus zu verachten und wie deutſche Profeſſoren zu leben. Glauben Sie kein Wort davon. Meine Ueberzeugung iſt, daß, was man auch über unſere Frivolität, unſeren Leichtſinn u. ſ. w. unterm Kaiſerreich ſagen mag, wir unter jeder anderen Regierungsform dieſelben ſein werden: — die muthigſten, feigſten, grauſamſten, gutmüthigſten, vernünftigſten, geſcheidteſten, widerſpruchsvollſten, conſequenteſten Weſen, die Jupiter auf den Rath der Venus und der Grazien, des Mars und der Furien, je zum Vergnügen und Schrecken der Welt ſchuf; in einem Wort, Pariſer."

Man ſieht, dem politiſchen Inſtinct und der politiſchen Einſicht gebildeter Engländer entgeht, bei aller Sympathie, das tieferliegende Uebel nicht, das die franzöſiſche Nation nicht dazu kommen läßt, eine geſunde und lebensfähige freie Regierung aufzurichten. Nichts kann ſie darüber täuſchen, wenn ſie auch die Schuld der Herrſcher noch ſo ſtreng zu beurtheilen gewillt ſind. Sie kennen heute ihr Nachbarland beſſer als je, ſind gerechter gegen es als je; und doch denken im Grunde ihrer Herzen die Gerechteſten und Unterrichtetſten noch ebenſo über den politiſchen Charakter

der Nation, als der Volksinstinct es vor Jahrhunder
that. Die Idee, welche unsre beiden ausgezeichneten Gewäh
männer von der politischen Befähigung der Franzosen
von dem Werthe ihrer staatlichen Einrichtungen und
schauungen geben, ist keine schmeichelhafte. Im Gru
sind sie eben, trotz aller Sympathien für Frankreich, d
Engländer, deren politischer Menschenverstand sich du
keine vorgefaßten Theorien beirren läßt, und die sich, sob
sie die Sache nur einmal wirklich aus eigner Beobachtu
nicht wie Mill's Schüler aus Büchern und von Hörensa
kennen, durch keinen schönen Schein täuschen lassen.
sind aber auch Engländer im Muth und der Redlichk
mit der sie die Wahrheit auszusprechen wagen, selbst we
sie mit ihren Neigungen collidirt, ihre Systeme stört.

Auch der französische Geist beginnt, wie man sie
in immer weiteren Kreisen Englands nach seinen Vorzüg
und Nachtheilen gewürdigt zu werden, wenn schon d
intellectuelle Organ der Engländer weniger Verständn
für das geistige als für das politische Leben andrer Völk
mitbringt. Die ganze philosophisch-religiöse, gesellschaftlic
und sittliche Weltanschauung dagegen, welche dem politisch
wie dem geistigen Leben zu Grunde liegt, ist sell
den schärfsten Augen jenseits des Kanals noch unerrei
geblieben. Man tastet auf der Oberfläche herum und mei
man berühre die Lebensquelle selber. Dazu gehört eb
noch etwas Anderes als des Gelehrten Studien, des Beo
achters helle Augen, ja als des Dichters Seherblick; es
hört dazu nicht nur in, sondern mit der Nation gelebt
haben, in ihren Ideenkreis eingedrungen, ihre Leidenschaf
mitempfunden, in ihr den Kampf um's Dasein gefoch

zu haben, den Jeder auf ſeine Art ausfechten muß, d. h. mit ihr in ſteter Berührung der Intereſſen wie in praktiſcher Mitarbeit, in Liebe wie in Haß gelebt zu haben. Nur Einer hat je alle dieſe Bedingungen in ſich vereinigt und nur dieſem Einen iſt es gelungen, die innere Seele Frankreichs zu malen, und ein eben ſo ſprechend getreues als vollſtändiges, ebenſo lebendiges als poetiſches Gemälde des geſammten franzöſiſchen Volkslebens im 19. Jahrhundert zu geben. Dieſer Eine war Balzac, denn er war Bulwer und Greenville-Murray, Idealiſt und Realiſt in einer Perſon; aber er hatte das franzöſiſche Leben nicht nur, wie die beiden Engländer, beobachtet und belauſcht, er hatte es gelebt.

Englische Beobachtungen über französisches Familienleben.

1.

Es gab eine Zeit — und sie ist noch nicht so lang
her — wo der Engländer mit einem Gemisch von Ver
achtung und Mißtrauen auf den „foreigner“ herabsah, m
im Grund seines Herzens den Zweifel nicht zu unterdrü
vermochte, ob der Festländer wohl wirklich zu derselb
Species gehöre, die Gott der Herr zum Meister über b
Weltall eingesetzt, und deren unzweifelhafte Nachkommen
ihrer ursprünglichen Reinheit und Kraft doch eigentlich
in Großbritannien noch zu finden seien. Kaum verm
er sich den Franzosen anders als in verschabtem oder
buntem Kleide vorzustellen, dazu bestimmt, der Welt
Köche, Perrückenmacher, Tanzmeister, zum höchsten
Possenreißer zu liefern; während der Italiener in
Augen ausschließlich den Beruf eines Tenors, Ballet

Briganten, Sbirren, Facchino oder Lazzarone haben konnte, der Deutſche ihm aber gar als ein harmloſes, zu Prügeln prädeſtinirtes Geſchöpf erſchien, beſonders geeignet zu Kanonenfutter, metaphyſiſcher Speculation und Kammerherrendienſt verwendet zu werden. Selbſt der wohlhabendere Inſulaner, der ſein Eiland in der Jugend verlaſſen, um den „grand tour“ zu machen, oder aber der Billigkeit, des Klimas und der Landſchaft wegen ſeine Zeit auf dem Feſtlande verlebte, brachte ſich faſt ausnahmslos ſein Stück England mit, und auch wenn er den Opfermuth ſo weit trieb auf ſeinen Morgenthee mit „buttered toast“ zu verzichten, ſo wäre es ihm doch nie eingefallen, ſeine geiſtige Nahrung anderswoher als aus ſeinem Vaterland zu beziehen. Seine Kenntniſſe über die Vergangenheit des von ihm bewohnten Landes gingen wenig über das hinaus, was er in ſeinem Murray fand, und über die Gegenwart deſſelben wurde er ja hinreichend, wenn auch auf einem kleinen Umwege, durch ſeine „Times“ unterrichtet. Wer von uns hat nicht ſolche alte Engländer gekannt, die ein Menſchenalter in einer Stadt Frankreichs, Deutſchlands oder Italiens geweilt, ohne ein Sterbenswörtchen von der Sprache der Eingebornen zu erlernen und ohne zu ahnen, wie wohl der Miniſter heißen möge, der gerade jetzt die Geſchicke dieſes Landes lenkte?

Dem iſt ganz anders geworden ſeit einem Vierteljahrhundert etwa; ja, die Sucht das Fremde kennen zu lernen, ihm gerecht zu werden, es zu bewundern und über die Heimath zu ſtellen, iſt auf dem beſten Weg, Altengland um einen guten Theil ſeiner ſchönſten ſittlichen und geiſtigen Ueberlieferungen zu bringen. Ich ſage „der ſchönſten“, ohne mir zu verhehlen, wie eng begrenzt der ſittliche und geiſtige

Horizont der Nation nach mancher Seite hin war; abe
wer ſagt „Ueberlieferung“, und ſei es die humanſte, weiteſt
ſagt auch in einem gewiſſen Sinn „Schranke“; und d
Schranke iſt eben ſo oft zum Heil als zum Uebel derer d
die vor ihr ſtillſtehen. Der Engländer, der geläufig mehre
Sprachen ſpricht, Büchner und Taine geleſen hat, ſich fü
Wagner'ſche Muſik und Doré'ſche Gemälde begeiſtert, i
Baudelaire und Scheffel die franzöſiſche und deutſche Dichtun
zu finden meint, iſt durchaus nicht mehr ſelten, und ich kenn
mehr als einen, der dieſen Cultus für das Feſtländiſche ſ
weit treibt, daß er alles Heimiſche dagegen herabſetzt un
von ſich abzuthun ſucht, um ganz vorurtheilsfreier Feſtländ
zu werden. Nur daß ihm dies glücklicherweiſe nicht ſo leich
gelingen will. Der brave, honette, aufrichtige Engländ
blickt denn doch immer durch alle Oeffnungen des fremd
Gewandes durch, das er ſich angelegt. Er trägt es web
mit der Grazie des einen, noch mit der Sorgloſigkeit d
andern, noch mit der theatraliſchen Kunſt des dritten, un
zwar eben weil er nur das Gewand entlehnt, den darunt
ſich bewegenden Körper nicht in ſeiner innern Eigenthümlic
keit erkennt, geſchweige denn ſich ihm in ſeinem Weſen aſſ
milirt hätte. Daher eine gewiſſe ernſt- und gewiſſenhaf
Oberflächlichkeit im Urtheil der Engländer über fremde Völk
welche eng mit jener geiſtigen und ſittlichen Steifigkeit z
ſammenhängt, die eine der lobenswertheſten Eigenſchaft
des engliſchen Charakters iſt. Da ſie faſt immer wa
und durchgängig ernſt ſind, ſo meinen ſie, die andern ſei
es auch in derſelben faſt ausnahmsloſen Weiſe: der Th
von Komödie, Phraſeologie und Leichtſinn, welcher z. B
in unſeren continentalen politiſchen Parteien ſteckt, entg

ihnen ganz, und sie reden von einem italienischen, deutschen oder französischen Demokraten genau als ob sie es mit britischen Puritanern zu thun hätten. Sie sind eben doch Engländer geblieben, und wie der französische Radicalismus bei ihnen die nüchterne, utilitarische, aber zähe und tüchtige Gestalt angenommen, die wir seit einem Jahrzehnt kennen gelernt, so beurtheilen sie nun uns Festländer nach sich selber. Dabei ist ihre Kenntniß des Auslandes oft eine rein statistische, welche da à la Buckle meint das Wesen zu haben, wenn sie hundertfache Notizen und Zahlen schwarz auf weiß besitzt; während es doch bei begabten und belebten Nationen immer ein Etwas gibt, das sich der statistischen Kenntniß durchaus entzieht, wie ein edler Wein die Natur seines Aromas auch der sorgfältigsten chemischen Analyse zu verrathen weigert. Nun ist es aber gerade dies, was die englischen Studien über das Ausland so oft kennzeichnet: wir erfahren genau wie viel Selbstmorde, wie viel Wahnsinnsfälle jährlich in einem Lande vorkommen, wie viel Wein oder Branntwein, Fleisch oder Brod, Bücher oder Zeitungen consumirt werden; selten wie eine fremde Nation denkt und fühlt. Freilich gibt es hier vielfache Ausnahmen, wie es deren denn immer welche gegeben, vor allem die Dichter, als welche, kraft ihrer künstlerischen Intuition, sofort das innerste Wesen der Dinge erkannten und erkennen. Wer ist tiefer in Goethe eingedrungen als Byron, wer hat den Geist und die innerste Natur der italienischen Nationalbewegung besser verstanden als er?

Es wäre schwer einen sachkundigeren Berichterstatter über französische Zustände, einen gewissenhafteren, feineren und genaueren Beobachter zu finden als Hrn. Fr. Mar-

ſhall, der Frankreich fünfundzwanzig Jahre lang bewohnt und uns mit einer an Bewunderung ſtreifenden Sympathie das franzöſiſche Familienleben geſchildert hat.*) Und doch läßt ſich auch hier nicht verkennen, daß die engliſche Gewohnheit jedem aufs Wort zu glauben, wie man beanſprucht, daß einem aufs Wort geglaubt werden ſoll, ihn oft verhindert hat, durch den „ſchönen Schein" hindurch ins Innere der Verhältniſſe zu dringen. Das „quod videri vis esto" läßt ſich nun einmal auf franzöſiſche Dinge nicht anwenden. Hier genügt es nicht, im Schlimmen ebenſo wenig wie im Guten, die Worte wörtlich zu nehmen. Hr. Marſhall hat alles aufmerkſam beobachtet, jede Bewegung, jedes Mienenſpiel des Franzoſen, den Biſſen, welchen er zu Munde führt, den Stuhl, auf dem er ſich niederläßt; aber er hat dies alles für das „Ding an ſich" genommen — um Hegeliſch zu reden: hat ſich mit der Erſcheinungswelt begnügt, ohne nach jener ihr zu Grunde liegenden, oft mehr von ihr verborgenen als geoffenbarten Welt „an ſich" zu erforſchen. Daher denn oft die Extreme harten, unverdienten Tadels und ebenſo unverdienten Lobes ſich begegnen. Doch herrſcht im Ganzen durchaus der Ton des Optimismus vor.

Eine andere echt engliſche Eigenſchaft — ich war auf dem Punkte zu ſagen Untugend — die aber mit jener eben gerügten eng zuſammenhängt, iſt die merkwürdige Unfähigkeit oder Ungeſchicktheit zu generaliſiren. In jedem Einzelnen zeigt uns der Verfaſſer, der ein ſehr geſcheidter und offener Kopf iſt, wie der Franzoſe, und

*) French Home Life. Edinburgh & London, 1873.

ner Erregbarkeit, Leidenſchaftlichkeit und, in mancher
inſicht, Leichtfertigkeit, jede Handlung, auch die kleinſte,
nes Lebens zu berechnen pflegt; nicht nur jede Ausgabe,
ndern auch jede Verwendung ſeiner Kräfte, wie die
usfrau jedes Atom der auf dem Familientiſch aufge-
agenen Gerichte verwerthet hat, wie ſie jedes Fetzchen zu
hlichem Gebrauch in ihrer Toilette zu verwenden weiß,
e der Mann ſeine Bekanntſchaften, ſeine geſelligen Ver-
hungen auch nutzbringend zu machen verſteht, wie Ehe
d Kindererzeugen nach wohlüberdachtem Plane ſich voll-
hen u. ſ. w.: Herr Marſhall übertreibt ſogar die Sache
etwas; aber es fällt ihm nie auf, was einen deutſchen
hter, wie Heine, der Frankreich doch ebenſo viele Sym-
hien entgegentrug, zu allervörderſt frappirte: daß alle
e Einzelheiten, die ſonſt ja nur einen ganz zufälligen
erth haben, in dem einen Keime der franzöſiſchen Natur
rzeln, deſſen Entwicklung ihre moderne Geſchichte ſo
g beſonders begünſtigt hat: daß das moderne Frank-
h in ſeinem durchgängig conventionellen Weſen eben den
anifirten Rationalismus darſtellt, woraus allein ſeine
hen Vorzüge wie ſeine Gebrechen zu erklären ſind. Da-
en mag nun freilich Herr Marſhall einwenden, daß er
dem Leſer überlaſſe dieſe Folgerung zu ziehen, daß er
begnüge die Thatſachen zu ſammeln und an die Hand
geben; aber der Einwand iſt doch nicht ganz ſtich-
tig: man fühlt eben nicht durch, daß dieſe Auffaſſung
inneren Zuſammenhanges dem Verfaſſer vorgeſchwebt
, und ſeine Mittheilungen erhalten dadurch etwas
miſtiſches, Zufälliges, das dem trefflichen Buch immer-
Eintrag thut.

Ist nun aber Herr Marshall kein philosophisch Geist zu nennen, so sind dagegen seine Vorurtheilslosigk und Unparteilichkeit nicht genug anzuerkennen, und erstere dieser beiden Eigenschaften ist eben keine alltäglic bei Engländern. Ja, Herr Marshall hat nicht nur selb keine Vorurtheile, er bekämpft auch die Vorurtheile seine Landsleute auf's eifrigste und erfolgreichste, und man thät ihm sehr Unrecht, wenn man glaubte, er habe sich b seinem Urtheil der vorgefaßten englischen Meinungen nich zu entschlagen gewußt. Dasselbe ist im Gegentheil durch aus auf eigene Beobachtung gegründet und weicht vielfa und entschieden von der in England gang und gäbe Beurtheilung ab. Er trifft auch meist das Richtige; e jedoch läßt er sich beirren: sei es nun, wie eben ausge führt, durch die täuschende Außenseite, sei es durch di Fülle und Einzelheit der Beobachtung, welche ihm den Blick verwirrt — mit anderen Worten: er sieht oft vo lauter Bäumen den Wald nicht. Dieses Uebermaß i der Beobachtung des Einzelnen, des unendlich Kleinen, de darauf gelegte übertriebene Werth, die Unfähigkeit sich mi einer knappen Auswahl des Charakteristischen zu begnügen der Ernst, mit dem Kleinigkeiten vorgetragen werden, di nur mit Heiterkeit, Laune und Leichtigkeit zu behandel wären — das sind alles echt englische Fehler. Hie kommt nur leider hinzu, daß der Detailmaler kein Künstle ist, wie die großen Romanschreiber Englands, denen wi so herrliche Genrebilder verdanken, daß er das „Schreiben nicht erlernt. An Klarheit fehlt es zwar seinem Sty nicht, auch nicht an Fluß, oft hat er sogar Farbe; ab er ist breit, wiederholt sich, läßt den Hammer immer u

immer wieder auf denſelben längſt eingetriebenen Nagelkopf fallen, und ermüdet dadurch oft. Wie dem indeß auch ſei, das Buch bleibt ein werthvoller Beitrag zur Sittenſchilderung Frankreichs, und es gibt ein außerordentlich lebendiges und getreues Bild des franzöſiſchen Familienlebens, wie es ſich dem unbefangenen und wohlwollenden Zuſchauer darſtellt, der eben nicht zu ſehr in die Tiefe einzudringen begehrt. Es enthält eine unglaubliche Fülle des Materials, und es wäre wohl der Mühe werth es in's Deutſche zu überſetzen — oder, da ja heutzutage jeder gebildete Deutſche das Engliſche lieſt, ihm durch eine deutſche Ausgabe größere Verbreitung zu geben. Namentlich die deutſchen Hausfrauen wird die Lectüre anſprechen und, ich wage hinzuzuſetzen, belehren: der Küche und der Toilette ſind nämlich darin umfaſſende, höchſt genaue und in's Einzelne gehende Studien gewidmet, und es wird ja noch nicht als ein Mangel an Patriotismus oder gar an Galanterie gegen unſere deutſchen Schweſtern vermerkt werden, wenn man dem Tiſch und dem Anzug der Franzöſinnen die Palme über die anderer Europäerinnen zuerkennt.

Damit nun könnte ich von dem trefflichen Werk Abſchied nehmen, wenn mich nicht die Verſuchung ankäme, einmal hier eine kleine Studie auf dem Wege der Rückſchlüſſe anzuſtellen, und indem ich ſuche, was dem Engländer in den franzöſiſchen Sitten beſonders bemerkenswerth dünkt, zu errathen, wie man in England von dergleichen Gewohnheiten oder Anſchauungen denkt. Es ſind dieſes unwillkürliche, freilich nur negative Geſtändniſſe, aber ſie werfen immerhin Licht auf mehr als einen Punkt des engliſchen Lebens; und ſie erlauben uns die unverwüſtliche

moraliſche Eigenart des Engländers, die ihm ſelbſt einem Vierteljahrhundert des Aufenthalts in der Fre und bei aller Bewunderung dieſer Fremde nicht abha kommt, zu erkennen und zu würdigen. Dieſe Eige beſteht aber nicht etwa allein, wie der oberflächliche B achter zu glauben verſucht ſein könnte, in dem ſtre Conventionalismus, der ängſtlichen Wahrung des Dec der phariſäiſchen Schätzung der Reſpectabilität, welche Fremden zuerſt in England auffallen, ſondern vielmeh der Hochhaltung der noblen Geſinnung als dem Le und Hauptſächlichſten, worauf es am Ende ankommt, das, noch weit mehr als jener äußere Anſtand, durch Idealbegriff „Gentleman" bezeichnet wird. Selbſt Marſhall, der überzeugte Panegyriker der franzöſi Zweckmäßigkeitsmoral, kommt doch am Ende zu dem engliſchen Standpunkte ſeiner Jugend zurück, von dem betrachtet edle und unwillkürliche Regungen, Kraft Muth den Mann mehr zieren und ehren als kluge überlegte Betragenspläne. Oder ſollte Herr Mar vielleicht ſein Capitel über den franzöſiſchen Jugendm richt erſt nach dem Kriege geſchrieben haben, als ſic plötzlich und uns allen unerwartet die eben nicht ſe und vor allem nicht würdige Kehrſeite jener beneid werthen Civiliſation Frankreichs offenbarte? Nach einz Bemerkungen wäre man verſucht es zu glauben.

Iſt es doch dem Schreiber dieſes ähnlich ergan Der unbegreifliche Umſchlag, der ſich nach dem vi Auguſt — Weißenburg — in der Nation vollzog, die bis dahin nur leichtſinnig und trunken, keineswegs geh gezeigt hatte, rüttelte Alle, die wie Herr Marſhall Fr

reich aus fünfundzwanzigjährigem Aufenthalte zu kennen glaubten, höchst unsanft aus ihrer Bewunderung auf; und sie sind dann wohl auf Augenblicke zu bitter und hart in ihrem Urtheil geworden. Jener Ausbruch von Rohheit und jene Würdelosigkeit, welche als etwas ganz unmöglich Geglaubtes, eben im Verhältniß zur Bewunderung und Liebe, die man für die Nation hegte, die Bitterkeit des Zuschauers erregen mußten, erschienen dann als das wahre Wesen der französischen Natur, welches unter dem dichten Firniß geschlummert hatte: eine Anschauung, welche, ich will nicht sagen ungerecht, aber jedenfalls einseitig ist. Auch der edelste, klügste und beste Mensch kann im Augenblick eines furchtbaren Schmerzes einem augenblicklichen Wahnsinn zur Beute werden: das beweist gegen die Stärke seines Geistes und Charakters, nicht gegen seine Feinheit und Güte.

2.

Herr Fred. Marshall verbreitet sich sehr ausführlich über die französische Küche und über die Damentoilette, um zu beweisen, nicht nur wie viel sparsamer der Franzose ist als der Engländer, sondern auch wie viel besser er den Zweck erreicht, den er sich vorgesetzt, als der Insulaner es thut: die Speisen des Franzosen sind nahrhafter als die des Engländers, seine Kleidung ist geschmackvoller und angemessener, wenigstens die Frauenkleidung. Dadurch tritt nun der Verfasser sofort allen möglichen Vorurtheilen entgegen, denen zufolge die Kochkunst des Franzosen darin besteht, durch die Schmackhaftigkeit der Speise über ihre

Inhaltslosigkeit zu täuschen, und die Toilette der Französ
sich durch leichten und kostspieligen Flitter auszeichnet. Al
die auf Facta gegründete Beweisführung Herrn Marsha
vom Gegentheil, die wir hier natürlich nicht wiedergeb
können, will uns unwiderleglich scheinen, und selbst we
wir es nicht aus eigener Beobachtung wüßten, würden w
nach der Lectüre des englischen Werkes zugeben müsse
die Französin versteht es, mit weniger Ausgabe nahrhafte
und schmackhaftere Speisen zu bereiten, dauerhaftere u
geschmackvollere Kleidung herzustellen, als die Engländeri
Freilich, um zu diesem Resultat zu gelangen, muß
thun, wozu sich keine Engländerin verstünde: sie muß ei
Zeit, ein Nachdenken und namentlich ein Interesse dara
verwenden, das nirgends sonst auf diese Gegenstände ve
wandt wird. Dies gibt Hr. Marshall selber zu; u
meint er: die Sache sei in unsern Tagen wirklich solch
Sorgfalt werth. „Die Damentoilette ist in den letzt
Jahren eine der großen Zeitfragen geworden: sie kann a
eine Stufe mit dem Pauperismus, der Auswanderung, d
Trennung von Kirche und Staat, dem allgemeinen Stimm
recht gestellt werden. Sie hat noch nicht, wie diese Gege
stände, den Charakter politischer oder nationaler Proble
angenommen: die Regierungen haben sie noch nicht dire
in die Hand genommen; aber ihre Wirkungen sind um
heuer, ihr Einfluß hat sich auf alles erstreckt: ihre Z
deutung ist in Wirklichkeit wichtiger als die einer Men
Gesetze, welche uns beschäftigen. Der absolute Ausschl
der männlichen Hälfte der Gesellschaft von aller unmitt
baren Theilnahme an äußerem Schmuck hat die Männ
dahin geführt, ihre Eitelkeit und ihren Geschmack e

Schönen durch den übertriebenen Putz ihrer Frauen zu befriedigen. . . . Welches übrigens auch die Formen und Folgen dieser Erscheinung sein mögen, ihre Wirkung offenbart sich überall. Kaum würde man eine Französin finden die ihr entgeht. Auf die eine oder die andere Weise ist die Toilette im Allgemeinen ihr Hauptinteresse geworden." Aber während die Gefallsucht, diese Quelle der ganzen Toilettenleidenschaft, „in England die niedersten Classen mit einer merkwürdigen Heftigkeit und traurigen Resultaten ergriffen hat, hat sie sich in Frankreich namentlich in den höheren Schichten der Gesellschaft geoffenbart."

Die natürliche Anlage kommt der Französin dabei noch besonders zu Hülfe: „Die Französin hat ein Gefühl für Formen und Farben, ihre Anwendung und Vermannichfaltigung, welches ihr eigenthümlich ist und zu dem die Frauen anderer Racen nur in seltenen Ausnahmen gelangen . . . Dazu kommt eine Geschicklichkeit, eine Gewandtheit der Hand, welche ebenfalls der Race angehören und die Verwirklichung der abenteuerlichsten Gebilde der Phantasie möglich machen." Man liest zwischen den Zeilen, wie selten der Verfasser alle diese Eigenschaften bei seinen englischen Schwestern gefunden hat. „Auch würde man keine Engländerin unter hunderttausend finden, die fähig wäre, ihre Nationalität durch Anlegung fremder Kleidung zu verbergen . . . sie können es versuchen, aber es gelingt ihnen nicht; man erkennt sie sofort. Die einfache Thatsache dieser Nachahmungsversuche schließt aber das Geständniß von der Ueberlegenheit des französischen Typus ein; wir ahmen nur nach, was uns gefällt." Da nun überdies die Engländerinnen „als Nation nicht den ge-

ringſten Begriff von Toilette haben," ſo wenden ſie ſich natürlich jenem höheren Typus zu. „In Frankreich exiſtirt das Muſter, nicht bei den lärmenden Perſonen, die ſich einen ſo wenig beneidenswerthen Ruf gemacht haben, ſondern in einer andern und zahlreicheren Claſſe wirklicher Damen, welche die Toilette als ein legitimes Mittel zu gefallen und als einen natürlichen Ausdruck ihres perſönlichen Kunſtſinnes anſehen. Das ſind die Frauen, die man (in England) betrachten und denen man nacheifern ſollte; denn obſchon ſie die Chiffons lieben, und obgleich ſie einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit und ihrer Gedanken darauf verwenden, ſie zu discutiren, und die Toilette auf die Höhe einer großen Frage erheben, ſo thun ſie es doch auf eine treffliche und vernünftige Weiſe, in einer Form und mit Ergebniſſen, welche andere Frauen ſtolz ſein können nachzuahmen."

Wir folgen Herrn Marſhall in ſeiner Geſchichte der Damentoilette unter dem zweiten Kaiſerreich nicht, noch weniger in ſeiner analytiſchen Studie der verſchiedenen Arten von Toilette. Uns genügt es hier nur feſtzuſtellen, um welchen Preis die Franzöſin ihre Ueberlegenheit in dieſer Beziehung erkauft, und fragen uns, ob die Landsmänninnen Herrn Marſhall's bereit wären denſelben Preis daran zu wenden. Eine Franzöſin des Mittelſtandes — und Herr Marſhall beſchränkt mit Recht ſeine Schilderungen auf dieſe, und kann nicht genug wiederholen, wie albern es iſt ganz Frankreich nach den paar hundert extravaganten Stutzerinnen beurtheilen zu wollen, die man für tonangebend hält, weil ſie ſich vor allen anderen hören und ſehen laſſen — eine Franzöſin des Mittelſtandes macht einen voll-

ſtändigen und genauen Voranſchlag über die ihr im Jahre für ihre Kleidung zu Gebote ſtehende Summe, und nachdem ſie alle möglichen Vorkommniſſe erwogen, alle Stoffe, Farben und Schnitte verglichen, ſtellt ſie ſich endlich, Dank der ausdauerndſten und ſicherſten Combinationsgabe, ein Ganzes an Garderobe zuſammen, welches in der Quantität außerordentlich beſchränkt erſcheint und doch allen Anforderungen genügt, Wohlfeilheit, Dauerbarkeit, Einfachheit und Eleganz vereinigt; wobei es als eine erprobte Maxime der Sparſamkeit gilt, daß ſehr theure Waare erſter Qualität am Ende immer viel billiger zu ſtehen kommt als leichte Waare, die man zu einem Spottpreiſe haben kann. Es braucht Wochen bis der ganze Plan feſtgeſtellt iſt, alles noch Brauchbare der früheren Jahre ſeinen Platz angewieſen bekommen hat, Hut, Kleid, Ueberwurf und Sonnenſchirm in Uebereinſtimmung gebracht ſind, namentlich aber alles und jedes den Umſtänden angepaßt iſt: eben ſo viele bis alles verfertigt iſt; denn das meiſte wird zu Hauſe gearbeitet. Und dabei hat es ſein Bewenden nicht; denn nun kommt noch die Sorgfalt in der Benutzung. Nie darf das Kleid, das bei Beſuchen oder kleinen Geſellſchaften dienen ſoll, gebraucht werden, wenn man zu Fuß ausgeht: ſtets muß der Stadtanzug bis auf die Schuhe abgelegt und gegen Hauskleider vertauſcht werden, ſobald man nur heimkommt; jeder gefährliche Regentropfen, jeder indiscrete Sonnenſtrahl muß vermieden werden: kurz, es iſt eine wahre Knechtſchaft oder, wenn man will, eine Kunſt und Wiſſenſchaft, welche die Engländerin durchaus keine Luſt hat, mit ſo viel Zeitaufwand und Sorgfalt zu pflegen. Dazu endlich der keineswegs unwichtige Umſtand, daß die

Französin mit ihrer Schönheit ebensogut hauszuhalten weiß, als mit ihrem Wissen, ihrer Kleidung, ihrer Küche: eine vierzigjährige Französin scheint und ist jünger als eine Engländerin von dreißig. Es wird ihr nicht einfallen in rauhem Wetter auszugehen, sich kalt zu waschen, sich den Sonnenstrahlen auszusetzen, ihre Kinder selbst zu nähren. Sie wird, was sie nur Vortheilhaftes besitzt, zu verwerthen, was sie Nachtheiliges hat, zu verbergen wissen; vor Allem sie wird ihre Toilette ihren körperlichen Ressourcen, wie ihren Haushalt ihren pecuniären Verhältnissen anzupassen nie versäumen.

Und ganz ähnlich ist es mit der Küche bewandt: nichts geht verloren, und alles, selbst das scheinbar Zufälligste, Launenhafteste, ist berechnet, worüber Herr Marshall die interessantesten und eingehensten Berichte, die nur ein berufsmäßiger Topfgucker liefern kann, zum Besten gibt.

Nur der Hausrath macht bei alledem eine Ausnahme. Der diesem mangelnde Comfort hat offenbar hier den Engländer einen ganz besondern Eindruck gemacht. Dieser ist flitterhaft, glänzend, prunkend, unbequem und unsolid gegen die englischen Möbel gehalten (obgleich unendlich viel gediegener und geschmackvoller als es die deutsche Armuth bis jetzt uns erlaubte). Herr Marshall meint: der Wunsch, die Männer und Söhne zu Hause zu halten, trage mit zu dieser glänzenden Ausstattung bei; er täuscht sich aber offenbar, denn die vergoldeten Sessel und Stühle, wie überhaupt „der Salon", werden ja nur gebraucht, wenn Fremde kommen, und das eigentliche Familienleben pflegt sich nicht in diesem Prunkgemache, sondern in der bescheidensten Umgebung abzuspielen. Hier ist doch wohl nur die liebe Eitel-

keit und das Bedürfniß es den Reicheren nachzuthun, das bestimmte Motiv. Auch verlangt die Befriedigung des Geschmacks, der Bequemlichkeit und der Gediegenheit in diesen Gegenständen fast Reichthum und bis zu einem gewissen Grad eine künstlerische Erziehung oder wenigstens Gewohnheit, die dem französischen Mittelstand abgeht. In allem andern aber ist eine wohlberechnete Sparsamkeit, das Bestreben sich mit wenigem zu begnügen, das wenige aber so gut als möglich zu haben, das Vermeiden namentlich alles nicht durchaus Nothwendigen oder doch Nützlichen, die vorherrschende Sitte.

Damit vergleiche man nun die Englische improvidence. Was da nicht alles verschleudert wird! Wie achtlos man die Dinge braucht und mißbraucht! Wie viel mehr Raum der Laune und der Begierde gelassen ist! In England dienen eben die Dinge dem Menschen, in Frankreich dient der Mensch den Dingen. Das eine kann so gut übertrieben werden wie das andere. Der englische Leichtsinn, die englische Verschwendung, das Leben von der Hand in den Mund beim Lord und beim Kaufmann, der eine halbe Million jährlich einnimmt, wie beim Arbeiter, der 20 Mark die Woche verdient, der Ueberfluß immer und überall ist ein Zeichen der Maßlosigkeit ebensowohl als der Fülle. Dagegen ist jenes durchgehende Berechnen aller Lebensumstände gerade das, was der Franzose bon sens, der Engländer common sense nennt und, wie schon Bulwer in seinem ‚England and the English“ vor vierzig Jahren bemerkte, so sicher zu besitzen glaubt und so gar nicht besitzt. Dieser Menschenverstand, die rasche und richtige Beurtheilung der Verhältnisse und die demgemäße Einrichtung des Lebens

Methode in den Egoismus, indem ſie ihr
wendige und Nützliche beſchränkt. Der e
wüchſige, etwas rohe und rückſichtsloſe Eg
ſünder ſein; der geregelte Egoismus der Fr
ſeine Befriedigung ausgeht ohne dem Eg
ſchroff entgegenzutreten, macht offenbar da
angenehmer und geſchmackvoller. Die gr
das grobe An=den=Tag=legen des Hochmuth
ſucht, der Sinnlichkeit, dann wieder das
ſtecken und Leugnen dieſer und der andern To
in bare Heuchelei ausartet, machen ſich ü
engliſchen Leben und finden ihren Hemmſchu
Frankreich, im mäßigenden Verſtand, ſondern
keit des Temperaments, das uns Germanen
Natur zutheil geworden. Daher denn a
nationalen Vorurtheile. Man verwechſelt e
Temperament mit Charakter und Geiſt.
haben ein außerordentlich erregbares nervöſes
das aber ſehr wohl einen ganz klaren Verſtan
kaltes Gemüth neben ſich zuläßt. Es kan

begleitenden Formen — Bewegungen, Physiognomie, Sprache — nicht in der Handlungsweise selber, kundgibt. Diese äußere Beweglichkeit und Lebhaftigkeit, welche dem Engländer als Mangel an Würde erscheint, gilt ihm auch als sicheres Anzeichen innerer Beweglichkeit und Lebhaftigkeit, und so entsteht das falsche Vorurtheil, so erhält es sich.

Wenige Menschen sind im Grunde unbiegsamer, unfähiger im Aufnehmen neuer Gedanken, im Einnehmen verschiedener Standpunkte, als die Franzosen. Mit dreißig Jahren ist ihre sittliche und geistige, politische und religiöse Weltanschauung meist fix und fertig (leur siège est fait), und es wird dann kein Jota mehr daran geändert, welches auch die späteren Erfahrungen sein mögen. Alle Nüancen, Paradoxien und Veränderungen beschränken sich auf die Ausdrucksweise; daher denn auch in keinem Lande mehr als in Frankreich Entwickelung und Sinnesänderung als Abfall betrachtet und getadelt wird. Gerade das Gegentheil findet in England statt, wo die Menschen es nicht verschmähen, bis in das Greisenalter zu lernen, oft noch spät ihre ganze Anschauung zu ändern, und dies mit edler Offenheit — der Franzose würde sagen: mit cynischer Schamlosigkeit — zu bekennen. Ein Canning, ein Peel, ein Gladstone würden in Frankreich einfach wie ein Baroche oder Billault angesehen werden, die aus persönlichem Interesse zu dem bestzahlenden Führer übergehen. Dagegen würde es wieder einem Engländer nicht leicht möglich sein, sich gesprächsweise in heiterem Scherz über das zu ergehen, was ihm ehrwürdig und heilig dünkt, wie der gläubigste Kirchengänger und treueste Gatte in Frankreich es über Pfäfflein und unglückliche Ehemänner zu thun

liebt. So ist es denn kein Wunder, wenn der im Grund äußerst verständige Franzose dem innerlich viel beweglicheren Engländer bald als frivol, bald als unstät erscheint, und daß der lernbegierige, theilnehmende, ganze Engländer dem früh blasirten Franzosen den Eindruck eines naiven und unbeholfenen Menschen macht. „Il croit que c'est arrivé“ (er glaubt, daß sich die Sache wirklich zugetragen hat, wie das Kind von dem erzählten Märchen), sagt er von dem Insulaner, der sich wirklich für eine Sache interessirt, ohne davon einen weltlichen Vortheil zu erhoffen. Nicht als ob Exemplare solcher ganz uneigennützigen Theilnehmer nicht auch in Frankreich zahlreich vorkämen; aber im allgemeinen ist doch dort, mehr als in England, die Aussicht auf ein Bändchen, eine Stelle, eine Namensnennung in der Zeitung, eine zu erlangende örtliche Wichtigkeit mit jenem interesselosen Interesse verbunden.

Mit der leichten Erregbarkeit des nervösen Franzosen hängt aber auch seine liebenswürdigste Eigenschaft zusammen — eine Eigenschaft, die dem Germanen, und zwar dem Engländer mehr noch als dem Deutschen, so sehr abgeht: jenes allgemeine humane Wohlwollen, das eben mit dem stark ausgesprochenen Individualismus des Germanen unverträglich ist und selbst bei unseren keltischen Nachbarn eingestandenermaßen oft in Banalität ausartet. Alles, das Freudige wie das Schmerzliche, bewegt sofort die Oberfläche, und dieser Affect findet unmittelbar seinen Ausdruck in einem Wort oder einer Geberde der Theilnahme; während es bei dem Engländer schon etwas sehr starkes sein muß, wenn es die träge Natur zum Mitleiden

r zum Mitfreuen aufrütteln ſoll, freilich dann aber
ß den ganzen Menſchen mit all' ſeinem Wollen und
er ganzen Leidenſchaft, nicht nur die Oberfläche, in
egung ſetzt, namentlich aber in Bewegung erhält. Auch
leichte Begeiſterung, die ebenſo leichte Entrüſtung der
nzoſen, muß durch ihr Temperament, nicht durch ihre
enſchaft erklärt werden. Kein Volk hat wie die Fran-
n für Griechenland und Polen geſchwärmt, keines
iger und beredter gegen moskowitiſche und neapolitani-
Tyrannei proteſtirt: aber das Contingent, das Frank-
ß zu den Philhellenen geſtellt, war ein geringes im
gleich mit dem Englands und Deutſchlands; wie wenige
nzoſen kämpften in den polniſchen Ebenen und den
ianiſchen Bergen — wie ſchnell war Garibaldi ihnen
Gegenſtand des Spottes. Kaum hat ſich eben die
nentane Aufregung beruhigt, ſo tritt der helle bon-sens
der in ſeine Rechte. Wer weiß, ob es zu allen den
olutionen und Aufſtänden gekommen wäre, welche Paris
nahezu einem Jahrhundert geſehen hat, wenn die
ausforderung oder Verſuchung dazu nicht an Ort und
lle ſtattgefunden? Der gründliche Katzenjammer, der
ſofort nach der Ernüchterung einzuſtellen nie verfehlt
, beweiſt zur Genüge, daß die Aufregung, die dazu
ieben, ſelten eine tiefgehende, noch weniger eine an-
tende Leidenſchaft war.

3.

„Die Franzoſen ſind überzeugt, daß ſie ein glück-
es Volk ſind. Und ſie ſind es wirklich, wenn die

„Systems, auf dem ſich
aufbaut, und welches ihrem Charakter
niſſen angemeſſen iſt, eben weil es
bringt.“ Warum aber verwirklicht
das franzöſiſche Ideal von Glück? fra
länder, und meint: weil der Franzoſe
ſtrengungen und Klugheit erwerbend de
Ehe nicht leichtſinnig aus Leidenſchaft o
ſondern nach kühler Berechnung aller V
theile, aller Ausſichten, welche Famil
Charakter der Auserwählten eröffnen, ſ
auch nicht dem Zufall, ob ihm dieſes Glü
Er (und ſie, die Franzöſin) ſehe ein,
ungen, unſere Bedürfniſſe, wie unſere P
Zeit, dem Alter und der Stellung ſich
folglich auch „unſere Verſuche, ſie zu be
dem zu verfolgenden Gegenſtand, eine a
nehmen müſſen.“ Demgemäß beginnt de
mann — wenn wir Herrn Marſhall's An
nehmen wollten, was wir uns diesma
nicht zu thun — ſchon am Tage nach
jungen

gebe es Männer, welche verdienten, Professoren in der Wissenschaft des Glücks genannt zu werden, die mit gewandtem Finger und forschendem Auge die Elemente desselben analysirt haben; die, wie geschickte Aerzte, bei jeder Störung des häuslichen Lebens sofort ein Heilmittel anzuwenden wissen; bei denen die Praxis der Theorie würdig ei, und die es beweisen, indem sie im Herzen ihrer Frau, ie in ihrem eigenen Herzen, stets ein lebhaftes Gefühl er Dankbarkeit und der Liebe wach erhalten."

Wenn es erlaubt, ja geboten ist, eine Nation in jrem Ideal und in denen zu studiren, die diesem Ideal n nächsten kommen, so ist diese übertrieben scheinende childerung des französischen Ehemannes freilich eine durchs richtige. Wie sonderbar muß aber das alles dem ngländer vorkommen, der derlei zum erstenmal hört, ihm, r meist nur zwei Arten kennt, eine Ehe zu schließen d ein eheliches Leben zu führen: die leidenschaftlich oder nig, stürmisch oder ruhig Geliebte heimzuführen, oder radezu cynisch ein Vermögen, eine Stellung zu erheirathen; einfach und ohne alle Kunst und Nachhülfe glücklich unbefangen erwiederter Liebe, oder aber im Gegentheil t dem Gefühl eines verfehlten Lebensglücks weiterzuleben. ch sonderbarer muß es ihm vorkommen, daß diese franischen Eheglückskünstler so sehr äußerer Anregung und derer Leute bedürfen, um ihren Lebensplan erfolgreich chzuführen. Die geselligen Beziehungen üben in der at einen sehr großen Einfluß auf die französische Ehe . „Das Leben der Französinnen ist so ganz frei von den Einschränkungen und Hemmnissen, die wir Engder uns selbst auferlegen; es besteht überhaupt eine

oem wir uns keinen Begriff machen."
der höheren Claſſen, wo das Clubgehen
„leben die Männer gewöhnlich ganz mit
begleiten ſie, ſo oft ſie nur immer kön
Freundſchaften und Zerſtreuungen." In
in Frankreich Mann und Frau ſtets zuſa
— ſie gehen faſt alle Abende aus, wäre es
eine Whiſt- oder Klatſchpartie bei Freun
Dem ſcheint in England anders zu ſein
ſtimmen meine, allerdings ſehr oberflächlichen
damit zuſammen: auch mir hat es ſchein
der Engländer ſeinen Abend entweder im
Hauſe zuzubringen pflegt, und daß jenes
Ausgehen am Abend, welches die Regel in
dort nur ſelten vorkommt. „Die Franzo
eben die Ehe nicht," ſagt Herr Marſhall
einen Zuſtand, in dem nur zwei Perſonen v
ſondern als eine Aſſociation, welche in kei
gewohnten Beziehungen jedes Theiles mit
angreift." Das gerade Gegentheil dürfte vo
Ehe geſagt werden. Dort hört mit der

weitesten Sinne steht — auch dies wieder eine Folge der individualistischen Natur des Engländers, der socialen des Franzosen.

Bis dahin findet unser englischer Beobachter alles schön und gut in der französischen Familie, und er läßt es sich angelegen sein zu beweisen, daß diese nach der Eheschließung fortdauernde Geselligkeit der Sorgfalt für das Hauswesen nicht den geringsten Abbruch thut; doch gibt es einen Punkt, und zwar einen Hauptpunkt, wo ihm denn doch die englische Ehe als das höhere Verhältniß erscheint: ich meine in Bezug auf die durch sie ermöglichte, ja geförderte geistige Bildung und Entwicklung der Gatten. „Der Gedanke, daß Mann und Frau sich in dieser Hinsicht gegenseitig fördern könnten, fällt ihnen (den Franzosen) gar nicht bei; ausgenommen in den Fällen, wo die Erwerbung von Kenntnissen und die Verbreitung derselben an andere ihren Lebensberuf ausmachen (d. h. bei Lehrern und Lehrerinnen). Wenn die Franzosen einmal die Schule verlassen haben, studiren sie nicht mehr. . . . In einer Menge französischer Salons sieht man nie ein offenes Buch; in einigen sind sogar die Zeitungen eine Ausnahme.“ Bücher und Zeitungen sind eben in das Arbeitszimmer des Mannes gebannt, was Herr Marshall hinzugeben vergißt; denn der Franzose liest, wenn die Französin es nicht thut. Wie ganz anders freilich sieht es in einem englischen Wohnzimmer aus! Wie häufig ist der Fall, daß eine Engländerin sich selbst an den strengwissenschaftlichen Arbeiten ihres Mannes betheiligt; wie durchgängig, fast ausnahmlos, daß alle Erholungslectüre, womit ich keineswegs nur das Romanlesen meine, zwischen beiden Gatten gemeinschaftlich ist, und die langen Winterabende am

ſummenden Theekeſſel traulich ausfüllt. Daß nun dieſe Gemeinſamkeit der geiſtigen Intereſſen einen großen Reiz des ehelichen Lebens ausmacht, ſieht auch Herr Marſhall wohl ein: „Das Gefühl," ſagt er, „findet ſeine volle Befriedigung in der Mehrzahl der franzöſiſchen Ehen, die häuslichen Pflichten werden mit Aufmerkſamkeit, ja Eifer erfüllt; das Haus iſt, ſoweit es die Börſe erlaubt, geſchmückt, Dank dem klugen Ehrgeiz der Frauen, es ſo anziehend als möglich zu machen; aber der Geiſt wird wenig gepflegt, und das Vergnügen, welches dieſe Pflege in der Ehe hervorzubringen vermag, iſt faſt unbekannt."

Indeß hat unſer engliſcher Zuſchauer manche Nüancen hier doch überſehen. So meint er: die franzöſiſche Frau, Herrſcherin in ihrem Salon, übe gar keinen Einfluß nach außen; denn ſie habe keine politiſchen Meinungen u. ſ. w. Er vergißt, daß ſie auch ohne Meinungen Intereſſen haben kann und hat, und daß ſie dieſelben ſehr wohl nach außen zu vertreten und zu vertheidigen weiß. Die Wahrheit iſt, daß gerade der Einfluß der Frauen nach außen, den Herr Marſhall beſtreitet, in Frankreich ein ungemeſſener iſt: kaum wird eine Stelle vergeben, von einer Botſchaft herab bis zu einem Tabaksladen, die nicht wenigſtens durch Mithülfe eines Fraueneinfluſſes erlangt wird. Freilich ſind die Franzöſinnen meiſt ganz gleichgültig in ihren politiſchen Ueberzeugungen — die wenigen Legitimiſtinnen und Republikanerinnen ausgenommen — aber gerade dieſe Gleichgültigkeit kommt ihnen zu ſtatten, wenn es z. B. gilt, unter dem Kaiſerreich eine Beförderung ihres unter der Juliregierung angeſtellten Gatten zu erbitten und zu erwirken.

Gerade zu dieſen Erfolgen muß denn auch die Koketterie der Franzöſin dienen, von der Herr Marſhall ein ſo reizendes und doch keineswegs zu geſchmeicheltes Bild entwirft. Er zeigt, wie dieſe Gefallſucht, welche nur äußerſt ſelten zur ehelichen Untreue führt, den Höhepunkt der Kunſt erreicht, wie ſie eine zweite Natur geworden, und wie dieſe raffinirte Kunſt nothwendig iſt, um die Häuslichkeit zu retten. „Niemand, der nur die geringſte Kenntniß von der Geſtalt hat, welche das moderne Leben annimmt, kann läugnen, daß in allen Ländern Europas die Männer immer weniger in Geſellſchaft gehen und ihre Befriedigung mehr und mehr fern von den Salons ſuchen. Dies iſt ebenſo wahr von England als von Frankreich; aber die franzöſiſchen Frauen kämpfen entſchloſſener als die unſrigen gegen dieſe wachſende Gefahr an.“ Inſtinctiv mag dies in der That ein Beweggrund mehr zur Uebung jener Kunſt ſein, der einzige iſt es ſicherlich nicht, und die liebe Eitelkeit, die ſich in alles Menſchliche drängt, wird wohl auch hier das erſte Beſtimmende ſein. Wie dem auch ſei, ſo viel iſt ſicher, daß jene Kunſt für die Engländerinnen offenbar eine vollſtändige terra incognita iſt: nicht als ob ſie nicht auch mit ihrer Doſis natürlicher Gefallſucht geboren würden, ja, ſie üben ſie meiſt viel directer und aggreſſiver als die Franzöſinnen; aber ſie üben ſie kunſtlos, faſt unbewußt, wie M. Jourdain Proſa ſprach, und nach dem von der Natur ſelbſt vorgezeichneten Ziele: die Neigung eines Mannes zu gewinnen, der ihnen ſelbſt eine Neigung einflößt. Die allgemeine, faſt gegenſtandloſe, beinahe uneigennützige Gefallſucht der Franzöſin aber iſt ihnen kaum bekannt, noch weniger die Vervollkommnung dieſer Naturanlage zur höchſten

Kunſt, die ſtillſchweigende Beredtſamkeit jeder Bewegung, jedes Mienenſpiels, die Gewandtheit der Rede, das ſchelmiſche Verſteckenſpielen des Geſprächs, welches die Franzöſin auszeichnet, und welches ihrem Umgang einen ſo großen Reiz verleiht. Bis zu welchem Punkte dieſe Kunſt ausgebildet, muß man bei Herrn Marſhall nachleſen, der in der That nichts übertrieben hat, und deſſen Concluſion wenigſtens mir erlaubt ſei, hier wörtlich anzuführen, ſei es auch nur, um zu zeigen, was in England eine unerhörte Seltenheit zu ſein ſcheint.

„Sie (die Franzöſinnen) ſind im allgemeinen angenehm, oft etwas manierirt und prätentiös, oft auch ſehr einfach und unaffectirt, ſelten ſchüchtern und linkiſch. Eine vollſtändige Kaltblütigkeit, eine ruhige Gleichgültigkeit, welche ganz wie das Reſultat einer langen Lebenserfahrung erſcheint, aber meiſt nur das Ergebniß der Gewohnheit iſt, von ihrer Kindheit an Fremde zu ſehen — das ſind ihre Hauptcharaktere. Sie kommen in ein Zimmer voller Menſchen, verlaſſen es, empfangen ein Dutzend Unbekannte, ſprechen, lachen mit einer anſcheinenden Unbefangenheit, welche es ſchwer macht zu glauben, daß ſie kokettiren; und doch ſpielen viele unter ihnen eine kleine Rolle ohne irgend einen anderen beſonderen Grund, als den unbeſtimmten Wunſch zu gefallen. Das Bedürfniß anzuziehen ſteckt einmal im galliſchen Blute: es kann von dem tiefen Gefühl einer gebieteriſchen Pflicht im Zaum gehalten werden, es kann für Augenblicke durch andere, dringendere Bedürfniſſe zurückgedrängt oder in ſeinem Ausdruck durch die tauſend Umſtände der Stellung modificirt ſein; aber es iſt im Grunde der Herzen aller Franzöſinnen, obgleich es ſich in ſo vielen Geſtalten offen-

bart, daß es nicht immer leicht iſt, es zu erkennen."

Nun liegt offenbar eine feine Schmeichelei für die Männer in dem Gedanken, daß eine Frau ihnen gefallen will; die Franzöſin aber, „die ſich oft der Sache nur halb bewußt iſt, gibt dem Manne gern zu verſtehen, daß es ihr angenehm ſein würde, wenn man ihr den Hof macht, theils als Zeitvertreib, theils als eine Huldigung, die man ihr ſchulde. Der Mann weiß, neunzehnmal auf zwanzig, daß er vergeſſen ſein wird, ſobald er nur den Rücken gedreht hat, und daß ein anderer ſeinen Platz genau mit demſelben Erfolg einnehmen wird; aber dieſe Gewißheit hält ihn nicht ab, zu thun, was man von ihm erwartet während der Viertelſtunde, die er hier zubringt. So gehen die beiden weiter, ohne irgend etwas übles zu denken, und nach einer Woche ſagt die eine: Herr X. iſt ein angenehmer Mann, und der andere: Madame Z. iſt reizend. In dieſen Grenzen — und in der ungeheuren Mehrheit der Fälle hat alles dabei ſein Bewenden — hat das franzöſiſche Syſtem große Vortheile: es befördert die Anmuth der Rede, es bringt Höflichkeit und ſchöne Manier hervor, und es bietet eine mächtige Gegendoſe gegen die Gifte, welche die Gemüther der Männer in andrer Richtung erregen."

Alles recht gut und ſchön: daß aber ein ſo anmuthig reizender, jedoch ſtets in den Grenzen der Klugheit gehaltener Verkehr eben bei der heftigen Leidenſchaft und der kräftigen Sinnlichkeit der Engländer rein unmöglich wäre, liegt auf der Hand. Hier, wie bei allen andern Fleiſchesſünden, die Dante bekanntlich durch einen tiefen Abgrund von den Geſinnungsſünden trennt, iſt zweifelsohne die franzöſiſche Geſtalt die anmuthigere, angenehmere; ſie erſpart uns den

Anblick der rohen Exceſſe, die wir in England ſo oft ſehen und meiſt nur durch die ſteife Feſſel conventionellen Zwanges oder aber durch eine ganz idealiſtiſche, oft puritaniſche Lebensauffaſſung, zurückgehalten finden; aber dieſe Geſtalt, welche das Geſchlechtsverhältniß annimmt, kann eben doch nur da aufkommen, wo die geringere Achtung vor dem Gefühl der Liebe es erlaubt, mit demſelben zu ſpielen, und läßt deßhalb, trotz der reizenden, ſtets erneuten Anregung des Augenblicks, nicht jene Unbefangenheit und Freiheit zu, die der freundſchaftlich-kameradſchaftliche Verkehr mit den weniger anmuthigen Engländerinnen gewährt, ſolange Eros ſich nicht hineinmiſcht, oder wenigſtens, wenn er ſich doch patzig mit Pfeil und Böglein eindrängt, offen bekannt werden kann. Freilich muß zur Steuer der Wahrheit hinzugefügt werden, daß der Dreiſte ſich in England raſcher und öfter als in Frankreich da einmiſchen ſoll, wo man ihn gern ferngehalten hätte. Gerade weil das Gefühl (l'affection) und die Aeußerung dieſes Gefühls, wie Herr Marſhall oft wiederholt und doch wahrſcheinlich dem engliſchen Vorurtheil gegenüber nicht genug wiederholen kann; gerade weil die Empfindſamkeit in unſinnlichen Verhältniſſen, als dem zwiſchen Mutter und Tochter, Schweſter und Bruder u. ſ. w., in Frankreich ſo übertrieben entwickelt und verausgabt wird — alſo ſchon wenn auch nicht verbraucht, ſo doch ohne den Reiz der Neuheit iſt, wenn das Geſchlechtsverhältniß anfängt — ſo bleibt dieſes oft die Arena des kühlen Witzes und Witzgeplänkels, die bekanntlich weit weniger gleitend iſt als der Boden der Sentimentalität, und weniger verrätheriſch als das ſchluchtenvolle und zerklüftete Terrain der Leidenſchaft. Sobald aber die Engländerin jenen freieren Ton der Fran-

zösinnen nachahmen will, in dem sich der „lose Bube“ nicht, oder doch nur von ganz ferne hören läßt, verfällt sie nur allzuleicht in Geschmacklosigkeit und, so hart es auch klingen mag, in Rohheit, die natürlich nur abstoßend auf die Männer wirken kann, nie aber jenes reizende Verhältniß erleichtert, das Labruyère so schön definirt hat, und worin die Geschlechtsverschiedenheit, ohne die Leidenschaft zu entfesseln, den freundschaftlichen Verkehr verfeinert, veredelt und erhebt.

4.

Die französische Mädchenerziehung in dem höheren Mittelstande hat etwas ungemein bestechendes, und unser Engländer, wie die meisten seiner Landsleute die nach Frankreich kommen, ist geneigt sie der englischen bei weitem vorzuziehen, namentlich seit das Kloster und das Pensionat beinahe ganz außer Mode gekommen sind und die meisten Mädchen der gebildeten Classe in der Familie erzogen werden. Es ist nicht zu läugnen: das französische System hat einen großen Reiz, und ich begreife sehr wohl, daß die großen Gefahren, denen das englische Mädchen in seiner Freiheit ausgesetzt ist, die unweibliche Selbstständigkeit und ungraciöse Vordringlichkeit, welche jene Freiheit oft mit sich führt, dem Engländer bedenklicher und meidenswerther scheinen als die Nachtheile der französischen Unfreiheit, deren hauptsächlichster geistige und sittliche Beschränktheit ist. Doch muß man jene Gefahren auch nicht allzu hoch anschlagen, und nichts spricht gerade beredter für die relative Reinheit und Noblesse des englischen Gentleman, als der so seltene

Mißbrauch, dem die weibliche Freiheit und Schwäche seiner-seits ausgesetzt ist. Viel mag dabei auch auf Rechnung des langsameren Temperaments, des geringeren Unternehmungs-geistes kommen; in der Hauptsache ist es aber doch die germanische Achtung des Weibes, wie sie schon Tacitus bewundert, welche der Schirm der Jungfräulichkeit ist. Ungleich häufiger schon ist die Gefahr des „Sichverplemperns": d. h. unbedachter Verlobungen. Jedenfalls hat die französische Weise, die Mädchen zu Hause zu halten, ihre sehr guten Seiten und trefflichen Ergebnisse. Sicher und unbefangen, rein und anmuthig, weiblich und thätig sind die meisten französischen Mädchen, die sich nie von ihrer Mutter getrennt, nur mit ihr ausgehen, sie bei ihrem Unterricht und ihrer Arbeit immer neben sich sehen, nur mit ihrer Mutter denken und fühlen; aber wie trostlos eng ist ihr Gesichtskreis, welche Bigotterie, welcher Conventionalismus, welche systematische Ertödtung der Phantasie und der erwachenden natürlichen Triebe! An das alles denkt Herr Marshall wohl nicht, wenn er das französische System durchaus in England eingeführt sehen möchte; oder wenn er daran denkt, so hält er es für das geringere Uebel: ja, er ist fast auf dem Punkte, diese Beschränktheit zu bewundern; denn er nennt „die französischen Frauen unbestreitbar den Männern sehr überlegen. . . . Die höchsten sittlichen Tugenden, die entschlossene Pflichterfüllung, die Hingebung und der Opfersinn, das Festhalten an Grundsätzen und der religiöse Glaube, der die Grundlage alles übrigen ist, finden sich überall bei den Französinnen, während sie bei den Männern äußerst selten sind."

er muß Herr Marshall andrerseits nicht auch selber
daß man, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten,
m Land einen Unterschied im Denken und Interesse
den Geschlechtern findet wie in Frankreich? Man
ld, daß „obschon Mann und Frau, Brüder und
rn in bewundernswerthester Harmonie mit einander
e in ihrer Lebensanschauung und in der Auffassung
enspflichten weit von einander abweichen." Was
s anderes als: die Frauen werden in einem so engen
Gesichtskreis gehalten, daß sie alle höheren Gebiete
nnern allein überlassen müssen? Und welches Licht
es wieder auf das Verhältniß, von dem wir oben

Und kann die Frau auf dieser Stufe eine andere
jere Rolle beanspruchen als die der Bettgenossin,
Wirthschafterin, Wahrerin der gemeinsamen Inter-
enn's hoch kommt, treuen Beratherin in den prak-
Lebensfragen? Ist denn das Theilen oder Aus-
der religiösen und sittlichen, politischen und lite-
Ueberzeugungen so ganz werthlos? Glücklicherweise
Herrn Marshall's Beobachtung vielfache Ausnahmen.
ttheilsamkeit des Franzosen, die rasche Auffassungs-
r Französin bringen in vielen Fällen eine Nach-
z zuwege, welche in wenigen Jahren die letztere auch
igen Genossin des ersteren macht.
brigens ist diese systematische Beschränkung des jung-
n Horizonts nicht der einzige Punkt, welchen der
er rügt. So erzählt er uns namentlich über die
de Verwöhnung der Mädchen herrliche Anekdoten,
ß ebenso wahr als lebendig sind. Vielleicht hätte

reichen Familien der Engländer ein solch
so leicht um sich greift, als wenn nur ein
da sind; daß bei der englischen Sitte d
nursery zu bannen, die Gelegenheit sie z
so viel seltener bietet. Jedenfalls ist dies
Wort ist stark, aber ich ziehe es nicht zur
ist dieses Laster des Kinderverziehens in
selten als in England, und es erklärt dies
ein gutes Theil der englischen Charakter
Zweifel, die französische Innigkeit des Verk
Mutter und Tochter, wie überhaupt das
Gefühls in den Beziehungen zwischen Kind
hat etwas sehr Bestechendes, Rührendes u
Tüchtige Menschen aber erzieht man nicht
zeitigen Entwicklung der Sentimentalität, d
Franzosen früherer Zeiten nicht in dieser A
sphäre aufwuchsen. Indeß, welches auch i
theile der allzu großen Verzärtelung sein n
Erziehung der französischen Mädchen so e
allgemeinen, meint der Engländer, sei das

Pflichtgefühl. Wenn wir zugeben, daß die Hauptfunction der Frau die iſt, Freude um ſich zu verbreiten, unſer Leben zu verſchönern und ihre Töchter zu lehren ihrem Beiſpiel zu folgen, ſo müſſen wir anerkennen, daß das franzöſiſche Syſtem ſeinen Zweck erreicht. Aber wenn wir behaupten: eine Mutter habe eine noch höhere Aufgabe, und ihre höchſte Pflicht ſei die, aus ihren Söhnen Männer zu machen, ſo müſſen wir eingeſtehen, die franzöſiſchen Mütter erfüllen ſie nicht."

Herr Marſhall, der die franzöſiſche Mädchenerziehung, namentlich die dadurch ſyſtematiſch entwickelte Gefühlsäußerung ſo ſehr bewundert, kann keine Ausdrücke finden, die ſtark genug ſeien, die Knabenerziehung der Franzoſen zu tadeln; und hier dürften denn doch die engliſchen Vorurtheile den freien Blick etwas mehr als gut iſt beſchränken. Der Werth, welchen der Engländer auf Unabhängigkeitsſinn, Muth und männliche Kraft bei den Knaben legt, thut oft anderen Erforderniſſen der Erziehung Eintrag. Die engliſchen Schulen ſind weder dazu angethan, den Knaben die Gewohnheit der Zucht beizubringen, noch ihnen viele und gediegene Kenntniſſe auf den Lebensweg mitzugeben; und, was man auch zum Gegentheil ſagen mag, ſittliche Laſter herrſchen auch dort, vor allem die Sucht nach Rang und vornehmen Beziehungen, der ſchnöde Mißbrauch der Gewalt, der ſich in der Unterdrückung und Mißhandlung der Schwachen kundgiebt, und die frühe Befriedigung der Genußſucht mit ihren Folgen von Schulden, Ingnoranz, Rohheit und oft gefährdeter Geſundheit. Wenn man Herrn Marſhall glauben dürfte, ſo wären alle jungen Franzoſen heimtückiſche Schleicher (sneaks) ohne eine Spur von Muth (pluck), ſchwächlich und

weibiſch, ohne wahres Ehrgefühl. Dies alles iſt ſehr übertrieben, obſchon ein Körnchen Wahrheit in der Sache iſt; nur vergißt Herr Marſhall die Urſache da zu ſuchen, wo ſie iſt: in dem Syſtem des Internats, und wird dadurch ungerecht gegen den Charakter der Nation. Jedenfalls iſt es etwas ſehr engliſch, wenn er behauptet: „Die Maſſe der männlichen Jugend jenſeits des Kanals erſcheint in einem ſehr traurigen Lichte, wenn man ſie nach den Begriffen beurtheilt, die wir von dem Ideal eines Knaben haben.“ Die „animal spirits“ und die Muscularkugend ſind doch wahrlich auch nicht das höchſte Kriterium der Männlichkeit.

„Die einzigen Knaben in Frankreich,“ fährt unſer Autor fort — und hier kann ihm Schreiber dieſer Zeilen, der den franzöſiſchen Landadel durchaus für den geſündeſten Theil der Nation hält, nur beiſtimmen — „die einzigen Knaben in Frankreich, die unſere Begriffe von Muth, Männlichkeit und Ehre verwirklichen, ſind die Kinder der Landedelleute, deren Zahl leider ſehr gering iſt. Sie lernen reiten, jagen, in der freien Luft leben und ſich als Männer betragen.“ (Man ſieht, wie das Ohrläppchen des Engländers immer unter der angenommenen Maske des Franzoſen hervorguckt.) „Die ungeheure Mehrheit der franzöſiſchen Knaben ſind zweifelsohne kleine Kläffer, poseurs, Angeber und Feiglinge. . . . Durch gegenſeitigen Unterricht ſcheinen ſie in der Schule die niederen Begriffe zu erwerben, die ſie allgemein bei ihnen ſind. Sie ſchneiden Geſichter gegen einander, geben ſich Fußtritte oder Stöße; aber wer hätte je gehört, daß ſie ſich wirklich prügelten, einen Ehrenpunkt vertheidigten oder jene etwas derben Spiele ſpielten, die Kraft und Gewandheit erfordern? Im Gymnaſium bringt

eingesetzt. Der Reichthum ist in Frankreich mit
vissen Gleichheit vertheilt; man findet wenige große
en. Die Knaben werden fast ausschließlich für gewisse
men erzogen, für den Handel, die Industrie, die öffent-
emter, mit der Aussicht ihr ganzes Leben mit einem
enden Einkommen leben zu müssen und nie kost-
Vergnügen zu genießen. Die Erziehung, deren
inder bedürfen, um im Stande zu sein, den meist
en Beschäftigungen und den Vergnügungen ihres
gen Lebens nachhängen zu können, ist unnütz und
nt in Frankreich. Wir können uns Reisen und
Cricket und Ballspiel bezahlen — alles Dinge die
ıb Muße erfordern. Die Franzosen haben weder
: noch das andere, oder die Ausnahmen sind doch
selten, so daß, da sie das Bedürfniß nicht empfinden,
Vorbereitung zu geben, welche die Männer kräftig,
kt und zu allem bereit macht, sie dieselbe nicht er-
Ihre Erziehung hat einen andern Zweck, und dieser
Zweck, welche Vortheile er auch haben mag, steht
:m niedrigeren Niveau als der unserer Erziehung.
m erhalten die Knaben in Frankreich nicht einmal

keine Weichlinge hervor. Der Grund ist einfach der, d
unsere Gymnasien keine Kostgängerschulen sind, welche
Knaben der Familie entfremden, sondern Tagesschulen,
die Beziehung zur wirklichen Gesellschaft immer aufrecht
halten bleibt; vor allem aber ist im Geist unserer Erzieh
viel mehr als in unserem Turnen, das freilich sehr heils
für uns war und ist, die Ueberlegenheit zu suchen. D
französische Erziehung wird durch Ueberwachung, Strafe u
Belohnung geübt, die deutsche durch Entwicklung des G
wissens, des Pflichtgefühls und des Interesses. Nicht
Ehrgeiz, die Furcht oder die Hoffnung halten unsere Kna
zur Arbeit und zum Gehorsam an. In Frankreich w
der Knabe bei der Arbeit (l'étude), dem Spaziergang,
Erholung (récréation), der Mahlzeit, dem Schlaf üb
wacht, was unseren Knaben absolut unbekannt ist. E
und hier allein, nicht in etwas mehr oder weniger Leib
übung oder Religionsunterricht, liegt der Grund, war
die deutsche Erziehung Männer bildet, die französische
fügige Werkzeuge in der Hand der Gebieter oder leid
schaftliche Rebellen gegen die Obrigkeit. Falsche verfrü
Ehrbegriffe erhalten die französischen Knaben wohl, a
keinen Begriff von der Ehre des freiwilligen und bewuß
Gehorsams, von Freiheit und Unabhängigkeit, wie sie Ken
nisse erlangen, ohne daß ihr kritischer Forschungssinn e
wickelt würde.

Wohl ist die nationale Erziehung — die der Mädc
sowohl als die der Knaben — die Quelle großen Unh
für die Nation — aber wer hat die Quelle vergiftet? E
Marshall stellt sich diese Frage nie. Es ist der alte F
Frankreichs: der jesuitische Katholicismus. Die Revolu

und das erste Kaiserreich haben zeitweise andere Dogmen begünstigen können als die ihrigen; ihre Methode ist geblieben, und solange die Nation dies nicht einsieht, mag man noch so viele Leibesübungen und Religionsunterricht in die Schulen einführen, Geist und Charakter der Nation werden gleicherweise entmannt bleiben.

Uebrigens, wenn auch Herrn Marshall's Erklärungen der Erscheinung etwas zu sehr die englische Farbe tragen, das factische Ergebniß seiner Beobachtungen bleibt leider trotzdem fast ganz unanfechtbar, und darum mag es hier wörtlich, wenn auch sehr abgekürzt, wie alle vorhergehenden Citationen, seine Stelle finden.

„Die Ziele, welche man sich in Frankreich steckt, sind keine hohen, und wir haben selber erlebt, wie die Annahme und Anwendung eines niederen Typus sittlicher Erziehung die Nation in ihrer Gesammtheit gebrochen hat. Ihr Betragen während des Krieges wechselte zwischen mürrischer Ueberreiztheit und nervöser Niedergeschlagenheit. Mit Ausnahme einiger tapferen Männer, die ihre Pflicht während und nach dem Kriege nobel erfüllten, haben die Franzosen sich wie eine Schaar ihrer eigenen Schuljungen aufgeführt, die nicht wissen wie man gute Schläge ertheilt, und noch weniger wie man sie hinnimmt. ... Was hilft's, sich gegen das Kaiserreich zu wenden und Injurien auf Napoleon III., als den Urheber der Schmach Frankreichs, zu häufen? Alles das ist nur Zufall, Einzelheit im Ganzen. Wenn Frankreich nur im Kampfe geschlagen worden wäre, so würde es in fünf Jahren wieder hergestellt sein, denn seine materielle Elasticität ist wunderbar und seine Macht sich wieder aufzurichten beinahe ohne Grenzen. Aber seine Krankheit ist

... Familie entfremden, sonde
die Beziehung zur wirklichen Gesellscha
halten bleibt; vor allem aber ist im Ge
viel mehr als in unserem Turnen, das
für uns war und ist, die Ueberlegenh
französische Erziehung wird durch Uebern
Belohnung geübt, die deutsche durch E
wissens, des Pflichtgefühls und des In
Ehrgeiz, die Furcht oder die Hoffnung ha
zur Arbeit und zum Gehorsam an. I
der Knabe bei der Arbeit (l'étude), den
Erholung (récréation), der Mahlzeit,
wacht, was unseren Knaben absolut un
und hier allein, nicht in etwas mehr od
übung oder Religionsunterricht, liegt de
die deutsche Erziehung Männer bildet, d
fügige Werkzeuge in der Hand der Ge
schaftliche Rebellen gegen die Obrigkeit.
Ehrbegriffe erhalten die französischen Kr
keinen Begriff von der Ehre des freiwilli
Gehorsams, von Freiheit und Unabhängi

5.

Es ist hundertmal gesagt worden, das Französische sei die vollkommenste Unterhaltungssprache, und auch unser englischer Schilderer französischer Dinge wiederholt den Gemeinplatz, der indeß nicht an Wahrheit verliert, weil er ein Gemeinplatz ist. Nur scheint uns Herr Marshall auch diesen Punkt allzu äußerlich aufgefaßt zu haben. Nicht eine gewisse Anzahl Wörter, die der einen oder der andern Sprache fehlen, nicht einmal gewisse grammatische Formen und syntaktische Regeln, machen eine Sprache mehr oder minder geeignet, als Gesellschaftssprache zu dienen; ihr Geist ist es, und der von ihr gemachte Gebrauch, der ihr diesen Stempel aufdrückt. Das Englische hat eine ebenso logische Satzbildung, wie das Französische, ist ebenso knapp und genau wie dieses im Ausdruck, hat einen größeren Wortschatz, der dem größeren Formenreichthum des Französischen die Wage hält; und doch ist es nie zu einer Unterhaltungssprache in dem Sinne geworden, den wir mit diesem Worte zu verbinden pflegen. Alles das ist in noch höherem Grade mit dem Italienischen der Fall, welches nicht allein ein reichhaltigeres Vocabularium, sondern auch eine mindestens ebenso reiche Grammatik wie das Französische besitzt; aber auch das Italienische ist keine Conversationssprache geworden. Der gallische Geist ist's, dem des Irländers sehr verwandt, rasch in der Auffassung und ebenso rasch in der angemessenen Wiedergabe des Aufgefaßten, der seine Sprache ausgebildet und ihr seinen Charakter aufgedrückt hat; während der irische Kelte sich einer von Germanen ausgebildeten und bestimmten Sprache bedienen muß, also nie dazu gelangt, sich so seinem Geist adäquat auszudrücken wie der Franzose.

Zu dieſem Geiſte der Sprache kommt die feſte, geſellſchaftliche und literariſche Ueberlieferung. Auch Italien kannte im XVI. Jahrhundert eine ähnliche Geſellſchaftsvirtuoſität wie Frankreich, das ſelber bei ihm (und bei Spanien) zur Lehre ging; aber es hatte die Einheit des Hofes nicht, der in Frankreich und Spanien beſtimmend wirkte, wie denn letzteres auch eine Geſellſchaftsſprache im höheren Sinne beſitzt. Hier wie dort trugen die höfiſchen Schriftſteller unendlich viel dazu bei, dieſer Umgangsſprache einen höheren Ton zu geben, und es iſt nicht zu bezweifeln, daß, wenn die Literaturperiode der „wits“ Königin Anna's ein halbes Jahrhundert gedauert hätte, anſtatt zwei Luſtren, England heute eine ſolche Sprache beſitzen würde.

Was man aber mit einer Unterhaltungs- oder Geſellſchaftsſprache eigentlich meint, hat Herr Marſhall gar nicht definirt. Ich würde ſagen: ſie iſt erkennbar an ihrer beweglichen Feſtigkeit. Sie muß allgemein, traditionell, conventionell, aber doch nicht ſo kriſtalliſirt ſein, daß ſie dem Individuellen keine Freiheit der Bewegung ließe. Unſere Sprachen ſind alle noch zu flüſſig, zu biegſam; das Individuum kann mit ihnen machen, was es will, ſich Wörter bilden, wenn es keine findet für ſeine Gedanken und Eindrücke, oder für die Nüancen ſeiner Gedanken und Eindrücke; es iſt ihm erlaubt, der Satzbildung und Wortſtellung Gewalt anzuthun, um ſeiner Leidenſchaft angemeſſenen Ausdruck zu geben. Nicht ſo im Franzöſiſchen. Hier iſt das fertige Material; es ſind zubehauene Steine — Blöcke wie Edelſteine — am Sprachkünſtler iſt es, dieſe je nach Bedürfniß raſch zuſammenzufügen, ſei's zu einem Gebäude, ſei's zu einer Moſaik; er hat keinen Steinbruch zur Ver-

fügung, um ſich anderes Material zu holen und demſelben die ihm nöthige Form zu geben; noch weniger darf er die ihm gegebenen Stücke nach Belieben behauen. Daher das etwas Mathematiſche der franzöſiſchen Sprache, daher aber auch ihre allgemeine Verſtändlichkeit. Nichts muthet Einen fremd an; jeder erkennt ſofort in den zuſammengefügten, bekannten Formen den Zweck und die Abſicht des Künſtlers. Die Schwierigkeit iſt natürlich ungleich größer, ſich in einer ſolchen Sprache ſchnell und angemeſſen, dabei auch noch geſchmackvoll auszudrücken; aber eben dieſe Schwierigkeit fordert zur Uebung auf, und die Uebung macht den Meiſter — zumal wenn die Naturanlage noch hinzukommt, wie bei den Franzoſen.

Auf den erſten Blick hat die franzöſiſche Rede, wie die franzöſiſche Literatur, etwas Einförmiges, Allgemeines, Abſtractes; man muß tief in die Sprache eingedrungen ſein, um die Individualitäten zu unterſcheiden — aber welch ein Reiz iſt dann auch in dieſem Durchſcheinen der Individualität durch den harten Marmorſtoff! Ein Reiz, den weder der feſtige Thon noch der ſchnell erkaltende Gyps wiedergeben können. Daher uns denn auch die Rohheit der modernen franzöſiſchen Schriftſteller, welche dieſes ſpröde Material ſo willkürlich behandeln und damit umſpringen, als wäre es noch eine flüſſige Maſſe, als zerbräche es nicht unter ihren dreiſten Fingern, nur die Unbeholfenheit und künſtleriſche Inferiorität der Leute beweiſt, keineswegs ihre Kühnheit oder gar Originalität. Ein Voltaire wußte ſeine Eigenthümlichkeit auch in der Sprache Boſſuets und Pascals zu zeigen, ohne ihr Gewalt anzuthun, und ein Thiers, ein Mérimée, ein Renan, brauchen weder Neologismen noch

...[illegible] vorzustellen.

Diese Seite nun der französischen E
Engländer gar nicht berührt; obschon sie
sächlichste ist. Es ist dies ziemlich natü
die englische Prosa und Unterhaltungsspra
Allgemeinheit und Gemeingültigkeit dem Fr
nähern als beispielsweise das Deutsche oder
fallen naturgemäß andere, mehr äußerliche,
Französischen auf: so die Urbanität desse
das Englische in seiner Kürze und knappen
mit seinem „Ja, ja" und „Nein, nein," 1
die das Deutsche und Italienische mit ihrer
Formelwesen noch weniger aufkommen lasse
banität ist allgemein und leicht: Monsieur k
sagen, und es ist schnell abgethan; wenn m
sinnen muß, ob man mit einem geehrten o
Herrn, einem Wohlgebornen oder einem Ho
einem Illustrissimo, Pregiatissimo, Stima
rissimo oder Onorevole zu thun hat, so oft
schreiben will; wenn man Namen und Tit
um ihn anzureden, wenn man, statt das E

Luſt am abſichtlich Dunklen, am Unterſchieben, am Inſinuiren, am Zuverſtehengeben, am halben Verhüllen und Errathenlaſſen zu erklären. Er meint: es ſei eine Folge der Unterhaltungsluſt, dadurch werde das Geſpräch und mit ihm das Vergnügen verlängert. So raffinirt iſt aber weder der Geiſt eines Volkes noch der ſeiner Sprache; während die unbeſtreitbare Thatſache, die dem franzöſiſchen Geſpräch einen ſo großen Reiz verleiht, ſich zur Genüge daraus erklärt: daß eben der Einzelne ſeinen Witz, ſeine Feinheit gerade durch die ſpröden Formen hindurch, die er doch achten und ehren will, gern zeigen möchte. Es iſt die den Franzoſen eigenthümliche Achtung vor der Tradition, die oft bis zur Routine ausartet, und die ihm ebenſo eigenthümliche Eitelkeit: die erſte nivellirt, die zweite ſondert aus; der Kampf beider bringt jene verſchleierte Zweideutigkeit hervor, die dem Fremden, wenn er ſie anders in dem raſchen Federballſpiel des Geſpräches zu erhaſchen verſteht, ſo ſehr gefällt. Weiter iſt der Franzoſe eben Künſtler, d. h. er hat ſeine Freude an der Form an und für ſich (hier die Sprache, der Ausdruck), abgeſehen von dem Stoff (Gedanken und Gefühl), um den es ſich eigentlich handelt: ſo wird der Geſprächsgegenſtand zur Nebenſache, die Kunſt der Wortwahl und Wortzuſammenſtellung zur Hauptſache. Vor allem gilt es aber wieder, das faſt unmöglich Scheinende zu leiſten, mit Zeichen gewiſſer Begriffe ganz heterogene Begriffe hervorzurufen, und was des heiteren Spieles mehr iſt, für das man eben ſeine Künſtlerfreude an der Form haben muß. Der directe Engländer, dem es nur darum zu thun iſt, ſeinen Gedanken oder ſein Gefühl auf die geradeſte, einfachſte, ſchnellſte Weiſe mitzutheilen, der beim Geſpräch

ganz im Stoff aufgeht, kann ſich natürlich nur ſchwer von dieſer Art des Rebeturnierens Rechenſchaft ablegen, obſchon ſeine mehr dichteriſchen Vorfahren aus Shakeſpeare's Zeit gerade darin eine beſondere Virtuoſität erlangt hatten, folglich wohl auch ſich darin gefielen.

Dazu kommt dann noch das Gefallen der Franzoſen und Franzöſinnen an Natürlichkeiten. Kommen dieſe einfach als Natürlichkeiten vor, ſo werden ſie auch im Geſpräch ſo behandelt, und das Kind wird einfach bei ſeinem Namen genannt. Man findet es eben, wie mir ſcheint mit Recht, weit keuſcher und unbefangener, von einer Dame zu ſagen: elle est grosse, als elle est dans une position intéressante (in the family way, guter Hoffnung, und andere abgeſchmackte Umſchreibungen). Stellen ſich aber ſolche Gegenſtände von ihrer komiſchen Seite dar, ſo gibt ihnen die Verhüllung und Doppelſinnigkeit der Sprache, wie die Maske in der Faſchingszeit, eine Art Freibrief der Heiterkeit und der Ausgelaſſenheit, der dieſe verhindert, in urſprünglicher nackter Rohheit aufzutreten. Die moderne engliſche Prüderie iſt nun freilich das gerade Gegentheil dieſer zarten und pikanten Behandlung des Natürlichen; daher ihr daſſelbe auch ſo leicht unanſtändig oder gar corrupt vorkommt, während es doch nur naiv und heiter iſt.

Von der Abweſenheit gewiſſer Wörter, wie Herr Marſhall und viele vor ihm gethan, auf die Abweſenheit gewiſſer Ideen und Gefühle zu ſchließen, iſt ein trügeriſches Spiel, das meiſt irre führt. Geben wir zu, daß die Franzoſen kein Wort für listener (Zuhörer, Aufhorcher) oder für sober (nüchtern, im Sinne von „nicht betrunken") haben, weil ſie nicht zu hören verſtehen und weil die Nüchternheit

bei ihnen selbstverständlich ist. Aber daß die Franzosen keine Lehrer haben sollen, weil sie das Wort nicht besitzen; daß die französischen Backfische nicht wie die englischen ihre Köpfe zusammenstecken und kichern sollen, weil das Wort giggle im Französischen kein genaues Aequivalent hat; daß die Franzosen keine Reiternation seien, weil sie sonst ja ein einziges Wort für „reiten" hätten — das hieße behaupten: wir Deutschen putzen uns die Nase nicht, wüschen uns nicht, tafelten nicht, weil wir keine Wörter für Schnupftuch, Handtuch, Tischtuch (mouchoir, serviette, nappe) haben, hieße, den Engländern vorwerfen, daß sie keiner dauernden Eindrücke fähig sind, weil sie das Wort „unvergeßlich" nicht besitzen. Wer ist „impulsiver" als die Franzosen, die das Wort „impulsiveness" nicht kennen, wer angeregter als sie, denen das Wort „Anregung" abgeht? Machen die Franzosen keinen Unterschied zwischen Blume und Blüthe, weil sie, wie Herr Marshall richtig bemerkt, nur ein Wort für beides haben? Gibt ein Franzose nie einen Fußtritt, weil er fünf Worte braucht, die Handlung auszudrücken — er, der eine eigene Wissenschaft der Fußtritte (la savate) hat? Kennt der Italiener, kannte der Grieche etwa die blaue Farbe nicht, weil der italienischen und griechischen Sprache die specielle Bezeichnung derselben fehlt?

Auch hier hat der Engländer nur das vereinzelte, zufällige Detail gesehen, anstatt das, freilich noch immer Ausnahmen unterworfene, Gesetz. Die Wahrheit ist, daß die Sprache des Franzosen, so wenig wie seine Natur, eine sinnliche ist. Wie in ihrer Kunst und in ihrem Leben das abstracte, ordnende Verstandesprincip über das intuitive, spontane, concrete vorherrscht, so in der Sprache; sie drückt

n Lebensbeziehungen das zärtlichſte und
er Welt ſind; die Abweſenheit der be-
e bewieſe alſo nicht viel. Wo ich nun
it Herr Marſhall übereinſtimmen kann,
nderung des franzöſiſchen tu, das keines-
e Zärtlichkeit und Herzlichkeit enthält, wie
z. B. Der Engländer wird ganz bithy-
die Innigkeit des tu dem armen Lands-
will, der nur ſein einziges you kennt.
zöſiſche tu aber vielmehr ein Zeichen der
it, als der Zärtlichkeit, und wer ein tiefes
iſchen Sprache hat, wird es als eine ver-
n empfinden, daß die Ehegatten anfangen
ı dutzen, die Kinder tu ſtatt vous zu
gen — doch auch dies nur in den Mittel-
öheren, wie in den niederen, bleibt das
keuſche vous die Regel in dieſem Falle,
verwechsle doch ja das franzöſiſche Dutzen
iſchen und italieniſchen. Bei uns thut es
iſers keinen Eintrag, wenn er am Abend
ıiſerin telegraphiſch mit Du anredet; alle
ɔmänner dutzen ſich gegenſeitig; in Frank-
rſte zu ſehr an den Alcoven, das zweite
ner erinnern. Unſer Schiller ſelber —
chte mich auf dieſe Feinheit aufmerkſam —

jede Art von Gedanken und Gefühlsſchattirungen auf eine wunderbar mannigfaltige Weiſe aus: an Bezeichnungen der Schall- und Lichtwirkungen z. B. iſt ſie ſpottarm. Man verſuche einmal Goethe's „Hochzeitlied" in's Franzöſiſche zu überſetzen:

Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und ſchleift es und rauſchet und wirrt,
Da piſpert's und kniſtert's und fliſtert's und ſchwirrt's

oder:

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal.

oder auch nur die täglich von uns gebrauchten Nüancen von „ſchimmern, ſchillern, glitzern, glittern, glänzen, leuchten, flimmern" u. ſ. w. auf franzöſiſch wiederzugeben. Daher denn auch die Armuth der Franzoſen an Onomatopoën: ſeit Jahrhunderten wiederholen ſie den einen, ihnen einzig geltenden, Vers des Oreſtes:

Pour qui sont ces serpents qui sifflent sur vos têtes;

und wenn ihre Sprache nicht iſt

Like our harsh northern whistling, grunting guttural,
Which we're obliged to hiss, and spit, and sputter all;

ſo können wir uns damit tröſten, daß ihrem abgeſchliffenen Idiom auch die ſinnliche Macht abgeht, die ſich in ſolchen Zeilen bekundet.

An Zärtlichkeitsausdrücken (endearing terms) iſt das Franzöſiſche nicht ſehr reich, meint Herr Marſhall, und wir können ihm nicht Unrecht geben, obſchon es uns kein Mang dünken will, daß die Franzoſen das fade, läppiſche darlin nicht haben; nur möchten wir dem Engländer zu bemerk geben, wie gerade er mit ſo viel Nachdruck — und ich fü hinzu mit ſo viel Recht — betont hat: daß die Franzoſ

ihren häuslichen Lebensbeziehungen das zärtlichſte und
anſivſte Volk der Welt ſind; die Abweſenheit der be-
deren Ausdrücke bewieſe alſo nicht viel. Wo ich nun
r gar nicht mit Herr Marſhall übereinſtimmen kann,
ſt in der Bewunderung des franzöſiſchen tu, das keines-
gs eine ſo große Zärtlichkeit und Herzlichkeit enthält, wie
s Deutſche Du z. B. Der Engländer wird ganz bithy-
nbiſch, wenn er die Innigkeit des tu dem armen Lands-
nn beſchreiben will, der nur ſein einziges you kennt.
der iſt das franzöſiſche tu aber vielmehr ein Zeichen der
meradſchaftlichkeit, als der Zärtlichkeit, und wer ein tiefes
fühl der franzöſiſchen Sprache hat, wird es als eine ver-
ende Profanation empfinden, daß die Ehegatten anfangen
vor Leuten zu dutzen, die Kinder tu ſtatt vous zu
en Eltern zu ſagen — doch auch dies nur in den Mittel-
nden; in den höheren, wie in den niederen, bleibt das
tungsvolle und keuſche vous die Regel in dieſem Falle,
ehedem. Man verwechsle doch ja das franzöſiſche Dutzen
ht mit dem deutſchen und italieniſchen. Bei uns thut es
Würde des Kaiſers keinen Eintrag, wenn er am Abend
n Sédan die Kaiſerin telegraphiſch mit Du anredet; alle
lieniſchen Staatsmänner dutzen ſich gegenſeitig; in Frank-
ch würde das erſte zu ſehr an den Alcoven, das zweite
das Schulzimmer erinnern. Unſer Schiller ſelber —
inrich Heine machte mich auf dieſe Feinheit aufmerkſam —
ßt Wallenſtein Sie zur Herzogin ſagen, während er die
räfin Terzky, zu der er in einer Art kameradſchaftlichen
erhältniſſes ſteht, mit Du anredet. Doch iſt, wie geſagt,
eſe Redeweiſe im Deutſchen weniger choquant als im
ranzöſiſchen, weniger obſolet als im Engliſchen, und die

Sache erklärt ſich leicht. Das deutſche Sie iſt ja nicht J
es ſetzt voraus: „Ew. Gnaden", wie das italieniſche I
auch nicht vous bedeutet, ſondern Vostra Signoria, d
ſpaniſche Usted ebenfalls Vuestra Merced ſagen ſoll. D
bringt unbewußt etwas Förmliches, Ceremonielles in
Umgangsſprache, wenn auch der Urſprung und die Eliſi
längſt vergeſſen ſind. Das franzöſiſche vous und das en
liſche you erinnern an nichts dergleichen: eine Frau ka
ihren Mann, ein Kind ſeinen Vater vous oder you nenne
ohne daß ſie ihn deshalb als „Herrn" anzureden ſcheine
Auch hier verräth ſich die ältere, einheitlichere Geſellſchafts
tradition Frankreichs und Englands. Wie Kaiſerin un
Königin nur „Madame" ſind, nicht mehr noch minder al
die Bürgersfrau, ſo iſt auch das vous und you die all
gemeine Münze einer lange geeinten Civiliſation: es dien
für alle Verhältniſſe. Es wird noch lange Jahre brauchen
ehe es ſo in Deutſchland und Italien werden wird: doch
ſind wir auf dem Wege der Vereinfachung — das Er un
Ihr ſind ſchon beinahe verſchwunden, und der Gebrauch
des voi nimmt ſtark ab. Auch das Du und tu wird da-
durch immer mehr den Charakter inniger Zärtlichkeit verlieren,
um nur den der ungenirten Geſelligkeit zu behalten, den es
ſchon jetzt, wenn auch nicht ſo ausſchließlich wie das fran-
zöſiſche tu, hat.

Ich wäre noch lange nicht fertig mit Herrn Marſhall's
Buch; aber ich denke die Leſer haben genug, wenigſtens vor
meinen Bemerkungen über des Engländers Werk, wenn nicht
von dieſem Werk ſelber, das ich allen Freunden der „Völker
pſychologie" auf das wärmſte empfohlen haben will: ſie wer
den nicht viele aufrichtigere, gewiſſenhaftere, fleißigere un

billigere Beobachter finden, und da hier Geist, Geschmack, Scharfsinn und Scharfblick, sowie eine außerordentlich reiche Erfahrung hinzukommen, und der Verfasser, echt englisch, mehr bei Thatsachen als Raisonnements verweilt, so kann man sehr Vieles und Wissenswerthes von ihm lernen.

III.

John Morley's Studien über hundert in Frankr

Voltaire, by John Morley. — London, Cha
Ein Band in 8°.
Rousseau, by John Morley. Ib. 1873. 3
Diderot, Essays in der „Fortnightly Revie

1.

Ein merkwürdiges Buch ließe ſich
der Popularität Voltaire's ſchreiben, in
graphie wohl keine untergeordnete Rolle
alle Schriften Dante's und alle ſeit dem
Tage geförderten Ausgaben der Divina

als die Geſchichte ſämmtlicher politiſcher Thatſachen vor oder nach 1800 zu liefern vermochte. Die Popularität Voltaire's iſt zu keiner Zeit größer geweſen, als während der Reſtauration, da das gebildete Frankreich, im Wahne „die Revolutionsperiode" ein für allemal hinter ſich zu haben, der Reaction und „den Vorurtheilen" ungeſtraft trotzen zu dürfen meinte. Das unvernünftige Bündniß der conſervativen Intereſſen mit der katholiſchen Kirche veranlaßte ſtets von Neuem die nicht minder gefährliche und abſurde Coalition der Liberalen mit dem Bonapartismus. Man war in der Oppoſition naiv genug, den Unterzeichner des Concordats für den Vertreter und Vollſtrecker Voltaire'ſcher Ideen zu halten; und die Hülfe des Geiſtes, der das Leben und die Bewegung ſelbſt geweſen war, wurde angerufen für den „modernen Staat", der ſich in den Einrichtungen des Conſulats verſteinert. Es wimmelte von Geſammtausgaben (ſowohl Volks- als Luxusausgaben); täglich erſchien eine neue Studie oder ein neuer Eſſay über Voltaire. Ganz wie zu Lebzeiten Fréron's gerieth man in Eifer für und wider den Patriarchen von Ferney. Vorzüglich mundete jene mittlere Philoſophie Voltaire's dem Mittelſtande, der noch nicht daran dachte, wie die eingeſchüchterte Bourgeoiſie von heute, ſie mit dem Materialismus revolutionärer Atheiſten in einen Topf zu werfen. Die gegen 1830 in's Leben getretene Generation — eine der feinſinnigſten, aber auch ſchwächſten, die Frankreich hervorgebracht hat — verhält ſich Voltaire gegenüber äußerſt zurückhaltend, wenn ſie ihn überhaupt mehr als dem Namen nach kennt; und unter den ſeltenen Leſern, die er noch heute zählt, verläugnet ihn mehr als Einer, der Geſchmack an ihm findet. Der Mehrzahl iſt er

ungenießbar; denn die vielen aufeinanderfolgenden Re
lutionen, durch die Frankreich in den letzten fünfzig Jah
heimgesucht worden ist, haben schließlich mit den Furc
samen zusammen auch jene feineren skeptischen Geister
die conservative Partei hineingetrieben, denen überall u
zu allen Zeiten antirevolutionäre Instinkte innewohnen, u
die gern auch den geringsten Vorwand ergreifen, um
solchen geheimen Neigungen mit Anstand hinzugeben.

Im Auslande ist es aber nicht so. In der öffe
lichen Meinung Deutschlands behielt das Interesse des Fo
schritts das Uebergewicht über das Interesse der Erhaltu
selbst nach der Episode von 1848. Die aufgeklärten Clas
befanden sich gegenüber Friedrich Wilhelm dem Vierten,
sogar gegenüber Wilhelm dem Ersten bis zu seinem Bru
mit der legitimistischen Partei im Jahre 1866, genau
der Lage, in der die französische Bourgeoisie gegenüber
Regierung der Restauration stand. Der Socialismus w
noch zu schwach oder zu entfernt, um ein Gegengewicht
bilden. So neigte man sich, vermöge einer natürlich
Reaction gegen den speculativen und historischen Geist, d
schließlich die religiöse und politische Bewegung des Land
in's Stocken gebracht hatte, wieder auf die Seite d
Rationalismus und gemeinen Menschenverstandes, „lequ
est né français", wiewohl er zeitweise aus seinem Vat
lande verbannt zu sein scheint. Nie, seit Wieland's Ze
hat man in Deutschland mehr Freunde und Lobredn
des französischen achtzehnten Jahrhunderts, besonders al
Voltaire's auftauchen gesehen, als gerade in den Jahre
die unmittelbar dem verhängnißvollen Kriege von 18
vorangingen.

In England — wo, allem Scheine des Gegentheils zum Trotze, bewundernswürdige aber irrationelle und veraltete Einrichtungen noch größeren Widerstand leisten, als ihn die Kraft des Angriffs verlangt — ist der politische und philosophische Rationalismus, — das was man früher „französische Ideen" nannte — Mode geworden nicht allein bei der Menge, sondern auch unter den vorzüglichsten Köpfen und in der höheren Gesellschaft. Hier hat die Furcht den Blick noch nicht so getrübt, daß man überall das rothe Gespenst zu sehen vermeint. Sollte indeß jemals eine vierzehntägige Commüne alle diese fashionablen Voltairianer in das entgegengesetzte Extrem treiben, Herr John Morley folgte ihnen sicher nicht. Er kennt seinen Voltaire zu gut, um ihm je revolutionäre Einflüsse auf die Massen zuzuschreiben. Würden die Werke dieses großen Chirurgen, der aus dem socialen Leibe so viele Krebsschäden mit der Wurzel herausgeschnitten hat, ohne je ein Lebensorgan zu verletzen, von dem jetzigen Geschlecht Frankreichs mit der Liebe und dem Verständniß gelesen, das Herr Morley hinzubringt, so würde es sich vielleicht doch besinnen, ehe es sich in die Arme der Kirche würfe, unter dem Vorwande, der Commüne zu entgehen. Herr Morley hat vortrefflich eingesehen, daß, bei der gegebenen Geschichte, dem Temperament und dem Geist Frankreichs, Voltaire das für sein Vaterland gewesen ist, was die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts für Deutschland und England waren: nämlich Schöpfer einer neuen, nicht Zerstörer jeder Religion. Uebrigens, was auch eine vereinzelte Stimme hie und da sagen mag, und ungeachtet aller Heucheleien oder panischen Schrecken, ist der Deismus, wie er von Voltaire aufgefaßt

wurde, die lauwarme Religion der Mehrzahl gebildeter Franzoſen des neunzehnten Jahrhunderts. Vielleicht würde der Geſellſchaft wie den wohlverſtandenen conſervativen Intereſſen ein größerer Dienſt damit geleiſtet, hielte man dieſe Fahne aufrecht und vertheidigte man ſie energiſch gegen die Angriffe von rechts und links, als indem man ſie in die Taſche ſteckt und ſich unter die Standarte des Syllabus flüchtet, wie es heute unter den franzöſiſchen Conſervativen Mode geworden.

2.

Niemand iſt berechtigter von Voltaire zu ſprechen, als Herr Morley. Er gehört zu den ſeltenen Schriftſtellern des Auslands, die ihren Schriftſteller nicht leſen um ein Buch darüber zu ſchreiben, ſondern die ein Buch ſchreiben weil ſie einen großen Schriftſteller geleſen und wieder geleſen, über ihn nachgedacht und abermals nachgedacht haben und weil ſie das Bedürfniß empfinden, ihre Gefühle über den Gegenſtand ihres Nachdenkens auszudrücken. Da er ſich mit den Ueberbleibſeln des alten Régimes, welche noch in ſeinem Vaterlande beſtehen, in Oppoſition befindet, hat es auf den erſten Blick den Anſchein, als wäre Herr Morley im Grunde ein Rationaliſt franzöſiſcher Schule. Er iſt aber hinlänglich Mann ſeines Zeitalters, um die Dinge von ferne anzuſchauen, um vergeſſen zu können, daß er dabei betheiligt iſt, und das Für und Wider zu ſehen. Er iſt es vielleicht zu ſehr. Die feſtländiſche Eigenſchaft geiſtiger Weite thut der weſentlich engliſchen geſunder Beſchränktheit immer-

hin Eintrag. Weder Denker noch Schriftſteller hat ſeinen Vortheil dabei. Dieſem fehlt es an gehöriger Concentration, während Jener zu abſtrakt wird. Der neue Geſchichtſchreiber Voltaire's, ſo gründlich auch ſeine klaſſiſchen Studien ſein mögen, entbehrt jener Unmittelbarkeit, jener Lebendigkeit und robustezza der engliſchen Autoren der alten Schule, die ſich wenig um Theorien und Grundſätze kümmerten, die Welt ohne Arg anſchauten und darſtellten und ſich ehrfurchtsvoll vor den beſtehenden Mächten beugten, ſo in der Geſellſchaft kraft des Rechts der Geſchichte walten. Eher ſcheint Herr Morley jener utilitariſch-demokratiſchen Strömung anzugehören, die ſeit Franklin und Bentham nicht aufhört, die Hälfte Englands mit ſich fortzureißen. Man fühlt eben, daß er Comte geleſen hat, und daß Hegel ihm nicht fremd geblieben iſt. Durch die Gewohnheit der Speculation wird der etwas proſaiſche common-sense jener Partei faſt erſtickt; während die Sucht Jedem gerecht zu werden die poſitive Unbefangenheit der traditionellen Schule ein wenig trübt.

In der That hat Herr Morley einen Fehler, den man manchem Anderen wünſchen möchte: den, allzu gerecht zu ſein und die Dinge von zu vielen Seiten anzuſchauen. Man iſt zuweilen verſucht, ihm etwas mehr Beſchränktheit zu wünſchen. Er hat eine Fülle von neuen und ſcharfſinnigen, oft ſogar tiefen, Anſichten; man merkt, daß er über die Wechſelfälle des menſchlichen Thuns und Denkens nachgedacht hat; allein „die Braut iſt zu ſchön". Alle dieſe perſönlichen Anſchauungen, welche zum Nachdenken anregen, verwiſchen die Umriſſe und trüben die Farbe des Bildes. Daher, wenn auch Herrn Morley's Standpunkt bisweilen an den Taine's erinnert, ſind doch beide Schrift-

ſteller in ihrer Art zu verfahren vollkommene Gegenfüßler. Taine — ohne ſich vielleicht darüber Rechenſchaft zu geben — gebraucht ein philoſophiſches Syſtem als einen Rahmen, innerhalb deſſen er die üppigſten, lebensvollſten Bilder malt; während Morley uns, unter dem Vorwande eines Bildes, eine Philoſophie der Geſchichte liefert. Wenn aber der franzöſiſche Kritiker ernſtlich meint, der Rahmen ſei die Hauptſache und ſeine Bilder wären von untergeordneter Bedeutung, ſo ſcheint der engliſche Biograph denn doch zu ahnen, daß ſeine Arbeit eher eine Darſtellung der Idee Voltaire's, eine Studie über die Entſtehung und Wirkung dieſer Idee genannt zu werden verdiente, als eine Lebensbeſchreibung oder ein eigentliches Portrait.

Nicht nur dem Stoff, ſondern auch der Form nach, entfernt ſich Herr Morley von der engliſchen Tradition. Ueberall in ſeinem Style ſtößt man auf Spuren des Auslandes und moderner Formeln. Gewiß hätte man Unrecht, von einem engliſchen Schriftſteller des neunzehnten Jahrhunderts die Sprache eines Addiſon oder eines Fielding zu fordern; allein es gibt doch Mittel und Wege, einer Styl-überlieferung treu zu bleiben, indem man ſie den Bedürfniſſen des neuen Gedankens anpaßt. Die rhetoriſche Phraſe eines Macaulay, die Ironie eines Thackeray, die Familiarität eines Dickens, zählen ihre Vorfahren in der engliſchen Literatur des vorigen Jahrhunderts; Herrn Morley's Schreibart aber iſt dem engliſchen Geiſte ebenſo fremd, wie der Styl Carlyle's, nur in einer anderen Weiſe; er iſt weniger urſprünglich und dichteriſch, aber reiner und natürlicher. Man fühlt ihm wohl die Gewohnheit an, ſich im Kreiſe der Ideen zu bewegen, die in Deutſchland umgehen; allein

die wünschenswerthe Gewandtheit, dieſelben in ſeiner Mutterſprache wiederzugeben, geht ihm ab. Es iſt eben nicht Jedermanns Sache, Gedanken zu handhaben, die ſeiner Zeit und ſeinem Vaterlande neu ſind — wie es z. B. Renan thut — ohne jemals dem Geiſte und der Gefälligkeit der eigenen Sprache Gewalt anzuthun.

Herrn Morley's abſtrakte, obgleich glänzende, zugleich kühne und ernſte Schreibart zeigt vortrefflich die große Veränderung, die unter dem Einfluſſe einer Schule junger, aus der Veſte des altengliſchen Geiſtes ſelber, aus Oxford, hervorgegangener Schriftſteller eben mit der engliſchen Literatur vorgeht. Die abſtrakten Geiſtesgewohnheiten und die vorgefaßten Meinungen, mit denen dieſe Neuerer die Alten geleſen haben, verrathen ſich in ihrem Styl ebenſowohl als in ihren Gedanken. Dem engliſchen Geiſt — der unter Allen ſich am meiſten dem antiken nähert — ſind luſtige Verallgemeinerungen verhaßt. Dieſem Volke, das ein ſo beträchtliches Stück Geſchichte geſchaffen, und vortrefflich geſchaffen hat, iſt alle Philoſophie der Geſchichte zuwider. Im Buche Herrn Morley's aber findet man kaum etwas anderes als Allgemeinheiten und Geſchichtsphiloſophie; glänzende und bewundernswürdige Allgemeinheiten wohl, aber doch immer Allgemeinheiten. Man ſehnt ſich von Zeit zu Zeit nach einer Anekdote, nach einem Detail, und das Talent, welches der Verfaſſer in den wenigen Stellen offenbart, wo er ſich herabläßt, Thatſachen zu erzählen, iſt ganz dazu angethan, unſer Bedauern darüber zu vermehren, daß er es nicht öfter thut. Herrn Morley ſind alle großen Schriftwerke des achtzehnten Jahrhunderts genau bekannt, und er iſt nicht weniger in der ſtaatlichen Geſchichte dieſer Periode bewandert; er begnügt

ſich aber damit, philoſophiſche Schlüſſe aus dieſer Literatur und Geſchichte zu ziehen. In früheren Zeiten fühlte man ſtets hinter jedem engliſchen Schriftſteller den Staatsmann, den Reiſenden, den Dichter, den Denker, oder mindeſtens den Fachgelehrten, hier ahnt man den Literaten ex professo, der die Stadt nie verlaſſen hat, der die Welt nur aus Büchern kennt und ſie nur durch das Medium der Reflexion und des Syſtems anſchaut.

Herr Morley gibt ſelbſt eine vorzügliche Definition jener vagen, vielfarbigen Gattung, die man „Literatur" zu nennen pflegt; dahin gehört aber auch ſein Buch: es iſt ſogar ein ſehr ſchönes Beiſpiel davon. Es iſt ſehr wahr, daß zwiſchen dem Literaten des achtzehnten Jahrhunderts, wie ihn Herr Morley ſo glücklich charakteriſirt, und dem Literaten des gegenwärtigen, ein großer Unterſchied herrſcht. „Der moderne Literat entſpricht dem antiken Sophiſten, deſſen Rolle die war, laufende Vorurtheile zu beſtätigen, auszuſchmücken und weiter zu verbreiten. Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aber hieß Schriftſteller in Frankreich zu ſein ſo viel, als ein officieller Gegner der laufenden Vorurtheile und der ſophiſtiſchen Vertheidiger dieſer Vorurtheile in Kirche und Parlament zu ſein." Nichts kann richtiger ſein; beeilen wir uns hinzuzufügen, daß Herr Morley ſelbſt ein ſolcher Literat iſt, der ſich aus dem vorigen Jahrhundert, dem er offenbar angehört, in das unſrige verirrt hat. Aus vielen Zügen ſieht man, daß er auch uns angehört — beſonders durch die augenſcheinliche Beſorgniß um die gehörige Entwicklung ſeiner eignen Ideen an Stellen, wo er eher die Ideen ſeines Helden darſtellen, deſſen Züge malen, deſſen Handlungen erzählen müßte; durch

seine Unabhängigkeit aber, durch seinen Muth, wie durch seine Freiheit von Vorurtheilen, ist er ein directer Abkömmling der Tapferen aus jener Phalanx streitender Schriftsteller, welche der Ruhm des vorigen Jahrhunderts sind. Diese Kühnheit, vereint mit einer warmen, wiewohl durchaus nicht blinden, Verehrung für den großen Mann von dem er spricht, mit einer ausgedehnten Gelehrsamkeit, einer großen Gerechtigkeitsliebe und einer gediegenen festen Denkweise ist es aber auch, was das Werk zu einem der bemerkenswerthesten stempelt, die überhaupt über Voltaire erschienen sind.

Eine andere Eigenschaft zeichnet das neueste Werk des geistreichen Engländers vor ähnlichen Werken der Art vortheilhaft aus: es enthält keine unnütze Aesthetik und keine allzunützlichen Analysen und Citate ꝛc. — Freilich setzt es bei dem Leser eine vollständige Bekanntschaft mit Voltaire's Leben und Schriften voraus. Niemand soll es zur Hand nehmen, um daraus biographische Thatsachen zu erfahren, oder gar sich die Lectüre von „Candide" oder dem „Essai sur les mœurs" zu ersparen. Für Letzteres kann man Herrn Morley nicht dankbar genug sein; denn es ist hohe Zeit, dem Mißbrauche Einhalt zu thun, der durch die Ueberschwemmung mit Literaturgeschichte die ganze Bildung der europäischen Gesellschaft zu unterwühlen droht. Man kann Niemandem zumuthen, heutzutage Brockes' „Irdisches Vergnügen in Gott" oder auch nur Klopstock's „Messiade" zu lesen. Man gebe immerhin Abrisse von Wolff's, ja von Leibniz' philosophischen Werken; aber, wie es Sitte ist, dem Ausländer „Faust im Auszuge", dem Deutschen eine „Analyse der göttlichen Comödie" zu bieten, darin liegt im Keime

der Ruin aller wahren Bildung. Weit beſſer, unendlich beſſer iſt es, gewiſſe Werke vollſtändig zu ignoriren, als ihr Inhaltsverzeichniß auswendig zu lernen. Handelt es ſich doch bei wahrer Bildung nicht um die Quantität der aufgeſtapelten Kenntniſſe — und welcher Kenntniſſe: von Capitel-Ueberſchriften, Namen, Daten, Formeln! — ſondern um die Entwicklung und Erweiterung der Gedanken- und Gefühlswelt. Wohl gibt es Dinge in der Literatur jedes Volkes, die nur eine hiſtoriſche Bedeutung haben: ſolche mögen immerhin zuſammengefaßt und analyſirt werden, wenn dieſe Bedeutung wirklich ſo groß iſt, daß man nicht einfach daran vorbeigehen kann; wo aber neben dem hiſtoriſchen und über dem hiſtoriſchen Werthe ein künſtleriſcher fortlebt, da ſollte doch nur die Wahl zwiſchen offener, aufrichtiger Unkenntniß und wirklicher Kenntniß ſein. Künſtleriſche aber nenne ich im weiteſten Sinne alle Erzeugniſſe, in denen die Form ſich vom ausgeſprochenen Gedanken oder Gefühle nicht trennen läßt, ohne daß dieſer Gedanke oder dieſes Gefühl ihren Eindruck auf den Leſer, Zuſchauer oder Zuhörer verfehlen. Nun iſt Voltaire's Form nicht allein im reizend leichten, klarfließenden Style, in der Erfindung ſeiner unterhaltenden Erzählungen zu ſuchen, ſondern auch und ſpeciell im Witze, in der Antitheſe, in der ſcheinbaren Paradoxie, im Einzelnen. Keine Analyſe — wäre ſie ſelbſt von D. Fr. Strauß entworfen — kann uns Voltaire's Wirkung auf das achtzehnte Jahrhundert veranſchaulichen, geſchweige denn uns den Genuß erſetzen, mit dem wir noch heute bei der Lectüre eines „Mikromegas" über die Schwächen der Menſchennatur, unſere Vorurtheile und Eitelkeiten lächeln.

Herr Morley wendet sich aber nicht an die „Gebildeten", welche Voltaire nur vom Hörensagen kennen; er schreibt für die, welche ihn gelesen haben, sucht ihnen die Genesis seiner Ideen zu zeigen, das Verfahren seines Talentes darzulegen, die Grundanschauung und den Grundcharakter des streitbaren Denkers zu ermitteln, seine Wirkung nachzuweisen. Ueber mehr als Einen Punkt erlaubt sich der Schreiber dieser Zeilen das Urtheil Herrn Morley's nicht zu theilen; doch würde es ihn zu weit führen, auch nur den zehnten Theil des inhaltsvollen, gedankenschweren Buches durchzugehen. Herr Morley zeigt sich darin weit subjectiver, als in seiner so bedeutenden Schrift über Burke, und das neue Werk hat dadurch an Fülle gewonnen, was es an künstlerischem Werthe verloren hat. Der Chor spricht so viel mit, daß er die Haupt-Acteurs oft nicht zum Worte kommen läßt — allein er hat so viel Neues, Originelles, Tiefes, Anregendes zu sagen, daß man ihm nicht böse werden kann; nur wird's schwer, ihm in den engen Grenzen eines Essays in alle Winkel seiner geistigen Schatzkammer zu folgen.

3.

Herrn Morley's Buch besteht aus sieben Kapiteln von gleich großem, obgleich sehr verschiedenartigem Interesse. Müßte ich unter so vielen interessanten, tief gedachten Seiten irgend welche als besonderer Aufmerksamkeit würdig nennen, so würden es vielleicht die sein, welche von den Beziehungen zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire, und der von

Voltaire vorgeschlagenen — annähernden — Lösung der philosophischen Probleme handeln. Ich wiederhole aber, daß das ganze Buch sorgfältig gelesen zu werden verdient, und bin sogar überzeugt, daß eine getreue, vollständige Uebersetzung auf dem Festland großen Beifall finden würde. Selbst die oben angedeuteten Fehler, — wenn eine gänzliche Befreiung von allen vaterländischen Vorurtheilen und Traditionen überhaupt zu den Fehlern eines Schriftstellers gerechnet zu werden verdienen, und hierauf lassen sich doch alle meine Bemerkungen schließlich zurückführen — selbst diese problematischen Fehler verschwänden in der Uebersetzung. Das was in Betreff des Styls und der Gedanken den englischen Leser nothwendig stutzen macht, würde den deutschen oder französischen keineswegs verletzen. Ja, Letzterer käme sogar in Versuchung, diesen Ausländer, der Frankreich so gründlich kennt, es so richtig wie gerecht beurtheilt, für einen sehr freisinnigen, seltsam kühnen Landsmann zu halten. Man vergleiche nur das Morley'sche mit dem Strauß'schen Werke, und das Charakteristische bei dem englischen Schriftsteller wird sogleich in's Auge fallen. Der deutsche Biograph in der That, trotz einer beinahe unbedingten Verehrung für Voltaire, hört nicht auf, wesentlich deutsch und protestantisch zu sein, auch möchte ich bezweifeln, daß sein Buch die Uebersetzungsprobe glücklich bestehen würde; während der englische Verfasser vielleicht in der Fremde auf größeres Verständniß und mithin auf mehr Beifall rechnen dürfte, als im eignen Vaterlande.

Nicht als ob er in seiner Studie England etwa unglimpflich behandelt hätte. Vielmehr widmet er der Schilderung der Macht, welche „englische Einflüsse" auf Voltaire's Leben

und Werke ausgeübt haben, ein besonderes Kapitel. Es war auch nicht wohl anders möglich: man kann nicht zu viel Gewicht legen auf dergleichen geistige Beziehungen zwischen verschiedenen Völkern, besonders zu Zeiten, wo sie leicht unterschätzt und politischen Interessen und Leidenschaften aufgeopfert werden. Als Voltaire und Montesquieu England besuchten, war es soeben aus einem langen Kampfe mit Frankreich und zwar als Sieger hervorgegangen. Bald sollte der Krieg zwischen den Erbfeinden von Neuem ausbrechen und Frankreich bei dem Pariser Frieden noch mehr einbüßen, als bei dem Utrechter. Schon damals brannte der alte Nationalhaß des hundertjährigen Krieges in den unteren Schichten beider Völker mit fast gleicher Lebhaftigkeit, wie unter Revolution und Kaiserreich; die gebildeten Geister aber, — ein Umstand, der wohl bemerkt zu werden verdient — hatten Muth und Adel der Gesinnung genug bewahrt, um gegen den Strom zu schwimmen, der die Mehrzahl mit sich fortriß. So fiel es weder Montesquieu noch Voltaire ein, sich durch das Studium Locke's und Newton's gedemüthigt zu wähnen, weil sie Landsleute von Marlborough waren!

Noch soll man mir hierauf etwa erwidern: Voltaire sei unempfindlich gewesen gegen die Niederlagen von Höchstädt und Malplaquet oder unberührt geblieben von dem Roßbacher Schlage; denn Herr Morley hat die patriotische und politische Seite seines Helden zu vortrefflich darzustellen verstanden, um dergleichen Anklagen Raum zu gestatten. Er gehörte vielmehr zu jener Gattung bedeutender Männer, die selbst bei blutendem Herzen die Interessen der Menschheit über den Nationalhaß zu stellen wissen, die sich nie

dazu hergeben, ewige Ideen vorübergehender Leidenſchaft aufzuopfern. In ähnlichem Sinne weigerte ſich ja unſer Goethe, als uns der Jenaer Schlag getroffen hatte und er bereit war, ſeinen Herzog ins Exil zu begleiten, die Rolle eines Tyrtäus zu ſpielen, Wiſſenſchaft und Kunſt zu Dienern des Haſſes herabzuwürdigen, indem er es den Staatsmännern und Kriegern überließ, für die Vergeltung zu ſorgen.

Villemain hatte bereits die Aufmerkſamkeit darauf gelenkt, daß der Aufenthalt in England für Voltaire entſcheidend wirkte: nun beweiſt es uns Herr Morley bis zur Evidenz; merkwürdig iſt es aber, daß Voltaire, der die engliſche Philoſophie ſo vortrefflich verſtand, von engliſcher Politik wenig oder gar nichts begriffen zu haben ſcheint. Er hatte bald eingeſehen, daß die im XVI. Jahrhundert von den Händen Italiens in die Spaniens übergegangene geiſtige Hegemonie, im XVII. von Spanien nach England gewandert war; während Frankreich, berauſcht von einer ganz äußerlichen Größe und ſtolz auf die feine Form, in die es die Gedanken der Vergangenheit einzukleiden wußte, noch immer auf den alten katholiſchen Irrwegen fortgeſchlendert war, die es von Spanien überkommen hatte. Von Bacon bis Hume hatte England eine Reihe von Denkern hervorgebracht, durch welche die wiſſenſchaftliche Welt verjüngt worden war. Voltaire gebührt nun das außerordentliche Verdienſt, ſein Vaterland mit dieſer ihm fremden Welt bekannt gemacht zu haben; ja, es gebührt ihm das noch weit größere, dieſe Bewegung weiter fortgeſetzt und die Leitung derſelben von England nach Frankreich verlegt zu haben. Die Encyclopädiſten, ja, ſogar Rouſſeau, ſind einzig und allein durch dieſe Uebertragung engliſcher Ideen nach Frank-

reich zu erklären; wie man sich auch von Goethe und Schiller keine richtige Vorstellung machen kann, wenn man Wieland und Herder vergißt, welche die französischen Ideen des XVIII. Jahrhunderts bei uns einbürgerten, indem sie dieselben den Anforderungen ihres Vaterlandes anzupassen verstanden.

Das Schlimmste, was einem Volke begegnen kann, — davon liefert Spanien im XVII. Jahrhundert das Beispiel — ist, daß es sich allen ausländischen Einflüssen in der Ueberzeugung eigner Vortrefflichkeit entziehe und sich darauf steife, alles Fremde zu ignoriren. Das Vortheilhafteste aber was ein Volk thun kann — dies beweist Deutschland im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts — ist, daß es alle geistigen Fortschritte des Auslandes sorgfältig studire und sich anzueignen bemühe. Dies that aber Voltaire für sein Vaterland: daher „es kaum einen Franzosen von einiger Auszeichnung während der zwei Generationen zwischen dem Tode Ludwigs des Vierzehnten und der Revolution gab, der nicht nach England ging oder wenigstens die englische Sprache lernte. Viele thaten Beides." *)

4.

Voltaire wurde durch seinen Aufenthalt in England noch kampflustiger als zuvor. Die Wirkung der Presse, der Einfluß der Denker auf den Gang der dortigen Ereignisse machten ihm begreiflich, daß das Licht nicht dazu

*) Worte Buckle's in seiner „Geschichte der Civilisation".

da sei, um unter den Scheffel gestellt zu werden, und daß Wahrheit verkündigen und Lüge bekämpfen zu den Pflichten des Schriftstellers gehöre.

Was ihm in England zunächst auffiel, war „die sociale und politische Bedeutung der Literaten und die Thatsache, daß diese Macht eine allgemein anerkannte war..... Der Dichter, den man ins Gefängniß werfen ließ, weil er die von dem Bedienten eines Edelmanns erhaltenen Stockschläge übelgenommen hatte, befand sich in einem Lande, wo Newton und Locke durch einträgliche Posten in der Staatsverwaltung belohnt wurden, Prior und Gay bedeutende Gesandtschaftsstellen bekleideten, und Addison Staatssecretär war."

Nur zu groß sollte in der Folge die Umwälzung der Dinge in Frankreich sein, und es war Voltaire, der jene Federherrschaft eigentlich begründete, die seither das Unglück Frankreichs gewesen, und nicht weniger wirklich ist, weil dort die Schriftsteller mehr nach Aemtern trachten als sie einnehmen. „Die Leiden Frankreichs (und seine Geschichte seit der Revolution ist wesentlich eine Leidensgeschichte) rühren mehr als von irgend einem anderen Umstande, von der Vorherrschaft her, zu welcher die Schriftsteller in diesem Lande gelangt sind: und diese unheilvolle Vorherrschaft wurde, wiewohl ohne Absicht, von Voltaire zuerst begründet." Wenn England aber von diesem Uebel weniger zu leiden hatte, so kam es daher, daß die englischen Schriftsteller weniger Systematiker waren als die französischen, das englische Volk weniger Anlage zu abstrakten Schwärmereien hat, und vor Allem, weil die Abnahme des Einflusses der Schriftsteller auf die staatsmännischen Kreise in directem Verhält-

ſtand zu der Zunahme des Einfluſſes, den die Literatur auf die Menge ausübte.

Der Gegenſatz zwiſchen engliſcher Freiheit und franzöſiſcher Abhängigkeit fiel Voltaire ſehr auf; aber er ſah die Urſachen nicht: den Proteſtantismus und das Selfgovernment. Er meinte, dieſelben ſocialen Erfolge ließen ſich durch eine Philoſophie des gemeinen Menſchenverſtands wie durch einen aufgeklärten Glauben an die Offenbarung erreichen, und ein Aufheben aller Hemmungen der Bewegungsfreiheit der Bürger müſſe genügen, den freien Staat zu begründen. „Niemals erhob er ſich," ſagt Herr Morley, „über die einfache politiſche Vorſtellung des morgenländiſchen Märchens: ein guter Despot unterſtützt von einem weiſen Vezier."

Im Gegentheil, das, wodurch dieſes von ariſtokratiſchen Coterien und einem feilen Parlamente regierte England damals ſchon zu einem freien Lande geworden war, entging Voltaire ſowohl wie Montesquieu, welcher das Geheimniß der engliſchen Freiheit in der Trennung und dem Gleichgewicht der Gewalten entdeckt zu haben glaubte. „Von jeher ſchloſſen franzöſiſche Staatsmänner und Publiciſten ſyſtematiſch ihre Augen gegen die große Wahrheit: daß es keine königliche Straße gibt für nationale Wohlfahrt, und daß die Völker abſichtlich das Glück von ſich ſtoßen, ſo lange es ihnen nicht auf eine gewiſſe Art entgegenkommt."

Heute iſt es Mode, im entgegengeſetzten Sinne zu übertreiben — mit Worten, verſteht ſich. In der Wirklichkeit iſt nicht dasjenige Land das freie, wo Jedermann in die öffentlichen Angelegenheiten eingreift, und die Nichttheilnahme ſollte in normalen Zeiten die normale Stellung

der Bürger bleiben. Unſere Clienten, Kranken, Schüler, Kunden, Gemeinde haben doch das erſte Recht auf uns, und, was man auch einwenden mag, der Staat kommt nur in zweiter Reihe in Betracht, ſo lange die Exiſtenz des Staates ſelbſt nicht bedroht wird. Das Land der Freiheit wäre alſo das, wo Jeder das Recht hat, ſich an der öffentlichen Sache zu betheiligen und in kritiſchen Momenten von dieſem Rechte Gebrauch macht. Jeder wohlgeordnete Staat wird von Leuten regiert, die das Regieren zum Studium und zur Erfahrung ihres Lebens gemacht haben; Bürger, welche ſich ſelbſt direct regieren, etwa in ihren Mußeſtunden, wenn ſie mit Schuhmachen und Felderpflügen fertig ſind, ſind eine ebenſo utopiſche Vorſtellung, wie die von weiſen Despoten, die alles ſelbſt beſorgen. Vielleicht dürfte ſogar das Beiſpiel New-Yorks als ein Beweis gelten, daß ſelbſt locales Selfgovernment mehr Nachtheile als Vortheile bietet, ſobald die Localität eine gewiſſe Ausdehnung erreicht.

Was nothwendig iſt, um zu verhindern, daß diejenigen, welche mit der Staatsverwaltung beauftragt werden — mögen ſie nun Beamte oder Ariſtokraten, Abgeordnete oder Bureaukraten ſein — das allgemeine Intereſſe vernachläſſigen, iſt die Oberaufſicht, die Controle, nicht die Mitwirkung der Bürger: es iſt vor Allem die Möglichkeit für den Herrſcher — das Volk — ſein Veto einzulegen. Dies hatte aber England ſchon zu Voltaire's Zeit, und der Muth, die Mannhaftigkeit, mit der engliſche Bürger dieſe Controle anzuwenden, dieſes Veto einzulegen wußten, war der Urſprung und die erſte Bedingung der Freiheit, wie ſie bei unſern Vettern verſtanden und geübt wird.

Es lag nicht an Voltaire, wenn dergleichen männliche Gewohnheiten nicht auch nach Frankreich verpflanzt wurden, selbst ohne daß er sich klare Rechenschaft darüber gegeben hätte. Voltaire war groß in vieler Hinsicht; aber seine bewundernswertheste Größe war der Muth. Niemand in Frankreich, weder vor noch nach Voltaire, hat den Muth gehabt, sich über die öffentliche Meinung und das qu'en dira-t-on? hinwegzusetzen wie er, oder, wie er, beglaubigte Ideen, Schlendrian und intellectuelle Abhängigkeit anzugreifen. Dadurch wurde eben dieser durchaus nicht revolutionäre, keineswegs absprechende und absolute, gar nicht neuernde oder paradoxale Geist zum Befreier Frankreichs und der Welt. Wenn dieses Land wieder einmal einen Mann von gleich großem Geist findet, der den Muth hat, laut zu sagen, was er für die Wahrheit hält, selbst auf die Gefahr hin, für einen Sonderling, einen Menschen ohne Lebensart, einen Freund der Paradoxieen, einen Böswilligen oder gar einen Landesverräther zu gelten — dann wird es auch die Führerhand gefunden haben, die es aus dem Chaos leitet.

5.

Eines der interessantesten Kapitel in diesem interessanten, so tief und originell, so unabhängig und vorurtheilsfrei gedachten Buche ist das vierte (Berlin), an das man mir erlauben möge noch einige kurze Bemerkungen anzuknüpfen.

Natürlich wird man bei einem Denker und Geſchichts-Philoſophen, wie Herr Morley, nicht die platte, unwürdige, ja rohe Auffaſſung der Perſönlichkeit Friedrich's zu befürchten haben, die uns bei dem Rhetoriker Macaulay verletzt. Herr Morley läßt ſich nicht einen Augenblick durch die ſogenannten moraliſchen Untugenden des Königs den Blick für die Größe des Staatsmannes und Feldherrn trüben. Doch will es uns bedünken, daß auch er noch der landläufigen Meinung über Friedrich's Privat-Charakter zu große Zugeſtändniſſe macht. Es iſt immer eine mißliche Sache, ſo den Privat-Charakter vom öffentlichen zu trennen; bei einer echten Perſönlichkeit — und die war Friedrich doch wohl — verſchmelzen beide ſo innig, daß es ſchwer iſt, zu ſagen, wo der eine anfängt und der andere aufhört. Nun kann man nicht umhin, ein wenig betroffen zu ſein, wenn man bei einem Schriftſteller wie Morley Sätze lieſt, wie dieſen: „Die Leute, die von ihrem Helden Reinheit, Gemüth (sensibility), Großmuth, Ehrgefühl oder männliche Achtung für die menſchliche Natur verlangen, werden keinen Zug zu Friedrich empfinden.“ Auch von der „ſeichten Gefühligkeit ſeiner Jugend“ redet Morley und behauptet: daß „kein Cyniker ſo hart und gefühllos ſei, als der Mann, der einmal ſentimental war“ — eine Behauptung, die ein Blick auf Wieland's Leben hinreichend widerlegt. Laſſen wir die „Reinheit und das Gemüth“, zwei gar relative Begriffe: gibt es doch Leute, die Goethen Beides abſprechen, wenn wir in ihm das Ideal der „Reinheit und des Gemüthes“ in unſerem Sinne ſehen. Doch ſelbſt wenn man den ſchönen Jugend-Enthuſiasmus Friedrich's nur für Phraſenhaftigkeit nehmen will, —

wozu man durchaus kein Recht hat, denn alle jugendliche Posabegeisterung ist ja rednerisch — wie kann man dem Fürsten Großmuth absprechen, der nie daran dachte, sich an den Verfolgern seiner Jugend zu rächen, und der, als achtundzwanzigjähriger König, nicht der Feinde, sondern nur der Freunde seiner schlimmen Tage sich erinnern wollte? Wie kann man von Mangel an Ehrgefühl bei dem Könige reden, der kurz vor Roßbach, als Alles verloren schien, dem Grafen Fink die denkwürdigen Worte schrieb: Wenn ich das Unglück haben sollte, vom Feinde gefangen genommen zu werden, verbiete ich, die geringste Rücksicht auf meine Person zu nehmen, oder irgend in Betracht zu ziehen, was ich in meiner Gefangenschaft schreiben könnte. Wenn mir dies Unheil widerführe, so will ich mich für den Staat aufopfern, und verlange, daß man meinem Bruder gehorche, welcher, sowie meine Minister und Generale, mir mit dem Kopfe dafür haftet, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld für mich bietet, und daß man den Krieg fortsetzt, als ob ich nie existirt hätte." Wer hatte da ein echteres Gefühl von high honour, der Skeptiker von Sanssouci, oder der „ritterliche" Valois in Madrid? Daß Friedrich keine hohe Achtung für die Menschheit gehabt, ist freilich wahr; doch ist's wahrlich eine starke Zumuthung der Optimisten, Jemandem daraus ein Verbrechen machen zu wollen. Man braucht eben nicht so weit wie Schopenhauer zu gehen und in der Welt vom sittlichen Standpunkte aus eine Diebeshöhle, vom geistigen ein Tollhaus zu erblicken; aber das Recht, seine Mitmenschen zu verachten, kann man doch wahrlich Niemandem bestreiten, am wenigsten dem Fürsten, der,

christlicher, als er es selbst zugeben wollte, die Menschen, die er verachtete, deßhalb nicht weniger liebte. Oder beruht etwa das ganze Christenthum nicht auf dem Pessimismus und der Charitas? Gründet es sich vielleicht wirklich auf den Optimismus unserer modernen Menschheits-Bewunderer? Hat Friedrich sich etwa nicht für den Fortschritt der Menschheit interessirt? Hat er sich nicht um ihr Wohlergehen gekümmert? Hat er nicht ein ganzes langes Heldenleben dem Dienste der Menschheit gewidmet? Hat er nicht gewissenhaft die Stelle ausgefüllt, die er angestrebt: die eines procureur des pauvres? Es ist Friedrich mit seiner Menschenliebe gegangen wie mit seinem Patriotismus. Wie man von ihm hat sagen können, daß er französisch gedacht, aber deutsch gehandelt hat, so kann man auch von ihm sagen, daß er als Misanthrop und Skeptiker gesprochen, aber als Philanthrop und Gläubiger gewirkt hat. Der Glaube Friedrichs, wie des ganzen Jahrhunderts, war freilich nicht was man heute unter Glauben versteht, der Glaube an die sichtbare Kirche und die Offenbarung; wenn man aber Wärme und Ganzheit der Ueberzeugung, Opfermuth und Ausdauer für ideale Zwecke, wenn man das Hingeben an und für das Unpersönliche Glauben nennt, so hatten Friedrich und das Jahrhundert ihn gewiß — so große fanfarons de vices sie übrigens auch in Worten sein mochten.

Ohne dem Heroen-Cultus zu opfern, erkennt Herr Morley mehr, als es heute zu geschehen pflegt, die Bedeutung großer Persönlichkeiten in der Geschichte an, und seine Seiten über die Sendung Voltaire's und Friedrich's gehören zum Besten, was er geschrieben. „Voltaire und

Friedrich waren die zwei Führer der beiden Hauptbewegungen jener Zeit in dem großen Werke der Umgestaltung des alten Europa in das neue . . . . . Voltaire's Werk war es, die Thätigkeit des menſchlichen Verſtandes zu ſchärfen, ſeine Freiheit zu verkünden, ſowie die Herrſchaft der alten geiſtigen Ordnung zu zerſtören. Friedrich's Werk war es, die alte politiſche Ordnung umzuſtoßen. Die Summe ihrer Anſtrengungen war der beſtimmte Anfang jener Revolution im Gedanken und der politiſchen Geſtalt des Weſtens, worin die große örtliche Umwälzung in Frankreich . . . . nur als eine ſecundäre Phaſe betrachtet werden darf . . . . . Friedrich ertheilte dem Deutſchen Reiche, Voltaire der katholiſchen Kirche den Todesſtoß." Nichts kann genauer und unanfechtbarer ſein, als dieſe Definition; nur haben alle ſolche Definitionen etwas zu Beſtimmtes, dem ſich die lebendige Geſchichte nicht gerne unterwirft. Voltaire's Werk knüpft ſo enge an Locke und die engliſchen Freidenker an, dieſe wieder mittelbar an Bacon, daß von einem Anfang nicht gut die Rede ſein kann, wie es ſchwer hält, von einem Ende der geiſtigen und politiſchen Bewegung zu reden, welche den Gegenſtand von Herrn Morley's Werk bildet. Um ſeine Behauptung auf Friedrich anzuwenden, muß er ſogar der Geſchichte Gewalt anthun. Die Kriege zwiſchen dem Weſtfäliſchen und dem Utrechter Frieden haben in ſeinen Augen gar keine geſchichtliche Bedeutung: kein höheres Intereſſe, keine Idee wurde darin verfochten, es waren nur Kriege perſönlicher Laune und zufälliger Verwicklungen. Daß der Kampf Frankreichs gegen das Haus Habsburg ſchon ein Act jener Zerſtörung des Römiſchen Reiches

deutſcher Nation war, die Friedrich vollbringen ſollte; daß der alte Todesſtreit zwiſchen dem proteſtantiſchen Holland und dem katholiſchen Spanien ſich in dem Kampfe Wilhelm's III. und Ludwig's XIV., Englands und Frankreichs, fortſetzte; daß es ſich mittelbar handelte um Newton oder Boſſuet — das will Herr Morley durchaus nicht zugeben: „es war ein Jahrhundert eines rein künſtlichen Kampfes"; es waren „zweckloſe und blutige Erſchütterungen die über Europa hinwütheten und der Menſchen Leben zu Staub zermalmten in der rothen Schlachtenmühle." Man braucht nur des Jahres 1689 zu gedenken (des Widerrufes des Edictes von Nantes und des Ausbruches des Orleaniſchen Krieges), um ſich zu überzeugen, wie willkürlich Herrn Morley's Behauptung iſt. Im Uebrigen indeß iſt ſeine Schilderung der Folgen, ſeine Würdigung der hiſtoriſchen Bedeutung des Siebenjährigen Krieges eine vollendete zu nennen; auch was er über den „neuen Typus der Monarchie" ſagt, die Friedrich in Preußen verwirklichte, iſt trefflich und für England neu.

Ich ſagte ſchon oben, Herr Morley bekenne ſich nicht gerade zum Heroen-Cultus. Wie alle Schriftſteller ſeiner Schule — Herr Morley kann den Poſitiviſten nicht verleugnen — hat er ein heimlich Grauen vor großen Perſönlichkeiten. Er meint, ſolche Perſönlichkeiten zu bewundern, dazu gehöre, daß dieſelben ſelbſt ſich über die Tragweite ihres Handelns Rechenſchaft abgelegt. Man ſieht, es guckt doch die mechaniſche, rationaliſtiſche Anſchauung an unbewachten Ecken heraus. Was der Gläubige des Heroen-Cultus bewundert, iſt eben durchaus *nicht* das bewußte Handeln; im Gegentheile möchte man verſucht ſein, gerade

das unbewußte Handeln als den Gegenſtand ſeiner Bewunderung aufzuſtellen. Ebenſowenig iſt's ihm um den Erfolg zu thun: er ſieht die Welt metaphyſiſch an; das Maß hat in ſeinen Augen keinen Werth: er ſieht ja die Größe nicht in der Quantität, ſondern in der Qualität; ob ſie Gutes oder Böſes ſtiftet, ſittlich oder unſittlich handelt, iſt ihm einerlei. Die bittere Verſtimmung, die Herr Morley z. B. gegen Napoleon zeigt, iſt ihm fremd: er wird den ſchnellen und umfaſſenden Blick, die Gewalt oder den Zauber der Perſönlichkeit, die Unbeugſamkeit des Willens — kurz Alles, was die menſchliche Größe ausmacht, beim wilden Häuptling eines geſchichtsloſen Stammes ebenſo bewundern, als beim Leiter eines unſerer alten Culturſtaaten. Hätte auch Napoleon nicht das Gebäude aufgerichtet, an dem die Nation nun ſchon ſiebzig Jahre vergeblich rüttelt, er wäre doch eine der größten menſchlichen Erſcheinungen geweſen, welche die Geſchichte kennt.

Bei Voltaire freilich kann ſich auch unſer Engländer ſeinen nüchternen, moraliſchen Standpunkt nicht bewahren. Unwillkürlich muß er ihn bewundern, den Mann, der gewiß auch gar manche Kleinlichkeiten an ſich hatte und weder als ein Muſter der Tugend, noch als ein Bewunderer der Menſchheit gelten kann. Die Größe übermannt ihn. Er vergißt die Schatten und blickt nur auf zu dem Geiſtesheiden, dem Europa, mehr als irgend einem Anderen, ſeine geiſtige Freiheit verdankt, dem Repräſentanten einer geiſtreichen, höchſtgebildeten, um die Menſchheit hoch verdienten Nation in dem Augenblicke ihrer ſchönſten Blüthe, dem Vertreter des franzöſiſchen Genius im XVIII. Jahrhundert.

6.

Das Werk des ausgezeichneten Herausgebers der „Fortnightly Review“ über Rouſſeau ſchließt ſich als eine Ergänzung dem früheren über Voltaire würdig an. Wir begegnen darin denſelben eingehenden und umfangreichen Studien, derſelben Sicherheit des Wiſſens, derſelben Vorurtheilsloſigkeit und Kühnheit gegenüber der engliſchen Convention. Freilich ſind auch manche Fehler des erſten Werkes hier in potenzirter Geſtalt anzutreffen, und iſt der neue Fehler einer etwas zu breiten Behandlung des Gegenſtandes hinzugekommen. Der moderne Styl, welcher der engliſchen Sprache Dinge zumuthet, die ſie nicht leiſten kann, und welcher dadurch ihren eigenthümlichen Charakter beeinträchtigt, macht ſich's hier viel bequemer als im „Voltaire“ oder gar im „Burke“ desſelben Verfaſſers. Die Klarheit, Knappheit, Einfachheit und Kraft, die wir an der engliſchen Proſa des XVIII. Jahrhunderts ſo hoch ſchätzen, wird auf dieſem Wege ganz verloren gehen, wie der engliſche Vers unter den Händen der modernen Euphuiſten ganz von den Traditionen abgekommen iſt, die Byron z. B. trotz aller Wagniſſe noch pietätsvoll achtete.

Herr Morley gehört überhaupt ganz ſeiner, unſerer, Generation an, nicht allein in der Form, auch in der ganzen Anſchauungsweiſe und in der Natur ſeiner Befähigungen: und zwar unſerer Generation in ihrer engliſchen Abart. Er iſt gewiſſenhaft in der Erforſchung und Darſtellung der Thatſachen und glaubt deshalb objectiv zu ſein. Er iſt gerecht gegen alle Perſonen, Dinge und Anſichten, ſelbſt die widerſtrebendſten, und verliert ſich ſelbſt

gar oft über dieser allseitigen Gerechtigkeit. Er hat über alles nachgedacht, und kann sich's nicht versagen seine Weisheit auszukramen, selbst da wo wir keine Zeit haben auf sie zu hören. Er ist, wie beinahe alle bedeutenderen Schriftsteller dieser Generation, immer besorgt: der Leser möchte voraussetzen, er, der Autor, habe gewisse Seiten seines Gegenstandes nicht gesehen; und so eilt er sich, ihn zu enttäuschen, indem er ihm die allseitigsten, feinsten, tiefsten Bemerkungen, die Früchte aufmerksamer Beobachtung und reifen Nachdenkens über Menschen und Dinge mittheilt; es trifft sich aber, daß der Leser es vorzieht, nicht durch alle Fenster nacheinander zu blicken, sondern einen Aussichtspunkt, von dem aus das Charakteristischste am deutlichsten und schönsten hervortritt, festzuhalten. Dieses Virtuosenthum im Verständniß gibt dem ganzen Geschlecht, das jetzt im frischen Mannesalter steht, seine eigenthümliche Signatur. Es stempelt sie alle, die vielseitigen Versteher, zu Advocaten — um nicht den so oft mißverstandenen Namen der Sophisten zu gebrauchen — welche jeder Sache und jedem Clienten eine gute Seite abzugewinnen wissen und, indem sie allen persönlichen und historischen Umständen Rechnung tragen, vor lauter Verständniß Gefahr laufen, den Sinn für das schlechthin Gute und Schlechte zu verlieren. Soweit geht's nun bei Herrn Morley nicht: dazu ist er zu sehr Engländer. Ein Engländer ist nun einmal in einer Atmosphäre geboren und herangewachsen, von der er sich nie ganz frei machen könnte, selbst wenn er noch so „historisch" zu sein suchte. Auch braucht man nur eine Seite von Herrn Morley zu lesen, und z. B. mit J. Burckhardt, C. Justi, Renan oder Bonghi zu vergleichen, um sofort von dem absoluten Ton

frappirt zu werden, in dem hier die Sache der Relativität vertheidigt wird, die der Festländer stets, wie sich gebührt, als Künstler, Beschauer, Philosoph, nie als Apostel führt.

Auch das Ausführen, wo das Andeuten, Anregen, Zuverstehengeben ausreicht, gehört zu den Angewohnheiten unserer Generation. Wollte man in frühern Zeiten seine aphoristischen Gedanken über Welt und Weltlauf mittheilen, so wählte man die Form der Maximen, Betrachtungen u. s. w.; wollte man eine Theorie auseinandersetzen, besprechen, bekämpfen, die der Abhandlung, des Essay; heute wird dies alles „historisch" bewerkstelligt: wir nehmen uns einen Mann, eine Epoche, ein Ereigniß, und benützen dies, um bei dieser Gelegenheit unsere eigenen Gedanken an den Mann zu bringen. Niemand springt über seinen Schatten, und so meinen wir denn auch Herrn Morley gar keinen Vorwurf mit dieser unserer Bemerkung machen zu wollen, fühlen wir uns doch selber der Angewöhnung so gut wie andere schuldig. Was wir gesagt, soll eben nur zur Charakteristik dieser unserer Generation dienen.

Bei unserm Autor kommt nun, wie gesagt, noch der Engländer hinzu, und es ist interessant zu sehen, wie er sich gerade einem Franzosen gegenüber benimmt und ausnimmt. Gab es je einen anti-englischen Geist und Charakter, so war's Rousseau. Seine Rhetorik, seine Allgemeinheit und Apriorität, seine Gewissenlosigkeit in Fest- und Aufstellung von Thatsachen, sein ewiges sich selbst Belügen und Belügen anderer, das durchweg Ungentlemanische, wie das Unpraktische in seinem Wesen, die ganze Unreinlichkeit seiner Natur, müssen es dem Engländer absonderlich schwer machen, gegen ihn gerecht zu sein, und Herr Morley ist mehr als

gerecht: es will uns ſogar manchmal bedünken, daß er im Entſchuldigen und Beſchönigen eben ſo weit geht, wie weiland der witzige Schulmeiſter St. Marc Girardin in ſeiner ſyſtematiſchen Verketzerung des „Bürgers von Genf“.*) Aber er wendet das Syſtem auf echt engliſche Art an, d. h. mit Ueberzeugung und Gewiſſenhaftigkeit. Ein Franzoſe, wenn er allen Schwächen eines hiſtoriſchen Charakters gerecht wird, hat entweder an ſeinem künſtleriſchen Sinn oder an ſeinem Skepticismus einen trefflichen Hülfsgenoſſen. Der Engländer aber iſt weder Künſtler noch Skeptiker: er iſt immer Realiſt und Proteſtant. Daher iſt er auch ſo arglos und ſo ungelenk. Er bewegt ſich immer „tout d'une pièce“, wie die Franzoſen ſagen. Gewiß kann man nicht einen heftigeren Gegner des engliſchen „cant“ und der engliſchen conventionellen Frömmigkeit, ſowie der engliſchen Socialvorurtheile finden, als Herrn Morley: es iſt ein wahres Vergnügen, ihn von der „grotesque luxury of religions unction“ oder von den Biſchöfen, katholiſch oder proteſtantiſch, reden zu hören, welche „ihre todten und verweſenden Ideen mit geſchwollener bombaſtiſcher Phraſe verhüllen“. Namentlich iſt ihm die ſpecifiſch engliſche proteſtantiſche Heuchelei ein Dorn im Auge — freilich ein widerwärtiges Laſter, das nirgends ſo ſchamlos auftritt wie in England, gerade wegen jener Ungelenkigkeit, die macht, daß ein Engländer nur ganz wahr oder ganz verlogen ſein kann, daß ihm jenes

*) Dieſe pedantiſche Kleinmeiſterei und der reactionäre Ton des Philiſters, der in Rouſſeau den Demokraten nicht vergeſſen kann, ſind in den Eſſays der „Revue des Deux Mondes“ ſehr abgeſchwächt, ja ausgemerzt worden, während ſie in der erſten Form (den Vorleſungen in der Sorbonne) auf's verletzendſte hervortraten.

Schweben zwiſchen Wahrheit und Unwahrheit, das die allgemeine Atmoſphäre der lateiniſchen Nationen ausmacht, nicht nur unmöglich, ſondern auch unbegreiflich iſt. Aber ein unbiegſamer Rundkopf iſt Herr Morley deshalb doch: er vertheidigt Demokratie und Rationalismus gegen Toryismus und anerkannte Kirche genau in derſelben Weiſe wie der Puritaner des XVII. Jahrhunderts Gospel gegen Popery vertheidigte. Die Strenge eines Franzoſen gegen Rouſſeau iſt im Grunde milder als die Milde des Engländers; denn dieſe beruht auf einem edlen Irrthum, und würde ſich, das fühlt man, in unbarmherzige Strenge verwandeln, wenn der Irrthum zerſtört würde. Eine außerordentliche Naivetät und Unkenntniß continentaler Sinnesweiſe iſt in der That die Grundlage jener Milde und gereicht dem Verfaſſer, wie der Nation der er angehört, zur höchſten Ehre. Er möchte gern, im Gegenſatz zu den intoleranten Prieſtern und moraliſchen Humbugs ſeines Vaterlandes, entſchuldigen, wo zu entſchuldigen iſt; aber ſeine Entſchuldigungen ſind immer die eines durch und durch ehrlichen, rechtlichen, rein geſinnten Mannes, der eine ähnliche ſittliche Baſis wenigſtens annähernd bei dem zu Entſchuldigenden vorausſetzt. Mit ein wenig mehr Cynismus hätte Herr Morley ſicherlich die Dinge etwas anders geſehen, als er ſie ſieht. So ſetzt er z. B. voraus, um Rouſſeau's Zuſammenleben mit der geiſtig und ſittlich ganz untergeordneten Thereſe zu erklären, der Sonderling habe vielleicht „ein excentriſches Vergnügen daran gefunden, der Welt zu beweiſen, daß er Verdienſte an einem Weibe zu finden wiſſe, das für jedermann ein elendes Geſchöpf (desperate) war!“ Die nächſte, einfachſte, Erklärung des Räthſels

entgeht dem rein und ſtreng geſinnten Manne ganz, der ſeinen Rouſſeau nicht für fähig halten mag, durch Gewohnheit und Bequemlichkeit ſich feſſeln zu laſſen, wie ſo viele andere. Nicht als ob Herr Morley immer für Rouſſeau Partei nähme; er weiß vorkommenden Falles recht ſtreng zu ſein, wenn auch immer, und zwar mit vollem Recht, die allgemeine Entſchuldigung des unglücklichen Philoſophen durch ſeinen krankhaften Zuſtand im Hintergrund und gleichſam in der Luft des ganzen Buches ſchwebt; aber er iſt immer zu hoch, hier wie überall: ein bischen Leben in den literariſchen Kreiſen Frankreichs würde ihn da beſſer belehren als alle Bücherſtudien.*)

Mit dieſem Mangel aber an etwas heilſamem Skepticismus, den wir durch hundert andere Stellen belegen könnten, verbindet ſich die abſtracte Natur ſeines Talents, um Herrn Morley gar oft irre zu leiten. Wäre er etwas mehr Künſtler und etwas weniger Gelehrter geweſen, eine Ungeheuerlichkeit wie der Vergleich zwiſchen Manon Lescaut und Madame de Warens hätte ihm nicht entſchlüpfen können. Wie man die Sachen doch leſen kann! Uns wollte es bedünken, daß nie zwei lebendigere, gelungenere Porträts gezeichnet worden als jenes der leichtſinnigen, leidenſchaftlichen, beweglichen, jungen Geliebten des Chevalier des Grieux, und dieſes der paſſiven, neutralen, ſanft ſinnlichen, faſt phlegmatiſchen Herrin der Charmettes; und hier kommt

*) Sehr charakteriſtiſch iſt eine Citation aus George Sand, worin dieſer idealiſtiſchſte aller franzöſiſchen Dichter Rouſſeau für berechtigt erklärt, die Kinder Thereſens auszuſetzen, da er Grund gehabt habe ſie nicht für die ſeinigen zu halten. Die ganze franzöſiſche Moral ſteckt da in nuce.

ein geſcheidter feiner Kopf und findet eine frappante Aehnlichkeit heraus zwiſchen dieſen beiden reizenden Geſchöpfen künſtleriſcher Darſtellung. Man wagt kaum mehr ſich ſelber zu trauen nach einer ſolchen Erfahrung. Und etwas weiter tönt gar des Herrn Paſtors geſtrenge Stimme recht ſtörend durch: Mme. de Larnage, die liebenswürdige Reiſegefährtin Jean Jaques' nach Montpellier, eine charmante Philine, die kein Leſer der Confessions je vergeſſen hat, wird einfach „an obscene woman", und damit iſt ſie abgethan. Noch ſchlimmer fährt die liebe kleine Zanetta mit ihrem pikirten guten Rath in echteſtem, zierlichſtem Venetianiſch: der Engländer ſieht in der ganzen Sache nur einen Beweis, „wie ein Zug ſympathetiſcher Phantaſie jemanden beſſer als eine ethiſche Vorſchrift vor der Sünde bewahren kann!"

Nun hat's freilich Herr Morley nicht auf eine einfache biographiſche Erzählung abgeſehen; er hat Tact genug beſeſſen um zu begreifen, daß niemand nacherzählen darf, was die „Confessions" erzählt haben. Wollte Gott, man hätte „Wahrheit und Dichtung" gegenüber immer dieſelbe Zurückhaltung bewieſen — aber dann, wozu überhaupt derlei unbedeutende Thatſachen, wie z. B. die einzige Fußreiſe von Chambéry nach Turin, erwähnen, die ja an ſich gar keinen Werth haben, und nur durch die unnachahmliche Kunſt des Erzählers geworden ſind was ſie ſind. Herrn Morley's Talent iſt, wie geſagt, ein durchaus abſtractes, und wenn die erſte Bedingung eines wirkſamen Schriftſtellerthums iſt, zu wiſſen

Quid valeant humeri, quid ferre recusent,

ſo kann man die Selbſterkenntniß nur billigen, mit der er

ſich von einem Gebiete fern gehalten, auf dem er ſich nicht zu Hauſe wußte. Er hat alſo gar kein plaſtiſches Bild ſeines Helden oder ſeiner Zeit zu entwerfen geſucht. Seine Abſicht iſt offenbar nur, die individuelle und hiſtoriſche Geneſis der Ideen Rouſſeau's zu ſchildern und daran die Darſtellung ihrer Wirkungen und Folgen zu knüpfen. Man thäte ihm demnach Unrecht, wenn man eine fortgeſetzte zuſammenhängende Erzählung von ihm fordern oder nur erwarten wollte. Ihm iſt's darum zu thun, Rouſſeau's Charakter und Genius zu ſtudiren und zu erklären; das iſt ihm nun, mit wenigen Ausnahmen, trefflich gelungen: er wollte zeigen, wie dieſer Genius und dieſer Charakter, verbunden mit der allgemeinen Stimmung der Zeit, dieſer ſich anſchließend oder gegen ſie reagirend, unter den beſondern Umſtänden eines bewegten Lebens die Früchte getragen, welche die Welt kennt. Und auch hier wieder iſt's ihm nur um die Ideen zu thun, welche Rouſſeau in die Weltgeſchichte eingeführt, durchaus nicht um die künſtleriſche Form, in die er ſie gekleidet, oder um die Geſtalten, die ſeine Phantaſie geſchaffen. Die „Confessions", eines der wunderbarſten Kunſtwerke, die je geſchrieben worden, werden nirgends beſonders beſprochen, während jedem andern Werke des Philoſophen ein eigenes Capitel gewidmet iſt; nur des literariſchen Werthes der „Rêveries" wird einmal vorübergehend mit der ihnen gebührenden Bewunderung gedacht. Die „Nouvelle Héloise" wird als Reaction der Sentimentalität und des Deismus gegen Rationalismus und Atheismus richtig hervorgehoben: der Roman (wir meinen das herrliche erſte Buch, mit dem der Roman eigentlich fertig iſt, da die fünf übrigen Bücher gar nicht mehr in die Rubrik der

Phantasiewerke gehören) wird durchaus nicht ästhetisch gewürdigt. Sollten wir die nicht eben glückliche Form näher bezeichnen, die Herr Morley für seine Ausführungen gewählt, so würden wir sagen: es ist die eines fortlaufenden Commentars zu den „Bekenntnissen". Die von Rousseau erzählten Thatsachen werden kurz erwähnt, dann in Bezug auf ihre Authenticität kritisch geprüft, endlich die Consequenzen nachgewiesen, die sie für die Charakterbildung und den Ideengang des Mannes gehabt. Kommt er zu einem der Werke Rousseau's, so wird wiederum genau untersucht, wie es entstanden, dann analysirt, mit den vorher oder gleichzeitig herrschenden Ideen verglichen, den Wirkungen desselben bis auf die Gegenwart herab nachgegangen. Endlich ergreift der Verfasser die Gelegenheit, seine eigenen Ansichten über die betreffenden Punkte (den Werth der Civilisation, die Ungleichheit unter den Menschen, Ehe, Theater, Selbstmord, Erziehung, vor allem die Theorien vom Staate) darzulegen. Es lohnt wohl die Mühe, ihm in jener Kritik und diesen Auseinandersetzungen zu folgen, und der Leser wird die darauf verwandte Zeit nicht bereuen.

7.

Niemand kann Rousseau gerecht werden, der nicht die Warnung Goethe's beherzigt — eine Warnung, die er uns bei der Würdigung Herders, unsers deutschen Rousseau, zuruft — nicht jedermann zu beurtheilen als ob er gesund wäre. Herr Morley scheint uns nur allzu viel auf die Krankheit des Sonderlings schieben zu wollen. Vieles muß

auch durch seine Erziehung, das Meiste natürlich aus seiner angeborenen Natur erklärt werden. Rousseau's Unverträglichkeit, sein Mißtrauen, seine Verfolgungsmanie sind offenbare Symptome der Geisteskrankheit, unter welcher der Aermste gewiß mehr litt als er Andern Leiden verursachte; weshalb wir's einem Grimm, Diderot oder Hume nichtsdestoweniger nicht verdenken können, wenn sie endlich die Geduld verloren, um so mehr als die Geisteskrankheit Rousseau's durchaus nicht ärztlich constatirt oder nur allgemein anerkannt war, seine monströsen Verdächtigungen gegen diese aufopfernden Freunde also Glauben finden und ihnen unendlich gefährlich werden konnten. Vornehme und reiche Leute, wie der Marschall v. Luxemburg und Mr. Davenport, mächtige Souveräne, wie Friedrich II., mochten sich über Rousseau's Verleumdungen und seinen beispiellosen Undank leicht hinwegsetzen: ihre Lage ihm und der Welt gegenüber war eine ganz andere als die seiner literarischen Kameraden: jene konnten die Vorwürfe des Kranken gar nicht berühren, weder in den Augen der Menschen noch in ihrem eigenen Wirkungskreise; diesen wurde das Leben in ihrer Gesellschaft, ja ihre schriftstellerische Thätigkeit dadurch verbittert, gehemmt, gelähmt.

Rousseau's Indelicatesse, seine Tactlosigkeit, sein falscher Stolz und seine absolute Würdelosigkeit, gewisse Gemeinheiten — das Wort ist nicht zu hart — haben wohl ihren Grund in den frühen Gewohnheiten der Gesindestube. Niemand, sagt Herr Morley mit Recht, verstand das Volk besser als Rousseau, der wirklich mit und in dem Volke gelebt hatte; aber alles hat seine zwei Seiten: Rousseau ist ohne classische Bildung, ja überhaupt beinahe

ohne alle Bildung, einer der größten Schriftsteller seiner Nation geworden; als Gesellschaftsmensch ist er immer ein „gemeiner Mann“ geblieben, so viel er auch mit vornehmen Herren und Damen verkehren mochte: auch fühlte er sich unter diesen nie ganz wohl. Selbst als er an Mad. d'Houdetot, seinen Freund und Wohlthäter Saint-Lambert verrathend, glühende Liebesbriefe schrieb, war es ihm doch behaglicher in Theresens Bett und Küche. Seine Rohheiten gegen Mad. d'Epinay und Mad. de Franqueville sind nur bei einem Ex-Lakaien zu erklären und zu entschuldigen. Solange man ihm schmeichelte, behagte es ihm freilich selbst bei den hohen Herrschaften; denn Burke hat trotz der Uebertreibung nicht so ganz Unrecht, wenn er von ihm sagt: „Er hatte kein anderes Princip, das sein Gemüth beeinflußt, seinen Verstand geleitet hätte, als die Eitelkeit.“ Bei den kleinen Leuten aus dem unbelesenen Stande dagegen war's ihm stets wohl, weil alle zu ihm aufschauten, und er sich gehen lassen konnte. Auch im rohesten Volke sind Tugenden anzutreffen, denen man nur selten in höheren Ständen begegnet, und sie sind um so rührender, als sie spontaner sind, keinerlei conventionellen Beigeschmack haben, durch Erziehung, Gewohnheit und Noth erschwert werden. Diese wußte Rousseau zu schätzen; daß es aber auch ein Ganzes von — meinetwegen künstlicher — Sittlichkeit gibt, welche das Resultat der gesellschaftlichen Bildung ist, und sich nicht nur in sogenannten schönen Manieren, sondern auch in Schonung, Tact, Rücksicht, Selbstbeherrschung, Maß, ja in den ganz conventionellen Begriffen der Ehre und des Anstands darthut, soll uns niemand läugnen wollen, und diese Sittlichkeit blieb Rousseau

eine terra incognita. Wir danken dieſer voll=
Ignoranz der geſellſchaftlichen Moral die einzige
r Charmettes; ein Gentleman, in des Wortes
r Bedeutung, hätte ſich lieber die Hand abhauen
ı daß er eine Jugendgeliebte, eine Wohlthäterin
hätte. Die Tugend des Sichſelbſtvergeſſens,
ich um die Ehre andrer handelt, war eben eine
die Rouſſeau ſehr wohl von jener von ihm ſo
ı, von Herrn Morley ſo ſtreng beurtheilten vor=
eſellſchaft des XVIII. Jahrhunderts hätte lernen
Ja, in dieſem Sinne tugendhaft war wohl nie
lſchaft in ſo hohem Grad, als jenes in anderer
ſo verderbte und ſo laxe Geſchlecht.
gen hat nun Rouſſeau freilich, wie die Rohheiten
mackloſigkeiten des gemeinen Mannes, ſo auch
aſtigkeit und Friſche der Empfindungen, die in
je nur dem von der geſellſchaftlichen Bildung
en vergönnt ſind. Rouſſeau's Naturſinn und
nſchaft ſind die des Hirten, der ſein Leben hin=
nur daß ſie bei dieſem keinen Ausdruck finden.
gkeit von Rouſſeau's Erſcheinung in der Literatur
daß bei ihm jene dunkeln Empfindungen eine
anden, was weder vor noch nach ihm dageweſen
ſt Goethe, trotz aller Naivetät, genießt die Natur
ebildeter, wie er auch die Liebe empfindet als
eter: er legt ſeine Gedanken in die Natur, ver=
: ſie, indem er mit ſeiner Zauberhand die geheimen
wiſchen Menſchenſchickſal und Naturwandlungen
Rouſſeau fühlt wie der Bauer, und ein Gott
zu ſagen wie er fühlte. Ihm bereiten die warme

Sonne und der frische Quell, der Erdgeruch und der würzige Walddust ein sinnliches Wohlbehagen, das ihn exaltirt; aber es fällt ihm nicht ein, in „des Mondes Blick des Freundes Auge mild", in „der eilenden Welle die wechselnde Luft", in „Sturm und Regen" die Ruh- und Rastlosigkeit der Liebe zu sehen. Ihm ist die Natur kein „Gleichniß", ihm ist sie „Ereigniß", und so läßt er sie uns in seiner Wundersprache nachempfinden. Man muß sich nicht durch Rousseau's Rhetorik darin irre machen lassen: diese gehört eben auch ins Capitel der Geschmacklosigkeit. Für jeden Ungebildeten, Halbgebildeten, Jugendlichen hat die Rhetorik einen Reiz, dem sie nicht leicht widerstehen. Rousseau hat die Rhetorik am Ende überwunden: in den „Confessions" gibt er seinen Gefühlen, den edeln wie den unedeln, den ganz adäquaten knappen Ausdruck, unter dem sie am plastischsten hervortreten; aber auch diese vollendete Kunst dankt er keinen Vorbildern und Lehrern, sondern nur sich selbst — auch in der Sprache war Rousseau bestimmt, der größte aller Autodidakten zu sein.

Unter den vielen Eigenschaften des gemeinen Mannes, die Rousseau geblieben, ist wohl die liebenswürdigste sein Vagabundensinn. Da ist nichts Gemachtes, Gewolltes, wie beim Künstler-Zigeuner, kein Bedürfniß nach Aufregung, wie beim Abenteurer — nein, er fühlt die Lust des freien Wanderns genau wie der Handwerksbursche. Er will nicht pittoresk noch absonderlich sein, noch gewaltigen Naturschönheiten nachjagen; er fühlt sich glücklich und heiter in der bescheidensten Landschaft, fern von den Menschen, allein mit seiner Phantasie unterm freien Himmel, ohne Zweck dahinschlendernd. „Der Mann lebte," sagt Herr

Morley treffend, „ohne irgendeine geiſtige Richtſchnur, beſtimmt von einer Reminiscenz, einer vorübergehenden Laune, einer zufällig angetroffenen Perſon, von Allem, außer bleibenden Zielen und beſtimmten Gegenſtänden; jeden Augenblick bereit, den reiflichſt erwogenen Plan ſtetiger Anſtrengung für den Zauber eines Schlummers in üppiger Landſchaft aufzugeben.“ Rouſſeau war durchaus keine Einſiedler-Natur: er floh das Leben in der ſogenannten Geſellſchaft nur, weil er ſich keinerlei Zwang aufzuerlegen wußte; aber die Umgebung kleiner Leute konnte er kaum entbehren. Nichts kann ſeine Schilderungen der Wonne übertreffen, die er in der relativen Einſamkeit von Montmorency und auf der Sanct-Peter-Inſel genoß. In dieſer praktiſchen Miſanthropie, welche dem theoretiſchen Philanthropen ſo übel anſteht, war Rouſſeau das rechte Gegentheil ſeiner großen Zeitgenoſſen und ſpeciellen Antipathien, Friedrich's II. und Voltaire's, welche wohl theoretiſch die Menſchen verachten mochten, und recht grimmig über ſie ſchimpfen konnten, factiſch aber ihr Leben im Dienſte der Menſchheit hinbrachten. „Der Anblick des Elends und des Böſen in der Welt brachte Voltaire dazu, mit ſeinem Gotte zu hadern; während es Rouſſeau nur dazu brachte, ſich mit ſeinen Freunden zu zanken,“ ſagt Herr Morley witzig. „Rouſſeau“ — um noch eine feinſinnige Stelle aus dem trefflichen Kapitel anzuführen — „liebte die Menſchen am meiſten, wenn er ſie am wenigſten ſah. So ſchlimm dies auch war, berechtigt es uns doch nicht, ſeine Menſchenliebe als etwas Erkünſteltes darzuſtellen. Es war eine Seite idealer Exaltation, welche die Tiefen ſeines Geiſtes mit eben ſo echter Gewalt aufſtörte, als es

unterſcheiden; aber nach dem Eindruck zu urtheilen, will es immer bedünken, als ſchraubte ſich Rouſſeau hinauf zum Glauben, wie zur Liebe und zum Gefühl. Es klingt wie ein unlösbarer Widerſpruch; aber der Mann, der das Gefühl dem Verſtand gegenüber wieder in ſein Recht geſetzt und die Frömmigkeit wieder zu Ehren gebracht hat, war eine durchaus rationaliſtiſche Natur. Wahres Gemüth und wahre Frömmigkeit waren ihm ganz fremd; äußerſte ſinnliche Reizbarkeit und eine gewiſſe fieberhafte Kopfphantaſie vertraten deren Stelle bei ihm. Sein Phantaſiren, wie ſein Denken, war in der That immer ein Irrereden — man erinnere ſich nur der Inſpiration ſeines Erſtlingswerkes auf dem Wege nach Vincennes — und wehe dem, der ihn daraus weckte. „Jean Jacques iſt ein Verrückter von Geiſt," ſagte d'Alembert ſehr weiſe, „aber er hat nur Geiſt, wenn er im Fieber iſt; drum iſt's beſſer ihn weder zu heilen noch zu ſchimpfen."

Sehr gelungen ſind gerade die Seiten des Werkes, das wir hier empfehlen, wo Herr Morley auseinanderſetzt, daß und warum Rouſſeau kein eigentlicher Denker war, und wie ihm dazu beinahe alles fehlte. War er doch ganz und gar Laune, der genialſte „Humoriſt" im franzöſiſchen und eigentlichen Sinne des Wortes, der je gelebt. Alle ſeine Themen, wie ſeine „Meinungen", „Ueberzeugungen" u. ſ. w. ſind nur Einfälle, die der Rhetor und Sophiſt auf's glänzendſte behandelt, indem er ſich ſelbſt und andern glauben macht, es ſeien Reſultate langer Forſchungen und Grundlagen eines vollſtändigen Syſtems. Wo wir uns von Herrn Morley durchaus trennen müſſen, iſt, wenn er meint, Rouſſeau habe dieſe ſeine Anſichten ſehr zu Herzen

hier gewesen wäre, seine Persönlichkeit war so
net, und sie stand jedesmal so ganz hinter jedem
nfälle, die er hernach als Künstler ausführte, daß
:, selbst noch so sorglos ausgeführt, ihren Eindruck
ehlt hätten.

s was Herr Morley über das Verhältniß von
s Optimismus zu dem des Jahrhunderts, über
neine Richtung dieses Jahrhunderts nach Verein-
er Religion, der Gesellschaft, der Kunst sagt, ist
und wohl noch nicht so folgerichtig und vollständig
worden. Ebenso kann die Vorgeschichte der po-
Ideen Rousseau's, namentlich in England, der
Locke's auf den Genfer Philosophen, die Analyse
ik dieser Ideen, sowie die Geschichte ihrer Einflüsse,
ig gelobt werden. Sehr schön ist auch der Nach-
hrt, wie durchaus unanwendbar Rousseau's politische
sind, sehr überzeugend ihr ganz mechanischer, ja
cher Charakter hervorgestellt, und man kann dem
r nur dankbar sein, wenn er sich ein für allemal
absoluten Redensarten vom Machen oder Werden
tsverfassungen ausspricht, indem er erklärt: die
liege in der Mitte, indem „Einrichtungen ihr
ab ihre Entwicklung menschlichen menschlichen Ur-

binismus Saint Juſt's und Robespierre's. — Rouſſeau's Einfluß in Deutſchland hat Herr Morley vielleicht nicht ganz richtig gefaßt. Die Umwandlung ſeiner Ideen von ſocial-politiſchen zu literariſchen, wie Hettner ſie ſo meiſterhaft dargeſtellt, iſt ihm entgangen. Weit mehr als in Karl Moor, der ſich gegen die geſellſchaftliche Ordnung auflehnt, iſt ja doch die Rouſſeau'ſche Idee in Herder zu finden, der ſie auf die Poeſie anwandte.

Was indeß auch die kleinen Ausſtellungen ſein mögen, die wir an dem bedeutenden Werke des Engländers zu machen hätten, wie vielfach wir uns auch von dem Verfaſſer in ſeinen Grundanſichten trennen müſſen, eines können wir nicht genug an ihm anerkennen: er iſt ſtets gerecht und billig. Obgleich ein überzeugter Demokrat der neuen Schule und ſomit ein entſchiedener Gegner der jacobiniſchen Demokratie, die Rouſſeau zu ihrem geiſtigen Vater hat, verkennt er nie die hiſtoriſchen Verdienſte, welche jene glänzenden Paradoxien um die Befreiung der Menſchheit gehabt haben. Sein Buch über Voltaire hatte uns ſchon bewieſen, daß er auch die Verdienſte des aufgeklärten Deſpotismus zu würdigen weiß, eine Vorurtheilsloſigkeit, die man bei Leuten ſeiner politiſchen Farbe gar ſelten findet. Ob ſein Gerechtigkeitsſinn noch weiter gehen und auch die Verdienſte einer wohlgefügten Ariſtokratie anerkennen würde? Es iſt erlaubt daran zu zweifeln. Die innere Auflehnung gegen die überlieferten engliſchen Zuſtände läuft wie ein Grundton durch alle Schriften des geiſtreichen Engländers; und wer iſt nicht ſolcher Schwäche ſchuldig? Wer hat nicht ein ſchärferes Auge für die Fehler ſeiner unmittelbaren Umgebung als für die der Fernerſtehenden?



III.

Zur Literatur- und Sittengeſchichte

des achtzehnten Jahrhunderts.



Defoë und Robinson Crusoe.*)

Es gibt wohl Wenige, denen Robinson Crusoe ein unbekanntes Buch geblieben wäre; allein wir pflegen es in jener glücklichen Lebensperiode zu lesen, wo uns Dichtung für Wahrheit gilt und wir uns nicht sonderlich um die Ursachen, denen ein Geisteserzeugniß seine Entstehung verdankt, um die Umgebung, in der es an's Licht trat, um die allgemeinen Ideen, welche etwa verborgen darin liegen mögen, oder gar um die Absichten des Verfassers bekümmern.

So wiederholt sich in der Kindheit jedes Einzelnen die der Völker: die Namen der Dichter aller unserer großen Volksepen sind ja nur darum unbekannt geblieben, weil das Interesse der Erzählung für die jugendliche Einbildungskraft so groß war, daß man dabei den Erzähler völlig aus den Augen verlor. Gibt es nun irgend ein Werk von dem man dies sagen kann, so ist es gewiß „Robinson Crusoe". Es existirt wohl kaum ein Kind, welches den Namen Defoë kennt oder dem es darum zu thun wäre, ihn zu kennen;

*) Mit Benutzung von H. Hettner's, Thackeray's, Ph. Chasles' und Taine's einschlägigen Arbeiten.

ja, wie viel Erwachsene wird es geben, denen es bekannt wäre, daß der Verfasser des Robinson eine bedeutende politische Rolle gespielt hat, daß er ein Wohlthäter der Menschheit, ein Märtyrer der Freiheit war, daß er fast allein und ohne andere Hülfe die Vereinigung Schottlands mit England bewirkte, daß er der eigentliche Stifter der Banken, Sparkassen und Versicherungsgesellschaften war, und daß er den Muth, mit dem er gegen die Religionstyrannei angekämpft hatte, am Pranger büßen mußte?

I.

Daniel Defoë wurde im Jahre 1661 zu London geboren, wo sein Vater Metzger war. Er selbst entschied sich, nachdem er vorübergehend an den geistlichen Stand gedacht hatte, für den Kleinhandel, und ward Strumpfwaarenhändler. Er gehörte also entschieden jener „höheren Stufe der niederen Klassen" an,*) deren Lobpreisung er dem Vater des Robinson in den Mund legt, an der Stelle, wo er durch die Schilderung der Vortheile des bürgerlichen Lebens den jungen Seefahrer von seinen abenteuerlichen Neigungen abzuwenden sucht. Bis an sein Ende blieb er der überzeugte Vertreter jener Mittelklassen, welche die Kraft und die Größe Englands ausmachten: ja, der getreue Typus jener Volksschichte, welche, der Ansicht Horace Walpole's zufolge, im achtzehnten Jahrhundert England allein besaß. Schließlich gehörte er einer Fraction seiner Nation an, welche, trotz ihrer geistigen Beschränktheit

*) The upper station of the lower life.

ers keineswegs ſanft behandelte, iſt wohlbekannt; ſich Daniel berufen fühlte deren Sache zu ver- n, als er kaum die Feder zu halten vermochte. in ſeinem ſiebzehnten Jahre gab er eine beißende gegen die Hochkirche und deren Tyrannei heraus: ‚peculum Crapegownorum“. Einige Jahre ſpäter, ſchöne Monmouth ſeinem Bruder, dem des Krypto- ismus beſchuldigten Jakob II., den Thron Englands machte, ließ ſich der jugendliche Deſoë unter ſeiner anwerben und kämpfte tapfer für den Vertheidiger igiöſen Freiheit. Nach dem Mißlingen dieſes Unter- s war auch er genöthigt das Vaterland zu verlaſſen, rchreiſte Frankreich, Italien und Deutſchland um nach England zurückzukehren, wo er ſein Geſchäft aufnahm. Es gelang ihm aber nicht, ſich von lebhaften Antheil an den öffentlichen Angelegen- oszureißen, und Dinge, welche einige der berühmteſten männer entweder nicht ſahen oder nicht ſehen wollten, en dem ſcharfen Blicke des Londoner Strumpfwaaren- s nicht: wie, zum Beiſpiel, daß die dissenters nur) von der Politik Jakobs des Zweiten geſchont , weil man dadurch einen Zwieſpalt in dem pro-

in denen er Alle beſchwor, angeſichts des gemeinſchaftlichen Feindes ihren Zwiſten zu entſagen und einig zu bleiben.

Wie es in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, wurde er von den Einen wie von den Andern als ein Verräther angeſehen: er theilte das Schickſal, das alle wirklich bedeutenden Männer, die ſich mit den Weltangelegenheiten befaſſen, in gewiſſen Augenblicken trifft — er blieb allein. Zum Glück ſtand man damals am Vorabend der Herrſchaft der unbeſchränkten religiöſen Freiheit und war es Defoë beſchieden, den Parteigänger, nach dem er ſich in allen Volksklaſſen vergeblich umgeſehen hatte, endlich auf dem Throne ſelbſt anzutreffen. War die Handlungsweiſe Wilhelms des Dritten von ritterlichem Standpunkte aus keine untadelhafte, ſo leiſtete dieſer Monarch dem Reiche, das er ſeinem Schwiegervater ſoeben gewaltſam entriſſen hatte, doch den unſchätzbaren Dienſt, die Anſichten Defoe's in Bezug auf religiöſe Toleranz in größtem Maßſtabe zu verwirklichen. Wie er aber ſelbſt ſich irgendwo geäußert hat, „hilft das Talent leider nicht immer im gewöhnlichen Leben. Das Queckſilber läßt ſich nicht in laufende Münze verwandeln. Während es ſich als vorzüglich geeignet erweiſt, Gold aus der Miſchung zu ſondern, wird es unbrauchbar, ſobald man es in eine feſte, gediegene Geſtalt bringen will."

Defoë's Geſchäfte verwirrten ſich immer mehr, ſo daß er ſich genöthigt ſah, ſeine Zahlungen gerade zu der Zeit einzuſtellen, wo ſeine Ideen zur Geltung gelangten. Er wurde bankerott, und mußte ſich auf eine Zeitlang nach Briſtol flüchten, wo er nur geiſtiger Arbeit nachging und ihm die Furcht vor den Gläubigern nur Sonntags

hen gestattete, der bekanntlich ein Tag der Ruhe
icherheit für englische Schuldner ist. Diesem Um-
erdankte er auch die Benennung „Sunday gentle-
welche dem Herrn im schwarzen, wohlgebürsteten
mit der sauberen Perücke, mit der untadelhaften
und Manschetten, den man alle Sonntage in den
hen Gärten spazieren gehen sah, von den Bewohnern
Stadt beigelegt wurde. Während dieser Verbannung
die ersten Hefte seines „Essay on Projects“ ver-
worin er ökonomische Maßregeln, welche heutzutage
in anerkannt und angewandt sind, zum ersten
anempfahl, wodurch denn auch die Aufmerksamkeit
nigs auf den Verfasser gelenkt wurde. Wilhelm
h den verkannten Colbert vorstellen und belohnte
iglich, was jedoch zur Besserung der finanziellen
efoë's nicht sonderlich beitrug; da er, allen Ge-
iten seiner Zeit zum Trotze, es für gut fand, seine
ger, die er mit viel weniger hätte abfinden können,
f den letzten Heller zu bezahlen. Seinen Lebens-
lt erwartete er fortan lediglich von seiner Feder.
ie ungerechten, wiewohl — was auch Lord Macaulay
nag — sehr erklärlichen Angriffe, denen der aus-
e König während seiner ganzen Regierungszeit aus-
war, sind wohlbekannt. Defoë wurde der eifrige
diger seines Gönners, indem er, in einer von un-
n Erfolge gekrönten Flugschrift,*) den Engländern zu
n suchte, selbst der beste Patriot habe gewiß nicht
: normännisches, sächsisches, dänisches und römisches,

*) The true-born Englishman.

als britiſches Blut in den Adern: ſomit das Blut allein die Nationalität nicht ausmache. Wir geben zu, daß der Beweis kein unwiderleglicher iſt; allein er hatte deshalb nicht geringeren Erfolg, wie dies ja vorkommt; und der Verfaſſer der populären Schrift ſchloß von nun an mit dem königlichen Beſchützer eine aufrichtige, ja beinahe innige Freundſchaft, deren er ſich jedoch nicht lange erfreuen ſollte, da Wilhelm ſchon im nächſten Jahre ſtarb.

Ein Jubelſchrei der Erlöſung ertönte in der Hochkirche, der die Nothwendigkeit der Toleranz als eine Knechtſchaft erſchienen war. Die Königin Anna bewahrte im Herzen ſtets eine Schwäche für die Tories, wenn ſie auch, in Folge der Marlborough'ſchen Siege, ſo lange ein Whig-Miniſterium dulden mußte, und ſie erwies ſich dieſem Wiedererwachen des hochkirchlichen Deſpotismus durchaus günſtig. Von Neuem ſah ſich unſer Pamphletär genöthigt, die Offenſive zu ergreifen. Die Wirkung ſeiner nächſten Flugſchrift*) war eine außerordentliche. Damals war nur er im Stande die gefährliche Waffe der Satire ſo mächtig zu ſchwingen.

„Es wäre Sünde," ſagte der Verfaſſer, „mit einer ſo ernſten Sache fernerhin noch Scherz zu treiben. Wir werden uns keines ungeſtörten Volksfriedens je erfreuen können, ſo lange wir nicht den Geiſt des Whiggismus und des religiöſen Schisma vernichtet haben werden. Wir haben in dieſem Augenblicke die Gelegenheit, die Feinde der Kirche bis auf den letzten Mann auszurotten; ich ſage nicht geradezu, man ſolle ſie mit Feuer und Schwert vertilgen: aber ich ſage: delenda est Carthago. Nicht Geld- und Gefängnißſtrafen muß man ihnen auferlegen; hier können nur noch Galgen und Galeeren wirkſam ſein. Die Zeit der Märtyrer iſt nunmehr vorbei. Sie müſſen durch

*) The shortest way with the dissenters. 1703.

Gewalt zu unſerer Kirche zurückgeführt werden. Zwiſchen Kirche und Galgen werden ſie ſchon nicht ſchwanken."

Die Gegner ließen ſich zwar anfänglich fangen; ein Mitglied der Hochkirche empfahl ſogar das Buch ſeinen Getreuen als die erbaulichſte Lektüre nächſt der Heiligen Schrift. Aber es währte nicht lange, ſo fühlten andere, weniger naive Leute als der Theolog von Cambridge die ganze Tragweite dieſes Buches, und Defoë mußte ſich verſtecken. Darauf wurden Verleger und Drucker verhaftet: ein unfehlbares Mittel den Aufenthalt des Verfaſſers zu erfahren, da ihm der Gedanke unerträglich ſein mußte, Andere die Strafe für etwas erleiden zu ſehen, was er allein verbrochen hatte. So ſtellte er ſich denn aus freien Stücken. Zu einer bedeutenden Geldſtrafe, ſieben Jahren Gefängniß und drei Tagen Pranger verurtheilt, machte er ſeinen Kerker zu einer Rednerbühne, ſeinen Pranger zum Piedeſtal des Siegers. Die Londoner Bevölkerung — damals leidenſchaftlich liberal geſinnt, wie ſie fünf Jahre ſpäter leidenſchaftlich unduldſam wurde — ſtrömte durch blumengeſchmückte Straßen nach dem Denkmal der Schande; Männer und Frauen, Kinder und Greiſe drängten ſich bis zum Verurtheilten und legten Kränze zu ſeinen Füßen nieder; der Pöbel riß ſich um „die Hymne an den Pranger, verfaßt von Daniel Defoë" welche die Zeitungsverkäufer mit lauter Stimme feilboten. Andere Satiren, andere Flugſchriften gingen aus jenem Gefängniß hervor, welche die Entrüſtung des Volkes nährten; ja, es wurde zur eigentlichen Geburtsſtätte des modernen Journalismus. Die Zeitſchrift, welche Defoë während ſeiner Gefangenſchaft (anno 1704)

ſtiftete,*) war die Mutter des „Tatler," des „Spectator," des „Guardian" und des „Englishman."

Der damalige Chef des Miniſteriums, Harley, ſpäter Lord Oxford, wußte aber den Werth des Mannes wie des Schriftſtellers anzuerkennen; er erlangte deſſen Begnadigung trotz des Widerſtandes der Königin und gebrauchte ihn ſowohl zum Heile Englands wie zum eignen Vortheile. Unter anderen ſchwierigen Miſſionen, mit welchen Defoë beauftragt wurde, war die, eine Vereinigung Schottlands und Englands vorzubereiten. Der anſpruchsloſe Geſandte fand anfangs in Edinburg nur ſchlechten Empfang; allein der moraliſche Einfluß ſeines Charakters, der Zauber ſeines ſympathiſchen Weſens, die überzeugende Kraft ſeiner Rede — kurz, die Ueberlegenheit ſeiner genialen Perſönlichkeit müſſen ſo bedeutend geweſen ſein, daß ſie hinreichten, um alle Hinderniſſe zu überwinden und die ebenſo wichtige wie heikle Aufgabe, deren vortrefflicher, beſcheidener Geſchichtſchreiber er werden ſollte,**) innerhalb eines Jahres glücklich zu löſen.

Dieſer Moment war der Höhepunkt ſeines Glückes wie ſeiner Popularität. Tauſend Anekdoten, von denen die Mehrzahl allgemein bekannt ſind, legen davon Zeugniß ab. Indeß ſollten weder ſein Glück noch ſeine Popularität lange dauern; während er ſich der zweiten entzog, entging ihm das erſte. Er hatte ſich nach dem Norden von England zurückgezogen, um eine „Allgemeine Geſchichte des Handels" zu ſchreiben als, bei dem Sturze des Whig-Cabinets, die Tories, welche von der Königin öffentlich und heimlich be-

*) The Review.

**) The History of the Union, etc. 1709.

verjehlen können, um die ihn Niemand fragte,
erjenige," sagte er, „welcher die Wahrheit auf
ite hat, ist sowohl ein Narr als ein Feigling,
Angst hat, sie zu bekennen." Er eilt also nach
vo er Schlag auf Schlag drei feurige Flugschriften
n des Hauses Hannover herausgibt, unter anderen
jmte „Jure divino", das er Seiner Majestät,
nden Menschenverstande, widmete. Keine Ver-
hielten ihn zurück:

inerne Mauern," ruft er aus, „sind kein Gefängniß,
er sind kein Käfig; unter Gittern und Steinblöcken bleibt
ldige Seele frei und findet eine friedliche Einsiedelei."

lich ließ das Gefängniß nicht auf sich warten; und
j die Thronbesteigung Georgs des Ersten ihn bald
) that doch der neue König — der so viele ver-
atsmänner, welche seinetwegen drei Jahre Märtyrer-
ihren Londoner Palästen und Landschlössern er-
lten, mit Ehren überhäufte — nicht das Geringste
men Soldaten, der stets auf der Bresche gestanden.
ndfünfzig Jahren, krank, ohne Mittel, sah er sich
auf die streitende Laufbahn zu verzichten, aber

ſchändlich behandelt, und ſelbſt die dissenters, die ich mit Lebensgefahr vertheidigt habe, konnten mir meine Ehrlichkeit und Ehrbarkeit nie verzeihen. Aber ich bin ein Stoiker. Möge denn der Pöbel ſeinen Haß nicht verſchwenden auf einen Lebensmüden, der gegen Belohnung, wie gegen Strafe, gleichgültig iſt. Mein Leben iſt nur durch ein Wunder gerettet worden; die Armuth hat ſich an meine Schritte geheftet, ohne mich je tödten zu können. Ich habe mehr Philoſophie in der Schule des Lebens als auf den Schulbänken gelernt. Ich lernte die Herrlichkeit und das Entſetzen der Welt kennen; denn ich ging aus einem Kerker in das Cabinet eines Königs. Ich habe Vermögen und Anſehen geopfert, um meine Ehre und meine Grundſätze zu retten; und ich bereue es nicht. Jetzt lebe ich arm und verachtet; aber ich verachte dieſe Verachtung. Freude und Friede erfüllen mein Herz. Meine erſten Schickſalsſchläge, eine zahlreiche Familie, meine körperlichen Leiden, die Undankbarkeit meiner Mitbürger, die Angriffe der Neider, die Drohungen der Regierung, die Erinnerung an Alles, was ich gelitten habe, verhindern mich nicht eine reine, ruhige Seele, ein feſtes entſagendes Herz zu haben."

Von nun an beginnt ein neues Leben für Deſoë. Gelähmt und in äußerſte Armuth verfallen, zieht er ſich auf's Land zurück, um ſein mühevolles Schriftſtellerleben fortzuſetzen. Hat er aber auf den Kampf, ſo hat er doch keineswegs auf die Ideen, um die er kämpfte, verzichtet: aus dem leidenſchaftlichen Streiter für die Toleranz iſt ein Weiſer geworden, den die Enttäuſchungen nicht bitter gemacht haben. Den politiſchen Flugſchriften folgen nun Werke der Moral, ich möchte faſt ſagen der Erbauung, dann erfundene Erzählungen: der „Family Instructor", „Religious Courtship", endlich im Jahre 1719 „Robinſon Cruſoe". Anfangs wollte es ihm nicht gelingen einen Verleger zu finden, bis ihm endlich ein Buchhändler, Namens Taylor, zehn Guineen für jene Bände gab, welche beſtimmt waren, den coloſſalſten Erfolg zu erleben, der je einem Buche zu

eile ward. Eine Auflage nach der anderen verbreitete
bald in allen Familien Englands: es möchte nicht
ige, ſo las man es in St. Petersburg wie in Paris, in
adrid wie in Berlin, in unzähligen Ueberſetzungen: ſelbſt
Araber erzählten ſich die „Perle des Oceans“. Die
chahmungen wurden noch zahlreicher als die Ueberſetzungen;
gab Robinſons aller Nationalitäten: Schweizer, Spanier,
hmen, Italiener; aller Profeſſionen: einen Arzt Robin-
, einen Buchhändler Robinſon; aller Geſchlechter: denn
gab auch ein „Fräulein Robinſon“, ja ſogar einen ‚un-
ſtbaren‘ Robinſon — in Deutſchland allein erſchienen von
'29 bis 1760 nicht weniger als ſechzig Robinſone. Defoë
mte ſich ſogar ſelbſt nach; ſeine unermüdliche Feder —
an zählt 210 Schriften von ihm — brachte innerhalb
hn Jahren das „Leben und die Abenteuer des Capitän
ingleton“, „Glück und Unglück von Moll Flanders“,
Leben und Abenteuer des Oberſten James“, „Roxana“,
die neue Reiſe um die Welt“, „der engliſche Kaufmann“,
das Leben des Capitän Carleton“ und im geſchichtlichen
enre „die Memoiren eines Cavaliers“ und das „Tage-
uch der Peſt zu London im Jahre 1666“; eine zahlreiche
iſte von Büchern, unter welchen mehrere werthvoll ſind
nd die alle den beſonderen Charakter der Genauigkeit und
Wahrſcheinlichkeit tragen, den wir im Robinſon ſo ſehr be-
wundern. Bei der Lektüre des „Tagebuchs von der Peſt
u London“ glaubte Jedermann in der That es ſei ein
leichzeitiges Manuſcript aufgefunden worden, und ſelbſt
ord Chatham hielt die „Memoiren eines Cavaliers“ für
n geſchichtliches Dokument. Im Ganzen jedoch fehlte es
eſen langen Erzählungen, welche eher zur Unterhaltung

Sache der religiösen Freiheit. Im Streite unermüdlich, aber gern unerkannt, suchte er niemals sich zu erheben oder zu bereichern, indem er für das allgemeine Wohl arbeitete. Ein auffallender Typus jener großen angelsächsischen Bürger, welche, wie Penn oder Franklin, Republiken zu gründen und zu erhalten wußten, ohne sich mit der poetischen Aureole der Helden zu schmücken und indem sie schlichte, ehrliche Bürger blieben. Nein, viel Poesie ist nicht in dieser dunklen Mittelmäßigkeit liebenden Gestalt und doch, ist es nicht als wären die von Göthe an den Bruder-Dichter, den er in der Blüthe des Mannesalters verloren, gerichteten Verse für Defoë geschrieben?

„Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edlen endlich komme."

II.

Die Begebenheit, welche Defoë den ersten Gedanken seines Robinson eingab, ist eine wohlbekannte. Ein schottischer Seemann, Alexander Selcraig, (oder Selkirk, wie er sich selbst nannte, um wohlbegründeten Nachstellungen leichter zu entgehen) hatte Dampier nach der Südsee begleitet. Da er wegen Verletzungen der Disciplin bestraft wurde, versteckte er sich in der Insel Juan Fernandez, wo sein Schiff

angelegt hatte und brachte dort vier Jahre und vier Monate zu. Im Jahre 1709 wurde er von dem Capitän Rogers aufgefunden und nach Briſtol zurückgebracht, wo er im Jahre 1711 anlangte: beiläufig geſagt, ein mehr als hinreichender Beweis, daß Defoë ihm nicht, wie man es behauptete, ſein Tagebuch während des Briſtoler Aufenthaltes entwendete, indem der Verfaſſer des Robinſon ſeit dem Jahre 1691 nicht nach dieſer Stadt zurückgekehrt iſt. Uebrigens hatten die Capitäne Cook und Rogers bereits im Jahre 1712 Bericht geliefert über Selkirk's Abenteuer, Steele hatte desſelben im „Englishman" Erwähnung gethan, und Robinſon erſchien 1719. Es verſteht ſich auch von ſelbſt, daß ein gänzlich verwildertes Weſen, wie dieſer Selkirk uns von den Zeitgenoſſen geſchildert wird, abſolut unfähig geweſen wäre, ein Kunſtwerk wie das in Rede ſtehende hervorzubringen.

Iſt es übrigens nöthig, die Eingebung Defoë's ſo weit herzuholen? Schwärmte nicht vielmehr die ganze Epoche, in der er lebte, für die abenteuerlichen Erzählungen der Outlaws, der Bürgerkriege, der kühnen Weltumſegler, welche unbekannte Meere nach neuen Entdeckungen durchſchifften, der muthigen Coloniſten, welche alteuropäiſche Cultur nach jungfräulichen Ländern hinübertrugen? War es nicht die Zeit, wo es einem franzöſiſchen Abenteurer, unter dem Namen Pſalmanazar, gelingen konnte, ganz England während fünfzehn Jahren zu betrügen, indem er ein ausführliches Bild, das er mit Karten und Kupferſtichen belegte, von ſeiner Inſelheimath, der erdichteten Formoſa, entwarf? Floß das Geld von ganz Europa nicht in die Hände dieſes unverſchämten Betrügers, der klug genug war, ſich zum Chriſten-

Ein auffallender Typus jener großen angelſä
welche, wie Penn oder Franklin, Republ
und zu erhalten wußten, ohne ſich mit der p
der Helden zu ſchmücken und indem ſie ſ
Bürger blieben. Nein, viel Poeſie iſt nicht
Mittelmäßigkeit liebenden Geſtalt und doc
als wären die von Göthe an den Bruder-T
in der Blüthe des Mannesalters verloren, ge
für Defoë geſchrieben?

„Es glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder ſpäter,
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſieg
Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchr
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag des Edlen endlich komme."

II.

angelegt hatte und brachte dort vier Jahre und vier Monate zu. Im Jahre 1709 wurde er von dem Capitän Rogers aufgefunden und nach Briſtol zurückgebracht, wo er im Jahre 1711 anlangte: beiläufig geſagt, ein mehr als hinreichender Beweis, daß Defoë ihm nicht, wie man es behauptete, ſein Tagebuch während des Briſtoler Aufenthaltes entwendete, indem der Verfaſſer des Robinſon ſeit dem Jahre 1691 nicht nach dieſer Stadt zurückgekehrt iſt. Uebrigens hatten die Capitäne Cook und Rogers bereits im Jahre 1712 Bericht geliefert über Selkirk's Abenteuer, Steele hatte deſſelben im „Englishman“ Erwähnung gethan, und Robinſon erſchien 1719. Es verſteht ſich auch von ſelbſt, daß ein gänzlich verwildertes Weſen, wie dieſer Selkirk uns von den Zeitgenoſſen geſchildert wird, allerdings unfähig geweſen wäre, ein Kunſtwerk wie das in Rede ſtehende hervorzubringen.

Iſt es übrigens nöthig, die Umgebung Defoë's ſo weit herzuholen? Schwärmte nicht vielmehr die ganze Epoche, in der er lebte, für die abenteuerlichen Erzählungen der outlaws, der Bürgerkriege, der kühnen Weltumſegler, welche unbekannte Meere nach neuen Entdeckungen durchſchifften, der muthigen Coloniſten, welche abenteuerliche Sitten nach jungfräulichen Ländern hinübertrugen? War es nicht die Zeit, wo es einem franzöſiſchen Abenteurer, unter dem Namen Pſalmanazar, gelingen konnte, ganz England mehrere zehn Jahren zu betrügen, indem er ſich für einen Japaneſer ausgab, das er mit Karten und Kupferſtichen [illegible] Inſelheimath, der erdichteten Formoſa, [illegible] Geld von ganz Europa nicht in [illegible] ſchämten Betrügers, der [illegible]

Doch enthielten dergleichen Erzählungen à la m
nehr als romantiſche oder Wunderabenteuer, die
ugenblickliche Unterhaltung gewähren aber keine
leberzeugung einflößen konnten, welche der Geiſt
er Wirklichkeit erhält, und die ihre Zeit nicht i
veil ſie keine allgemeinen Ideen enthielten, und
neinen Ideen es ſind, welche einem literariſche
leben verleihen. Im Robinſon ſollte man zugl
nd Wirklichkeit finden.

Gewiß iſt die Sprache des Robinſon eine
ebenfalls eine unbeholfene, ja ungeſchlachte, im
nit dem präciſen, feinen, eleganten Style des Zei
Swift. Ueberall guckt der Autodidakt, the self-taug
araus hervor. Das Geheimniß des Styls wird nu
Geiſtern zu Theil, die eine kräftige, klaſſiſche Bild
chult und geſchliffen hat. Wenn Madame de Sévi
Lady Montague, Georges Sand und George Eliot
ariſche Vollendung auch ohne dieſen Bildungsgang
onnten, ſo kommt es wohl daher, daß die Ueberl
elche eine klaſſiſche Erziehung verleiht, vornehmlid

ſich hier um Wirklichkeit, nicht um Erdichtung handle. h ſpreche hier nicht von den meiſterhaft, in großen Um=ſen gezeichneten, untergeordneten Charakteren — dem iven, guten Freitag, welcher alle die guten und ſchlechten genſchaften eines Kindes beſitzt, den ceremoniellen, feier=hen Spaniern, dem rohen engliſchen Matroſen, Will kins — ſondern ich weiſe hauptſächlich auf den unnach=mlichen Charakter des Helden ſelbſt und, in demſelben, f die Entwickelung hin, die mit ihm in der Einſamkeit ttfindet. Bis dahin iſt Robinſon wohl ein lebendes eſen, was nicht jeder Romanſchreiber von ſeinem elden ſagen kann. Er iſt uns von Anfang an ſym=thiſch, trotz ſeines Eigenſinns, ſeiner Unbändigkeit, ſeiner nzartheit, ſogar trotz der Art von Fatalität, welche ihn eibt und, bei jedem andern als Defoë, ihn mit der Frei=eit zugleich ſeiner Individualität beraubt haben würde. lber die ſcheinbar unüberwindliche Schwierigkeit beginnt ls Robinſon allein iſt. Wie ſollen dramatiſche Empfind=ngen erregt werden unter ſo einfachen Umſtänden? Wie ollen Gefühle analyſirt werden, die aus einer Lage ent=ehen, welche der Schriftſteller unmöglich ſelbſt erfahren aben kann? Defoë iſt nichtsdeſtoweniger das Eine wie as Andere vollkommen gelungen: er hat, in der Einſam=eit, in die er ſeinen Robinſon verbannte, ein Drama ge=chaffen und wahre Situationen geſchildert. Alles ſetzt ſich n Bewegung, wie vom Zauber gerührt. Die Nothwendig=eit führt von Erfindung zu Erfindung; die Begebenheiten eben ſich und greifen in einander; eine Handlung voll ntereſſe feſſelt unſere Aufmerkſamkeit. Bald iſt es die ngſt vor wilden Thieren, die Freundſchaft, die ihn mit

einem Papagei verbindet, der Kampf mit den Elementen; bald eine Krankheit, die er ohne Beiſtand eines Nebenmenſchen durchzumachen hat, die Gefahren einer Seereiſe, ein Erdbeben, das ihm Entſetzen erregt, oder aber ein Getreideſamen, der zufällig auf den Boden fällt, unmittelbar befruchtet wird und ihn mit Dankbarkeit erfüllt; das Erblicken eines Fußtapfens im Sande endlich: Alles das verkettet ſich auf's Engſte; des Leſers Herz bebt mit Beſorgniß für den armen Teufel, der ſich ſchon von den Wilden verzehrt ſieht. Wie iſt dieſe Wirkung der Einbildung fein beobachtet und glücklich wiedergegeben! Bis dahin hatte Robinſon zufrieden und faſt ſorglos dahin gelebt; wie der Anblick des Samens, welcher unter ſeinen Füßen Frucht treibt, zum erſten Male in ſeiner Seele den Begriff Gottes erweckte, der bis dahin durchaus abweſend war, ſo ſtürzt ihn der Anblick dieſer Spur menſchlichen Daſeins in alle Schrecken einer einſamen Einbildungskraft. Von dieſem Augenblicke an ſchläft er nicht mehr, er, der ſeit ſieben Jahren neben dieſer ſelben Gefahr gelebt hatte ohne daran zu denken; der Gedanke läßt ihn nicht mehr los in den langen, ſchlafloſen Nächten: er vergrößert ihn über die Maßen, er wird ihm zur immerwährenden Präoccupation. „There is nothing good or evil", ſagt Hamlet, „but thinking makes it so;" ſo wie für Hamlet Dänemark, ſoll für Robinſon ſeine Inſel fernerhin ein Gefängniß ſein.

Doch ſind dies am Ende Gemüthsbewegungen, welche unter gleichen Bedingungen wohl ein Jeder durchmachen würde; was aus Robinſon eine Individualität macht, iſt ſein perſönlicher Charakter, der wahre Typus des unerſchrockenen Angel-Sachſen, der ſich die Wüſten unterwirft und in alle

elegenden den Samen unſerer alten Civiliſation ſtreut.
: beſitzt deſſen unabſchreckbare, rauhe Energie, deſſen un-
nüdliche Geduld, deſſen Muth unbezwingbarer Hartnäckig-
t. Derſelbe Drang nach neuen Empfindungen, der
pitän Spence nach den Nilquellen treibt und den jungen
d Seymour in der Umarmung eines indiſchen Bären
den heißt, hat auch Robinſon die Luſt nach Abenteuern
gegeben. Kaum gerettet, führt ſie ihn ſtets zu neuen
ſungen; einmal allein, da er ſeiner ſich ſelbſt zugezogenen
e auf keine Weiſe entkommen kann, weiß er ſich ihr
bequemen: der unermüdliche, methodiſche Fleiß, welcher
er Raçe eigen iſt, kommt ihm zu Hülfe, und allein,
e Beiſtand, bezwingt er die Welt. Wie jene kühnen
niere der Cultur in der neuen Welt, eignet er ſich von
em, eine nach der anderen, alle menſchlichen Erfindungen
eins nach dem anderen, lernt er alle Gewerbe: wird
rsmann, Schneider, Zimmermann, Tiſchler, Töpfer —
: ihm Menſchen dazu, ſo wird er eine Colonie gründen!
larète Chasles berichtet von einem squatter, der erzählt
er, in ſeinem log-house an den Ufern des Ohio,
chdem er oft zwanzig Monate lang kein menſchliches
litz geſehen und von ſchlechter gekochter Gerſte ſtatt
od ſich genährt, von den Indianern und von den Raub-
eren des Urwalds verfolgt, gezwungen ſich beſtändig mit
er wilden Völkerſchaft herumzuſchlagen, erſchöpft nach
ufe kehrte und beim Lichte ſeines in Biberfett getauchten
hrlichts jenes göttliche Buch las, welches, mit der Bibel,
in Troſt und ſeine Stütze war.

„Ich fühlte," ſetzt der Pflanzer hinzu, „daß ich Alles thun könnte,
as Cruſoe gethan hatte; die Einfachheit ſeiner Erzählung brachte

[redacted]

[redacted]

[redacted]

rb geſorgt, ſelbſt für die Andacht; hier handelt es ſich
er nicht um jene glühende, myſtiſche Schwärmerei nach
m Uebernatürlichen, welche die Inbrunſt des Katholicis-
us und die Beſchaulichkeit des deutſchen Pietismus erzeugt
t: dazu iſt er nicht Träumer genug, und das würde ihn
auch vom Arbeiten abhalten. Der Engländer iſt über-
upt kein Freund des Idealen und der Abſtraktion, weder
der Religion noch in der Politik. Gewiß hat auch
obinſon ſeine inneren Kämpfe zu beſtehen, die Frömmigkeit
twickelt ſich erſt ſpät in ihm, und die Seiten des Buchs,
o die Stimme der Gottheit ſich ſtets deutlicher vernehmen
ßt im Herzen des armen Einſiedlers, gehören ſicher zu
m ſchönſten dieſes wunderbaren Werkes. Kaum aber hat
r ſeinen Gott gefunden, als er ſein Verhältniß zu ihm
u regeln anfängt. Seine Andacht darf ihn nicht ſtürmiſch
ufregen: ſeine Religion, ganz rationaliſtiſch als Dogma,
ſt ganz poſitiver Art und äußerſt verſtändig für das Leben,
elches ſie ihm vorſchreibt. Er weiß, daß Gott über ihn
acht und das genügt ihm; von nun an ergibt er ſich in
ein Schickſal, ja er zieht es ſeinem früheren Leben vor,
o er ſich mitten in der Welt, aber von Gott verlaſſen
efunden hatte:

„Ich betete ſogar nicht darum, aus meinem einſamen Leben
löſt zu werden, von ſo geringer Bedeutung erſchien mir dasſelbe.
lles war Nichts, verglichen mit dem Einen: einen Gott wieder-
funden zu haben.“

III.

Indeß, hätte es ſich im Robinſon nur um einen
aven, engliſchen Proteſtanten im Streite mit den Schwierig-

keiten einer exceptionellen Lage gehandelt, würde das ganze achtzehnte Jahrhundert dieſes Buch bewundert und aus ihm ein Laien-Evangelium gemacht haben? Hätte Rouſſeau von ihm geſagt:

„Wenn man denn durchaus Bücher haben muß, ſo gibt es eins welches, meiner Anſicht nach, die glücklichſte Abhandlung über natürliche Erziehung bietet. Dieſes Buch wird das erſte ſein, welches von meinem Emil geleſen wird: es ſoll lange Zeit allein ſeine ausſchließliche Bibliothek bilden, ſoll ſtets eine beſondere Stelle darin behaupten. Es ſoll der Text ſein, zu dem alle ſeine Geſpräche über Naturwiſſenſchaft nur den Commentar bilden ſollen. Es ſoll dem Stande unſeres Urtheils während unſerer Fortſchritte als Probirſtein dienen; und, ſo lange unſer Geſchmack unverdorben bleibt, wird uns dieſe Lektüre ſtets gefallen. Welches iſt nun aber dieſes wunderbare Buch? Iſt es Ariſtoteles? Iſt es Plinius? Iſt es Büffon? Nein, es iſt Robinſon Cruſoe.“

Was mir dieſe Schwärmerei des Jean Jacques, ſowohl als die außerordentliche Popularität des Robinſon in ganz Europa, zu erklären ſcheint, iſt, daß das Buch eine ganze Philoſophie der rationaliſtiſchen Geſchichte in ſeiner, bei aller Vulgarität, ergreifenden Form enthält. Jedes Zeitalter hat ſeine Philoſophie der Geſchichte: hat Boſſuet die des ſiebzehnten Jahrhunderts gegeben, Hegel, die des neunzehnten, ſo wird man im Robinſon die des achtzehnten finden.

Sie geht von dem Ausgangspunkte des Contrat social aus, ſo weit es einem Werke der Dichtung möglich iſt. Der Menſch ſieht ſich ungefähr auf ſeine natürlichen Kräfte angewieſen, gegenüber einer Natur die er nun ſich unterwerfen ſoll. In der Lebensgeſchichte eines einzelnen Individuums finden ſich hier alle Phaſen, durch welche die Menſchheit durchgehen mußte, vom Naturzuſtande und der

Einſamkeit an bis zur Bildung des Staats, geſchildert. Von dieſem Standpunkte aus war es ein Meiſterſtück von Deſoë, daß er aus ſeinem Robinſon weder einen bedeutenden Mann, noch einen Specialiſten machte. Letzterer hätte ſich nur für die Sachen, die ihn als Individuum berührten, intereſſirt und nicht für Dinge, die das allgemein Menſchliche angehen. Erſterer hätte ſeine Erfindungen und Errungenſchaften auf Rechnung ſeiner perſönlichen Ueberlegenheit ſchreiben können. Robinſon iſt aber ein Menſch von mittelmäßiger Intelligenz und mittelmäßigem Charakter, ganz beſonders dazu geeignet den Durchſchnitt der Menſchheit darzuſtellen. Was er thut, ſcheint es, könnte Jeder von uns, hätte Jeder von uns an ſeiner Stelle gethan; die Nothwendigkeit allein führt ihn von Erfindung zu Erfindung: die Noth allein, nicht ſeine Begabung, macht ihn zum Begründer der Herrſchaft des Menſchen über die Natur. Wie der erſte Menſch, iſt er, nach der Theorie des achtzehnten Jahrhunderts, zuerſt Troglodyt und Ichthyophag. Er ißt die ihm gebotenen Früchte vom Baume weg, nährt ſich vom Fleiſche der Thiere, welche er erſchlägt und deren Fell ihm als Kleidung dient. Bald wird jedoch der Jäger die Möglichkeit gewahr, die Thiere, die er verfolgt, zu zähmen und ſomit ſich den Kampf und die Ermüdung zu erſparen, indem er ſich zugleich einige Nahrungsmittel mehr: Milch, Butter, Käſe, verſchafft. Es entgeht ihm nicht lange, daß er den Samen, den er mühſam auflieſt, über eine beſtimmte, begrenzte Gegend ſäen kann, um dieſelbe je nach ſeinen Bedürfniſſen auch zu vermehren: der Hirt wird Ackersmann. Aber bald macht ſich der Mangel an Werkzeugen fühlbar, ſei es für den Ackerbau, ſei es für die Einrichtung ſeiner Wohnung.

So führt ihn die Noth von einer Vervollkommnung zur anderen, ſeine Lehrzeit rückt langſam aber um ſo ſicherer vorwärts. Nach einer gewiſſen Zeit gelingt es ihm den Thongefäßen, die er ein Jahr zuvor kaum in unförmlicher Weiſe zu Stande brachte, eine gefällige Form zu geben. Von da an entſteht erſt die Induſtrie, dann die Kunſt. Da ihm durch die Induſtrie Inſtrumente zu Gebote ſtehen, fängt er kühn an, ein Boot zu bauen; dann wagt er ſich hinaus auf den weiten Ocean, mitten unter tauſend Gefahren, nach einer Nachbarinſel; und ſollte ſich ſein Urzuſtand noch weiter verlängern, ſo würde gewiß bald der Induſtrielle zum Kaufmann werden.

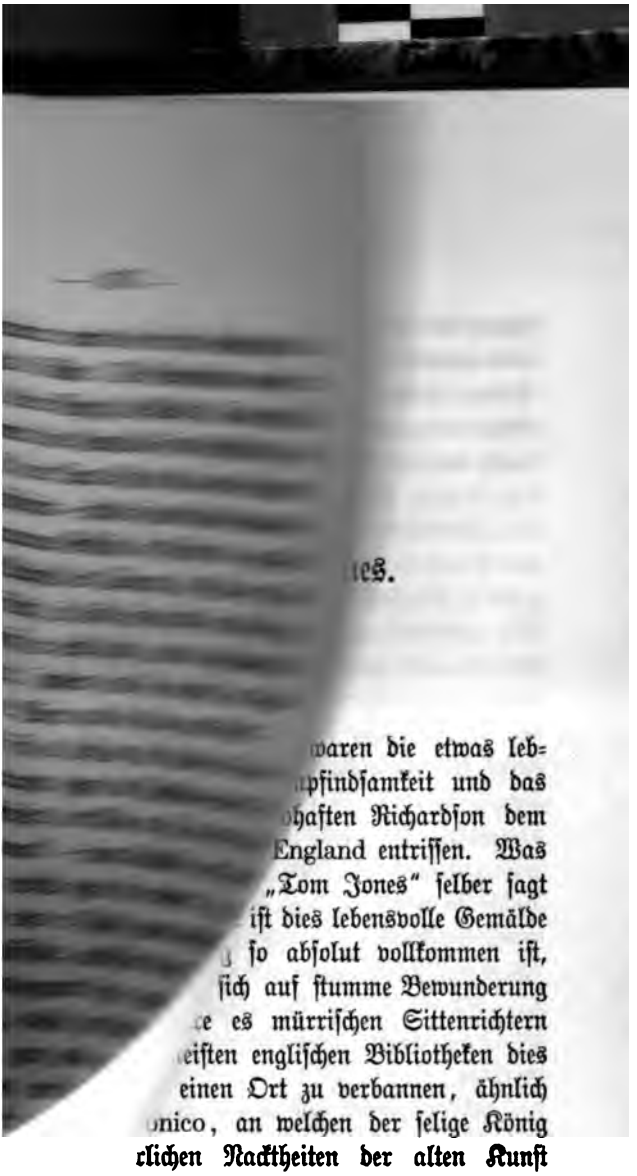
Dieſer Entwickelung der materiellen Cultur folgt mit gleichem Schritte die moraliſche Cultur. Die ſchlummernde Seele des Menſchen im Streite mit der Natur erwacht beim Anblick des geſtirnten Himmels, bei der Beobachtung der regelmäßigen Wiederkehr der Jahreszeiten, des wohlthuenden Einfluſſes des Himmels, des undurchdringlichen Geheimniſſes der treibenden Saat. Eine natürliche Religion, die einfach iſt, weil ſie von keiner Kirche eingeengt wird, füllt ſein Herz mit milder Befriedigung, und ſobald einer ſeiner Mitmenſchen ſich einfindet, wird er ihm dieſe innere Zufriedenheit, deren er ſich ſelbſt erfreut, auch mittheilen wollen. Freitag, das Naturkind, geſellt ſich zu ihm; es iſt wie der erſte Verſuch einer civiliſirten Geſellſchaft, gegen die Wilden gebildet, welche die unſchätzbaren, mühſam eroberten Errungenſchaften der Intelligenz und der Induſtrie bedrohen. Bald werden auch noch Andere hinzukommen; man ſieht die menſchliche Republik bereits entſtehen. Wilde,

outlaws, Abenteurer werden den erſten unförmlichen Verſuch eines Staats bilden. Die Leidenſchaften werden entfeſſelt: der Neid, der Ehrgeiz, die Wolluſt. Sie drohen Alles zu zerſtören, denn der Romulus dieſer Geſellſchaft iſt verſchwunden; doch der Numa läßt nicht lange auf ſich warten: der Geiſtliche erſcheint — nicht der fanatiſche Proſelytenmacher, ſondern der humane Geiſtliche, der Prieſter der natürlichen Religion, der Apoſtel der Toleranz, das Ideal von Defoë ſelbſt. Man ſieht, ich leihe ihm nichts: ſein Prieſter ſagt buchſtäblich, daß er nicht ſuche „was die verſchiedenen Religionen trennt, ſondern was ſie vereinigt: den Glauben an das höchſte Weſen und die Liebe zum Nächſten."

Rührend iſt es, daß der alte Patriot und dissenter, der ſo viele Lanzen gegen das Papſtthum gebrochen, dieſe Rolle des Prieſters, der Alles um ſich her beruhigt, heiligt und reinigt, wem? — einem Katholiken, einem Franzoſen, gibt. „Alles mußte gegen ihn einnehmen," ſagt er naiv; „denn erſtens war er Papiſt, zweitens papiſtiſcher Prieſter, drittens franzöſiſcher, papiſtiſcher Prieſter." In den Mund ſeines Glaubensgegners legt er gerade die erhabenen Worte der Toleranz, welche ſein Buch ſchließen:*) eine Art Laien-Evangelium, ganz und gar auf den abſoluten Glauben an die Güte der menſchlichen Natur gegründet, welcher die Seele des achtzehnten Jahrhunderts war, in ſeinem Kampfe

*) Man weiß, daß Defoë den unverzeihlichen Fehler beging eine Fortſetzung ſeines Robinſon zu ſchreiben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das allgemeine und menſchliche Intereſſe, welches den hohen Ideen des erſten Theiles anhaftet, dieſer Erzählung der Abenteuer Cruſoe's in China und der Tartarei ganz abgeht.

gegen das Fundamental-Dogma des Chriſtenthums: die Verdorbenheit der menſchlichen Natur. Jeder Lebenstag Deſoë's war jenem Glauben gewidmet und jede Seite des Robinſon athmet dieſe kindliche Ueberzeugung des Jahrhunderts der Aufklärung.



...es.

...waren die etwas leb-
...pfindſamkeit und das
...haften Richardſon dem
...England entriſſen. Was
...„Tom Jones" ſelber ſagt
...iſt dies lebensvolle Gemälde
...ſo abſolut vollkommen iſt,
...ſich auf ſtumme Bewunderung
...e es mürriſchen Sittenrichtern
...eiſten engliſchen Bibliotheken dies
...einen Ort zu verbannen, ähnlich
...nico, an welchen der ſelige König
...rlichen Nacktheiten der alten Kunſt

...e ſelten man bei engliſchen Werken jenes
...niß der Theile und jene Harmonie des
..., welche uns bei den meiſten claſſiſchen
Franzoſen bewundernswürdig ſcheinen. Hier

aber haben wir es mit einer glänzenden Ausnahme zu thun; Tom Jones ist in der That ein wahres Meisterstück in Bezug auf Composition. Nichts kann breiter angelegt, großartiger sein, als der Prolog und die Einleitung, durch welche wir mitten in die Umgebung versetzt werden, in der das Drama vor sich gehen soll; nichts wunderbarer als die Mannigfaltigkeit der Begebenheiten und Situationen, aus denen es besteht. Und doch wie natürlich, wie leicht gestaltet sich das alles! Wie genau greift Eins ins Andre! Wie nothwendig geht jede Thatsache aus der vorhergehenden hervor! So schreitet die Erzählung ruhigen, unmerklich beschleunigten Schritts vorwärts, wie ein mächtiger Strom, der seinem Falle naht. Die Neugierde des Lesers wird durch eine geschickte Verzögerung des Ausgangs stets von Neuem erregt, bis sie schließlich in athemlose Spannung übergeht. Am Ziele angelangt, löst sich Alles auf, und beim Zurückblicken wird man mit Vergnügen gewahr, daß Nichts verloren ist, daß die Ereigniſſe sammt und sonders ebenso nothwendig als wahrscheinlich, daß in diesem Gedränge von Einzelheiten nichts, absolut gar nichts überflüssig war, und daß in diesem Complex, ja scheinbaren Chaos von Begebenheiten und Personen die symmetrischste Regelmäßigkeit herrscht.

Ebenso leicht und natürlich wie der Plan, ist aber auch die Sprache in diesem Meisterwerke. Nichts Erzwungenes. Es ist als müßte Jedermann mit dieser Klarheit, dieser Lebendigkeit, diesem Farbenreichthum schreiben können. Und doch, welche hohe Kunst liegt nicht unter dieser scheinbaren Leichtigkeit verborgen! Wie fühlt man bei diesem extemporirten Schriftsteller von vierzig Jahren aus jeder Zeile die vor-

bereitende Weihe einer kräftigen, classischen Bildung heraus! Was mich an diesem Style, außer seiner eleganten Sauberkeit, besonders frappirt, ist seine Mannigfaltigkeit und die durchgängige Ironie. Gewöhnlich wird uns der einfachste sermo pedestris geboten, den man sich vorstellen kann; fällt es aber einmal dem Verfasser ein, zeigen zu wollen, „was er im Erhabenen leisten kann", wie bei Sophien's Auftreten, so erreicht er mit Leichtigkeit eine Höhe der Poesie, deren Reiz um so mächtiger wirkt, als er sie stets durch eine feine, anmuthige Ironie zu mäßigen versteht. Die zarteste, duftigste Sprache, die kaum ihren Gegenstand berührt, schildert das Geheimniß erwachender Liebe in der jungfräulichen Brust der Heldin. Fielding steht das homerische, zugleich familiäre und erhabene Gleichniß ebenso zu Gebote, wie der Unterhaltungston der Gevatterin. Gewiß würde man nicht leicht in der ganzen englischen Literatur ein Seitenstück auftreiben zu dem epischen Style, in dem die Schlacht zwischen den Straßenjungen und der schönen Molly Seagrim erzählt wird. Wie weit ist das von der trockenen, kalten Correctheit eines Swift, der seine Späße mit dem Ernst eines Mathematikers zum Besten gibt, von der realistischen Vulgarität eines Defoë, von der weitschweifigen, wässrigen, flachen Prosa eines Richardson! Selbst der so gerühmte Addison'sche Styl, wie farblos erscheint er neben der funkelnden Lebendigkeit, welche die Fielding'sche Sprache beseelt!

Und doch herrscht in all dieser Mannigfaltigkeit ein und derselbe Grundton: eben jener Ton der Ironie, der allen Launen des Styls ihre Einheit gibt. Dieser Umstand ist von Taine nicht genügend beachtet worden: er hat den durchweg sarkastischen Cynismus Fielding's viel zu ernst

aufgefaßt. Es iſt nicht eine Zeile in „Tom Jones“, in der das unſcheinbare Lächeln, das um des Erzählers Lippen ſpielt, nicht bemerkbar wäre. Sogar jenes Urbild des von hoher Intelligenz erleuchteten Wohlwollens, Mr. Allworthy, ſtellt uns der Verfaſſer wie ein Weltmann vor, dem es nicht entgeht, daß ſein Schützling eine etwas linkiſche Rolle in den Londoner eleganten Salons ſpielen würde. Daher herrſcht ein beſtändiger Wechſel in dem Charakter dieſer Ironie ſelbſt. Bald trifft ſie als milde, wohlwollende, bald als ſcharfe, ja unbarmherzige Satire die Dinge dieſer Welt: höhere und niedere Volksklaſſen, Politik und Theologie, Aerzte und Juriſten, Vorurtheile und Albernheiten, Literatur und Moral; hier wird ſie eine beſondere, dort eine allgemeine; einmal erhebt ſie ſich bis zur milden Höhe einer ſokratiſchen Ironie; ein anderes Mal läßt ſie ihr derbes Lachen erſchallen, als ob wir in der Schenke ſäßen. Keine Verdrehtheit des Geiſtes und Herzens, der Sitten und des Geſchmacks entgeht dieſer ſcharfen Geißel. Fielding handhabt eben die Ironie, wie den Styl, als vollendeter Meiſter. Niemand gelingt es wie ihm, die Lumpen, in die ſich die Eitelkeit zu hüllen liebt, unbarmherzig vor zureißen, ohne nur desgleichen zu thun. Sein Geiſt iſt wie eine Blendlaterne, die auf die verborgenſten Winkel der menſchlichen Natur ihr plötzliches Licht wirft und ihre höchſten und niedrigſten Regungen aufdeckt, ebenſo plötzlich aber ſich umkehrt und die ſich in Sicherheit wähnenden Lacher ſelbſt grell beleuchtet.

Niemals jedoch artet ſeine Ironie in das höhniſche Grinſen Swift's oder in das erzwungene Lächeln Sterne's

aus. Man fühlt sofort die Güte, das Wohlwollen heraus, die Allem, selbst seinem grimmigen Haß gegen alle Heuchelei — denn es ist ja vielmehr Liebe zur Redlichkeit als Abscheu der Lüge — zu Grunde liegen; und dann, diese Ironie ist stets ebenso unmittelbar wie maßvoll. Fielding ist viel zu sehr Künstler, um sich in der Uebertreibung zu gefallen; wie er sich einerseits nicht auf sein hohes Roß zu setzen braucht, um die Erhabenheit zu erreichen, hat er andererseits nicht nöthig Gesichter zu schneiden, um das Gelächter der Zuschauer hervorzurufen. Sein Roman ist daher wohl komisch im höchsten Sinne, aber niemals burlesk. Er sagt selbst in der Vorrede zu „Joseph Andrews': „Zwei grundverschiedenere Gattungen, als die des Komischen und Burlesken, kann es nicht geben. Während Letzteres stets nur das Absurde, Unnatürliche darstellt, muß Ersteres innerhalb der Grenze „der Bescheidenheit der Natur" bleiben. Die einzige Unterhaltungsquelle, die wir dem überhaupt hierfür empfänglichen Leser anzubieten vermögen, soll die getreue Nachahmung der Natur sein."

Fielding ist aber eigentlich auch ebensowenig humoristisch als burlesk. Der Humorist sieht die ganze Welt so wie sie sich in seiner eigenen Individualität abspiegelt, anstatt sie zu sehen wie sie wirklich ist. Der Humorist weint oder lacht nicht, weil die Gegenstände an sich lächerlich oder beklagenswerth sind, sondern der jedesmaligen Gemüthsstimmung gemäß, in der er sich gerade ihnen gegenüber befindet. Seine Laune, seine Stimmung, sein humour ist der Maßstab, wonach Alles gemessen wird; während für den eigentlichen Komiker dieser Maßstab im Gesetz des gesunden

Menſchenverſtandes liegt, dem ſicherſten, univerſellſten aller moraliſchen Kriterien.*)

Man findet daher bei Fielding niemals eine Uebertreibung in den Charakteren, Dank eben ſeiner wahren Künſtlerehrfurcht „vor der Beſcheidenheit der Natur“; ebenſowenig aber verlieren ſeine Charaktere an Deutlichkeit der Umriſſe, weil er ſie ſtets im Auge behält, genau wie er ſie von Anfang ſkizzirt:

. . . . . servatur ad imum
Qualis ab incepto processerit et sibi constet.,

anſtatt ſie immer wieder, je nach ſeinen perſönlichen Einfällen, umzugeſtalten. Es iſt dies um ſo wichtiger, als Fielding ſelbſt geſteht, daß er ſeine ganze Poeſie in der Charakterſchilderung ſuche. Daß die Kunſt der Charakteriſtik zu den Hauptverdienſten engliſcher Schriftſteller gerechnet werden muß, wird Jedem einleuchten, der ſich viel mit ihnen abgibt; um ſo größer aber iſt der Ruhm Fielding's, auch hierin neben Shakeſpeare den erſten Platz einzunehmen. Wenn die Menge der in ſeinem Werke vorkommenden Perſonen eine wahrhaft erſtaunliche zu nennen iſt, ſo dünkt uns doch noch erſtaunlicher und bewundernswürdiger die beſtändige Wahrheit inmitten ſolcher Fülle. Unter Hunderten von Charakteren von lebendigſter Individualität gibt es keinen, welcher die Grenzen der Natur überſchreitet; nichts wird auf die Spitze getrieben; nirgends iſt ein Uebermaß, ſei es der Tugend, ſei es des Laſters, zu finden; Alles iſt menſchlich. Von Caricatur keine Spur, weder in einem noch dem anderen Sinne. Alle hat er ſelbſt geſehen, ſelbſt

*) S. unten, S. 412, eine nähere Charakteriſtik des Humors.

obachtet: Alle haben wirklich gelebt. Uns ist als hätten
ir sie persönlich gekannt, als hätten wir gestern mit
squire Western gejagt und als sollten wir morgen mit
em braven Pastor Supple zu Mittag essen. Fielding ist
esentlich Realist, obwohl nicht im Sinne, der heutzutage
on französischen Künstlern diesem Worte beigelegt wird,
nd in dem ich es soeben selbst gebraucht habe, sondern in
er deutschen göthe'schen Bedeutung desselben. Er trägt
icht irgend eine allgemeine, abstracte Vorstellung in seinem
opfe, als da sind Geiz, Ehrsucht, Heuchelei, für die er
n der Geschichte oder im Leben eine passende Verkörperung
ucht; nein, er findet in seiner unmittelbarsten Umgebung
oncrete Wesen, denen Allen er eine ewige, allgemeine, ideale
eite abzugewinnen versteht. Seine Personen sind daher
uch keine mit Namen bekleidete herumwandelnde Abstraktionen,
ie sind nicht verkörperte Laster oder Tugenden, wie die
Richardson's, sondern lebende, wirkliche Wesen, deren Tracht
war ihrer Zeit angehört, deren Grundcharakter aber ewig
st, wie die menschliche Natur.

Was den Hauptreiz aller Charaktere in „Tom Jones"
usmacht, ist ihre Naivetät. Der Verfasser gefällt sich be-
onders darin, die keimende Leidenschaft und deren all-
ähliges Heranreifen zu belauschen; er thut es mit unend-
icher Kunst, eher indem er die Symptome leise andeutet,
ls indem er sich auf eine Besprechung des allgemeinen
harakters der Leidenschaft einläßt. Die handelnden Personen
lbst spielen Alle ihre Rolle unbewußt; sie leben in den Tag
inein, in der unmittelbaren Gegenwart, ohne krankhaft zu
rübeln, ohne eine andere Leitung als die des Instinkts. Die
esundheit, meines Erachtens der charakteristische Zug von

Fielding's Natur, iſt zugleich das Charakteriſtiſche der Welt, in die Tom Jones uns verſetzt. Fielding's Moral ſteht in grellſtem Widerſpruch mit der Richardſon's, und wenn ſie auch nirgends gepredigt wird, ſo wird ſie doch auf jeder Seite des „Tom Jones" gelehrt: das Wahre allein iſt das Gute, das Falſche allein das Schlechte. Dies das Weſen dieſer Moral des Inſtinkts; daher die herzliche Sympathie mit offenen, loyalen, leichtſinnigen, unüberlegten, von Leben ſtrotzenden Naturen, wie die des Helden; daher die Antipathie gegen alle Heuchelei, gegen Hinterliſt, Schlauheit, Feigheit und Verſtellung aller und jeder Art.

Man hat an dieſer, allerdings etwas bequemen, Moral viel zu mäkeln gefunden; gedenken wir nur des gleichzeitigen Neid- und Empfindlichkeitsgeſchreis von Richardſon. Es gehört ſogar noch heute zum guten Ton in England, auf Fielding den Stein zu werfen. Dieſer unerträgliche cant geht ſogar zu dem Punkte, daß der erſte Romanſchriftſteller unſerer Zeit, der Verfaſſer des „Pendennis", ſich genöthigt glaubt, wenn er ſich an ſeine zimperlichen britiſchen Leſer wendet, die Moralität von „Tom Jones" anzugreifen; dabei ſcheinbar ſeines eignen, generöſen, zärtlichen, aber auch ſchwachen, eiteln und egoiſtiſchen Helden ganz zu vergeſſen, der doch der ächte Tom Jones des XIX. Jahrhunderts iſt, und den das darauffolgende möglicherweiſe auch nicht ganz tadellos finden wird. Denn wie es Coleridge in Bezug auf „Tom Jones" vortrefflich ſagt: „Die Sitten verändern ſich von einer Generation zur anderen, und es ſcheint faſt, als ob die Moral ſich mit ihnen änderte; für einige Wenige thut ſie es auch, obgleich ſie ſich für Alle außer den Böſewichtern nur ſcheinbar ändert. Ein junger Mann, der ſich

heutigen Tags so benähme, wie man berechtigt ist anzunehmen, daß es Tom Jones mit Lady Bellaston zu Upton und an anderen Orten gethan habe, wäre eben kein Tom Jones mehr; der heutige Tom Jones, wenn auch vielleicht im Grunde nicht viel sittlicher, würde eher sterben als er sich dazu hergäbe, sich von einer alten Coquette unterhalten zu lassen."

Man ist allzusehr geneigt, diese Verschiedenheit der Zeitalter außer Acht zu lassen; man denkt nicht daran, daß es in unseren Tagen auch einem Chevalier des Grieux kaum gelingen würde einen Tiberge zu finden, der ihm die Hand drückte, die soeben beim Kartenspiel betrog. Dagegen übersieht man viel zu sehr das Wesen der durchaus gesunden, offenen, loyalen Natur Tom's, dessen „helles Lachen die Luft reinigt", um mich der Worte Charles Lamb's zu bedienen. Ist nicht auch das Wesen von Manon's Liebhaber edel, trotz aller Verirrungen? Entspringen diese nicht selbst aus einem im Grunde edlen, uneigennützigen Gefühl? — Uebrigens ist die dichterische Gerechtigkeit, sowohl im englischen wie im französischen Roman, durchaus nicht abwesend. Hier wie dort büßt der Held schwer genug alle seine Fehler; da aber diese nie den Charakter erniedrigen, ist es natürlich, daß der Dichter ihn nicht in jene malebolge verweist, wo Dante Laster straft, die aus dem Mißbrauch der Intelligenz herrühren, um sie desto klarer von solchen zu unterscheiden, welche ihre Quelle in der Schwachheit des Fleisches haben und daher die Sympathie des Dichters, wie der Menschheit, nicht verscherzen.

...ne Gattung von Roma
gezählt werden? Offenbar weder zu
manen mit Charakterſchilderungen im
noch zu denen ohne dieſe Beimiſchung
Dumas'. Trotz des durchgehend iron
er auf den erſten Blick von dem ei
Roman, von „Gulliver" zum Beiſpiel
auch wird man ihn, ungeachtet des i
Moralſyſtems, doch nie für einen moraliſi
die „Pamela" von Richardſon, halten wo
aber dürfte er in die Kategorie des Fami
werden, deſſen unvergleichliches Muſter u
ſeinem „Vicar of Wakefield" geliefert
heutzutage beſonderer Pflege erfreut. Zu de
— weder in der etwas krankhaften Ar
Sue's, noch von der Bedeutung und Tiefe d
und Balzac'ſchen Werke — darf man ihn ge
Kann man ihn wohl einen philoſophiſchen,
gar einen Schelmen-Roman nennen? Ge
er aber in keiner dieſer Kategorien unte
kann, was iſt denn „Tom ...
ſolche engen ...

ſo habe ich nichts dagegen einzuwenden. Wir könnten ſie wohl zur Unterſcheidung von allen anderen Nationalromane nennen; immer aber müßten wir zugeben, daß es dem Genie allein gebührt, dieſe beſondere Gattung zu pflegen, wie auch daß ſie jedenfalls die höchſte und umfaſſendſte iſt, in der ſich der moderne Dichter zu verſuchen vermag. Schon Goethe ſagte in ſolchem Sinne: „Der Roman iſt eine ſubjective Epopöe, in welcher der Verfaſſer ſich die Erlaubniß ausbittet, die Welt nach ſeiner Weiſe zu behandeln. Es fragt ſich alſo nur, ob er eine Weiſe habe; das Andere wird ſich ſchon finden.“

Unter epiſcher Dichtung verſteht die moderne Kritik bekanntlich nicht etwa die „Italia liberata“ des Triſſino, noch die „Henriade“ Voltaire's, ſondern die wahre Volksdichtung, wie Ilias und Odyſſee, das Nibelungenlied, die Edda, das Rolandslied und das Poëma del Cid. Worin aber beſteht die Eigenthümlichkeit dieſer Dichtungen? Iſt es nicht zunächſt darin, daß ſie uns ein vollſtändiges poetiſches Bild des geſammten Lebens eines gegebenen Volks zu einer gegebenen Epoche ſeiner Geſchichte liefern? Was den eigenthümlichen Charakter einer Nation ausmacht, ihre geſammte Cultur, ihre Ueberlieferungen und ihr Glaube, iſt darin von Dichters Hand niedergelegt für alle Ewigkeit. Die Ilias war bekanntlich zugleich die älteſte hiſtoriſche Urkunde, das Geſetzbuch und die Heilige Schrift der Griechen. Aber Homer's Gedichte wurden nicht allein von den griechiſchen Theologen — oder beſſer: Mythologen und Geſchichtsſchreibern — als eine Hauptautorität betrachtet; auch die Philoſophen, Staatsmänner, Krieger, Künſtler, Geographen, ja ſogar die Gewerbtreibenden und Kaufleute beriefen ſich darauf

wie auf eine unfehlbare Autorität. In der That sind sie der vollständigste und getreueste Ausdruck des griechischen Geistes bei seinem ersten Erwachen und in allen seinen Aeußerungen.

Ist eine Epopöe in diesem Sinne heutzutage wohl noch möglich? Ich glaube nicht; denn es gehörte dazu ein bis auf die äußeren Formen poetisches, d. h. natürliches Leben und große gemeinsame Thaten; die vollständigste Solidarität mußte zwischen allen Theilen der Nation obwalten; eine gewisse Gemeinschaft und Gleichheit der Bildung und des materiellen Lebens zwischen dem König und dem letzten der Bürger, zwischen Odysseus und Therſites war nothwendig; vor Allem aber mußte ein gemeinschaftlicher nationaler Schwung das gesammte Volk erfassen und fortreißen. Daher sehen wir die Epopöe nur zu Zeiten jugendlichen Aufschwunges, wie in Griechenland und im Mittelalter, entstehen; oder aber in einem Moment der höchsten Kraftentfaltung und des tragischen Endes eines ganzen Volkes, wie in Portugal im XVI. Jahrhundert.

Unser modernes Leben ist zu positiv, unsere Civilisation zu verfeinert, unsere Thätigkeit zu getheilt; vor Allem fehlt es uns an jener Einheit der Elemente, welche primitive Zeitalter auszeichnet, um eine Darstellung des Nationallebens unter gleichen Bedingungen hervorzubringen wie die Alten oder die Menschen des XI. Jahrhunderts.

Große Spaltungen sind in unserer Gesellschaft durch die Bildung entstanden; wir finden uns wie durch Klüfte von einander getrennt; der Abstand einer Volksklasse von der anderen ist bei uns fast unüberspringbar geworden; jede spricht sogar ihre eigene Sprache. Heutzutage gehört weder

Feldherr, Staatsmann, Richter noch Dichter mehr zum eigentlichen Volke; zwiſchen einem Achilles und dem Tagelöhner, deſſen Schickſal er mitten unter den Ehren des Elyſiums beneidet, waren weit mehr Berührungspunkte als zwiſchen dem Handwerker unſerer Zeit und dem Manne, der eine höhere Bildung erhalten hat. Einerſeits iſt unſere Vergangenheit zu groß, ſie dehnt ſich zu weit aus um ſich umfaſſen zu laſſen, und zu große Zwiſchenräume trennen uns von ihr, als daß ſie die Menge ergreifen könnte. In der durch das Schriftthum geſchwächten Erinnerung des Volks, in der lebendigen Ueberlieferung — wenn überhaupt noch eine da iſt — ſtehen uns ein Condé und Wallenſtein eben ſo fern, ſie ſind eben ſo verſchollen in unſerem Gedächtniß, wie Pharamund oder Marbod; oder beſſer geſagt: ſie exiſtiren gar nicht mehr für uns. Hierzu füge man die Zerſplitterung unſerer Thätigkeit. Wir haben keine Neſtore mehr, die Herrſcher, Weiſer, Feldherr und Redner in einer Perſon wären; ja, die Zeit liegt uns ſchon faſt eben ſo fern, wo ein Thukydides ſich zugleich als Admiral und General, als Arzt und Staatsmann, als Hiſtoriker und Philoſoph auszeichnen konnte. Wir werden durch unſere Beſchäftigungen eben ſo von einander getrennt, wie durch unſere Vorurtheile und Erziehung: wir ſind Alle Fachmänner. Wie ſelten endlich iſt inmitten unſerer modernen, rein politiſchen Kriege ein wahrhaft volksthümliches, unmittelbares Unternehmen, wie der trojaniſche Krieg oder der erſte Kreuzzug?

Wäre demnach bei uns eine genau im Sinne der Alten gedachte Epopöe kaum möglich, ſo könnte doch vielleicht noch jetzt etwas dem Aehnliches entſtehen, wenn ſich

eines jener großen Genies dazu fände, deſſen ſicherer, ruhiger Blick das ganze Leben ſeiner Zeit überſchaute; und dabei denke ich eben an einen National-Roman im Genre des Don Quixote und des Tom Jones, der ſich ſchon durch die Form — die Proſa und das Wegfallen der Maſchinerie — beſſer zur Darſtellung des modernen Lebens eignet und ſich leichter der bunten Mannigfaltigkeit unſerer Civiliſation anbequemt. Dieſes Genre ſcheint mir ſich am Beſten als Rahmen zur poetiſchen Schilderung unſeres National-Charakters und unſeres modernen Lebens zu eignen. Dies war es auch, irre ich nicht, was Fielding damit ſagen wollte, als er ſeinen „Tom Jones" wiederholt „ein epiſches Gedicht in Proſa" nannte. In der That ſollte der Schriftſteller, der zwanzig Jahre vor Leſſing der Poetik Boileau's und Addiſon's den Krieg erklärte,*) — ſein großer Vorfahr, Michel Cervantes, hatte nicht einmal die Geburt dieſer großen Theoretiker abgewartet, um ihre Theorien zu zerſtören**) — in der That ſollte Fielding auch die wahre Natur des Epos fünfzig Jahre vor Fr. Aug. Wolf ahnen und kennzeichnen; und er beanſprucht mehr als einmal in „Tom Jones" die Ehre der Erfindung dieſer Gattung, obgleich die Worte, durch die er „Joſeph Andrews" auf dem Titelblatt als eine „Nachahmung des Cervantes" bezeichnet, eher auf einen Nebengedanken an Don Quixote, die erſte jener drei Proſa-Epopöen, die ich eben anführte, hinzuweiſen ſcheint.

Cervantes, in einem Sinne das bedeutendſte Genie der modernen Zeit nach Dante und Shakeſpeare, ja Goethe'n

*) S. Tom Jones. V. Kap. 1.

**) S. Don Criſtoval de Lugo, Prolog.

lbſt an Unmittelbarkeit und Schöpfungskraft faſt über-
ugend. Cervantes war es gelungen, im Moment wo die
Monarchie Philipps des Zweiten im Begriffe ſtand, nach
lendendem Glanze vor der Zeit unterzugehen, alle Strahlen
ieſes erlöſchenden Lebens noch einmal in einen einzigen
euchtenden Brennpunkt zu ſammeln, welcher mehr Licht auf
ie Geſchichte Spaniens wirft als ſämmtliche Chroniker
nd Geſchichtsbücher, die im Staube der Bibliotheken be-
graben liegen mögen. Man hätte keinen glücklicheren
Augenblick für ein ſolches Unternehmen wählen können.
Ganz waren die ritterlichen Traditionen noch nicht erloſchen.
Der Dichter ſelbſt hatte im Laufe ſeines wechſelvollen Lebens
an jenem letzten Kreuzzuge theilgenommen, dem die Schlacht
von Lepanto ihren Glanz verlieh; er hatte unter Verbrechern
Sclavenfeſſeln getragen, hatte im eignen Vaterland Ungnade
und höchſtes Elend erdulden müſſen. Dieſe Epoche, in der
die großen Nationalkämpfe mit den Mauren noch in der
Erinnerung Aller lebten, in der der Spanier ſich mit ge-
rechtfertigtem Stolz als Beherrſcher der ganzen Neuen,
und der halben Alten Welt fühlen konnte; dieſe Epoche,
in der das längſt begonnene Werk der Inquiſition und
des Deſpotismus ſeine tödtlichſten Früchte noch nicht her-
vorgetrieben hatte, wiewohl ſie ſich bereits ahnen ließen,
und über welche gerade dieſe Ahnung einen melancholiſchen
Zauber verbreitete; dieſe ganze Epoche erſteht vor unſerem
innern Auge in der Geſchichte des ſinnreichen Hidalgo
de la Mancha.

Vom ſtolzen Granden bis zum ſchlichten Mauleſel-
treiber, vom gelehrten Baccalaureus bis zum prächtigen
Kirchenfürſten, Bürger und Bauern, Schauſpieler und

Soldaten, Ziegenhirten und Mönche, alle und jede Klaſſe der damaligen ſpaniſchen Geſellſchaft ſtehen vor uns. Wer glaubt nicht, wenn er Don Quixote lieſt, er kenne das Spanien des XVI. Jahrhunderts ebenſo gut wie das eigne Vaterland? Wer durchwandert nicht Caſtiliens Kaſtanienwälder mit dem Ritter von der traurigen Geſtalt und ſeinem getreuen Knappen? Wer von uns ſteigt nicht mit ihnen ab in den gaſtfreien und knoblauchduftenden posadas, wo es ſo viel Prügel regnet und ſo wenig Polizei zu ſehen iſt? Wer hat ſich nicht mit ihnen niedergelaſſen an jenen großartigen herrſchaftlichen Feſten, wo das ganze Volk in nationalem Jubel an der öffentlichen Freude ſein Theil nimmt? Für die Ewigkeit hat der Dichter dieſes große Gemälde entworfen. Sämmtliche Geſchichtswerke mögen untergehen; es genügt ein einziges übriggebliebenes Exemplar des Don Quixote, um uns mit dem Spanien Philipps des Zweiten ſo vertraut zu machen, wie wir es mit dem Lande ſind, das wir bewohnen.

Hierbei fällt mir eine Bemerkung ein, die ich nicht unterdrücken will, weil ich daraus einen Schluß zu ziehen gedenke. Offenbar iſt die Thatſache, auf die ich die Aufmerkſamkeit lenken möchte, eine zufällige, deshalb aber nicht minder bemerkenswerth. Welches war das Ziel, welches Cervantes vor Augen hatte, indem er ſeinen unſterblichen Don Quixote verfaßte? Welches die erſte Abſicht Goethe's, als er ſich Wilhelm Meiſter zum Gegenſtand nahm? Welchen unmittelbaren Zweck hatte Fielding, als er Tom Jones ſchrieb? Es waren rein zufällige Umſtände, Abſichten literariſcher Polemik, welche dieſe drei großen, modernen Epopöen in's Leben riefen.

Cervantes nahm ſich vor, eine Satire auf die ſchlechten Ritterromane zu ſchreiben: er entfaltete das Bild ſeines ganzen Zeitalters, ſeines ganzen Volks, ja einer ganzen Civiliſation mit unnachahmlicher Farbenpracht, und er gab uns zugleich die Tragödie der Idee.

Goethe ſah Leſſing's Beſtrebungen, ein National-Theater in Deutſchland zu gründen, ſcheitern; er war Augenzeuge der Streitigkeiten zwiſchen entgegengeſetzten Schulen geweſen, von denen die eine nur bei Shakeſpeare, die zweite nur bei Racine und die dritte nur bei Diderot ſchwur. Ihm war darum zu thun, mitzuſprechen und verſtändlich zu machen, wie nothwendig es ſei, daß die zu ſchaffende Bühne vor Allem deutſch ſein müſſe; er war bemüht, die Theater-Zuſtände in Deutſchland zu unterſuchen und darzuſtellen, nachzuforſchen welche Vortheile das Vaterland aus dieſem oder jenem Vorbilde gewinnen könne, und den Weg anzudeuten, den man befolgen müſſe. Er wollte demnach einen Lehrroman ſchreiben, und ſieh da! unter ſeiner Feder wird daraus eine Nationaldichtung, ein Epos, dem auch nicht einmal die Maſchinerie fehlt. Ehe noch das alte germaniſche Kaiſerreich vom Strome der Revolution erfaßt wird, die in mächtig unaufhaltſamer Fluth bald die Kronen und Gebietsgrenzen fortzureißen, die Stände mit einander zu vermiſchen, uralte Einrichtungen umzuſtürzen droht, malt der Dichter faſt unbewußt, jedenfalls unbedacht, dieſe geſellſchaftlichen Zuſtände, welche beſtimmt ſind kurz darauf unterzugehen, und überläßt dem Deutſchland des XIX. Jahrhunderts als Vermächtniß das unvergleichliche Bild des XVIII.

Und in der That ſteht hier das ganze deutſche XVIII. Jahrhundert vor uns: biedere Kaufleute aus der

jener Zeit; die großen Heere und klein
die unzähligen Gebietsgrenzen mit ihr
reichen Zollämtern; die ernſten Magiſtr
die herumziehenden, ſtets dürftigen
Ranges, wie die vornehmen Liebhaberth
der Herrenhuter und die dogmenfreie
Illuminaten und die Freimaurer-Feierli
thropiſchen und ſpiritiſtiſchen Vereine; de
der ſich dieſer Geſellſchaft bemächtigt, di
ihre Aufklärung iſt; — dieſe ganze ſeltſam
ſie im „Wilhelm Meiſter“ wieder, und
nicht ſein geringſtes Verdienſt.

Fielding, der Richardſon'ſchen Em
drüſſig, müde immer und überall von
Kammerjungfern und unmöglichen Liebl
und Clementina's zu hören, möchte den
der Natur wieder aufſuchen: er möchte
mentalität entlarven, Engel und Teufel
verbannen, um wieder den Menſchen einzufül
mit ſeinen Schwächen und ſeiner Grö-
jenes Meiſterwerk



irthien, die Landstraßen und die alten Gasthäuser, ürger und die Zigeuner, die Postwagen und die nräuber, die Salons und die Kaffeehäuser, die Politik e Literatur geschildert hatte — es fand sich, sage ich, ein vollständiges Bild des merry old England, von h vorhin sprach, geliefert hatte.

Die drei mit einander hier verglichenen Romane wurden nicht nur deshalb nationale und populäre Bücher n drei Völkern, weil jeder die Gesellschaft desselben er bestimmten Zeit schildert, sondern auch weil in der drei die Darstellung des Nationalcharakters selber h mit der Individualität eines großen Dichters in rsönlichkeit ihrer Helden enthalten ist. Diese zwei Dinge tehen in engster Verbindung mit einander, da ja das genie stets der höchste Ausdruck seines Volks ist, und Cervantes, Fielding und Goethe als ideale Typen ei Nationalitäten gelten können.

ist es schwer, in dem Ritter von der traurigen Gestalt thmreichen Kreuzfahrer von Lepanto zu erkennen, den fahrenden Ritter Spaniens, das größte Genie, das

großen Patrioten, den großen Christen herauszufinden, der sein Lebelang die alte Chimäre von der Zerstörung des Islams im Herzen hegte?

Ich hatte einmal Gelegenheit zu bemerken, daß kein Dichter wohl je alle Seiten des Nationalcharakters vollständiger in sich begriffen hat als Goethe. In ihm ist in der That sowohl der deutsche Träumer, wie der deutsche Philosoph und Künstler, ja sogar der vorzügliche Geschäftsmann wiederzufinden, dessen Ausdauer und Ordnungsliebe alle Handelsstädte in der Welt nach und nach zu deutschen Colonien umgestaltet. Und so erscheint uns auch Wilhelm: voller Poesie und Reinheit, begierig zu lernen, stets bemüht sich Systeme über Alles und Jedes aufzubauen, zum Docciren geneigt, mehr eigensinnig als energisch, zugleich sparsam und fähig den Werth des Geldes zu schätzen; nie ohne irgend eine sentimentale Neigung im Herzen und irgend eine schöne Abstraction im Kopfe; aus weichem Teige geknetet, den zwei schöne Augen gleich schmelzen, ohne der Reinheit und Naivetät seines Gemüths Eintrag zu thun; Italien träumend wie jeder Deutsche und wie jeder Deutsche damit endigend, daß er ein guter, braver Philister wird, und noch in den Dämpfen seiner Tabakspfeife das Ideal, das seine Jugendjahre erleuchtete, hegt und pflegt.

Um aber zu unserem liebenswürdigen Helden zurückzukehren, ist denn Tom Jones nicht jener vortreffliche Harry Fielding wie er leibt und lebt, mit allen schönen, gesunden Eigenschaften des echten Engländers ausgestattet, wie auch mit den Lastern des Briten, nicht seinen künstlichen: dem cant, der Heuchelei, der jüdischen Ehrfurcht vor der Form; sondern mit den natürlichen: dem Uebermuth, der Rohheit



Ende, obgleich unbeständig wie ein Kind; immer
mit den Fäusten darein zu schlagen, zuweilen be-
oftmals roh, nie gemein oder unedel. Wie wird
so wohl bei seiner lauten Heiterkeit, welches Gefühl
herheit gewährt nicht sein Händedruck! Welche Red-
welche Gesundheit, welche kräftige Frische, welche
zigkeit liegt nicht in dieser goldenen Natur, und
et mancher Schwäche, welch unverwüstlicher Schatz
rtlichkeit und Herzensfeinheit!
lerdings darf man bei ihm den Idealismus des
ixote nicht suchen, ja, nicht einmal den des Wilhelm
. Tom ist der echte Engländer, dem nur das augen-
Gegenwärtige Sorge macht, der sich nicht um das
ümmert; er ist vor Allem praktisch und zwar ist er
hr, er ist dermaßen in dem Genuß und der Aus-
der Wirklichkeit befangen, daß er darüber gern
undsätze und vagen Strebungen vergißt, die allein
tapferen, stets von der Begeisterung in die höheren
ı der Phantasie hinaufgetragenen Ritter von der
existiren. Wilhelm aber braucht nicht einmal aus

Ironie für die Leiden rächt, die ihm die Gesellschaft verursacht hat; während Tom Jones dem Skeptiker und Epicuräer, in dieser Worte edelstem und höchstem Sinne, als Begleiter dienen wird: der Gefährte dessen, dem nichts imponirt, der sich entschließt die Welt so hinzunehmen, wie er sie findet, das Beste daraus zu machen, was sich daraus machen läßt, sie zu genießen, so lange es dem Nächsten nicht schadet, und der Vorsehung wie dem nothwendigen Lauf der Dinge die Sorge um den menschlichen Fortschritt überläßt; Wilhelm Meister ist und bleibt das Laienbrevier aller derjenigen, die das gemeinsame Leben Aller theilen wollen, ohne auf die sittliche Ausbildung ihres Ich's zu verzichten; aller derjenigen, die tief im Herzen den Glauben an die Fähigkeit des Menschen, sich zu vervollkommnen, hegen; aller derjenigen, welche Nachsicht haben mit den Verirrungen und Schwächen ihrer Nebenmenschen, aber aufrichtig und inbrünstig darnach trachten, sich zu bessern. So wird, je nach der Richtung seiner Natur und Ansichten, Jeder in einem dieser drei Werke eine tiefe, unerschöpfliche Schatzgrube der Weisheit finden. Denn, indem sie — und hierin liegt ihre Bedeutung — das getreue Abbild einer gegebenen Epoche und eines gegebenen Landes bieten, ist in jedem eine moralische Idee enthalten und entwickelt, deren Wesen ewig ist, wie die Menschheit. Möge der Ausgangspunkt immerhin eine literarische Polemik gewesen, möge die Satire immerhin unter der Hand des Dichters zu einer Nationalepopöe umgebildet worden sein; jeder dieser Romane hat nichtsdestoweniger zugleich seine allgemeine, menschliche Bedeutung, und diese ist es, die ihre allgemeine Popularität erklärt.

ne mich auf eine weitere Erörterung einzulaſſen,
ich vorhin, daß Don Quixote unter der Form
miſchen Epopöe in Wahrheit eine Tragödie der
. Es liegt in der That eine abſtrakte Wahrheit,
ätte beinahe geſagt: Allegorie — unter der ſo con-
o beſtimmten Form dieſer wunderbaren Schöpfung
n. Sind wir nicht alle gerührt worden durch die
it, die Güte, den Heroismus und die erhabene
des Ritters? Iſt man immer zum Lachen auf-
kommen Einem nicht oft auch die Thränen in die
wie Heine ſagt, wenn wir einen elenden Barbier
n edlen Hidalgo triumphiren ſehen, und wenn dieſer
Ende noch einmal zuſammenrafft und ausruft:
eben könnt Ihr mir nehmen, aber niemals werdet
n mir erlangen, daß ich aufhöre die Dulcinea del
für die Schönſte und Tugendhafteſte ihres Geſchlechts
ren!" Was iſt aber ſchließlich dieſe Dulcinea, dieſe
eines Herzens? Iſt ſie nicht das Ideal, das ſich
ltſame, erhabene Schwärmer ſelbſt geſchaffen hat?
briand hat irgendwo geſagt: Don Quixote ſei der
rſteſte, tapferſte, wenigſt verrückte Menſch, von dem
hört habe; und Heine, daß für den wahren Weiſen
uixote nie verrückt war. Er iſt es ja auch nur in
gen des unverſchämten Geſindels und vornehmen
die der Dichter auftreten läßt, des Pöbels, der
rhöhnt und verachtet, was ſich aus dem gewöhn-
Kleiſe entfernt, und ſich über Alles empört, was
dem ſocialen Typus, den er ſich einmal geſchaffen,
den er ſich gewöhnt hat, abſchweift; wahnſinnig iſt
für gemeine, poſitive Geiſter, die nicht verſtehen,

Ironie für die Leiden rächt, die ihm die Gesellschaft verursacht hat; während Tom Jones dem Skeptiker und Epicuräer, in dieser Worte edelstem und höchstem Sinne, als Begleiter dienen wird: der Gefährte dessen, dem nichts imponirt, der sich entschließt die Welt so hinzunehmen, wie er sie findet, das Beste daraus zu machen, was sich daraus machen läßt, sie zu genießen, so lange es dem Nächsten nicht schadet, und der Vorsehung wie dem nothwendigen Lauf der Dinge die Sorge um den menschlichen Fortschritt überläßt; Wilhelm Meister ist und bleibt das Laienbrevier aller derjenigen, die das gemeinsame Leben Aller theilen wollen, ohne auf die sittliche Ausbildung ihres Ich's zu verzichten; aller derjenigen, die tief im Herzen den Glauben an die Fähigkeit des Menschen, sich zu vervollkommnen, hegen; aller derjenigen, welche Nachsicht haben mit den Verirrungen und Schwächen ihrer Nebenmenschen, aber aufrichtig und inbrünstig darnach trachten, sich zu bessern. So wird, je nach der Richtung seiner Natur und Ansichten, Jeder in einem dieser drei Werke eine tiefe, unerschöpfliche Schatzgrube der Weisheit finden. Denn, indem sie — und hierin liegt ihre Bedeutung — das getreue Abbild einer gegebenen Epoche und eines gegebenen Landes bieten, ist in jedem eine moralische Idee enthalten und entwickelt, deren Wesen ewig ist, wie die Menschheit. Möge der Ausgangspunkt immerhin eine literarische Polemik gewesen, möge die Satire immerhin unter der Hand des Dichters zu einer Nationalepopöe umgebildet worden sein; jeder dieser Romane hat nichtsdestoweniger zugleich seine allgemeine, menschliche Bedeutung, und diese ist es, die ihre allgemeine Popularität erklärt.

Ohne mich auf eine weitere Erörterung einzulaſſen, merkte ich vorhin, daß Don Quixote unter der Form ner komiſchen Epopöe in Wahrheit eine Tragödie der dee ſei. Es liegt in der That eine abſtrakte Wahrheit, - ich hätte beinahe geſagt: Allegorie — unter der ſo con- rten, ſo beſtimmten Form dieſer wunderbaren Schöpfung rborgen. Sind wir nicht alle gerührt worden durch die dlichkeit, die Güte, den Heroismus und die erhabene infalt des Ritters? Iſt man immer zum Lachen auf- legt, kommen Einem nicht oft auch die Thränen in die ugen, wie Heine ſagt, wenn wir einen elenden Barbier ber den edlen Hidalgo triumphiren ſehen, und wenn dieſer ch am Ende noch einmal zuſammenrafft und ausruft: Das Leben könnt Ihr mir nehmen, aber niemals werdet hr von mir erlangen, daß ich aufhöre die Dulcinea del oboſo für die Schönſte und Tugendhafteſte ihres Geſchlechts u erklären!" Was iſt aber ſchließlich dieſe Dulcinea, dieſe Dame ſeines Herzens? Iſt ſie nicht das Ideal, das ſich ieſer ſeltſame, erhabene Schwärmer ſelbſt geſchaffen hat? Chateaubriand hat irgendwo geſagt: Don Quixote ſei der ugendhafteſte, tapferſte, wenigſt verrückte Menſch, von dem r je gehört habe; und Heine, daß für den wahren Weiſen Don Quixote nie verrückt war. Er iſt es ja auch nur in en Augen des unverſchämten Geſindels und vornehmen öbels, die der Dichter auftreten läßt, des Pöbels, der les verhöhnt und verachtet, was ſich aus dem gewöhn- hen Gleiſe entfernt, und ſich über Alles empört, was h von dem ſocialen Typus, den er ſich einmal geſchaffen, er an den er ſich gewöhnt hat, abſchweift; wahnſinnig iſt nur für gemeine, poſitive Geiſter, die nicht verſtehen,

..., in dieſer Worte edelſtem und
Begleiter dienen wird: der Gefährte
imponirt, der ſich entſchließt die Welt ſ
er ſie findet, das Beſte daraus zu mach
machen läßt, ſie zu genießen, ſo lang
nicht ſchadet, und der Vorſehung wie
Lauf der Dinge die Sorge um den menſ
überläßt; Wilhelm Meiſter iſt und bleibt
aller derjenigen, die das gemeinſame Le
wollen, ohne auf die ſittliche Ausbildung
verzichten; aller derjenigen, die tief im Her
an die Fähigkeit des Menſchen, ſich zu
hegen; aller derjenigen, welche Nachſicht
Verirrungen und Schwächen ihrer Nebenmen
richtig und inbrünſtig darnach trachten, ſich
wird, je nach der Richtung ſeiner Natur
Jeder in einem dieſer drei Werke eine tiefe
Schatzgrube der Weisheit finden. Denn, in
hierin liegt ihre Bedeutung — das getre
gegebenen Epoche und eines gegebenen Land
jedem eine moraliſche Idee enthal
Maſſe amie

Ehrfurcht vor der Vergangenheit, Hoffnung auf Fortſchritt, Glaube an ein vergangenes oder zukünftiges goldenes Zeitalter, Ruhmescultus, Vertrauen in die Gerechtigkeit, — ſind ſie nicht alle mit dem Namen Wahnſinn gebrandmarkt worden, jedesmal wo ſie im Strudel der Welt unbefangen ihr Haupt emporhoben? Wann und wo durften ſie ſich je ungeſtraft zeigen? Stand nicht jederzeit der Scheiterhaufen oder der Hohn für ſie bereit? Wurde nicht von jeher der uneigennützige, ritterliche Glaube vom poſitiven, auf den Nutzen berechneten Egoismus, von der Trägheit des Schlendrians, vom bequemen Genuß, vom armſeligen Trieb Glück zu machen — wohl zu unterſcheiden vom edlen Ehrgeize, der Quelle alles wahrhaft Großen hienieden — ja wollen wir Alles ſagen, vom praktiſchen Verſtande ſelbſt als perſönlicher Feind angeſehen? Sind jene großen Anſtrengungen, jene erhabene Sehnſucht, die uns über den wirklichen Stand der Dinge erheben, nicht zu allen Zeiten als Wahn bezeichnet worden?

Wenn je ein Dichter von ſeinem Jahrhundert durchdrungen war, ſo iſt es gewiß Goethe; doch laſſen ſich alle die Grundſätze, die das Unſerige mit Vorliebe vertheidigt, und deren Eigenthümlichkeit in der Achtung vor der Wirklichkeit und deren Rechtfertigung beſteht, auf jeder Seite des Wilhelm Meiſter ahnen. Mich beſtimmter auszudrücken: der Grundgedanke des Wilhelm Meiſter, abgeſehen von allen Nebenbetrachtungen und Zufälligkeiten, ſcheint mir dieſer zu ſein: echte Dichtung ſtammt nicht aus den Wolken, ſie hat ihre ewig friſche Quelle in der Wirlichkeit; die Wahrheit iſt nicht in der trügeriſchen Symmetrie logiſcher Abſtractionen zu ſuchen, ſondern in der unmittelbaren An-

wußten im Reiche des Verſta
klug genug waren, den Hieb
guter Art aus dem Spiele zu
unbequemen, zurückgeſtoßenen A
verhöhnten, verſpotteten Dichters
wegs verrückt; er iſt es ſogar n
Menge, deren derber geſunder V
Wahrheit herausfühlt, die unter di
ſinn verborgen iſt, und deren noch u
kraft immer bereit iſt, ſich für die
Ritters zu begeiſtern. Denn — wie
Feinheit bemerkt — das Volk begleitet
wenig von Zeit zu Zeit; es beklagt
Schläge, die ihm die hohen Verheißu
tragen; manchmal lacht es auch wohl
naiven Illuſionen; folgt ihm aber doc
an's Ende; Sancho Pança verläßt D
haben wir doch Alle Gelegenheit gehabt,
ſehen, vor etwa fünf Jahren, als er
Auferſtehung feierte. *)

Ob Cervantes

des Menschengeschlechts. Fielding macht kein Hehl daraus; er erklärt beständig: sein Gegenstand sei die menschliche Natur (human nature) wie sie eben ist, mit allen Schwächen und Größen. Sie ist es, die von ihm in Schutz genommen wird, wenn er die unmittelbare Liebe der Jugend der berechneten Neigung des reiferen Alters entgegenstellt (there is a great difference, sagt er, mit der ihm eigenthümlichen bezaubernden Ironie, between the reasonable passion which women at a certain age conceive towards men, and the idle and childish liking of a girl to a boy etc.); wenn er Tom's gute Regungen und die moralischen Theorien Blifil's in Conflict bringt; wenn er die Unzulänglichkeit des Verstandes und die Allmacht des Instinkts und Temperaments darthut. In diesem Punkte jedoch entfernt er sich gänzlich von der Idee des XVIII. Jahrhunderts, wie sie in Frankreich formulirt wurde, wo zu allen Zeiten und in allen Dingen die Oberherrschaft des Verstandes und die Freiheit des Willens postulirt wurde. Fielding gehört wesentlich dem germanischen Stamme an, der das Dogma der Prädestination und die Hobbes'sche und Schopenhauer'sche Philosophie erzeugt hat. Indem er in Tom Jones eine durchaus redliche, gesunde, gute Natur schilderte, die alle Laster seiner Zeit befleckt haben ohne deren innersten Kern anzugreifen, in Blifil dagegen einen natürlich schwachen, unwahren Charakter, den keine moralische Theorie zu adeln vermag, wird Fielding beinahe zum Fatalisten.

Als ächter Engländer — ich rede hier von dem Engländer wie ihn die Natur schafft, nicht wie ihn die Gesellschaft entstellt hat — stellt Fielding die unwandelbare

Sittlichkeit des Gewiſſens hoch über alle ſo
conventionelle Moral. Sein Held geräth häufig
wege, indem er ſich von der Natur führen läßt,
können ihn doch nicht anders als herzlich lieb ha
er bei allen Verirrungen der Sinnlichkeit ein gro
Herz, einen geſunden Verſtand, kurz eine friſche,
bare, durchaus liebenswürdige Natur bewahrt,
ſtets Pascal's Worte zu wiederholen ſcheint: Gebt
Ihr nicht Thiere werdet, indem Ihr nach dem En

Iſt demnach die Idee des Don Quixote ei
lich ſpaniſche; gehört ſie durchaus dem XVI. Ja
an; iſt ſie in Wahrheit das tragiſche Verſch
Mittelalters, das ſich nur noch in Spanien erh
überlebt hatte; iſt der Grundgedanke Wilhelm
nichts anderes als die Idee, welche in der erſt
unſeres Jahrhunderts Deutſchland beherrſchte u
Kraft und Schwäche ausmachte: die Idee, die
ganzen ſo hochgeprieſenen geſchichtlichen Geiſte zu
liegt und die Hegel in den Worten: „Alles wa
vernünftig", zuſammenfaßte, — ſo iſt dagegen
des Tom Jones: die Proteſtation gegen die Ve
des Menſchengeſchlechts einerſeits, und die Verkl
natürlichen Inſtinktes andererſeits, eine weſentlich
die dem vorigen Jahrhundert angehört, deſſen P
bekanntlich ihre Geburtsſtätte in England hatt
dieſe ideale Bedeutung aber hätte Tom Jones
ſeine Zeit überlebt, und wäre er ein noch ſo v
Kunſtwerk in der Form geweſen; noch hätte Gi
dem er auf die Verwandtſchaft der Fielding'ſche
mit dem Habsburgiſchen Kaiſerhauſe anſpielte, ſage

Nachfolger Karl's des Fünften mögen auf ihre eng-
Brüder herabſehen; doch wird der Roman Tom
, dieſe köſtliche Schilderung menſchlicher Sitten, den
des Escurial wie den kaiſerlichen Adler Oeſterreichs
überleben."

Sittlichkeit des Gewiſſens hoch über alle ſociale und conventionelle Moral. Sein Held geräth häufig auf Abwege, indem er ſich von der Natur führen läßt, und wir können ihn doch nicht anders als herzlich lieb haben, weil er bei allen Verirrungen der Sinnlichkeit ein großmüthiges Herz, einen geſunden Verſtand, kurz eine friſche, unmittelbare, durchaus liebenswürdige Natur bewahrt, die uns ſtets Pascal's Worte zu wiederholen ſcheint: Gebt Acht, daß Ihr nicht Thiere werdet, indem Ihr nach dem Engel ſtrebt.

Iſt demnach die Idee des Don Quixote eine weſentlich ſpaniſche; gehört ſie durchaus dem XVI. Jahrhundert an; iſt ſie in Wahrheit das tragiſche Verſcheiden des Mittelalters, das ſich nur noch in Spanien erhalten und überlebt hatte; iſt der Grundgedanke Wilhelm Meiſters nichts anderes als die Idee, welche in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts Deutſchland beherrſchte und deſſen Kraft und Schwäche ausmachte: die Idee, die unſerem ganzen ſo hochgeprieſenen geſchichtlichen Geiſte zu Grunde liegt und die Hegel in den Worten: „Alles was iſt, iſt vernünftig", zuſammenfaßte, — ſo iſt dagegen die Idee des Tom Jones: die Proteſtation gegen die Verderbtheit des Menſchengeſchlechts einerſeits, und die Verklärung des natürlichen Inſtinktes andererſeits, eine weſentlich engliſche, die dem vorigen Jahrhundert angehört, deſſen Philoſophie bekanntlich ihre Geburtsſtätte in England hatte. Ohne dieſe ideale Bedeutung aber hätte Tom Jones ſchwerlich ſeine Zeit überlebt, und wäre er ein noch ſo vollendetes Kunſtwerk in der Form geweſen; noch hätte Gibbon, indem er auf die Verwandtſchaft der Fielding'ſchen Familie mit dem Habsburgiſchen Kaiſerhauſe anſpielte, ſagen können:

rlichen, faſt immer mit nachfolgender finſterer holie gebüßten Leichtſinn erklären. Leider ſcheinen ne Lebensgeſchichte keine weiteren Urkunden vorhanden , als die er uns ſelbſt gegeben hat. Will man ſein ; haben, ſo muß man ſich wiederum an ihn ſelbſt : -- „Er war," ſagt er mit Beziehung auf Yorick, ı er ſich ſelbſt zu malen gedachte:

Er war ein Weſen ſo queckſilberner, hyperraffinirter Art, ein feinen Abſtufungen ſo heteroclytes Geſchöpf, mit ſoviel Feuer en und Herzensfröhlichkeit in ſeiner Art zu ſein, daß auch eſte Himmel kein ſolches zweites Exemplar zu erzeugen oder nzuſetzen vermocht hätte. Bei allen Segeln trug der arme in Loth Ballaſt. Er war ohne einen Schimmer von praktiſchem weltlichen Dingen, und verſtand mit ſechsundzwanzig Jahren rzeug gerade ſo gut zu lenken, wie ein kleines, leichtſinniges, higes Mädchen von dreizehn; daher ihn, bei ſeinem erſten in die Welt, der friſche Wind ſeiner Laune, wie es leicht n iſt, zehnmal am Tage in das Tauwerk Anderer trieb; und meiſt ernſte, gemeſſene Geiſter auf ſeinem Wege befanden, iſt o leicht ſich vorzuſtellen, daß er das Unglück hatte, meiſten- it ſolchen in Verwickelung zu gerathen. — Eine kleine Bei- ı von Tactloſigkeit mochte ſich auch wohl bei dergleichen n entdecken laſſen, — denn — die Wahrheit zu geſtehen — egte eine unüberwindliche Abneigung und einen rechten Wider- gegen den Ernſt, nicht gegen den Ernſt an ſich — denn da Noth that, konnte er Tage- ja Wochenlang der ernſteſte von der Welt ſein" — ich fürchte der gute Yorick täuſcht ein klein wenig über ſich ſelbſt — „aber er war der Feind ctirten Ernſtes, und erklärte ihm nur dann offen Krieg, ihm als Deckmantel der Unwiſſenheit oder Dummheit vor- nn aber, wo er ihn auf ſeinem Wege antraf, was ihm Schutz oder Herberge dienen mochte, ließ er ihm keine Gnade ren ..... Um Euch die Wahrheit zu ſagen, er war gling, der die Welt nicht gebraucht, (?) den die Welt nicht

verbraucht (??) hatte. Ebenso unvorsichtig und unbedacht war er über alle anderen Gegenstände der Unterhaltung, bei denen Klugheit verlangt, daß man sich einige Zurückhaltung eindrücke." (Ich versuche wie's eben gehen will, das schlechte Wortspiel wiederzugeben, wie ich mich bemühe den verwickelten und verworrenen Styl des Verfassers wiederzugeben.) „Yorick aber hatte keine anderen Eindrücke als die, welche ihm die Natur der Thatsache einflößte, von der die Rede war, welche Eindrücke er in einfaches, biederes Englisch zu übersetzen pflegte, ohne irgend welche Umrede, und allzuoft auch ohne Ansehung der Person, der Zeit und des Orts; daher wenn eine elende oder unedle Handlungsweise erwähnt wurde, er sich nie die Zeit nahm einen Augenblick nachzudenken, wer der Thäter derselben, welches dessen Stellung war, noch wie weit sich dessen Macht ihm zu schaden erstreckte; nein, war die That eine garstige, so war der Thäter ein garstiger Mann, ohne weitere Umrede; und so mit Allem. Da nun seine Commentare in der Regel das Unglück hatten mit einem Witzworte zu endigen, oder von etwas Scherzhaftem im Ausdrucke belebt zu werden, so verlieh dieses den Unvorsichtigkeiten Yorick's Flügel. Mit einem Worte, obgleich er nie die Gelegenheit suchte, aber sie auch nicht vermied, das zu sagen was ihm eben durch den Kopf ging, so gerieth er nur allzuoft in seinem Leben in Versuchung, seinen Geist und sein Leben, seine Hiebe und Witze zu verschwenden. Es fehlte nicht an Leuten die sie auflasen."

Es verlangt vor Allem Gerechtigkeit oder doch Billigkeit: zwei Dinge, die fast allen Beurtheilern Sterne's gefehlt haben, um nicht allzustrenge zu sein gegen diesen „lüderlichen Gesellen", wie Warburton ihn nannte, der trotz aller Fehler eine so liebenswürdige sympathische Natur war. Man muß bedenken, wie Goethe es eindringlich anempfiehlt: „daß er Lebensgenosse eben jenes Warburton gewesen..... Um Sterne zu begreifen, darf man die sittliche und kirchliche Bildung seiner Zeit nicht unbeachtet lassen."

Die Lebensgeſchichte des fröhlichen Pfarrers von Sutton, der ſich weder durch ſeine Gemeindepflichten, ſeine Schwindſucht, noch ſeine Ehehälfte daran hindern ließ, bis zu ſeinem letzten Tage das Leben zu genießen, iſt in ihren allgemeinen Umriſſen bekannt. Der Sohn eines armen Officiers, der in Jamaica an den Folgen einer Verwundung geſtorben war, die er in einem Duell in Gibraltar erhalten hatte, führte Sterne in ſeiner früheſten Jugend das Wanderleben eines Soldatenkindes, und bewahrte davon, wie alle Leſer des „Triſtram Shandy" wohl wiſſen, die lebhafteſte Erinnerung. Ein wohlhabender, in Yorkſhire anſäſſiger Vetter intereſſirte ſich für den Jungen und ſandte ihn in die Schule nach Halifax, ſpäter auf die Univerſität Cambridge. Er arbeitete weder hier noch dort; ging jedoch daraus hervor „mit den nöthigen Diplomen, und am 20. Auguſt 1738 wurde der lange, fünfundzwanzigjährige, hagere, bruſtleidende, ſchlechtgewachſene Junge, mit loſen, herabhängenden Puppenarmen, einer Naſe wie ein Kreuz-Aß, ſchwarzen Augen, die von geiſtvollem, wiewohl ganz weltlichem Lichte ſtrahlten, und einem Munde um welchen Voltaires's Lächeln ſpielte, — the Reverend Lawrence Sterne."*) Seit zwei Jahren — eine lange Zeit für Yorick — war er in eine ſehr unbedeutende junge Dame verliebt, die jedoch damals wohl eine Art beauté du diable beſeſſen zu haben ſcheint, von der ſie leider in ſpäteren Jahren keine Spur behielt. In der Zwiſchenzeit, bis er ſie heirathen konnte, wechſelte er mit ihr die pedantiſchſten,

*) Worte P. Stapfer's in ſeinem trefflichen Buche Lawrence Sterne, sa personne et ses ouvrages. Paris 1870.

ſentimentalſten Briefe, die ein Gymnaſiaſt wohl jemals ſeiner Schönen geſchrieben hat. Kaum hatte er ſeine Anſtellung in Sutton erhalten und ſeine „liebe Lumley“ geheirathet, als ſich der Ton ſeiner Briefe merklich änderte; es gab nämlich auch dann immer noch Briefe: man mußte ſich ſchreiben, da der Gemahl, der wenig Anlage zur Häuslichkeit hatte, jede Gelegenheit ergriff, um den heimiſchen Herd zu verlaſſen. Auch ſcheint er ſich bei ſpäterem Alter und trotz aller Gewohnheit mit den ruhigen Freuden der Häuslichkeit niemals recht verſöhnt zu haben. „Nescio quid est materia con me; sed sum fatigatus et ægrotus de mea uxore plus quam unquam“, ſchreibt er ſeinem Freunde Stevenſon nach zwanzigjähriger Ehe, und in einer jener mittheilſamen Stunden, die man bei einem Ehemanne weniger häufig ſehen möchte. Nichtsdeſtoweniger, wirft man einen Blick auf Mrs. Sterne's Profil in der Federzeichnung, welche Herr Stapfer ſeinem Bande beigefügt hat, ſo iſt es nicht ſchwer, ſich die Unbeſtändigkeit des Reverend zu erklären. Uebrigens war er niemals rückſichtslos gegen Diejenige, welche ſeinen Namen trug, und wenn man in ſeinen Briefen vergebens nach Liebe ſucht, ſo begegnet man darin wenigſtens einer großen Fürſorge und Freigebigkeit. Einer ſeiner Freunde, ein Herr Tallot, begegnete ihm nach langer Trennung in Toulouſe im Jahre 1764, „wo er ſich gut amüſirt hätte ohne ſeine Frau, die ihm überall nachlief und an Allem theilnehmen wollte. Dieſes Benehmen der guten Frau verurſachte ihm manche ſchlimme Stunde; aber er erträgt alle dieſe Unannehmlichkeiten mit einer Engelsgeduld.“

Sterne gehörte übrigens zu denjenigen Naturen, welche Goethe frauenhafte nennt; er konnte nicht gut ohne

irgend einen weiblichen Gegenstand seiner Gedanken leben: „Ich muß immer irgend eine Dulcinea im Kopfe tragen," sagt er; „für mich ist das eine Bedingung der moralischen Harmonie." Anderswo heißt es: „Ich bin fest überzeugt daß, wenn ich je einer schlechten Handlung schuldig werde, es nur in der Zeit zwischen einer und der anderen Leidenschaft sein wird." Er wünscht auch seinen Freunden dieses für ihn unentbehrliche Gefühl. „Ich freue mich zu wissen, daß Du verliebt bist," schreibt er dem Einen; „es wird Dich wenigstens vom „spleen" befreien, welcher für Männer wie für Frauen gleich schlechte Folgen hat." Darauf erzählt er mit Wohlgefallen, wie er es anfängt, um sich selbst und die Gegenstände seiner Neigung davon zu überzeugen, daß er verliebt ist: „Zuerst bemühe ich mich die Dame, oder vielmehr ich fange damit an, mich selbst glauben zu machen, ich sei wirklich verliebt; dann führe ich meine Sache ganz à la française, das heißt: auf sentimentale Art. Die Liebe ist Nichts ohne Empfindsamkeit, sagen die Franzosen. Und doch, obgleich sie so viel Wesens um das Wort machen, denken sie sich dabei nichts Bestimmtes. So viel über den Gegenstand genannt Liebe."

Die Erzählung der zahlreichen Liebschaften Sterne's ist sehr unterhaltend und sogar, trotz des Anscheins, sehr rührend. Man ist insgemein in der Welt übereingekommen, sich nur von großen Leidenschaften und tiefen Gefühlen rühren zu lassen; ich, für meinen Theil, sehe nicht ein, warum man nicht auch ein wenig Sympathie solchen empfindsamen, aber wenig ausschließlichen Seelen entgegentragen sollte, deren Gefühle, eben weil sie der Oberfläche näher liegen, leichter zu erregen sind, deren unersättliches

Bedürfniß zu lieben ſich ſtets von Neuem zu befriedigen ſehnt, und da es ſich ohne wirkliche Gegenwart nicht helfen kann, ſich ganz aufrichtig auf alle die liebenswürdigen Gegenſtände wirft, die ſich ihm der Reihe nach darbieten. Unter ſeinen vielen Abenteuern befindet ſich indeß auch eine Liebſchaft unſeres Clergyman, welche nicht den naiven, einfachen Charakter der übrigen trägt. Es liegt etwas unſagbar Krankhaftes in dieſer Leidenſchaft zweier Schwindſüchtigen, die Beide verheirathet ſind, und von denen der Eine wenigſtens ſehr ungeduldig iſt, Wittwer zu werden. Eliza Draper ſcheint einen wirklich begründeten Ruf von Schönheit und von Geiſt gehabt zu haben. Sie war in Indien geboren, und der Abbé Raynal in ſeiner berühmten Histoire philosophique du commerce des Indes widmet ihr enthuſiaſtiſche Seiten:

„Gebiet von Anjinga, du biſt nichts! aber du haſt Eliza hervorgebracht. Der Tag wird kommen, wo die Handelsniederlagen nicht mehr beſtehen, welche die Europäer auf den aſiatiſchen Küſten geſtiftet haben. Das Gras wird ſie bedecken, oder der gerächte Indier wird auf ihren Trümmern gebaut haben .... Aber wenn meine Schriften einige Dauer haben, wird der Name Anjinga im Gedächtniß der Menſchen bleiben. Die, ſo mich leſen werden, die welche der Wind nach dieſen Ufern weht, werden ſich ſagen: hier wurde Eliza Draper geboren, und wenn es unter ihnen einen Briten gibt, wird er ſich beeilen ſtolz hinzuzufügen: und geboren von engliſchen Eltern.“

Sterne trägt kein Bedenken, der ſchönen Indierin ſeine Hand anzubieten. „Ich fange an wirklich zu glauben, daß Sie ebenſoviele Tugenden beſitzen, wie die Wittwe meines Onkels Toby,“ ſchreibt er ihr, indem er ſogleich mit ſeiner gewohnten Leichtfertigkeit und durch einen ſeltſamen Ueber-

inzufügt: „Da wir von Wittwen reden, bitte ich Sie, wenn Sie jemals eine werden ſollten, nicht daran ken, ſich irgend einem reichen Nabob zu verſchenken, ſelbſt darauf reflectire Sie zu heirathen. Meine ann nicht mehr lange leben, und ich kenne Niemand lieber an ihrer Stelle wüßte wie Sie. Allerdings fünfundneunzig Jahre alt an Geſundheit und Sie nfundzwanzig; aber was mir an Jugend fehlt, ſoll Geiſt und gute Laune erſetzt werden. Swift hat Stella, Scarron ſeine Maintenon, und Waller ſeine riſſa nicht ſo geliebt. Sagen Sie mir, in Anwort ſen, daß Sie mein Anerbieten billigen und darauf n.“ Es war dies, — um von dem Zartgefühl Zukunftsträume nicht zu reden — ein etwas ſchnelles ren, auch machte Sterne ſeine Rechnung gänzlich en Wirth; denn Mrs. Sterne fand es für gut, ihn u überleben. Uebrigens hätte Eliza dieſem ſeltſamen age keine Folge leiſten können, indem ihr Mann ſie ür ſich beanſpruchte.

Das Schiff, welches ſie zurückbrachte, war bereits drei unterwegs, als eines Nachmittags gegen Mitte Sterne in ein Kaffeehaus eintrat, einen Bogen Brief- mit Goldſchnitt verlangte, und — in domo coffeatoria eine hohe Londoner Schönheit ſchrieb: „Schöne welchen Waſchlappen haſt Du aus meiner Seele ge- u. ſ. w.“ Die Dame, an die er dieſe Liebes- ng richtete, war Lady Percy, Tochter des Ex-Miniſters, ute, eine Schönheit, die mehr Bewunderung fand und ſie : unlieb annahm, als ihr Mann gewünſcht hätte, der ießlich von ihr auch ſcheiden ließ.“ (Stapfer a. a. O.)

…: die väterliche Liebe. So vi
wir in Sterne's Liebesbriefen finde
ist dagegen der Ton seiner Briefe
Er ist fortwährend um sie beschä
Worte auf dem Sterbebette sollten

Im Leben des Vicars von S
scheint die Tafel eine fast ebenso gro
größere Rolle gespielt zu haben, als die
ein wenig Affectation mit im Spiele
eben doch immer ein wenig das mauv
damals in Altengland jene Zeit der
Trinkgelage, von denen uns Fieldin
Schilderung hinterlassen hat. Wenn
einer schönen Dame, kein Abendessen
York rief, so pflegte Sterne sich in e
gegend zu begeben, wo lebenslustige Fr
der zwölf Mönche von Medmenham
Devise, welche Rabelais einst über die
schrieb: Fay ce que vouldras, gegrü
lustige Brüderschaft scheint in Wahrh
strengen Gelübden

es Herz, Goldſmith, die Nächte an der Tafel zuzu-
pflegte. Die Sitten unſerer Zeit und anderer
geben dem Leben Sterne's einen roheren Anſchein,
in Wirklichkeit hatte. Sterne war ein feiner,
licher Epicuräer, — ſo ſehr, wie es überhaupt ein
der der Zeit ſein konnte — er war kein gemeiner
nn. Er pflegte feinere, ja ſogar ausgeſuchte Genüſſe.
unden, die er nicht der Liebe und der Tafel widmete,
nicht allein auf Jagd und Fiſchfang zugebracht,
auch mit Malerei, Muſik und Lectüre ausgefüllt.
muß ich hinzufügen, daß wenn die Bücher, an
r ſich erfreute, niemals geiſtlos waren, ſie ſich nicht
immer durch Anſtändigkeit auszeichneten. Neben
tes und Montaigne waren es zunächſt Rabelais,
me und die crazy tales ſeines Freundes Stevenſon,
e Mußeſtunden erfreuten. Triſtram Shandy iſt voll
miniscenzen ſolcher Lectüre, und ſelbſt die Predigten
s ſind nicht frei davon.
rſt im Alter von ſechsundvierzig Jahren ergriff
die Feder, und zwar um die zwei erſten Bände
Triſtram zu ſchreiben. Selten hat ein Werk größeres
n erregt. Die Empörung und Bewunderung, die
orrief, waren gleich übertrieben; Letztere behielt jedoch
erhand. Das Buch wurde in alle Sprachen über-
ie Auflagen vermehrten ſich raſch und füllten immer
uem die ſtets leeren Taſchen des Verfaſſers. Neue
folgten den beiden erſten und wurden von den Ver-
mit Gold aufgewägt. Die Subſcriptionsliſte für die
en, die Sterne — wie man ſieht, a rising man —
irte, indem er geſchickt die Fluth zu benutzen wußte,

erreichte unerhörte Ziffern. Trotz des Scandals, den ein so sittenloser Roman wie „Triſtram Shandy“ nothwendig hervorrufen mußte, verſchaffte er dennoch ſeinem Verfaſſer eine neue und dritte Pfründe, die Pfarrei von Coxwold. Von nun an bringt er alle ſeine Winter in London zu, wo er ſein raſch verdientes Geld auf die tollſte Weiſe ausgibt und bald der „lion“ — im engliſchen Sinne des Worts — der Geſellſchaft wird.

„Alle wollten ihn ſehen,“ ſchreibt Stapfer; „die elegante Welt wollte ihn beſitzen. Zehn dem Geburts- oder Geiſtesadel angehörige Perſonagen hatten ihn bereits zu Tiſche eingeladen, und ſo groß war die Ueberſchwemmung von Einladungen dieſer Art, daß die Letzteingeſchriebenen ſich genöthigt ſahen, wegen der langen Reihe von früheren Engagements ihr Feſt auf zwei, man ſagt ſogar auf drei Monate, aufzuſchieben. Ein neuer Salat, ein neues Kartenſpiel und einige Rennpferde wurden nach Triſtram Shandy benannt. Alle Frauen wollten den Modeſcandal unter dem Kopfkiſſen haben; nach und nach, je nachdem ſie mehr Muth faßten, legten ſie ihn ſogar auf ihre Salontiſche. Hunderte von Nachahmungen, Nachdrucken und Flugſchriften erſchienen. Reynolds malte des Verfaſſers Bild; Hogarth zeichnete ein Titelblatt für das Buch; Warburton, Biſchof von Glouceſter und ein Theolog von Bedeutung, empfahl die zwei kleinen Bände auf's Wärmſte ſeinen Collegen den Biſchöfen, indem er laut verkündigte: der Vicar von Sutton ſei der Rabelais Englands, und mehrere Biſchöfe ſandten dem neuen Rabelais ihre Complimente.“

Das Londoner Treiben frommte Sterne's Geſundheit ebenſowenig wie ſeinem Geldbeutel. Freilich nahm er die

: den andern nicht ſehr in Acht. Als das Geld
jen anfing, ſagte er heiter: „Ich werde ſchreiben
belang, und nächſten Winter, meine Herren (die
), werde ich von Neuem kommen und Sie am Barte
wenn mich dieſer garſtige Huſten bis dahin nicht
" Es fehlte aber wenig daran, daß er von dem
ı Huſten weggerafft wurde, und er ſah ſich genöthigt,
ilderen Himmel als den Londons aufzuſuchen. Er
ſo nach Paris ab, wo er 1762 ankam und wo die
r Huldigungen von Neuem anfingen. Diderot,
n, Suard ſtritten ſich um ihn. Er wurde bei Hofe
lt, predigte in der Geſandtſchaft vor dem damaligen
uris, ließ ſich bei allen Modedamen ſehen. Seine
hatte noch mehr Erfolg als ſein Buch: man war
n ſolchen Grad von Originalität in Paris nicht
. „Was Einen überzeugt," ſagt ein Gleichzeitiger,
lles in dieſem Engländer wahr ſei, iſt, daß er ſich
und immer gleich bleibt; er wird niemals durch
eil beſtimmt, ſondern läßt ſich ſtets von ſeinen Ein=
fortreißen. In unſeren Theatern, in unſeren Salons,
:ren Brücken, immer iſt er die Beute der Gegen=
mb der Perſonen, immer bereit fromm oder ver=
rrückt oder erhaben zu ſein."

ıß ein ſolches Régime ſeiner Geſundheit nicht be=
zuträglich war, läßt ſich leicht begreifen, noch kann
h wundern, daß ihn ein Blutſturz nach ſechsmonat=
Pariſer Aufenthalte mahnte, ſeine Koffer zu packen
ı Süden aufzuſuchen. Er läßt alſo ſeine Frau und
liebte Tochter kommen, um ſich mit ihnen auf den
ach Toulouſe zu machen; dann geht's nach Aix,

Montpellier und Marseille: überall langweilt es ihn in de Provinz. Endlich hält er es nicht länger aus, und da sein Frau darauf beharrt im Süden zu bleiben, kehrt er dire nach Paris zurück nach mehrmonatlichem Aufenthalt in d Provinz. Amor sucht ihn natürlich auch in Paris a und hält ihn dort zwei Monate gefangen. „Ich war ac Wochen lang," schreibt er seinem Freunde Stevenson, „unt dem Joch der zärtlichsten Leidenschaft, deren Herrschaft ein zärtliches Herz gefühlt hat." Eine neue Mahnung abe in Form eines Bruchs von Blutgefäßen in der Brust, kan um ihn daran zu erinnern, daß er der Ruhe bedürfe, un er reiste wieder ab nach Coxwold. Sein Geldbeutel hat diesen Rückzug eben so nöthig wie seine Brust. Ob gleich er erklärte, „er sei nie glücklicher, als wenn er keine Shilling mehr in der Tasche habe, — denn wenn er eine hatte, konnte er nie sagen, daß er ihm gehöre" —, muß er doch „von Neuem dem Publikum eine Steuer auflegen So wie er sich etwas erholt hatte, sowohl in Bezug a Geld als auf Gesundheit, machte er sich wieder auf d Weg nach Frankreich und drang diesmal bis nach Italie vor. Bei seiner Rückkehr gelang es ihm erst nach lange Nachforschungen seine Frau und Tochter aufzufinden; au bemühte er sich vergebens, sie zu bewegen, mit ihm nac England zu gehen, „indem er versprach, ihnen die Sommer in Coxwold und die Winter in York so angenehm al möglich zu machen." Er vermochte nicht den Eigensinn von Mrs. Sterne zu besiegen, und ging nach London, um dort in einer Miethwohnung einsam zu sterben. Ich habe schon gesagt, daß sein letzter Gedanke für seine Tochter war, die er seinem Freund auf's Wärmste anempfahl.

Seine Leiche wurde aus dem Kirchhof von jenen Dieben, die man die Leute der Auferſtehung genannt hat, entführt und dem Profeſſor der Anatomie zu Cambridge verkauft. „Unter den (zur Section) Eingeladenen befand ſich ein alter Freund Sterne's. Da dieſer der letzte Ankömmling und verſpätet war, konnte er nur mit Mühe in den Saal hineindringen. Er erkannte ſogleich die Leiche, ſchrie laut auf und wurde ohnmächtig vor Entſetzen; allein die Section hatte bereits ſtattgefunden." — Sterne hatte ſein fünfundfünfzigſtes Jahr erreicht.

2.

Mit Recht gilt Sterne für den Typus des Humoriſten. Aber was iſt Humor? Sterne's letzter Biograph, Herr Stapfer, hat die Meinungen Verſchiedener über dieſen Punkt, als die von Taine und Montégut, Carlyle und Thackeray, Hegel und Jean Paul, endlich auch noch die von Dumont und Büchner, geſammelt; leider aber die der Wahrheit am Nächſten kommende Definition H. Hettner's vergeſſen. Er ſelbſt ſcheint mit keiner unter dieſen Definitionen einverſtanden zu ſein; dagegen iſt die ſeinige eine ganz ebenſo vage, und mir ſcheint es, daß ſie wenig oder gar nichts beſtimmt. In ſeinen Augen iſt der Humoriſt „der tragikomiſche Maler, nicht einer Kategorie von Menſchen und Narrheiten, ſondern des Menſchen überhaupt und der menſchlichen Narrheit." Von dieſem Standpunkte aus jedoch wäre es ſchwer einen komiſchen Dichter aufzutreiben, der nicht Humoriſt wäre. Molière ſelbſt, ſo weit entfernt er iſt von



dem Lächeln die Thräne, die ih
Anblick des menſchlichen Treibens
nöthig, eine Definition ſo weit
von ſelbſt bietet, der die Dinge u

Das Wort Humor hat meh
Engliſchen; jeder von ihnen aber entf
ſeiner Etymologie. Im gewöhnlichſt
Engländer unter humour einen ge
muth, einen überſprudelnden Witz ohn
keit, die Gabe, die Dinge von der he
der lächerlichen Seite anzuſchauen, die
Philoſophen, eine Art wohlwollender
hütet ſarkaſtiſch zu werden, weil ſie ſo
— mit einem Worte, die ſchlichte Heiterk
der guter Laune iſt, oder die Launigkeit
das Wort in einem quaſi-pathologiſchen
den es aber jetzt beinahe ganz verloren ha
beſondere Eigenſchaft," ſagt der alte Ben
dermaßen eines Menſchen bemächtigt, daß
Neigungen, Kräfte, allen Geiſt
nennt man ſie

daß ich nie begriffen habe, warum man nicht die Worte Laune und launenhaft anwendet, anſtatt Humor und humoriſtiſch. Was iſt denn am Ende Humor anders, als die gute oder böſe Laune des Individuums? Auf die Literatur angewandt, was iſt es anders als die perſönliche Stimmung, die Rührung des Augenblicks oder der momentane Eindruck, den man an die Stelle der Kunſt ſetzt? Wenn ein Schriftſteller ſeine eigne Perſönlichkeit über jeden Grundſatz, jede Regel erhebt; wenn er ſich über jede geiſtige Disciplin hinwegſetzt, weder Plan noch Ordnung irgendwelcher Art im Auge, ſich ohne vorgefaßten Gedanken, ohne beſtimmten Gegenſtand hinſetzt, um zu ſchreiben; wenn er, ohne ſich an irgendwelche überkommene Form zu halten, eine Erzählung anfängt und durch Geſpräche oder Betrachtungen je nach dem Zufalle ſeiner Einbildungskraft unterbricht; wenn er einen Gegenſtand ohne Weiteres aufnimmt und dann wieder fallen läßt, nur weil ein anderer hinzugekommen iſt, der ihn mehr anzieht; wenn er von dieſer neuen Abſchweifung wiederum zu einer friſchen Parentheſe übergeht, je nach den verſchiedenen Gegenſtänden, die ihm der Zufall vor die Augen rückt, oder die Gedankenverkettung ſeinem Geiſte vorführt; wenn er lacht und weint, gerade wie ihm ſelbſt zu Muthe iſt, ohne ſich im Geringſten darum zu kümmern, ob das, wovon er ſpricht, allgemein trübe oder heitere Gefühle erregt; — wenn, um mich kurz zu faſſen, ein Schriftſteller ſich lediglich von ſeiner Laune führen läßt, ſo iſt er ein Humoriſt. Wenn ich zu Deutſchen redete, ſo würde ich den ſubjectiven Schriftſteller eigentlich den humoriſtiſchen nennen, im Gegenſatz zum objectiven oder klaſſiſchen. Mit anderen Worten, wenn die Perſönlichkeit

perſönlichkeit, wie in Triſtram Sha
riſtiſches. Es gibt aber zahlreiche Z
dieſen zwei Extremen: die Divina C
Quixote, Timon von Athen, René, ge
Geiſteserzeugniſſen an, die, da ſie das
an ſich tragen und zugleich perſönlich
dem modernen Geſchmack näher liegen,
der Individualität eine Stelle eingerä
von den Alten nicht gegönnt wurde.
verſtehe ich auch die Worte Goethe's:
eines der Elemente des Genies, aber, ſo
nur ein Surrogat deſſelben: er begleite
Kunſt, zerſtört, vernichtet ſie zuletzt."

Bei Sterne nun waltet der Humor
auch ſelbſt gar kein Hehl daraus. „In W
mich meine Feder, ich nicht ſie," ſagt er
gibt uns hundert Varianten dieſes Bekennt
damit, daß er ein Original ſei, der nur
folgt und ſich allen augenblicklichen Stimm
und er ſchreibt die große Anzahl engliſch-
Unregelmäßigkeit und

ſollen wiſſen, daß er allein ein wirkliches Daſein habe; die kleine Vorſtellung, die ſoeben ſtattfinden wird, ſei an ſich ganz und gar nichts, aber Er gebe ſie."

Es iſt nicht meine Abſicht, mich hier auf die Frage einzulaſſen, woher es kommt, daß die Alten und die Franzoſen ſo arm, England und Deutſchland dagegen ſo reich an Humoriſten ſind. Noch weniger kann es mein Wunſch ſein, eine erſchöpfende Würdigung Sterne's zu geben; wohl aber liegt mir daran noch einmal feſtzuſtellen, wie nothwendig es iſt, daß der Literarhiſtoriker die Perſönlichkeit der Schriftſteller gehörig ſtudire, namentlich wenn es ſich um Humoriſten handelt. Es iſt erlaubt, die Perſon des komiſchen Dichters bei einem Ariſtophanes, einem Molière oder einem Fielding zu vergeſſen; während man keinen Augenblick die Individualität, ja nur das Temperament eines Swift, eines Jean Paul oder eines Sterne aus den Augen verlieren darf. Es mag uns wenig daran gelegen ſein, zu wiſſen, ob Homer einen finſteren oder heiteren Charakter hatte, ob Racine reizbar oder empfindſam; Swift iſt aber geradezu unverſtändlich, wenn man nicht wüßte, daß er an Galle litt, Sterne, wäre ſeine Nervoſität nicht bekannt.

Auch die „Predigten" Sterne's, an deren Aufrichtigkeit trotz des ſeltſamen Tons der darin herrſcht und der ſeltſameren Lebensweiſe des Predigers, nicht zu zweifeln iſt, tragen einen weſentlich pſychologiſchen Charakter und ſind ſämmtlich von dem am Schluß des Jahrhunderts herrſchenden Optimismus aus. Allerdings vermag ſich der moderne und heutige Leſer nur ſchwer einer großen Verſtimmung über die durchaus weltliche Färbung dieſer

Kanzelberedtſamkeit zu erwehren. Unwillkürlich denkt man dabei an die istruzioni der italieniſchen Mönche — den Unterſchied, der zwiſchen beiden Religionen und Völkern liegt, natürlich abgerechnet —; gewiß weniger lebhaft und mäßiger gefärbt, verſteht ſich auch glatter in der Form und im Gefühl zarter, bleibt der Grundton dieſer volksthümlichen Unterhaltungen der nämliche vertrauliche, vernachläſſigte, gar wenig religiöſe. Sicher iſt es, daß wenn man unter den Kirchenrednern einen Verwandten für Sterne ſuchen müßte, Einem weder Boſſuet, Bourdaloue noch Maſſillon einfallen würden, ſondern Abraham a Santa Clara, aber ein Abraham a Santa Clara, der Montaigne geleſen und Voltaire ſtudirt hätte.

Alles iſt auch nicht unbedingt zu bewundern in Sterne's Roman. Die Bewunderer „Triſtram Shandy's" ſind, wie mich dünkt, gewöhnlich allzu nachſichtig gegen die vielen Plagiate des Verfaſſers. Die Stellen aus Rabelais, Daubigné, Burton, denen man bei Schritt und Tritt darin begegnet, ſind nicht etwa mit dem Texte verſchmolzen, es ſind auch nicht vage Reminiscenzen, noch weniger Ideenkeime, die Sterne entwickelt hätte; nein, es ſind geradezu wörtliche Entlehnungen, fremde Federn, mit denen ſich der Romanſchreiber ſchmückt, indem er auf die Unwiſſenheit der Leſer ſeiner Zeit und ſeines Landes in Bezug auf ſolche ältere Schriftſteller rechnet. Uebrigens kann man nicht genug darauf hinweiſen, wie künſtlich und wie manierirt nicht nur ſeine Form, ſondern auch ſeine Denkweiſe iſt. Seine Methode, den letzten Keimen menſchlicher Handlungen nachzuſpüren, bis auf die zarteſten Fäſerchen der Charaktere zu zerlegen, ſeine berechnete Empfindſamkeit, ſeine leichtfließende

ne, die außerordentliche Erregbarkeit (man möchte ſagen
ſpidermis), die ihn dahin bringt, daß er ſich ſelbſt
lich täuſcht, wie ein Schauſpieler, der ſich ſo in ſeine
hineindenkt, daß er ſich am Ende einbildet, er empfinde
Gefühle die er ſpielt; der hyperraffinirte Charakter
Affekte, der verſchwenderiſche Mißbrauch der Rührung,
bweſenheit von Lebensfriſche, die Poſſenreißerei, die
z das Komiſche vertreten muß, die beſtändige Sucht
Originalität in Ausdruck und Gedanken, die abſichtliche
ricität, endlich aber und vor Allem die krankhafte
loſigkeit Sterne's, jene lüderliche Ausgelaſſenheit, aus
eine ächte Leidenſchaft, keine wahre Sinnlichkeit, ja
nicht einmal eine wahre Rohheit, ſondern (man gönne
den Ausdruck) einfache Poliſſonnerie ſpricht, das Alles
gar zu leicht außer Acht gelaſſen von den lobpreiſenden
tern des Romanſchreibers, ja von Goethe ſelber, der
ſeine Lüſternheit „zierlich und ſinnig" findet.

Iſt nun aber die Behauptung Stapfer's begründet,
„der Einfluß, den Sterne auf ſein Jahrhundert oder
Jahrhundert auf ihn hat ausüben können, ein ſehr
ger war?" Sehr gering? Was man nicht Alles zu
bekommt! Wäre Sterne wohl in irgend einem an-
Jahrhunderte, in irgend einem anderen Lande denkbar,
t dem der „Sonderlinge"? Und die Predigten, Triſtram
dy, die Sentimentale Reiſe, wären die ohne Swift
Addiſon, ohne Tillotſon und Shaftesbury möglich ge-
? Ich habe bereits den Erfolg erzählt, den Triſtram
ondon und Paris hatte. Dieſer Erfolg war aber
aus nicht flüchtiger Art. Wir wiſſen ja daß das
m imitatorum pecus nie ausbleibt und daß Frank-

reich, England und Deutſchland eine ganze Nachkommenſchaft von Yoricks und Tobys erlebte. Sterne's Roman war nach Robinſon und Clariſſa das populärſte engliſche Buch in Frankreich: es wurde mehrere Male in's Franzöſiſche überſetzt, und die ausgezeichnetſten franzöſiſchen Schriftſteller, Diderot voran, begeiſterten ſich für Triſtram und die Reiſe. Die Thräne des Engels, der Tod Lefèvres wurden ſprichwörtlich, man fing an über unglückliche Eſel und verunglückte Wagen zu weinen: mit einem Worte, die Sentimentalität der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hat ihren Urſprung mehr in Sterne als in irgend einem anderen Schriftſteller; doch war die Wirkung Sterne's in Deutſchland am allermächtigſten. Als Leſſing im Jahre 1768 den Tod Winkelmann's erfuhr, ſagte er: „Das iſt ſeit Kurzem der zweite Schriftſteller, dem ich mit Vergnügen ein paar Jahre von meinem Leben geſchenkt hätte.“ Der erſte war Sterne geweſen. Jean Paul wußte die Sentimentale Reiſe auswendig und hätte, ohne den engliſchen Humoriſten, Siebenkäs und die Flegeljahre nie zu ſchreiben gewagt. Herder machte 1771 zu Straßburg eine wahre Propaganda für Sterne; der junge Goethe nannte ihn „den ſchönſten Geiſt der je gewirkt habe,“ und hielt dieſes übertreibende Urtheil bis an's Lebensende feſt; noch in ſeinem achtzigſten Jahre wiederholte er: „Es wäre nicht nachzukommen, was Goldſmith und Sterne gerade im Hauptpunkte der Entwicklung auf mich gewirkt haben,“ und nicht nur von ſich ſelber, von der Menſchheit ſpricht Goethe, wenn er ſagt: „noch heute ſolle Jeder, der auf Bildung Anſpruch mache, von Zeit zu Zeit ſeinen Sterne wieder vorſuchen, damit auch das XIX. Jahrhundert wiſſe, was ihm das XVIII.

e und was wir ihm noch in Zukunft verdanken .“ Hätte der jüngste Biograph Sterne's ein wenig nen Gegenstand herumblicken wollen, er hätte sicher= ht geschrieben: „die Wirkung, welche Sterne auf seine habt, oder welche seine Zeit auf ihn gehabt, sei eine nbedeutende.“



Druckerei der „Straßburger Neuesten Nachrichten“, 1



Leben, Bücher und Menschen

von

Karl Gutzkow.

Vierter Band.

Profile.

Zweite Ausgabe.

Profile

von

Karl Hillebrand.

Zweite Ausgabe.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1886.

D
7
.H65
1885
v.4
cop.2

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Dem

alten Freunde

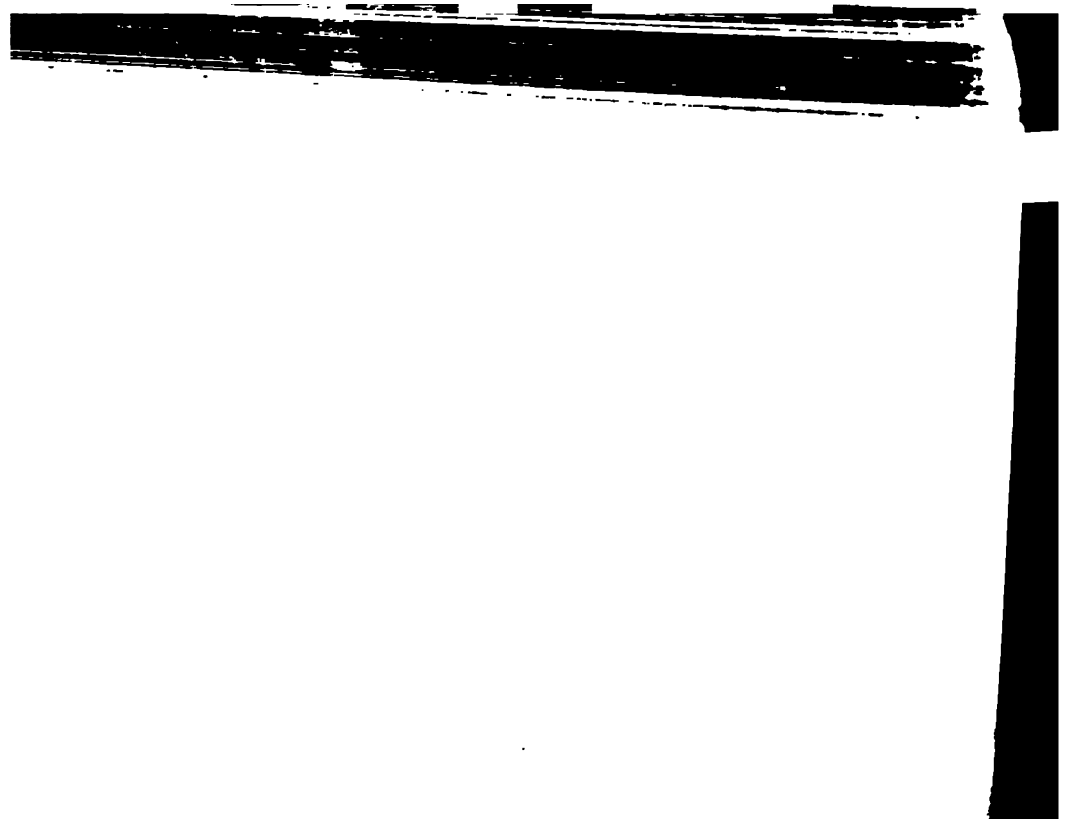
Giovanni Merlo

. . . . . „one in whom
The ancient Roman honour more appears
Than any that draws breath in Italy."

widmet

diese Skizzen und Umrisse

der Verfasser.



Inhalt.

Seite

Statt des Vorwortes. Ein Wort über moderne Sammelliteratur und ihre Berechtigung 1

I.

X. Doudan 12
H. de Balzac 36
Gräfin d'Agoult (Daniel Stern) 76
M. Buloz 92
M. Thiers 107

II.

E. Renan als Philosoph 177
H. Taine als Hiſtoriker 207

III.

Die gefürſteten Mediceer 231
Ein fürſtlicher Reformer 247
Gino Capponi 266

IV.

N. Machiavelli 291
F. Rabelais 309
T. Taſſo 340
John Milton 359

Berichtigun

Seite	13	Zeile	11	von oben	lies einer j
"	17	"	4	" "	" Hauſſou
"	80	"	9	von unten	lies Ziegu
"	109	"	11	" "	" anfwe

egenſtandes je nach ihrer Wichtigkeit erſchöpfend
eln — aber daß das Buch — der Band — Plan
leichgewicht haben ſollte, das iſt eine Forderung,
r von der Oberflächlichkeit und dem ganz äußer=
Sinne deſſen Zeugniß ablegt, der ſie ſtellt. Auch
t alſo die Frage wieder nach dem Werthe jedes
en Aufſatzes, nicht nach der zufälligen Form einer
lung, und faſt möchte man ſagen, wenn man z. B.
inte Beuve's 800 in dreißig Bände zerſtreute Ar=
enkt: je ungleichartiger, deſto beſſer. Uebrigens
wir damit weder das Beſtreben derer entſchul=
die durch den einheitlichen Titel eines Buches dem
enen Inhalt eine Einheit zu geben vermeinen, noch
erfahren jener preiſen, die durch anſpruchsvolle
iften das Publicum locken zu müſſen glauben,
ihre Sammlungen einfach und ſchmucklos „ver=
Schriften" oder „geſammelte Aufſätze" zu nennen,
man ſelbſt bei dieſen nie weiß, ob ſie ſich nicht
t gegen ihr beſſeres Wiſſen und Gewiſſen der
on dem Verleger übermittelten Forderung des
ms unterwerfen.

an hat einem deutſchen Schriftſteller vor kurzem
ive Forderung: man ſolle ſeine Aufſätze leſen,
geſchrieben ſeien — ſtückweiſe — ſehr übel ge=
n. Wir vermögen nicht recht einzuſehen, was an
Forderung ſo Unerhörtes iſt. Wird es irgend
m einfallen — si parva licet componere magnis
1. Band von Sainte=Beuve's „Cauſeries du Lundi"
acaulay's „Eſſays" von Anfang bis zu Ende in
Zuge durchzuleſen, von Montaigne's oder Scho=

penhauers, Bacons und Hume's Essays gar nicht zu reden? Man hat das Buch auf seinem Nachttisch, und liest heut einen Aufsatz über Bossuet, morgen über Warren Hastings, heut über Goethe, morgen über den heiligen Franciscus; man springt nicht sofort, nachdem man einen Aufsatz beendet, von Geschichte auf Philosophie, von Alterthum auf Neuzeit, von Literatur auf Politik über; sondern man schlägt das Buch zu, denkt über das Gelesene nach, wenn es zum Nachdenken anregt, und schlägt den Band andern Tages wieder bei einem andern Aufsatz auf: ein Aufsatz ist ja kein Capitel.

Handelt es sich nun keineswegs darum zu wissen, wo ein Aufsatz zuerst erschienen — niemandem ist es unbekannt, daß Sainte Beuve's unsterbliche Plaudereien, das unerreichte Muster dieser Gattung, Zeitungsartikel waren und allwöchentlich im „Constitutionnel" erschienen — sondern ob der Verfasser mit Ruhe und Ueberlegung geschrieben, und ob er etwas aufbewahrenswerthes geschrieben; ist es ganz einerlei, ob ein Band seine Einheit habe, wenn nur der jedesmalige Aufsatz sie hat, so ist es auch gleichgültig, welchen Vorwand der Verfasser benutzt hat um seine Gedanken mitzutheilen, wenn nur die Gedanken wirklich die Mittheilung verdienten. Darum sollte man denn auch eigentliche Recensionen nie sammeln, soweit sie nur speziell sind, und den besprochenen Schriftsteller oder sein Werk nicht unter allgemeine Gesichtspuncte stellen; ja man sollte sogar die kurze oder lange Analyse der Werke, welche zu einem Essay Gelegenheit geboten, in der Sammlung wo immer thunlich abschneiden; aber das Recht der Auseinandersetzung seiner

immer nicht dazu herab in Zeitungen zu schreiben, wie sie es in England und Frankreich thun? Oder, wenn sie hineinschreiben, sammeln sie sich nicht, arbeiten sie nicht so gewissenhaft und sorgfältig wie ihre westlichen Collegen? Muß alles, was in einem Tageblatt steht, auch Tagesarbeit sein? Wir glauben alle diese Fragen verneinen zu können: ein Blick auf das Feuilleton unserer Blätter von altem Rufe beweist, daß die gute deutsche Presse vollberechtigt mit der guten englischen und französischen Presse in dieser Beziehung wetteifern kann, und es handelt sich hier ja nur um die gute Presse. Ganz ähnlich ist es mit den Zeitschriften. Wer nur immer eine gewisse Anzahl Essays in der „Revue des deux Mondes" oder der „Fortnightly Review" veröffentlicht hat, sammelt sie nach einer Weile und bietet sie dem Publicum in Form eines oder mehrerer Bände. Warum sollte dieß den Mitarbeitern an den „Preußischen Jahrbüchern" oder der „Deutschen Rundschau" verboten sein?

Es liegt hier offenbar eine gröbliche Verkennung der Production- und Consumbedingungen der Epoche vor. Unsere Zeit hat keine Zeit, und nur wenigen ist es heutzutage vergönnt langathmige Bücher durchzulesen. Natürlich sprechen wir nicht von den Gelehrten, für welche eben die in Rede stehende Literatur nicht bestimmt ist. Die Muße ist ein Luxus, den sich keiner mehr gönnen kann. Wir alle arbeiten und haben wohl die Zeit, je nach der Natur unserer Arbeit einen Essay von dreißig Seiten oder einen Aufsatz von vier Spalten zu lesen; aber das Buch sparen wir für unsere freien Tage auf. Selbst dann wollen wir es nicht allzu lang, nicht



...nehmen, wenn ...
das Bücherlesen die Fachart
wie Macaulay oder Treitschk
kleine Kunstwerke zu schaffen,
sie es thun, und glauben ih
geben, weil sie sich an ein ge
Gebiet arbeitendes Publicum n
halb keineswegs die Wissensch
wenden sich an philosophisch o
classisch gebildete Menschen, und
Gedanken in edelster Sprache a
Nachdenkens oder gründlichster S
lichen Schmuckkästlein einzuschließen,
haltvoller werden als manche dicke B
nie Schillers Kunst des „weisen Ver
Auch den höchsten Forderungen
solche Essay-Schriftsteller, wenn sie a
verdienen, gerecht zu werden. Die
von der Einheit, welche ein Buch hat
heißt mit Worten spielen. ...
haben, nicht ...



Dem

alten Freunde

Giovanni Merlo

. . . . . „one in whom
The ancient Roman honour more appears
Than any that draws breath in Italy."

widmet

dieſe Skizzen und Umriſſe.

der Verfaſſer.

„[illegible] als vor beinahe einem ha

Indeß wir gehen noch weiter, sel
nur eine einmalige Lectüre vertrügen,
lich vertrügen, warum sollte der Versa
den Abonnenten einer Zeitschrift oder Z
lassen? Warum sollte z. B. der Leserk
Zeitung" oder der „Kölnischen Zeitung'
diegene Aufsätze der „Neuen Freien P
umgekehrt? Oder sollen sie sich deßha
Blätter abonniren, wo ein Schriftsteller,
seine kleineren Arbeiten zu zerstreuen pfl

Wir kommen zu dem letzten heikelst
Punkte des Interesses. Man klagt, nam
sätzen, die freilich keinen Neudruck verdie
isten gemeinen „Schachers" an, weil sie
je in flüchtiger Stunde hingeworfen, ein
werthen wollen. Wenn aber Autoren a
nur einen kleinen Theil ihrer periodischen
wählen, so können sie doch wahrlich nich
Gewinnsucht beschuldigt werden [illegible]

pflichten gehört. „Der Prieſter lebt vom Altar," ſagt der Franzoſe, und faſt niemand gibt in London oder Paris einen Band heraus, der nicht erſt ſtückweiſe in Zeitſchriften und Tagesblättern erſchienen wäre, ſei es, um die Aufmerkſamkeit des Publicums auf die Arbeit zu lenken, ſei es, wie man mit liebenswürdigem Cynismus ſagt, pour en avoir double mouture. Wir vermögen darin ſo wenig etwas entehrendes zu ſehen als darin, daß der vom Staate bezahlte Profeſſor oder Phyſikus ſich noch einmal von den Studenten und Kranken Collegiengelder und Rechnungen zahlen läßt. Uebrigens iſt es Sache des Verlegers zu entſcheiden, ob er literariſche Erzeugniſſe einer neuen Auflage werth hält oder nicht, denn im Grunde handelt es ſich ja doch nur um eine neue Auflage in verändertem Format. Man erlaube uns ein Gleichniß: ein Juwelier kauft getragene Ringe und ſetzt aus den darin enthaltenen Steinen oder Perlen ein Halsband zuſammen. Weder dem Käufer noch dem Verkäufer iſt aus dieſer veränderten Faſſung irgend ein Vorwurf zu machen; es handelt ſich eben darum, und damit kommen wir ein letztes mal auf unſer caeterum censeo zurück, ob es echte oder falſche Juwelen waren, und wenn echt, von welchem Werthe — es brauchen ja nicht immer Diamante zu ſein —; das Uebrige geht die Kritik nichts an.

Es wäre wirklich an der Zeit, dieſer „gediegenen, tüchtigen, gründlichen" Kritik der Recenſenten, die wöchentlich zehn Bände anzuzeigen haben, die ſie materiell nicht geleſen haben können, die Thüre zu weiſen, und die Kritik nur dann zu achten und zu beachten, wenn ſie



Berichtigungen.

Seite 13 Zeile 11 von oben lies **einer** ſtatt **eine.**
„ 17 „ 4 „ „ „ **Hauſſonville** ſtatt **Hauſenvil**
„ 80 „ 9 von unten lies **Siegwartmiller** ſtatt **Sieg**
„ 109 „ 11 „ „ „ **aufweiſt** ſtatt **bietet.**



hier im Auge haben, hätten ausgeſchieden werden ſollen Für den Recenſenten freilich, wenn er dieſen Unterſchied machen wollte, welchen der Verfaſſer in ſeiner blinden Vaterliebe nicht zu machen gewußt, wäre es erforderlich, daß er den Band auch geleſen hätte, was er eben weder Zeit noch Luſt hat zu thun. So fällt er denn gleich über den ganzen Band in Bauſch und Bogen das Verdammungsurtheil — oder wenn er mit dem Verfaſſer befreundet iſt, wohl auch das ebenſo unterſchiedsloſe Lobesurtheil. Dieß iſt allerdings unendlich viel bequemer als die Analyſe eines Buches zu geben und dem Publicum zu ſagen, was es enthält, wie es gewiſſenhafte Organe der Kritik denn auch thun; — wir nennen nur „die Göttinger gelehrten Anzeigen," das „literariſche Centralblatt," die „Revue Critique" und die „Academy." — Aber wie viele ſolcher gewiſſenhaften Organe gibt es gegen die Hunderte von literariſchen Blättchen, welche allwöchentlich — man denke nur an das, was die „Saturday Review" in dieſem Fach leiſtet — in einem Aufſatze von zwei Spalten zwanzig bis dreißig neu erſchienene Werke, jedes mit einem Dutzend Zeilen abthun! Doch berühren wir damit ſchon einen anderen Gegenſtand, der vielleicht ein anderes mal das Thema unſerer Betrachtungen abgeben dürfte: das Thema vom Zuſtand unſerer Wochen- und Monatspreſſe.

December 1875.

I.

X. Doudan.

Wer ist Herr Doudan? So fragte halb Paris, als im Sommer 1876 Graf d'Haussonville und S. de Sacy, denen sich der in orleanistischer Gesellschaft unvermeidliche Cuvillier-Fleury angeschlossen hatte, zwei Bände Aufsätze und Briefe der Oeffentlichkeit übergaben, auf deren Titelblatt jener Name zu lesen war.[1] Wahrscheinlich hätte man nicht einmal jene Frage gestellt, geschweige denn das Buch aufgemacht, wäre nicht der feine und sichere Geschmack Sacys, der wohl was Gutes zu verkennen, aber nichts Schlechtes als gut anzuerkennen im Stande ist, eine Bürgschaft gewesen, daß hier etwas Lesenswerthes geboten würde. Auch versprach die Person des einführenden Grafen d'Haussonville dem Publicum sofort, daß der Vorgestellte aus bester Gesellschaft komme: denn Graf d'Haussonville ist bekanntlich der Schwiegersohn des Herzogs von Broglie und, so zu sagen, der geistige Testamentsvoll-

[1] Ximenes Doûdan. Mélanges et lettres, avec une introduction par M. le Comte d'Haussonville et des notices par MM. de Sacy et Cuvillier-Fleury.

ſtrecker des Hauptes der „Doctrine“. Das öffnete gleich eine Thürſpalte in die Salons von Gurcy, Broglie, ja von Coppet, und verhieß etwelche Echos an Frau von Staël und Benjamin Conſtant, ſowie die vollen Stimmen Royer-Collards oder Guizots. Mehr als alles das wirkte ein früher kaum bemerktes Wort Sainte-Beuve's, das in einer jener Einführungen des Unbekannten citirt war. Der große Kritiker hatte irgendwo in einer Anmerkung mit der ihm eigenen wachſamen Klarſicht für alles Halbwahre, ein Urtheil H. Rigaults gerügt, auch eine jener von der orleaniſtiſchen Geſellſchaft in die Mode gebrachten Treibhauspflanzen, die der rauhen Luft der Oeffentlichkeit nicht lange widerſtehen. Dieſer hatte von Chapelle, dem leichten und witzigen Freunde Lafontaine's, geſprochen, „wie er von einem Tréville, Joubert oder Doudan ſprechen würde, einem jener Geiſter „délicats nés sublimes“ oder wenigſtens geboren, Alles zu verſtehen, und denen allein die Kraft und die Geduld zur Ausführung fehlte, während Chapelle nur ein Faulpelz ohne Höhe und Ideal iſt. Das allzu hoch geſteckte Ideal aber iſt es ja gerade, was jene höchſten Feinſchmecker entmuthigt.“ Da Cuvillier-Fleury dies Lob des unerreichten Kenners in Erinnerung brachte, nicht ohne mit der ihm eigenen Schlichkeit hinzuzufügen: „Was Sainte-Beuve geſchrieben hat, denke ich,“ ſo ward die Neugierde aller derer, welche nicht das Glück gehabt, in den dreißiger und vierziger Jahren im Hotel de Broglie aus- und einzugehen, nicht wenig gereizt; man öffnete die Bände, blätterte nicht ohne Enttäuſchung in den Aufſätzen und las die 389 Briefe vom erſten bis zum

letzten, ohne sie lassen zu können, wenn Einen auch manch mal beim Lesen eine kleine Müdigkeit überschlich. Um so Viele lasen diese Briefe, daß nach zwei Monaten eine neue Auflage nöthig ward, ja daß die Freunde des gestor noch Unbekannten den Lesern zwei neue Bände mit nicht weniger als 320 weiteren Briefen bringen mußten.

Wer war Doudan? Ximenes Doudan, so sagen uns seine Freunde, war im Jahre 1800 geboren in Douai, dem flandrischen Athen, was sicherlich Niemand geahnt hätte, der nur seine Briefe gelesen; denn etwas weniger Flämisches läßt sich nicht leicht denken. Wie jeder Provinziale, der sich fühlt, war er früh nach Paris gekommen und hatte freiwillig, wie so viele andere unbemittelte Jünglinge Frankreichs, das grausamste aller Martyrien auf sich genommen, ein Martyrium, das der gefeiertste lebende Dichter Frankreichs eigens besungen hat, das Deutschland so glücklich ist nicht zu kennen, und gegen das Winckelmann's Prüfungszeit in Seehausen ein Paradies war: er bekleidete die Stelle eines Knabenaufsehers (vulgo pion, euphemistisch aber répétiteur genannt) am Gymnasium Henry IV. Es scheint eine harte und doch schöne Zeit gewesen zu sein, diese Zeit der Entbehrungen und der Jugendträume. Er verband sich eng mit den besten Gleichaltrigen, und Einer der Ueberlebenden, S. de Sacy, schildert mit der behaglichen Wärme, die uns immer wieder mit ihm aussöhnt, wenn wir über die Enge seiner Urtheile die Geduld zu verlieren im Begriffe sind, die Abende jener armen Jugend, so reich an geistigem Interesse, an Hoffnung, an ernster Arbeit. Ein glücklicher Zufall befreite Doudan

aus dem Joche der Armuth, ohne jenen inneren Reichthum zu beeinträchtigen. Gegen 1825 suchte der Herzog von Broglie einen Erzieher für das Kind seiner Schwiegermutter, Frau von Staël, aus ihrer späten Ehe mit Rocca. Man empfahl ihm den jungen Mann, und Doudan trat in das Haus ein, das er nicht mehr verlassen sollte: denn es fand sich, nach Beendigung seines Hauslehreramtes, daß er ein Freund des Hausherrn geworden war; und als dieser erst Minister des Aeußern, dann Ministerpräsident ward (1832—1836), folgte ihm der Schützling als Geheimsekretär und Kabinetschef. Nach dem Sturze der „Doctrinärs" trat er als maitre des requêtes in den Staatsrath, den er indeß auch bald wieder verließ, um ganz als Hausfreund der Familie de Broglie, sei es auf ihren Schlössern, sei es in Paris, zu leben. Obschon von zartester Gesundheit und stets über seine Gebrechen klagend, starb er doch als Zweiundsiebzigjähriger.

Man würde sich irren, sähe man in diesem einfachen Lebenslaufe eine Art verkappten Dienerthums, in Doudan einen Hausabbé des vorigen Jahrhunderts. Der Insasse des Hotel de Broglie bewahrte seine vollste Unabhängigkeit. War zwischen dem reichbegüterten Erben eines glorreichen Namens und mächtigen Geschlechts und dem armen Privatgelehrten bescheidenster Abkunft keine volle Gleichheit möglich, so wußte der jüngere Mann doch die Ueberlegenheit in das Alter — Broglie zählte fünfzehn Jahre mehr, als er — den hohen Geist, die tiefe Bildung, die weite Welterfahrung des Herzogs zu setzen, als deren Anerkennung dem stolzgeborenen Menschen weniger kostet, denn die Anerkennung der Geburt,

des Reichthums und der Macht, obſchon Erbſchaft und Erwerb ebenſo bei den einen wie bei den andern Gütern ihre Rolle ſpielen. Ganz unbefangen ſtand er dagegen den Kindern ſeines Gönners — dem jetzigen Herzog de Broglie, dem Prinzen Paul, ſpäter Abbé de Broglie, der Gräfin d'Hauſſonville und deren Gatten — gegenüber. Die Briefe an den vielverſprechenden Aelteſten, der ſo wenig oder doch ſo ganz Anderes gehalten hat, als er verſprochen, gehören zu den liebenswürdigſten der Sammlung: er behandelt den frühreifen jungen Mann, den er auch ſpäter noch fortfährt zu dutzen, durchaus mit heiterer Laune, die indeß die Mahnung ſo wenig ausſchließt als das Urtheil. „Ich finde Albert gar weltlich," ſchreibt er ſchon 1841 an die Schweſter des damals Zwanzigjährigen. „Er iſt immer bei den Großen. Er kommt nicht aus dem Miniſterium des Aeußern heraus, ſagt man. Ich ſehe, man mäſtet ihn, um einen Miniſteriellen aus ihm zu machen. Ich bin nicht ſicher, daß es gut iſt, ſich früh daran zu gewöhnen, der Regierung Recht zu geben. Es iſt das eine jener Wahrheiten, die man erſt anerkennen muß, nachdem die Erfahrung Einen wieder und wieder darauf geſtoßen."

Die Geſellſchaft im Hauſe de Broglie, in Paris ſowohl als in der Normandie und am Genferſee, war wohl in jedem Sinne die beſte der Zeit zu nennen. Der Herzog ſelber war eben kein leichter Geſellſchafter, und die Herzogin hatte Nichts von der ſprudelnden Lebendigkeit ihrer Mutter. Er vergaß nie, auch nicht an der Familientafel, was er ſich als dem Chef der Doctrine ſchuldig war. Sie blieb bis zu ihrem Tode

1838), bei aller Güte und allem Verstande, die ungenügige Methodistin, die sich nie recht im heiteren Frankreich zu akklimatisiren wußte. Heiter dagegen war das junge Volk, vor Allem Graf d'Haussonville, der ächte, muntere, stets zum Scherz aufgelegte Franzose. Jagden, Charaden, Liebhabertheater, bei denen Doudan natürlich den Souffleur abgab, waren an der Tagesordnung auf einem Schlosse Gurcy. Alle Schriftsteller und Politiker von Bedeutung, sofern sie nicht des Legitimismus und des Republikanismus verdächtig waren, verkehrten bei dem Schwiegervater. Doch wehte ein gewisser Duft der Akademie und des Systems in den Salons, der die ganz Freien, deren die französische Gesellschaft immer nur Wenige zählt, gleicher Weise ferne hielt. Auch war man tugendhaft im Hotel de Broglie und dessen bewußt, vor Allem aber fest überzeugt, daß Niemand außerhalb seines Zauberkreises tugendhaft sein könne. Doudan selber scheint sich ein wenig in diese Auffassung hineingelebt zu haben, obschon er Biegsamkeit des Sinnes genug behielt, um z. B. einen Thiers zu verstehen und gern zu haben, auf den man in jener Atmosphäre mit Geringschätzung herabsah, weil er Kant nicht studirt hatte und kein Mann von „Gesinnung" war.

Eine freie, große, handelnde Persönlichkeit war Doudan darum doch nicht, wie man wohl aus dem Gesagten schon errathen haben wird. Dagegen war er treu, zartfühlend, taktvoll; obwohl kalt und zurückhaltend in der äußeren Erscheinung, wohl mit aus Schüchternheit. Seine Reize im Umgange waren enge gezogen; er sprach wenig und nur mit den Vertrautesten, den Verstehenden;

nicht weniger als 320 weiteren Briefen

Wer war Doudan? Ximenes Do
uns ſeine Freunde, war im Jahre 1
Douai, dem flandriſchen Athen, was ſic
geahnt hätte, der nur ſeine Briefe geleſ
weniger Flämiſches läßt ſich nicht leich
jeder Provinziale, der ſich fühlt, war er f
gekommen und hatte freiwillig, wie ſo vi
bemittelte Jünglinge Frankreichs, das gr
Martyrien auf ſich genommen, ein Martt
gefeiertſte lebende Dichter Frankreichs eic
hat, das Deutſchland ſo glücklich iſt nic
und gegen das Winckelmann's Prüfungszeit
ein Paradies war: er bekleidete die Stell
benaufſehers (vulgo pion, euphemiſtiſch c
teur genannt) am Gymnaſium Henry IV
eine harte und doch ſchöne Zeit geweſen
Zeit der Entbehrungen und der Jugendträ
band ſich eng mit den beſten Gleichaltrige
der Ueberlebenden

thue faſt immer mein Beſtes und gehe ſoweit meine körperlichen Kräfte es mir erlauben; aber wer kennt das Geheimniß der Kräfte ſeines Nachbars? Man betrachtet ſich im Spiegel. Man findet, daß man volle Wangen, braune und belebte Farbe hat, man ſchlägt ſich auf die Bruſt und es antwortet ein gleichmäßiger, voller Ton, der ein volles Leben verkündet, und man ſagt ſich: „Bah! Giebts denn auch Kranke?“

Des armen Doudan Bruſt gab kein ſolches Echo, und kam ihm ein Bischen Leben, ſo meint er, es ſei „wie ein Lichtſchimmer durch die zerbrochenen Scheiben eines kleinen baufälligen und verlaſſenen Häuschens.“ Hier übertreibt er. Wie auch ſein Leibeszuſtand ſein mochte, die klare Flamme ſeines Geiſtes ward nicht dadurch getrübt. Was ſie nur beleuchte, Menſchen, Thaten, Werke, Alles wird ſonnenhell.

In Doudan's Beſchaulichkeit iſt Nichts vom Myſtiker, aber auch Nichts vom Skeptiker; dafür hat er zu viel Autoritätsglauben; denn er iſt ein ächter Träger der claſſiſchen Tradition: der liebe Gott, die Moral, die Regierung, für ihn ſpeziell die Juliregierung, die ſtehen unerſchüttert und unbezweifelt über Allem: was aber darunter vorgeht, das wird Alles nach ſeinem wahren Werthe geprüft und keine falſche Waare durchgelaſſen, dafür ſtehe ich. Es iſt ein merkwürdiges Exemplar, dieſer feine und durchdringende Doudan; mit ſeiner geſchmackvollen und wohlwollenden Ironie, ſeiner Lebhaftigkeit und Allgemeinheit des Intereſſes, ſeiner Toleranz für alle Nuancen geſitteter Menſchen und geſitteter Anſichten, mit ſeinem Ekel vor der Tageslitteratur und den Straßenpolitikern, der trotz ſeines Orleanismus aufathmet, wenn Louis Napoleon im December

des Reichthums und der Macht, obschon Erbschaft und Erwerb ebenso bei den einen wie bei den andern Gütern ihre Rolle spielen. Ganz unbefangen stand er dagegen den Kindern seines Gönners — dem jetzigen Herzog de Broglie, dem Prinzen Paul, später Abbé de Broglie, der Gräfin d'Haussonville und deren Gatten — gegenüber. Die Briefe an den vielversprechenden Aeltesten, der so wenig oder doch so ganz Anderes gehalten hat, als er versprochen, gehören zu den liebenswürdigsten der Sammlung: er behandelt den frühreifen jungen Mann, den er auch später noch fortfährt zu duzen, durchaus mit heiterer Laune, die indeß die Mahnung so wenig ausschließt als das Urtheil. „Ich finde Albert gar weltlich," schreibt er schon 1841 an die Schwester des damals Zwanzigjährigen. „Er ist immer bei den Großen. Er kommt nicht aus dem Ministerium des Aeußern heraus, sagt man. Ich sehe, man mästet ihn, um einen Ministeriellen aus ihm zu machen. Ich bin nicht sicher, daß es gut ist, sich früh daran zu gewöhnen, der Regierung Recht zu geben. Es ist das eine jener Wahrheiten, die man erst anerkennen muß, nachdem die Erfahrung Einen wieder und wieder darauf gestoßen."

Die Gesellschaft im Hause de Broglie, in Paris sowohl als in der Normandie und am Genfersee, war wohl in jedem Sinne die beste der Zeit zu nennen. Der Herzog selber war eben kein leichter Gesellschafter, und die Herzogin hatte Nichts von der sprudelnden Lebendigkeit ihrer Mutter. Er vergaß nie, auch nicht an der Familientafel, was er sich als dem Chef der Doctrine schuldig war. Sie blieb bis zu ihrem Tode

phische, vor Allem psychologische Fragen fast leidenschaftlich erregt erörtern. Wie sollte er sich hinauswagen in die rauhe, kaltfeuchte Luft, wo's Hiebe setzt und nasse Füße? Auch die instinktive Furcht vor allem Uebertriebenen in Meinung, Ausdruck und Gefühl hing vielleicht mit dieser angeborenen und allzusehr gepflegten Zurückhaltung zusammen, und jene Scheu mag ihn wohl auch zum Theil vom Schriftstellern abgehalten haben, doch nur zum Theil; denn was ihn, den Hochbegabten, den von so vielen bedeutenden Männern willig Anerkannten, hauptsächlich von jeder Veröffentlichung abhielt, war zweifelsohne eine gewisse ablehnende Vornehmheit, eine aristokratische Geringschätzung des Publikums, ein Ekel vor seiner Rohheit, seinem Lärmen. Indeß kam immerhin eine gewisse Faulheit und eine gewisse Impotenz dazu. Der Mann, der selbst so vielen Berühmtheiten der Zeit vice cotis diente, wollte nicht gern selber etwas Mittelmäßiges geben; und er wußte, was mittelmäßig war, selbst wenn Er es geschrieben.

Denn mit der ihm eigenen Wahrheitsliebe fühlte er, daß es ihm an der Macht des Schaffens fehlte, und doch hatte er nicht den Fleiß, nicht die unüberwindliche Liebe zur Darstellung, um, wie Lessing sagt: „Alles durch Druckwerk und Röhren aus sich herauf zu pressen," und so die lebendige Quelle zu ersetzen, „die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt." Dies raubt nun auch den hier veröffentlichten Briefen einen großen Theil ihres Reizes, obschon der absolute Gehalt an Geist zugleich größer ist als in den meisten Briefsammlungen

aber dann auch lebhaft, sagt man. [illegible] ſtehlichem Zauber Gewiſſenhaf[illegible] Pflichten, zog er es doch vor, keine [illegible] keine Verantwortlichkeit zu haben. [illegible] Aengſtlichkeit geht durch ſein ganzes [illegible] bart ſich in der peinlichen Sorgfalt [illegible] heit, die ihm von früh auf zu ſchaffen [illegible] dem [illegible]chreiben, welchen ihm die deutſchen [illegible] die Tollheiten der Kommune an ſeinen [illegible] einflößen. Ja, gegen Ende wird der fein- [illegible] gelegte Mann in politiſchen Dingen ein [illegible] „[illegible]bleur“ ein „Aveuler“, wie man 1848 zu ſagen [illegible] — der ſich in Nichts von dem letzten [illegible] unterſchied, der für ſein Ladchen zittert. Bei [illegible] Alles zuſammen: Kränklichkeit, Feinheit [illegible] Empfindlichkeit des Geſchmackes, moraliſche [illegible] natürliche Anlage zur Beſchaulichkeit, ein auf [illegible] der Nation beſchränkter Umgang, — ihn vor [illegible] Berührung mit der brutalen modernen Wirklichkeit [illegible] beben zu laſſen. „Wenn man keine eiſerne [illegible] heit hat, taugt man zu Nichts, ſagt er ſelbſt. Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn ich eine gute Geſundheit gehabt hätte, ſo würde ich ein ganz anſtändiges Geſchöpf geweſen ſein; aber nur Gott und ich wiſſen, wieviel Hemmniſſe mir dieſer elende kleine Organismus überall in den Weg legt. Ich möchte einmal alle die Leute ſehen, die mir mit lauter Stimme ſagen, ich befände mich vortrefflich, ich möchte ſie einmal ſehen, wenn ſie genöthigt wären, dieſes kleine Netz von Spinnweben zu manövriren, das meine Perſon ausmacht. Ich

Die Herausgeber der Briefe Doudan's haben in der That ihrem Freunde keinen guten Dienst erwiesen, indem sie seiner Korrespondenz fünf kritische Aufsätze vorangeschickt, welche er zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Blättern veröffentlicht hatte. Nicht als ob die Sitte unserer Tage, vereinzelte Essays, selbst rein kritische, wiederzudrucken und zu sammeln, eine unberechtigte wäre: recht im Gegentheil ist ja der Essay die eigenste literarische Form unserer Zeit; aber er ist ein Genre, wo die Gefahr nahe liegt, entweder in den einfachen Bericht zu verfallen oder sich, im Halbbewußtsein der Vergänglichkeit des losen Blattes, auf dem man schreibt, und der Flüchtigkeit, mit welcher der Leser es durchlaufen wird, selber zu einer gewissen Flüchtigkeit verführen zu lassen. Hier ist also bei der Wahl strengste Selbstkritik und, treffen die Freunde die Wahl, wie hier, strengste Freundeskritik nothwendig. Ein Aufsatz, der uns so nach Jahren wieder vorgesetzt wird, muß ein eigenes Produkt sein; sonst können wir Nichts damit anfangen. Es giebt aber viele Arten produktiv zu sein, auch in einem kritischen Aufsatz, und selbst ohne die Macaulay'sche Freiheit zu nehmen bei Gelegenheit eines neuerschienenen Werkes seine eigenen Ansichten zu entwickeln, ein eigenes Werkchen über denselben Gegenstand zu schreiben. Auch die Sainte-Beuve'sche Kritik ist produktiv und wir lesen seine zwanzig bis dreißig Bände kleiner Aufsätze stets mit Genuß und Vortheil wieder: er weiß eben mit so einziger Kunst jedem Autor sein bewußt oder unbewußt umgenommenes Kostüm abzustreifen und uns denselben in seiner nackten Gestalt zu

1848 wieder Beamte einsetzt, „die nicht die Gewohnheit haben, Spirituosen zu trinken, Pfeifen anzurauchen und sich mit Damen zu umgeben, die ihren Namen nicht nennen und die man nicht wiedergesehen hat“ — es ist merkwürdig zu sehen, wie dieser weitaussehende und weitumsehende Mensch, so redlich dabei und so billig, der sich von Nichts Unächtem täuschen läßt, das von Außen hereinkäme, absolut alle Sicherheit verliert, wenn es sich um seinen Freundeskreis handelt: große Namen wie die der herzoglichen Familie, große Worte wie die Guizots, große Berühmtheiten wie die A. W. Schlegels, den das Haus Broglie von Mme. de Staël geerbt, imponiren ihm so, daß er sich ganz von ihnen blenden läßt und sein gesundes Urtheil zu Hause läßt.

In der innern, zumal aber der auswärtigen Politik hat der Mann seit 1848 Nichts gelernt: die Welt ist ihm beim Ministerium Guizot stehen geblieben: der große Strom der Demokratie, der entfesselte Verkehr, die unwiderstehlichen Nationalitätsentfaltungen, die ganze moderne Politik, wie sie unterm zweiten Kaiserreiche die Weltgeschichte erobert, ist ihm unverständlich, eitel Ideologie; er bleibt auf dem Standpuncte der „spanischen Heirathen“ und meint, damit sei er der Tradition Richelieu's getreu. Es wird ihm ganz unheimlich zu Muthe, wenn die Cavours, Garibaldi's, Bismarck's am Horizonte aufsteigen, und er zieht sich in den vornehm behaglichen Salon zurück, wo die gebildetsten und feinsten Geister Frankreichs in heiter witzigem Gespräche mit französischer Lebhaftigkeit, über Tisch, oder nach Tisch am flackernden Kaminfeuer, litterarische, religiöse, philoso-

eite von Jouffroy zu lesen, aber ohne Jouffroy's emperament, das so angenehm über die Sterilität des edankens täuscht: kein Argument, keine These, die mit herer Hand ergriffen und fest gehalten wäre: Alles ht auf Ungefähres hinaus, während man sich doch ht wenig auf seine Präzision einbildet. Die Schärfe eben nur in der Form, nicht im Inhalt: die genauen nisse können uns nicht darüber täuschen, daß wir on, nicht Marmor vor uns haben. Der Grund- anke dieses ganzen akademischen Spiritualismus, der) ein so tiefsinniges Ansehen giebt und so vornehm f Träumer wie auf Materialisten herabsieht, ist eigent-) der, daß die stillschweigende Convention, derzufolge gescheidter Franzose des 19. Jahrhunderts doch nicht hr an die Dreieinigkeit glauben kann, aber Anstands lber den lieben Gott und die unsterbliche Seele nicht er Bord werfen darf, „der Weisheit letzter Schluß" Hier wird nur der consensus hominum unter dem amen der Phantasie und der Empfindung angerufen, n dem Verstand in seiner Noth beizustehen; aber diese hantasie und diese Empfindung stellen sich doch als chts Anderes heraus, denn als die uns von Jugend f eingepfropften Begriffe und aufgezwungenen Ge- ohnheiten.

Ein ähnlicher Conventionalismus und — sagen r's nur — eine ähnliche Denkfaulheit und Denk- üchternheit liegt auch den Ansichten zu Grunde, die udan hier über das Prinzip des Strafrechts und r Poesie und Litteratur, namentlich fremder Völker, ert. Es sind die alten fadenscheinigen Reden über die



...raten in
...verlangen wir gegenwär
...bende Werke. Sonſt entbe
...denz leicht des nachhaltigen
...rade der Unterſchied zwiſchen
...fentlichkeit und der Privatm
...Werth für ſich, ſelbſt abgelöſt
...ſchon daſſelbe immerhin den W
...durchaus jene objektive Leiſtur
...winnt ſie keine allgemeine Be
...lebendige Perſönlichkeit kann Ein
...So hören wir einen Dilettanten
...Hauſe, wünſchen, das Publikum k
...genießen, und finden uns oft gewo
...der Freund, den Bitten nachgebend,
...tritt und den erwarteten Beifall n
...es freilich unmöglich, aus Doudan'
...treue, aufrichtige, reinliche, ſittliche A
...herauszufühlen; aber es bleibt das d
...muthetes, Abgezogenes, kein Gemiſch
...Briefe müſſen für

nicht entgehen ſollen, der ſie nocturna manu und diurna zu durchblättern pflegte und dem ſicherlich Pascal's „Gedanken" — auch die über den Styl — nicht unbekannt ſein konnten. Aber vielleicht hätte er ſich vor dieſen ebenfalls bekreuzt, wie er es vor Fénelon's Ketzereien in dem „Brief an die Akademie" thut, der ihn faſt eben ſo ſehr entſetzt als V. Hugo's literariſches Glaubensbekenntniß in der Vorrede zum „Cromwell". Indeß auch Männer des großen Jahrhunderts, die nicht wie Fénelon in der Einſamkeit ihren Sonderlingsideen nachjingen, ſelbſt ſolche, die ſich an der Verſailler Sonne wärmten, wagten freier als die heutigen Klaſſiziſten zu denken. Gehörte wohl auch Labruyère zu Doudan's Vertrauten? Und wenn ſo, iſt der Rigoriſt nie ſtutzig geworden, wenn er las: „Es giebt Künſtler, deren Geiſt ſo weit iſt als die Kunſt, die ſie üben. Sie geben ihr an Genie und Erfindung mit Wucher zurück, was ſie von ihr und ihren Grundſätzen empfangen. Sie gehen über die Kunſt hinaus, um ſie zu adeln, entfernen ſich von den Regeln, wenn dieſe nicht zum Großen und Erhabenen führen; ſie gehen allein und ohne Geſellſchaft, wo ſie ſteigen hoch und dringen weit vor, immer ihrer ſelbſt ſicher, immer durch den Erfolg in der Ueberzeugung befeſtigt, daß man oft Vortheile aus der Unregelmäßigkeit zieht. Les esprits justes, doux, modérés — ich fühle mich unfähig, dieſe Worte zu überſetzen — kommen ihnen nicht nur nicht nach, bewundern ſie nicht nur nicht, ſondern verſtehen ſie nicht einmal und möchten es ihnen noch weniger nachthun. Sie bleiben ruhig in den Grenzen ihrer Sphäre, gehen bis zu einem gewiſſen

Punkte, welcher die Schranke ihrer Fähigkeit und ihrer Leuchte bildet; sie gehen aber nicht weiter, weil sie drüber hinaus Nichts sehen. Sie können zum Höchsten die Ersten einer zweiten Klasse sein und sich im Mittelmäßigen auszeichnen." Ich fürchte, das war ein wenig der Fall mit Doudan: und es sollte mich sehr wundern, wenn ein anonymes Wort Sainte-Beuve's, das man in des Kritikers Heften fand, nicht auf den Freund der Broglie'schen Familie ging: „Er hatte Feinheit (de la distinction); aber wie feine Geister, die fühlen, daß sie nicht viel Breite (étoffe) haben, hatte er sich früh enge gemacht."

Viel bedeutender als jene fünf Essais des ersten Bandes ist der Aufsatz, mit welchem der 4. Band der Briefsammlung schließt: eine in ihrer Art vortreffliche Abhandlung über die Umwälzungen im Geschmack; allein die Art hat eben selber von den Umwälzungen im Geschmack gelitten. Unsere Generation liest nur noch mit Ungeduld derlei akademisch-methodische Erörterungen über abstracte literarästhetische Fragen. Sollte aber die Zeit wiederkommen, wo man die Abhandlung des Longinus über das Erhabene mit Leidenschaft liest, so wird sie auch Doudan's Aufsatz über die Geschmacksströmungen und deren Ursachen gewiß eifrig zu Rathe ziehen. Warum die Herausgeber den versprochenen und viel angepriesenen Aufsatz über die Compositionskunst nicht gegeben? Haben sie vielleicht selbst beim Wiederlesen gefunden, daß ihre Jugenderinnerungen ihnen einen Streich gespielt, und daß die Zeit, von der ich eben geredet, noch nicht wiedergekommen ist?

Aber wir wären nicht nur ungerecht, wir wären perfid, wollten wir bei dem Schriftsteller Doudan verweilen

Seite von Jouffroy zu lesen, aber ohne Jouffroy's Temperament, das so angenehm über die Sterilität des Gedankens täuscht: kein Argument, keine These, die mit sicherer Hand ergriffen und fest gehalten wäre: Alles geht auf Ungefähres hinaus, während man sich doch nicht wenig auf seine Präzision einbildet. Die Schärfe ist eben nur in der Form, nicht im Inhalt: die genauen Umrisse können uns nicht darüber täuschen, daß wir Thon, nicht Marmor vor uns haben. Der Grundgedanke dieses ganzen akademischen Spiritualismus, der sich ein so tiefsinniges Ansehen giebt und so vornehm auf Träumer wie auf Materialisten herabsieht, ist eigentlich der, daß die stillschweigende Convention, derzufolge ein gescheidter Franzose des 19. Jahrhunderts doch nicht mehr an die Dreieinigkeit glauben kann, aber Anstands halber den lieben Gott und die unsterbliche Seele nicht über Bord werfen darf, „der Weisheit letzter Schluß" ist. Hier wird nur der consensus hominum unter dem Namen der Phantasie und der Empfindung angerufen, um dem Verstand in seiner Noth beizustehen; aber diese Phantasie und diese Empfindung stellen sich doch als nichts Anderes heraus, denn als die uns von Jugend auf eingepfropften Begriffe und aufgezwungenen Gewohnheiten.

Ein ähnlicher Conventionalismus und — sagen wir's nur — eine ähnliche Denkfaulheit und Denkschüchternheit liegt auch den Ansichten zu Grunde, die Doudan hier über das Prinzip des Strafrechts und über Poesie und Litteratur, namentlich fremder Völker, äußert. Es sind die alten fadenscheinigen Reden über die

Kopf dasselbe gedacht und ein so edles Gemüth dasselbe empfunden hat, was man allein gedacht und empfunden zu haben glaubte. Man muß die Briefe eben selber lesen, im Französischen lesen. Sie erinnern oft an die besten Seiten der Sévigné, namentlich in den lebendigen, gedrängten Schilderungen und Anekdoten; doch sind sie anspruchsloser, einfacher. Die Sprache ist unnachahmlich in ihrer Feinheit und Lebendigkeit. Es ist wie die lebhafte Plauderei eines geistreichen Menschen, die ein Stenograph im Nebenzimmer niedergeschrieben hätte. Alles funkelt von Witz, und es ist kein Wortwitz, sondern echter Gedankenwitz. Dabei nie ein roher Ausdruck, noch weniger eine rohe Gesinnung. Alles ist reinlich drinnen und draußen. Eine gewisse vornehme Ironie ist über das Ganze ausgegossen, namentlich wo von der Politik und ihren plumpen Händen die Rede ist oder von literarischen Tagesmoden und moderner Ruhmfabrikation. „Sie gehen grosso modo zu Werke. Grosso modo ist das Geheimniß der Erfolge in dieser Welt. Man muß sprechen, verstehen, handeln grosso modo.... Während Ihr bewegt und bebend einen Schmetterlingsflügel betrachtet, haben Euch die Cyklopen schon zehn gebratene Hühnerflügel verschlungen. Die Welt geht schnell und nimmt's nicht allzu genau. Wenn ihre schwerfälligen, mit Wallfischöl geschmierten Räder den zarten und leichten, in den Diamant geschnittenen Räderchen begegnen, die sich schnell und geräuschlos auf geglätteter Axe drehen, so giebt's einen Stoß; aber die Räderchen sind doch von Diamant und brechen nicht."

Bei aller ablehnenden Zurückhaltung horcht der fein

Zuſchauer indeß doch auf Alles, was vorgeht:
Seite hören wir das Echo einer bewegten Zeit:
reigniſſe, Menſchen gehen an uns vorüber und
fällt ein raſcher Strahl ſeiner Blendlaterne. Wer
cht Thiers ſelber zu hören, den jungen Thiers,
bei Tiſch über Algier ſpricht: „Man ſah in
den die Araber verhängten Zügels alle Hügel
herunterſtürmen und das franzöſiſche Fußvolk
n abgemeſſenen Feuer den Sturm zerſtreuen,
den Bergen heruntertoſt; dann die Erinnerun-
ie Armee von Aegypten und die gekrümmten
nd die Turbane der Mamelucken, und die Na-
Heliopolis und den Pyramiden, und die rö-
gion gegen die numidiſchen Reiter.“ Ein alter
das Alles mit anhört, nähert ſich und ſpitzt
n „wie Hiob's etwas mageres Pferd, das den
ampft beim Ton der Trompete,“ und ein An-
t: „Sonderbar; ich bin ſeiner Anſicht nicht,
kleine Mann gemahnt mich doch an die Art
Handbewegung und die Lebhaftigkeit der Rede
rs — an den Tagen, wo er ein wenig unver-
var.“

n leſe man wieder dies Urtheil über Lamen-
n das treffende Wort vorausgeht: „Wenn man
eiß, glaubt man nur allzu leicht, man habe
en.“ „A propos, man ſagt, M. de la Men-
ſelber einen neuen Band gedacht. Was wieder-
ohl darin? Und wen will er auffreſſen? Iſt
lbhandlung über die gebieteriſche Nothwendig-
: Feinde beim Lichte des Evangeliums zu er-

Punkte, welcher die Schranke ihrer Fähigkeit und ihrer Leuchte bildet; sie gehen aber nicht weiter, weil sie drüber hinaus Nichts sehen. Sie können zum Höchsten die Ersten einer zweiten Klasse sein und sich im Mittelmäßigen auszeichnen." Ich fürchte, das war ein wenig der Fall mit Doudan: und es sollte mich sehr wundern, wenn ein anonymes Wort Sainte-Beuve's, das man in des Kritikers Heften fand, nicht auf den Freund der Broglie'schen Familie ging: „Er hatte Feinheit (de la distinction); aber wie seine Geister, die fühlen, daß sie nicht viel Breite (étoffe) haben, hatte er sich früh enge gemacht."

Viel bedeutender als jene fünf Essais des ersten Bandes ist der Aufsatz, mit welchem der 4. Band der Briefsammlung schließt: eine in ihrer Art vortreffliche Abhandlung über die Umwälzungen im Geschmack; allein die Art hat eben selber von den Umwälzungen im Geschmack gelitten. Unsere Generation liest nur noch mit Ungeduld derlei akademisch-methodische Erörterungen über abstracte literar-ästhetische Fragen. Sollte aber die Zeit wiederkommen, wo man die Abhandlung des Longinus über das Erhabene mit Leidenschaft liest, so wird sie auch Doudan's Aufsatz über die Geschmacksströmungen und deren Ursachen gewiß eifrig zu Rathe ziehen. Warum die Herausgeber den versprochenen und viel angepriesenen Aufsatz über die Compositionskunst nicht gegeben? Haben sie vielleicht selbst beim Wiederlesen gefunden, daß ihre Jugenderinnerungen ihnen einen Streich gespielt, und daß die Zeit, von der ich eben geredet, noch nicht wiedergekommen ist?

Aber wir wären nicht nur ungerecht, wir wären perfid, wollten wir bei dem Schriftsteller Doudan verweilen

t haben. Sie hat damit angefangen, ſich ſelber das
il zu verſchaffen, da man ihr nicht dabei half, und
n hat ſie geſehen, daß ſie ein Werk gethan, das trü-
ſch iſt, und als die vernünftige Perſon, die ſie war,
ſie ihr Theil anderswo geſucht, etwas traurig und
er, wie ein Müder, der viel und unnütz gearbeitet."

Wie die Portraits, ſo die Schilderungen und Ur-
le, die meiſt wieder Schilderungen werden, und in
n er ſtets auf feinſte Weiſe den Menſchen im Schrift-
er hervorkehrt, da ihn bei jedem Schriftwerke die In-
dualität des Autors viel mehr intereſſirte, als der
enſtand — wohl nicht immer mit Unrecht. Nach-
er Sainte-Beuve's „Port Royal" geleſen, meint er:
r treffliche Sainte-Beuve bediene ſehr wohl die
ſe M. de St. Cyran's. Er geht auf den Fußſpitzen
der ſtillen Kirche; er zündet die Kerzen an; er läutet
Glocken. Er geht beſcheiden ſpazieren längs des
hes von Port Royal; vorübergehend macht er der
tter Angelika eine tiefe Verbeugung; denkt auch ein
ig an die Herzogin von Longueville; M. Nicole
ch ſagt von ihm, es ſei ein Samenkorn, das auf
lich gute Erde gefallen, das aber die Vögel des
mels vor der Zeit wegtragen." Reizend iſt auch
Seite über den guten Abbé Bautain, dem ſein Bi-
auseinanderſetzt, daß die Vernunft gar nicht ſo
rnünftig iſt, als es behauptet wird, daß ſie dem
ben recht gute Dienſte leiſten kann, um zur Er-
niß Gottes zu gelangen; ebenſo über George Sand's
tres d'un Voyageur," von deren falſchem Pathos
h nicht einen Augenblick überrumpeln läßt, wie wir

Kopf daſſelbe gedacht und ein ſo edles Gemüth daſſelbe empfunden hat, was man allein gedacht und empfunden zu haben glaubte. Man muß die Briefe eben ſelber leſen, im Franzöſiſchen leſen. Sie erinnern oft an die beſten Seiten der Sévigné, namentlich in den lebendigen, gedrängten Schilderungen und Anekdoten; doch ſind ſie anſpruchsloſer, einfacher. Die Sprache iſt unnachahmlich in ihrer Feinheit und Lebendigkeit. Es iſt wie die lebhafte Plauderei eines geiſtreichen Menſchen, die ein Stenograph im Nebenzimmer niedergeſchrieben hätte. Alles funkelt von Witz, und es iſt kein Wortwitz, ſondern echter Gedankenwitz. Dabei nie ein roher Ausdruck, noch weniger eine rohe Geſinnung. Alles iſt reinlich drinnen und draußen. Eine gewiſſe vornehme Ironie iſt über das Ganze ausgegoſſen, namentlich wo von der Politik und ihren plumpen Händen die Rede iſt oder von literariſchen Tagesmoden und moderner Ruhmfabrikation. „Sie gehen grosso modo zu Werke. Grosso modo iſt das Geheimniß der Erfolge in dieſer Welt. Man muß ſprechen, verſtehen, handeln grosso modo.... Während Ihr bewegt und bebend einen Schmetterlingsflügel betrachtet, haben Euch die Cyklopen ſchon zehn gebratene Hühnerflügel verſchlungen. Die Welt geht ſchnell und nimmt's nicht allzu genau. Wenn ihre ſchwerfälligen, mit Wallfiſchöl geſchmierten Räder den zarten und leichten, in den Diamant geſchnittenen Räderchen begegnen, die ſich ſchnell und geräuſchlos auf geglätteter Axe drehen, ſo giebt's einen Stoß; aber die Räderchen ſind doch von Diamant und brechen nicht."

Bei aller ablehnenden Zurückhaltung horcht der fein-

war nicht nur nervöse Aengstlichkeit und Furcht vor
ber Berührung, es war wirklich eine weitere und
ere Weltanschauung, welche ihn von der zufälligen
tlichkeit mit ihren Leidenschaften und Vorurtheilen
) Augenblicksinteressen ab-, zur Betrachtung der ewi-
Menschennatur und des eigenen Selbst hinwandte:
as die Welt anlangt, so bin ich dies Jahr vollends
einer Verachtung derselben gelangt, welche der Lange-
le gleichkommt, die sie mir immer eingeflößt," schreibt
1840. „Alle kleinen Fehler eines Jeden unter uns
den Laster darin, durch eine Art Ansteckung, die in
r großen Vereinigung von Menschen liegt, aus dem-
en Grunde, aus dem der Typhus in einem großen
tale entsteht, in das Jeder nur ein kleines unschäd-
s Fieber mitgebracht hatte. Ich könnte predigen
: die Welt. Setzt einen Menschen in ein hübsches
es Haus am Eingang irgend eines einsamen Tha-
mit einem halben Dutzend guter Bücher, so wird
wohlwollend sein, milde, hülfreich für seine Nach-
ı jenseits des Flusses; mit einer Wehmuth (serre-
ıt de coeur), die ihm unerklärlich ist, wird er den
ch betrachten, der aus den fernen Wohnungen auf-
t, die Sonne, die untergeht, den Schnee, der fällt,
die Blumen, die wachsen. Führt ihn sechs Wochen
in einen Pariser Salon, und er wird ein Läster-
l werden, hart, hochmüthig, wenn er der Stärkere
niedrig, wenn er der Schwächere ist; er wird bis
en Grund seiner Seele denken, was es Mode ist
enken; er wird zehn Jahre Einsamkeit brauchen,
nur nothdürftig wieder die Unabhängigkeit und den

Frieden seines Geistes zu erlangen. Ich zweifle keine Augenblick, daß die Welt und der Teufel Eins und Dasselbe sind, auch habe ich die Welt langweilig gefunden wie den Teufel.“ Moralisch hat Doudan immer in jenem friedlichen Thälchen gewohnt. Weder er noch seine Leser gewinnen dabei, wenn er es zuweilen verläßt, um „mitzuthun.“

H. de Balzac.

I.

Der langerwartete Briefwechsel Balzac's scheint bei dem Publikum nicht die Gunst gefunden zu haben, auf welche die Freunde des Romanschreibers gerechnet hatten.*) Die Frage ist nur, an wem die Schuld dieser kalten Aufnahme liegt, an dem Autor, dem Herausgeber oder dem Publikum.

Der ungenannte Sammler dieser Briefe hat, so scheint es, keine Mühe gespart, die Sammlung so vollständig als möglich zu machen; mancher Leser dürfte sie vielleicht sogar allzu vollständig finden, indem auch viele unbedeutende Zettel mit aufgenommen sind, andere wichtigere Briefe oft dieselben Gegenstände in ähnlichen Worten behandeln. Indeß sind jene stets von sehr geringem Umfange und immerhin bezeichnend für Balzac durch die Form, wenn nicht durch den Inhalt; bei die-

---

1) Correspondance de H. de Balzac. 1819—1850.

n war die Wahl schwer und es durfte füglich dem eser überlassen werden, dieselbe zu treffen. Schlimmer t es schon, daß wir nur die Stimme des einen Gesprächsführers vernehmen, nie die Antworten seiner orrespondenten; aber die verhältnißmäßig nahe Vergangenheit, die uns vorgeführt wird, und der ganz private Charakter von Balzac's meisten Freunden machten iese Zurückhaltung zur Pflicht. Uebrigens ist der Text orgfältig durchgesehen; die Anmerkungen sind stets genau und hinreichend, ohne je aufdringlich oder weitschweifig zu werden.

War nun aber Balzac als Mensch und Schriftsteller bedeutend genug, um es zu rechtfertigen, daß an ein Menschenalter nach seinem Tode dem Publikum in geheimstes Leben aufdecke? Die Ansichten über Balzac's literarische Bedeutung gehen weit auseinander: wei Dinge jedoch wird jeder Leser zugeben wollen, elbst der, welcher den bleibenden künstlerischen Werth er Balzac'schen Romane nicht anerkennt; und zwar: inmal daß keine literarischen Erzeugnisse der Zeit Louis Philippe's charakteristischer für dieselbe sind als die Balac's; dann, daß seine Werke durchgängig künstlerische bsicht verrathen, was man von wenig so voluminösen Produkten jener an literarischen Industrie- und Modeaaren reichen Zeit sagen kann. Was den Menschen nlangt, so müssen diese Briefe selber reden. Es wäre n trauriges Zeichen für unsre Generation, wenn sie in Verständniß und kein Interesse für solche Charakre mitbrächte. Es ist ja recht gut und schön, daß an sich in unseren Tagen so lebhaft für Geschichte

Andern es doch alle mehr oder weniger uns haben geschehen lassen. Ueberhaupt ist sein literarisches Urtheil sehr sicher und fest, obschon auch es bisweilen verdunkelt wird, wie wenn er Edgar Quinet's Rhetorik, die sicherlich der Lamennais' nichts nachgab, bewundert, oder wenn er von der pompe du langage in „Hermann und Dorothea" spricht, wenn er meint, man stehe bei Göthe nie auf dem festen Boden der Wahrheit und wenn er bei Dante nur „energische und bizarre Karrikaturen" findet. Hier kommt eben doch immer wieder der Stockfranzose heraus, dessen Eigenthümlichkeit gerade in dieser Begrenzung liegt: „sobald er weiter will, sieht er Nichts mehr," um La Bruyère's Wort zu wiederholen, und ohne zu vergessen, wie viele Geister Frankreich hervorgebracht, die keine Stockfranzosen waren. Aber innerhalb dieser Grenzen ist er anmuthig, witzig, belebt, verständig, harmlos, geschmackvoll; das Ideal eines gesitteten und heiteren Gesellschafters, bei dem Einem die Zeit nie lange wird.

Doudan selber fühlte sehr wohl diese nationalen Grenzen und hielt sich auch meist darin, wie er auch jene andere, ihm persönliche Grenze fühlte, die ihn vom thätigen Leben ausschließt. Liest man seine wohlgefällige Schilderung der kleinen Provinzialstädtchen mit ihrer Kapitelstraße — „in jeder Provinzstadt ist eine rue des chanoines" — und kommt dann zu der drastisch spöttischen Beschreibung eines Wahltages, wo der Schloßherr vor's Thor geht und den aufgescheuchten Wählerhühnchen die Brosamen hinwirft, um sie anzulocken, so sieht man sofort, wohin sein Sinn stand. Und

erkungen über das, was auf der Bühne vorging, in's
hr. Wie hätte er da viel von sich selber sprechen sollen,
s sei denn, um dem Freunde mitzutheilen, daß er es
u heiß im Hause finde und Anwandlungen von Kopf-
eh spüre, welche persönliche Bemerkungen er sich denn
ch keineswegs versagte. Balzac hockt in seiner Man-
rde in unablässiger Arbeit, unaufhörlich beschäftigt, die
estalten seiner Phantasie heraufzubeschwören und jeden
ugenblick aus seinen Gesichten geweckt von lästigen
äubigern oder ungeduldigen Verlegern. Findet der
rme Gehetzte einen Moment, um der Mutter, der Schwe-
r, der Geliebten zu schreiben, so ist's wohl natürlich,
aß er von seinen Peinigern redet, von seinen Plänen
nen zuvorzukommen oder zu begegnen, von seinen lite-
rischen Entwürfen, seinen Zukunftsträumen, wo sich
lle seine Theuren um ihn versammeln werden im schwer-
oberten Friedensthale. Was hat eine solche fieber-
afte Utopisten- und Spekulantenexistenz gemein mit dem
häbigen Dasein des geistigen Epikuräers, dem das
orgen stets gesichert ist und den keine Ausgeburten
nes stets überreizten Gehirns am Schlafen hindern?
o Balzac zum Publikum redet, bringt er sich selber
e zum Vorschein: nicht einer seiner vierzig Bände ent-
lt auch nur eine dem Unbekannten faßbare Anspielung
f sein eigenes, inneres oder äußeres, Leben. Denn
war keineswegs der Ansicht Alfred de Musset's:

. . . que c'est ton métier, misérable poète,
De faire de ton âme une prostituée.

Seine Muse war keusch wie sein Leben, obschon sie,
: dieses, auch die Berührung des ekelsten Kothes nicht

Frieden seines Geistes zu erlangen. **Ich zweifle keinen** Augenblick, daß die **Welt und der Teufel Eins und** Dasselbe sind, auch habe ich die **Welt langweilig** gefunden wie den Teufel." **Moralisch hat Doudan** immer in jenem friedlichen Thalchen **gewohnt. Weder er** noch seine Leser gewinnen dabei, **wenn er es zuweilen** verläßt, um „mitzuthun."

H. de Balzac.

I.

Der langerwartete Briefwechsel Balzac's scheint bei dem Publikum nicht die Gunst gefunden zu haben, auf welche die Freunde des Romanschreibers gerechnet hatten.*) Die Frage ist nur, an wem die Schuld dieser kalten Aufnahme liegt, an dem Autor, dem Herausgeber oder dem Publikum.

Der ungenannte Sammler dieser Briefe hat, so scheint es, keine Mühe gespart, die Sammlung so vollständig als möglich zu machen; mancher Leser dürfte sie vielleicht sogar allzu vollständig finden, indem auch viele unbedeutende Zettel mit aufgenommen sind, andere wichtigere Briefe oft dieselben Gegenstände in ähnlichen Worten behandeln. Indeß sind jene stets von sehr geringem Umfange und immerhin bezeichnend für Balzac durch die Form, wenn nicht durch den Inhalt; bei die-

*) Correspondance de H. de Balzac. 1819—1850.

e die Nabelschnur zu zerschneiden über sich bringen
nnte, und so zitterte Alles in ihm mit, anstatt aus
m herauszutreten. In diesem Sinne war auch er
goist, oder vielmehr Egotist, und in diesem Sinne war
in Egoismus vom Uebel; aber dieser Egoismus ist
ch das gerade Gegentheil von der gemeinen Selbst-
cht, die nur sich und ihre persönlichen Interessen be-
ckt, wie er entfernt ist von dem höheren Selbstbewußt-
in, das nur seine Mission und die ihm anvertrauten
persönlichen Interessen im Auge hat: denn er besteht
rin, daß man die Welt zu seinem Ich erweitert, an-
att sie für sein Ich auszubeuten oder dies sein Ich
gen sie zu vertheidigen.

Uebrigens ist die Korrespondenz Balzac's keineswegs
on ausschließlich persönlichem Interesse: neben reizenden
nd lebendigen Schilderungen von freilich meist fremden
itten und Gegenden, Auftritten und Menschen begeg-
en wir den feinsten psychologischen Bemerkungen nicht
ur über die eigene Person, sondern auch über die
haraktere Anderer. So fern er sich auch von der mi-
anten Politik und Literatur hält, sein politisches wie
in literarisches Glaubensbekenntniß fehlen nicht. Meh-
re Male in seinem Leben, ehe er seine richtige Bahn
s Schriftsteller und auf dieser den so heiß ersehnten
rfolg gefunden, gedachte er in der Politik seinen Weg
machen, schrieb in Zeitungen, stellte sogar seine Kan-
datur für das Haus der Abgeordneten auf, die na-
rlich keinen Anklang fand; aber auch dann blieb er
ßer aller Fühlung mit den Parteien, unberührt von
r Tagesfragen, unbekannt mit den gegebenen Inter-

essen, über den Dingen statt drinnen stehend. Alle blieben ihm, wie leicht vorauszusehen war, alle Wege verschlossen. Zum Glück für ihn. So gesund, so tief auch seine politischen Ansichten sein mochten, zum thätigen Politiker fehlte ihm so gut wie Alles: pekuniäre Unabhängigkeit und Muße, gesellschaftliche Stellung oder Verbindungen, Erfahrung, Charakter, Temperament. Er sah die Politik, wie Alles in der Welt, als Künstler an, nicht als Mann der Praxis; und da der Künstler das Wesen der Dinge besser zu durchschauen pflegt als der Praktiker, so sah auch der einsame Luftschlösserarchitekt besser als mancher Rufer im Streit, was dem französischen Staate Noth that. Was es war, haben die Ereignisse seitdem gelehrt — und während gewandte Staatsmänner und gelehrte Historiker im neuen Frankreich eine gemischte Staatsverfassung einzuführen suchten, ohne nur zu ahnen, daß alle Vorbedingungen dazu fehlten, sah der Romanschriftsteller in seinem Dachstübchen ganz klar, daß die Familie Orleans, die Pairie und die Deputirtenkammer nur dem Namen nach eine Dynastie, eine Aristokratie, einen herrschungsfähigen Mittelstand darstellten; und, trotz all seiner adeligen Sympathien begriff er sehr wohl, daß in unserem Jahrhundert eben nur der Mittelstand die herrschende Klasse sein könne, daß er es in England trotz der aristokratischen Sitten thatsächlich ist, daß aber die Herrschaft des Mittelstandes jedesmal in flachste Demokratie ausarten muß, wenn derselbe wie in Frankreich kein Gegengewicht in einer mächtigen Tradition und in befestigten Interessen findet. Es genügte ihm deshalb nicht, daß es in Frankreich einen König

ıd Adelige gebe, er wollte, daß jener im Glauben der ation lebe, dieſe auf dem Fundamente ausgedehnten rundbeſitzes eine thatſächliche Macht beſitze; aber, weil meinte, daß dies herbeizuführen ſei und herbeigeführt erden müſſe, ſtatt ſich zu fragen, wie man Frankreich hne dieſe beiden Faktoren am beſten regieren könne, ar er für die praktiſche Politik verdorben.

Auch in das Weſen der Geſchichte hatte der Romanchreiber eine ganz andere Einſicht, als die demokratiſchen achhiſtoriker jener Zeit, für die z. B. Ludwig XIV. ur „ein kleiner Geiſt und ein kleiner König" war, wie es für alle „die mittelmäßigen Köpfe war, für die eute ohne Bildung oder die, welche, ſchlecht oder ſchief ebildet, nicht den Muth haben, ſelber die falſche Richung, die man ihnen gegeben hat, zu ändern und die ich begnügen, die fertigen Urtheile anzunehmen, ohne ich die Mühe zu geben, ſie weiter zu prüfen und zu ontroliren", eine Menſchenklaſſe, die nirgends zahlreicher ſt, als in Frankreich. Gerade Balzac's Auffaſſung von udwig's XIV. wahrer Größe beweiſt einen ſeltenen iſtoriſchen Sinn.

Die religiöſen Ueberzeugungen Balzac's waren tiefe. r war aufrichtig und warm katholiſch — nicht prinipiell oder ſtreitbar wie die Klerikalen und die Neuatholiken jener Zeit; recht im Gegentheil war ihm der ammenais'ſche chriſtliche Demokratismus ebenſo fern als ie Logik jeſuitiſchen Abſolutismus; ihm machte die kathoſche Religion einen Theil der geſammten nationalen eberlieferung aus und er faßte die Vergangenheit

essen, über den Dingen statt drinnen stehend. Auch blieben ihm, wie leicht vorauszusehen war, alle Wege verschlossen. Zum Glück für ihn. So gesund, so tief auch seine politischen Ansichten sein mochten, zum thätigen Politiker fehlte ihm so gut wie Alles: pekuniäre Unabhängigkeit und Muße, gesellschaftliche Stellung oder Verbindungen, Erfahrung, Charakter, Temperament. Er sah die Politik, wie Alles in der Welt, als Künstler an, nicht als Mann der Praxis; und da der Künstler das Wesen der Dinge besser zu durchschauen pflegt als der Praktiker, so sah auch der einsame Luftschlösserarchitekt besser als mancher Rufer im Streit, was dem französischen Staate Noth that. Was es war, haben die Ereignisse seitdem gelehrt — und während gewandte Staatsmänner und gelehrte Historiker im neuen Frankreich eine gemischte Staatsverfassung einzuführen suchten, ohne nur zu ahnen, daß alle Vorbedingungen dazu fehlten, sah der Romanschriftsteller in seinem Dachstübchen ganz klar, daß die Familie Orleans, die Pairie und die Deputirtenkammer nur dem Namen nach eine Dynastie, eine Aristokratie, einen herrschungsfähigen Mittelstand darstellten; und, trotz all seiner adeligen Sympathien begriff er sehr wohl, daß in unserem Jahrhundert eben nur der Mittelstand die herrschende Klasse sein könne, daß er es in England trotz der aristokratischen Sitten thatsächlich ist, daß aber die Herrschaft des Mittelstandes jedesmal in flachste Demokratie ausarten muß, wenn derselbe wie in Frankreich kein Gegengewicht in einer mächtigen Tradition und in befestigten Interessen findet. Es genügte ihm deshalb nicht, daß es in Frankreich einen König

ige gebe, er wollte, daß jener im Glauben der
:be, dieſe auf dem Fundamente ausgedehnten
itzes eine thatſächliche Macht beſitze; aber, weil
daß dies herbeizuführen ſei und herbeigeführt
üſſe, ſtatt ſich zu fragen, wie man Frankreich
e beiden Faktoren am beſten regieren könne,
ir die praktiſche Politik verdorben.

in das Weſen der Geſchichte hatte der Roman=
ine ganz andere Einſicht, als die demokratiſchen
iker jener Zeit, für die z. B. Ludwig XIV.
kleiner Geiſt und ein kleiner König" war, wie
: alle „die mittelmäßigen Köpfe war, für die
ıe Bildung oder die, welche, ſchlecht oder ſchief
nicht den Muth haben, ſelber die falſche Rich=
: man ihnen gegeben hat, zu ändern und die
ügen, die fertigen Urtheile anzunehmen, ohne
Rühe zu geben, ſie weiter zu prüfen und zu
n", eine Menſchenklaſſe, die nirgends zahlreicher
ı Frankreich. Gerade Balzac's Auffaſſung von
XIV. wahrer Größe beweiſt einen ſeltenen
n Sinn.

religiöſen Ueberzeugungen Balzac's waren tiefe.
aufrichtig und warm katholiſch — nicht prin=
er ſtreitbar wie die Klerikalen und die Neu=
jener Zeit; recht im Gegentheil war ihm der
is'ſche chriſtliche Demokratismus ebenſo fern als
jeſuitiſchen Abſolutismus; ihm machte die katho=
ligion einen Theil der geſammten nationalen
rung aus und er faßte die Vergangenheit



zu seinem Gemüthe wie zu seiner Phantasie
während es zugleich seiner Auffassung vom Staat
der Gesellschaft unentbehrlich war. Man ist oft
sucht, wenn man Balzac's Romane liest, ihn für
ganz modernen Menschen zu halten: im Grunde i
ein Mann des 16. Jahrhunderts, der sich in d
Welt nicht zurecht zu finden wußte und sich peinli
mühte, sich selbst und Andern in moderner S
seinen Standpunkt klar zu machen, wie er sich ab
mit den Mitteln moderner Gewerbthätigkeit sic
Art von Existenz zu gründen, die eben nur ererbt
Die Kunst ist dabei vielfach zu kurz gekommen;
mehr die Börse.

Auch vom literarischen Treiben seiner Zeit hi
Balzac ganz fern, ohne Hochmuth jedoch. Das Kr
wesen widerstrebte ihm in innerster Seele; er ve
darum nicht minder, so viel es ihm seine unaus
Arbeit erlaubte, die geistige Bewegung seiner
Seine Urtheile sind stets sicher und die Mode ha
Macht über ihn: was er über Barbier und Nodie

Talent charakterisirt? „Er kennt das Hand-
er ignorirt die Kunst. Er hat Talent, aber kein
ches Genie, und es fehlt ihm durchaus an Stil."
orges Sand's Geist und Charakter hatte er eine
he Idee; aber von ihrer Rhetorik ließ er sich
errumpeln: nie theilte er die Bewunderung für
hyrambenstil ihrer philosophisch sein sollenden
der gar für die unerträgliche Affektation der
eit in ihren Dorfgeschichten, welche dem nicht
Mode Fortgerissenen ja unwahrer als Florian's
omane erscheinen müssen. Was aber wirklich
z und einzig bei Sand ist, wie z. B. der erste
on „Consuelo", das würdigte Balzac nach Ver-
„Wenn Sie die Geschichte (von Moulin-Joli in
ttres d'un Voyageur") nicht kennen, lesen Sie
Sand hat nie Etwas besser erzählt." Walter
Romane gehen ihm jedoch über alle anderen;
st da behält er immer genug Kritik, um zu unter-
auch bei Beyle, dessen „Chartreuse de Parme"
echt für ein Meisterstück hält, wußte er zu tadeln.
iges Thatsächliche erfahren wir übrigens doch
r die Schriftstellerwelt — so nicht Weniges, was
n Girardin zum Ruhme, Herrn von Girardin
ade zur Ehre gereicht; ebenso werden uns einige
Persönlichkeiten von Bedeutung nahe gerückt,
die Excurse in die politische und literarische
weder zahlreich, noch von besonderer Wichtigkeit.
ößeren Platz nehmen die Beschreibungen fremder
— Rußlands, Deutschlands, Italiens — sowie
derung häuslicher Scenen ein; Hauptgegenstand

der Korrespondenz ist jedoch, das soll nicht geleugnet werden, der Briefschreiber selber. Dieser aber, ich kann es nicht oft genug wiederholen, ist eine selte edlen und psychologisch interessante Natur und um den Menschen Balzac den deutschen Lesern etwas näher zu bringen, empfehle ich ihnen gerade vorliegende Briefsammlung. Da ihr aber keine Lebensbeschreibung vorangeht, da überhaupt keine vollständige und zuverlässige Biographie Balzac's vorhanden ist, so will ich versuchen, diese Lücke auszufüllen, indem ich gelegentliche Notizen und zerstreute Anspielungen aus diesen Briefen selber zusammenstelle und sie durch die früher schon zugänglich gemachten Mittheilungen zu vervollständigen suche. Unter diesen nimmt das Buch seiner Schwester, der Frau L. Surville, „Balzac, sa vie et ses oeuvres" begreiflicherweise den ersten Rang ein, was die Jugendgeschichte anlangt, während das Büchlein für die spätere Periode ganz lückenhaft und oberflächlich ist, was sich hinlänglich dadurch erklärt, daß die Verfasserin nach ihrer Verheirathung (1820) fast immer fern von ihrem Bruder lebte. L. Gozlan's „Souvenirs des Jardies", „Balzac en pantoufles" und „Balzac chez lui" füllen diese Lücke nur sehr unvollkommen aus; gar Frau von Girardin's, A. Baschet's, Lamartine's und Werdet's biographische Notizen enthalten Nichts als allgemeine Betrachtungen, Ausrufungszeichen, zum Höchsten allerhand mehr oder minder verbürgte Atelieranekdoten ohne besonderen Werth. Immerhin findet man hier, wie bei Sainte-Beuve, Ph. Chasles (Mémoiren) und A. Nettement, die ebenfalls Balzac persönlich gekannt, Einzelheiten, die,

mmengestellt, ein ausgeführtes Bildniß herzustellen
uben würden.

Ich gebe im Folgenden nur Sicheres als Canevas
den zukünftigen Biographen; und Charakteristisches,
Lockspeise, um den im Obigen gekennzeichneten
he Leser, dem edlen Dichter vielleicht neue Freunde
uwerben.

II.

Die Balzac'sche Familie stammte aus dem Süden,
die so vieler französischen Schriftsteller und Redner
s Jahrhunderts. Der Vater Honoré's war 1746
Languedoc geboren und unter Ludwig XVI. avocat
Conseil. Die Hülfe, die er alten Gönnern bei ihrer
ht aus Frankreich leistete, lenkte unter der Schreckens-
schaft eine gefährliche Aufmerksamkeit auf ihn und
mit Mühe gelang es einem seiner Freunde, einem
ußreichen Konventmitgliede, ihn Robespierre's Augen
ntziehen, indem er ihm im Norden Frankreichs eine
le in der Militärintendantur verschaffte. Hier blieb
is zum Jahr 1797, wo er sich, schon einundfünfzig-
ig, mit der jungen, hübschen und reichen Tochter
s seiner Vorgesetzten verheirathete, um bald darauf
Direktor des städtischen Krankenhauses nach Tours
sen zu werden. Dort ward Honoré de Balzac im
e 1799 geboren. Der Vater, ein fleißiger Arbeiter
trefflicher Verwalter, fühlte sich bald zu Hause in
neuen Heimath, nahm jedoch die Bürgermeisterstelle,
m nach etwa zehnjährigem Aufenthalte in der Stadt
oten wurde, nicht an, weil er sich einer solchen

Verdoppelung seiner Geschäfte nicht gewachsen fühlte. Er starb 83jährig (1829), ohne noch den Ruhm des Sohnes erlebt zu haben, und ohne diesem ein unabhängiges Vermögen zu hinterlassen, weil er noch als Junggeselle all' sein Kapital als Leibrente angelegt hatte, wodurch denn bei seinem Tode eine ganz gewaltige Lücke in die Jahreseinkünfte der Familie kam.

Die Mutter Honoré's hatte, wie das ja vielen Müttern genialer Söhne nachgesagt wird, „eine große Lebhaftigkeit des Geistes und der Phantasie" und „eine unermüdliche Thätigkeit." Sie hing leidenschaftlich an ihren Kindern, verursachte aber diesen, namentlich dem Aeltesten, durch ihre nervöse Reizbarkeit manche bittere Stunden. Es geht offenbar auf sie, wenn er einmal ausruft: „wen ich am meisten bedaure nach den Nervösen, ja fast mehr als sie, ist ihre Umgebung." Noch kurz vor seinem Tode, den sie um einige Jahre überlebte, brachte ein Ausbruch ihrer Empfindlichkeit einen Mißton in das Liebeskonzert, welches das Ende seines vielgeplagten Lebens beruhigend erfüllte. Von den Geschwistern stand die Zweitgeborne, Laure, Honoré am nächsten, wie in den Jahren so in der Gesinnung. Sie heirathete im Jahre 1820 einen Ingenieur, M. Surville, und zog mit diesem in die Normandie, blieb aber bis zu des Bruders Tode dessen Vertraute und eifrige Korrespondentin. Eine zweite Schwester, Laurence, heirathete im folgenden Jahre einen Herrn de Montzaigle, und Balzac's Beschreibung des Bräutigams und seiner Familie (Brief 13) gehört zum Besten der Sammlung. Wie viele dieser Jugendbriefe, ist er ganz außerhalb

s bekannter Weiſe. Später, vor dem Publikum
ch bis zu einem gewiſſen Grade in ſeinen ver-
en Briefen, wird Balzac's Humor, wenn er ſich
dazu herbeiläßt, meiſt etwas ſchwerfällig und
angeſpannt; hier im Jüngling ſprudelt es von
ı, harmloſem, echt franzöſiſchem Witz. Doch tritt
iſſen feinen und tiefen pſychologiſchen Bemerkungen
er Seelenkenner zu Tage, den wir in den Werken
eiſten Mannes bewundern. Laurence ſtarb ſchon
enigen Jahren der Ehe. Der jüngſte Bruder,
das Schooßkind der Mutter, verurſachte dieſer
m Aelteſten viele Sorgen. Balzac's Anſtrengun-
eld zu erwerben, waren nicht zum Wenigſten
en Leichtſinn des jüngeren Bruders bedingt, der
in die Kolonien zog, wo wir ihn aus den Augen
n.

noré de Balzac verfolgte in ſeiner erſten Jugend
lichen franzöſiſchen Studiengang, ohne irgend
Frühreife an den Tag zu legen. Ja in dem
ſehr angeſehenen Gymnaſium von Vendôme, wo
n Jahre nach franzöſiſchem Brauch als Haus-
zubrachte, galt er für eine langſame Intelligenz
nen ſchlechten Arbeiter. Als er mit fünfzehn
wegen ſeines beunruhigenden Geſundheitzuſtandes
ſer Anſtalt, in welcher Ferien unbekannt waren,
nen Eltern nach Hauſe gerufen ward, ſtellte ſich's
daß er auf ſeine Weiſe ſtudirt hatte. Seine
it war in der That eine Art Gehirnkrankheit —
ngestion d'idées —, welche er ſich durch eifriges
ausgeſetztes Leſen hiſtoriſcher, juriſtiſcher, philo-

sophischer und theologischer Werke zugezogen. Der Junge war nämlich bald hinter die reiche Bibliothek der Oratorier gekommen, welche jene berühmte Anstalt gegründet, und hatte sich so einzurichten gewußt, daß er täglich wegen irgend einer Unart oder Nachlässigkeit ins Carcer geschickt wurde, wo er dann alle seine Stunden mit Lesen von Büchern zubrachte, die weit über die Fassungskraft seines Alters zu gehen schienen. Frische Luft, körperliche Uebungen und das Familienleben gaben dem Knaben bald sein geistiges und leibliches Gleichgewicht wieder. Als kurz darauf die Familie Balzac nach Paris übersiedelte, war Honoré wieder der alte heitere, lebendige Junge von früher.

Doch auch in Paris scheinen die Lehrer nicht viel von dem Jungen gehalten zu haben und er verließ bald die Schule, um durch Privatunterricht und Besuch der Vorlesungen in der Sorbonne die Lücken seiner Bildung auszufüllen; denn seine Mutter war so streng als liebend und mochte den Knaben nicht unbeschäftigt sehen. Aber auch hier wieder sehen wir ihn mehr in den öffentlichen Büchereien als hinter seinem lateinischen Aufsatz und seinen lateinischen Versen, und schon jetzt begann er auf dem langen Wege vom Hause nach der bibliothèque royale, von da nach der Sorbonne den Grund zu seiner eigenen, nachmals so berühmt gewordenen Büchersammlung zu legen, den Geschmack für seltene und schöne Drucke, der ihm sein Leben über blieb, auszubilden. Wie viele solcher Liebhabereien und solcher ausgewählter Privatsammlungen sind nicht an jenen Seinequais entstanden, auf denen die Antiquare ihre Waare auszulegen

und die jungen wie alten Bewohner des lateiniſchen Quartiers Spazier- und Arbeitsſtunden zu verblättern pflegen! Man fühlt es Balzac's ganzer Geiſtesrichtung an, daß er ſich der Univerſité-Dreſſur zu entziehen gewußt: ſein Gedanke hat eine Originalität, ſeine Gefühlsweiſe eine Zartheit, welche die gewöhnliche höhere Gymnaſialbildung und Erziehung nicht duldet. Seiner Form andererſeits mangelte es immer an dem Maße und dem Geſchmack, die jene klaſſiſche Tradition ihren Nachfolgern einzuimpfen pflegt. Kein Wunder, wenn er wenig verſtanden wurde. „Seine Eltern ſahen in ihm wie ſeine Lehrer einen höchſt gewöhnlichen Jungen, den man ſogar treiben mußte, damit er ſeine lateiniſchen und griechiſchen Exercitien mache. Seine Mutter, die ſich beſonders mit ihm abgab, ahnte ſo wenig, was ihr älteſter Sohn ſchon war und was er einſt werden würde, daß ſie die ſcharfſinnigen Bemerkungen, die ihm manchmal entfuhren, dem Zufall zuſchrieb. Du verſtehſt ſicherlich nicht, was du ſagſt, Honoré, pflegte ſie dann manchmal zu ſagen. Er, ſtatt aller Antwort, lächelte, mit jenem feinen, ſpöttiſchen, gutmüthigen Lächeln, das ihm eigen war." (Mad. Surville.)

Auf den ausdrücklichen Wunſch ſeines Vaters, der keine Bildung für vollſtändig hielt, ſo lange ſie nicht mit gediegenen juriſtiſchen Kenntniſſen verbunden, ſtudirte Honoré Rechte, diesmal mit Eifer und Erfolg und indem er ſchon die Praxis mit der Theorie verband; denn er wohnte und arbeitete die drei Jahre über bei einem Notar, dem er denn auch viel von der Sicherheit und der faſt übertriebenen Genauigkeit zu danken hatte,

mit der er in seinen Romanen juristische Verwickelungen zu schildern weiß. Mit zwanzig Jahren hatte Balzac seine Prüfungen bestanden und konnte in die ihm vom Vater in landesüblicher Weise bereitete, behäbige und gesicherte Stellung eintreten. In der That war ein alter Freund des Vaters, der eine ausgedehnte Klientel als Anwalt besaß, bereit, den jungen Mann in seinem Geschäft zu associiren, ihm dasselbe in wenig Jahren gegen eine geringe Einlage ganz abzutreten. Eine gute Heirath in französischem Sinne sollte die Existenz des Jünglings noch glänzender gestalten. Der Vater war nicht wenig erstaunt, als sein Sohn sich entschieden weigerte, die ihm gebotene Stellung anzunehmen und ebenso entschieden erklärte, die schriftstellerische Laufbahn ergreifen zu wollen. Nach lebhaften Erörterungen gab indeß der Alte doch nach, obschon er gerade jetzt Verluste erlitten und obschon er seinem Sohne nicht das mindeste Talent zutraute. Auch ward seine Nachgiebigkeit im Freundeskreise nicht wenig getadelt. Vielleicht hoffte er, Honoré würde, nach kurzer Prüfung und rascher Enttäuschung, für immer von aller Großmannssucht geheilt, ins Nest zurückkehren. Es wurden ihm 1500 Franken jährlich für zwei Jahre Probezeit in Paris bewilligt, während die Familie ihrer verminderten Mittel wegen die theure Hauptstadt verlassen mußte. So bezog denn der junge Mann im Frühling 1819 das Dachstübchen, aus welchem die ersten Briefe unserer Sammlung datirt sind. Seine ersten literarischen Versuche rechtfertigten alle schlimmen Prognostica der Familie. Ein Trauerspiel „Cromwell", an dem er mit wahrer Begeisterung und unermüdlichem

rbeitet, ward von dem befreundeten Auditorium,
s vorlas, mit beredtem Stillschweigen angehört;
er es seinem Schwager mittheilte, war dieser
genug, ihm zu erklären: „der Verfasser möge
vas er wolle, nur von der Literatur solle er
Honoré antwortete ruhig: „Das Trauerspiel
Genre nicht, das ist Alles" und ergriff die
t etwas Anderes zu schreiben.
eß verging die Zeit und mit ihr die Gesundheit
enden Schriftstellers. Schon im Jahre 1820
nicht reich in Paris mit 1500 Franken jähr-
sondere wenn man sich, wie der junge Balzac,
n Diener miethete, um keinen Preis eine Auf-
des „Cinna" im Théâtre français versäumen
d der Versuchung nicht widerstehen konnte,
ingsmelone zu verspeisen oder einen schön-
n Lavater in seiner Mansarde aufzustellen;
n ist er der Mann, der, wie ein Zeitgenosse,
Chasles, von ihm sagt: „sich in einer Marmor-
dete, wenn er keine Stühle hatte, um sich und
nde zu setzen, und in Meudon ein herrliches
ıte, ohne Treppe." Da galt's hernach sich
ng krumm legen, den Magen zuschnüren und
und Wasser leben, dabei angestrengt zu ar-
zwölf Stunden hintereinander; schon beginnt
Nothwendigkeit des schwarzen Kaffee's, der
ntlich ein unentbehrlicher, aber keineswegs un-
Lebensgefährte werden sollte. Die Briefe an
und Mutter bleiben indeß immer heiter und
ich wie zuvor: „Ich habe die Hoffnung, jeden

Monat einen Roman für 600 Franken zu verkaufen, genug um fertig zu werden, bis mein Vermögen gemacht ist, welches ich mit Euch theilen werde; denn ich werde es machen, daran zweifelt nicht.“ Dabei ist er stets zärtlich und liebevoll in den Briefen, wie's seine innerste Natur wollte, wenn auch die Mutter den Ueberarbeiteten oft unnütz genug reizte. Als diese aber den Zustand des Sohnes erfuhr, ließ sie ihm keine Ruhe mehr, bis er sich dazu verstand, zu den Seinigen nach dem benachbarten kleinen Städtchen Villeparisis zu ziehen, wo er dann drei Jahre lang, mitten unter der Unruhe des Familienlebens, zwanzig Bände schlechter Romane unter angenommenem Namen schrieb, die er später sämmtlich verleugnete und die in der That untergegangen zu sein scheinen.

Es war vorauszusehen, daß eine Natur wie Balzac dies literarische Tagelöhnerleben auf die Dauer nicht ertragen konnte: ihm war die literarische Produktion ein Priesterthum, wie sollte er sie lange zum Handwerk herabwürdigen? Und er hatte die Freiheit gekostet, die Freiheit in der Armuth, die Freiheit des Dachstübchens, aber immerhin die Freiheit, die ihm mit allen ihren Sorgen und Qualen zuträglicher war, als das Leben im summenden Familienkreise guter, gescheidter, liebevoller, aber reizbarer und unruhvoller Menschen. So entschloß er sich denn von Neuem, in Paris sein Glück zu versuchen, diesmal selbst ohne die 1500 Franken, die ihm sein Vater beim Beginn seiner Laufbahn ausgesetzt. Er fühlte die Nothwendigkeit pekuniärer Sicherheit und Unabhängigkeit, welche für den Künstler vielleicht eben so zwingend wie für den

Politiker, der ja ohne dieſelbe für die öffentliche Thätigkeit geradezu unfähig iſt. Wie die meiſten Berufenen, denen das Glück nicht ſchon in der Wiege gelächelt, dachte er anfangs, indem er einen Theil ſeines Lebens der Sklavenarbeit opferte, die Freiheit zu erobern, die ihm nöthig war, um der Muſe ſein Leben in freiem Dienſte zu widmen; und erſt als alle ſeine Mühe fruchtlos blieb, verſtand er ſich dazu, aus dem Zwecke auch das Mittel zu machen, vom Altar zu leben wie der Prieſter. „Mit 1500 Franken Rente, die mir geſichert wären," meinte er in ſeinen naiven Anfängen, „könnte ich an meinem Ruhme arbeiten; aber für ſolche Arbeiten braucht's Zeit; und zuerſt gilt's zu leben! Ich habe alſo nur dies ignoble Mittel, mich zu independentiſiren. So laß denn die Preſſe ſeufzen, ſchlechter Autor! Nie iſt das Wort ſo wahr geweſen. Schreiben, ſchreiben alle Tage, um eine Unabhängigkeit zu erobern, die man mir verweigert; verſuchen, frei zu werden durch Romanſchreiben! Und welche Romane! Ah Laure, was für ein Geſunkenſein von meinen Ruhmesplänen!" Das konnte er nicht ertragen und, da ſeine Spielernatur ſich nie verleugnete, ſo verfiel er nun auf den Gedanken, das nöthige Befreiungskapital durch eine kühne Spekulation in einem Wurfe zu erlangen. Es war die erſte jener utopiſtiſchen Unternehmungen, deren Folgen ihn ein Leben über lähmten; denn leſerlicher als irgendwo lehrt das Geſetz, wonach des Menſchen Natur ſein Schickſal iſt, unter dem Bildniſſe dieſes ſeltenen Mannes.

Wie die meiſten ſpäteren, war auch dieſe erſte Unternehmung trefflich ausgedacht und wäre ohne Zweifel



Mona·
genue
ist, ·
es
za·
d
·
·
·

; umſonſt ſuchte der Sohn jetzt die Druckerei los
rden, bis er endlich dieſelbe um einen Spottpreis
agen mußte, der nicht hinreichte, die noch geſchul-
Inkaufsſumme der Gießerei, geſchweige denn die
en und die neu kontrahirten Schulden zu zahlen.
ahm ſeine Mutter, der er ſchon ſoviel ſchuldete,
lebrige auf ſich, indem ſie den Reſt ihres Ver-
s opferte, wogegen er ſich verpflichtete, ihr eine
hende jährliche Penſion zu zahlen. Der einzige
n, den er von ſeinem Wagniß einheimſte, war
kanntſchaft mit gewiſſen induſtriellen Verhältniſſen:
childerung der Druckerei David's in den „Illu-
perdues“ danken wir dieſen Verſuchen, wie wir
Interdiction“ ſeinen früheren Notariatserfahrun-
en „Céſar Birotteau“ aber den Erlebniſſen dan-
elche acht Jahre ſpäter den armen Balzac durch
e quälenden Vorſtadien einer unvermeidlichen Fail-
irten.

alzac war acht und zwanzig Jahre alt, tief ver-
t, allein auf ſeine Feder angewieſen, als Schrift-
unbeachtet, oder ſchlimmer als das, ungeachtet,
gegen Ende der Reſtauration ſeine eigentlich
iſche Thätigkeit begann. Das große Werk ſchwebte
n Anfang an als ein Ganzes vor, wie wir es
s dieſer ſeiner Korreſpondenz erfahren, während
slang geneigt war anzunehmen, er habe erſt ſpäter
em gemeinſamen Titel Syſtem und Plan in die
ntheit ſeiner Romane zu bringen geſucht. Die
die humaine“ ſollte das ganze franzöſiſche Leben
. Jahrhunderts ſchildern, das politiſche wie das

ı in der Perſon der Heldin, Mme. de Mort=
rührendes und ſchönes Denkmal geſetzt.
: Allem galt's die Anerkennung des Publikums
rn. Das erſte Werk der „Comédie humaine“,
chdrang, war die „Peau de chagrin“ (1831).
eren Köpfe im Publikum, die doch am Ende
ıs letzte Wort haben, wurden aufmerkſam; ſcharf=
Verleger ſuchten den Vogel mit den goldenen
ihren Käfig einzufangen. Die liebe Geldnoth
Balzac, ſeine zukünftige Arbeit unterm Preiſe zu
en, um nur ſchnell Baares in der Hand zu
ınd ſo begann die Sklavenarbeit von Neuem,
ittlich nicht unter 16 Stunden täglich, oft 23
hintereinander, ohne die geringſte Rückſicht auf
ı Nacht, ſo im Wachen wie im Schlafen. Was
n? Hatte er doch ſeine Bahn gefunden; konnte
eben mit den Geſtalten ſeiner Einbildung, ſich
:n Ziele immer mehr nähern, das er ſich vor=
Auch hielt mit der unermüdlichen Arbeitskraft
ſchöpfliche Hoffnungsfähigkeit Schritt: „Brief=
“ heißt's in einem der Briefe an die Herzogin
antès, welche ihm damals nach Mme. de Berny
ſchönen Herzogin von Caſtries*) am Nächſten

ie Herzogin von Abrantès, die Wittwe Junot's, iſt be=
h ihre Memoiren. Die Herzogin de Caſtries, deren Be=
Balzac auf eine höchſt romanhafte Weiſe machte — ſie
ı anonym nach dem Erfolg der Peau de chagrin — war,
ırète Chasles un demi-cadavre élégant geworden, in=
Falles vom Pferde, bei dem ſie das Rückgrat gebro=
ſcheint, immer nach P. Chasles, der Typus der leicht=
nd pikanten Grande Dame der Reſtauration geweſen

ſtand, „Briefſchreiben! ich kann's nicht. Die Ermüdung iſt zu groß. Sie wiſſen nicht, was ich vor drei Jahren über mein Vermögen hinaus ſchuldete: ich hatte nur eine Feder um zu leben und 120,000 Fr. Schulden zu zahlen. In wenig Monaten werde ich Alles bezahlt ..., meinen armen kleinen Haushalt eingerichtet haben; aber noch ſechs Monate habe ich alle Qualen des Elends vor mir, und ich genieße ſie als die letzten. Ich habe bei Niemandem gebettelt, ich habe keine Hand ausgeſtreckt um eine Zeile (lobender Kritik) oder um einen Heller; ich habe meine Kümmerniſſe, meine Wunden verborgen. Und Sie, die wiſſen können, ob man mit ſeiner Feder leicht Geld verdienen kann, Sie können mit Ihrem Frauenblick den Abgrund ermeſſen, den ich Ihnen aufdecke und an deſſen Rande ich gewandelt bin ohne hineinzuſtürzen. Ja, ich habe noch ſechs gar ſchwere Monate durchzumachen, um ſo ſchwerer, als wie Napoleon des Krieges müde war, ich geſtehen darf, daß der Kampf mit dem Unglück mich zu ermüden beginnt." Der arme Balzac! Die ſechs Monate ſollten neunzehn Jahre werden und nur der Tod ihn von dem „Kampf mit dem Unglück" erlöſen.

III.

Der erſten Kataſtrophe von 1827 folgte eine zweite im Jahre 1836, eine dritte im Jahre 1846, eine vierte

— — —

zu ſein, welche damals das 18. Jahrhundert neu aufzulegen verſuchte. Sie war eine Maillé, d. h. vom vornehmſten legitimiſtiſchen Adel, verſchwägert mit den Montmorency und Fitzjames. Sie ſaß Balzac ſpäter für eine ſeiner Herzoginnen.

endlich, Dank der Februarrevolution, im Jahre 1848. Immer größer wurde, trotz der belgischen Nachdrücke, welche die Hälfte des Absatzes konfiscirten, die Einnahmen mit dem wachsenden Rufe des Schriftstellers, immer gewaltiger schwoll aber auch die Schuldenlast an: „Die 150,000 Franken, die ich in diesem Jahr verdient" (1840), schreibt er an eine Freundin, „haben mir die Ruhe nicht gegeben;" und sie zu erlangen, hatte er sechzehn Bände und zwanzig Akte schreiben müssen! Jeder Versuch aber, seiner Lage durch eine glänzende Spekulation, statt durch die Feder, Herr zu werden, stürzte ihn nur noch tiefer hinein, wie wenn er nach Sardinien reiste, um dort die metallhaltigen Schlacken der Bergwerke aus der Römerzeit auszubeuten. Ein großer Theil seines Honorars geht auf die Druckkosten, wie eine ungeheure Zeit auf die Korrekturen verloren; jeden Druckbogen sah er fünf- bis sechsmal durch, und in der sechsten Revision war oft kaum noch eine Sylbe so, wie sie auf dem ursprünglichen Manuskript gewesen. Dabei ist er der unpraktischste Haushalter. Er meint zu sparen, indem er sich ein Landhaus baut. „War's eigentlich in Wahrheit eine Wohnung zu nennen?" fragt sich L. Gozlan, „dieses Schweizerhäuschen mit grünen Läden, in das nie der Schatten einer Commode gekommen, nie eine Ahnung von einem Vorhang aufgehängt worden war?" Natürlich sah es da drinnen nicht sehr gemüthlich aus; da aber auch der Garten keinen Schatten hat, um darunter zu arbeiten, läßt er ausgewachsene Bäume hinderpflanzen, damals noch ein unerhörtes Unternehmen, und da er die Konstruktion des Hauses einem Archi-

tektendilettanten überlassen hat, ist's kein Wunder, daß es keine Fundamente hat, ihm fast über'm Kopf zusammenstürzt, und er froh sein muß, es zum zehnten Theil der Kosten los zu werden. „Sie fragen mich," schreibt er an Gräfin Hanska, seine spätere Gemahlin, „wie es kommt, daß ich, der, wie Sie so nachsichtig sind zu sagen, Alles kennt, Alles beobachtet und durchschaut, so oft geprellt und getäuscht werde. . . . Wenn ein Mensch dazu kommt, ein Whistspieler ersten Ranges zu sein und bei der fünften ausgespielten Karte weiß, wo alle anderen Karten sind, glauben Sie nicht, daß er manchmal gerne seine Wissenschaft bei Seite läßt, um zu sehen, wie das Spiel gehen wird, wenn er's den Gesetzen des Zufalles überläßt?" Doch hat er auch eine andere plausiblere Erklärung: „Wenn meine Kräfte und Fähigkeiten Tag und Nacht angespannt sind zu erfinden, zu schreiben, wiederzugeben, zu malen, mich zu erinnern, wenn ich, langsamen, oft verwundeten Flügels, daran bin, die geistigen Felder der literarischen Schöpfung zu durchziehen, wie kann ich da zugleich auf dem Boden der Materialitäten sein? Als Napoleon in Eßlingen war, war er nicht in Spanien. Um im Leben, in der Liebe, in der Freundschaft, in den Geschäften, in den Beziehungen jeder Art nicht betrogen zu werden, liebste, einsame und abgeschlossene Gräfin, muß man eben nur das Eine treiben; muß einfach Financier, Weltmann, Geschäftsmann sein. Gewiß sehe ich sehr gut, daß man mich betrügt, daß man mich betrügen wird, daß Der oder Jener mich verräth oder verrathen wird, oder sich mit einem Büschel meiner Wolle fortmacht; aber im Augen-

blick, wo ich es vorausfühle, vorausſehe, wo ich's weiß, muß ich mich ſonſtwo ſchlagen; ich ſehe es, wenn ich von der Nothwendigkeit des Augenblicks fortgeriſſen bin, durch ein Werk, das drängt, durch eine Arbeit, die verloren wäre, wenn ich ſie nicht beendigte. Ich vollende oft eine Hütte bei dem Lichte eines meiner brennenden Häuſer. Ich habe weder Freunde noch Diener, Alles flieht mich, ich weiß nicht warum, oder vielmehr, ich weiß es nur zu gut, weil man einen Mann nicht liebt und bedient, der Tag und Nacht arbeitet, der ſich nicht für andere Leute zerſtreut, der zu Hauſe bleibt, den man aufſuchen muß und deſſen Macht — wenn er je welche haben ſollte — erſt in zwanzig Jahren zum Vorſchein käme, weil der Mann die Perſönlichkeit ſeiner Arbeiten hat, und jede Perſönlichkeit verhaßt iſt, wenn ſie nicht zugleich eine Macht iſt." Und anderswo: „Man verbringt die zweite Hälfte ſeines Lebens damit, das abzumähen, was man während der erſten Hälfte in ſeinem Herzen hat wachſen laſſen; das nennt man „Erfahrung ſammeln!"" ... „Schöne Seelen gelangen ſchwer dazu, an Bosheit, Verrath, Undank zu glauben. Wenn ihre Erziehung in der Hinſicht gemacht iſt, erheben ſie ſich aber auch zu einer Nachſicht, die vielleicht der letzte Grad der Verachtung für die Menſchheit iſt." Man glaubt Leopardi zu hören.

Nicht alle ſeine Verrechnungen ſind der Prellerei derer zuzuſchreiben, mit denen er ſich einließ. Er betrog ſich eben ſo oft ſelber, kaufte auf Spekulation Bilder großer Meiſter, ſeltene Geräthſchaften, alte Möbel, theure Bücher, von denen er ſich hernach nicht zu trennen vermochte; denn Balzac kann als der Vater der

leidigen bric-à-brac-Manie unserer Zeit angesehen werden; nur war's bei ihm nicht Mode, sondern ächtes künstlerisches Interesse. Die Rembrandtischen Salonbeschreibungen seiner Romane sind zum Theil nur Schilderungen seines eigenen großen Wohnzimmers in Chaillot, wo er, um dem Nationalgardendienst zu entgehen, unter dem Namen einer Wittwe Durand wohnte. Durch eine unscheinbare Hausthüre, über eine baufällige Treppe und nach einem dunklen Vorzimmer gelangte man plötzlich in diesen prächtigen Raum, dessen vier Fenster ganz Paris beherrschten, und wo er im Dominikanergewand allein mit den Geschöpfen seiner Phantasie wie mit wirklichen Wesen lebte. Das Zimmer war ein wahres Museum von kostbaren Kunstgegenständen (Nettement). Noch großartiger trieb er's später in seinem unbewohnten Hause in der Nähe des Triumphbogens. Hier führte er in Wirklichkeit aus, was er in den Jardies sich begnügt hatte, mit Kreide auf die Wände zu schreiben: „Hier eine Bekleidung in pariſchem Marmor; hier ein Stybolat in Cedernholz; hier ein Plafond von Delacroix; hier ein Kamin von Cippolin-Marmor." (Gozlan). Kein Wunder, wenn das schwerverdiente Geld schnell verschwand.

So gequält von Sorgen, geplagt von seinen Verlegern, den Gerichtsvollstrecker und den Druckerjungen vor der Thüre, arbeitete er bei seiner Tasse Kaffee immer weiter an seiner imaginären Welt. „César Birotteau", eines seiner Meisterwerke, wurde in fünfundzwanzig Tagen geschrieben, „die Füße im Senf, wie die „Payſans", den Kopf im Opium," geschrieben worden. Das merkt

man nun freilich seinen Romanen stark an: es fehlt ihnen ausnahmslos an Oekonomie: die kann eben nur aus langem Mitsichherumtragen eines Gegenstandes und ruhiger Ausführung hervorgehen. An Gedanken, an Beobachtungen, an Charakteren haben wir die Fülle, und sie beruhen auf tiefster Weltanschauung und psychologischer Einsicht, die Anlage aber ist stets außer Gleichgewicht: die Exposition nimmt fast immer die Hälfte jedes Werkes ein; und die Auflösung ist ebenso oft überstürzt, wenn sich die Geschichte nicht im Sande verliert. Auch der Styl litt unsäglich unter dieser fiebernden Arbeit. Nie ist Balzac's Satzbau auch nur fließend; der Ausdruck ist nur zu oft gesucht, unnöthiger Weise neologistisch. Man sieht, er tastet nach dem richtigen Wort, ringt mit der Sprache, häuft Adjective auf Adjective und findet erst im letzten das richtige. Umsonst korrigirt er dann auf dem Druckbogen wieder und wieder herum: er erschwert sich dadurch nur die Arbeit ohne Gewinn für diese: im Gegentheil fühlt man überall die Flickerei: dem Styl fehlt es an Einheit.

Noch verderblicher als für die Werke waren die Folgen dieser Lebensführung natürlich für den Schöpfer dieser Werke. Oft fühlte er sich geistig erschöpft und physisch unterliegend. So nach seiner zweiten finanziellen Katastrophe, welche eintrat, als er gerade das heißersehnte Ziel erlangt zu haben glaubte, und welche mit dem Tode Mme. de Berny's coïncidirte. Man kann nichts Tragischeres lesen als den langen Brief (den 170. der Sammlung), den er im Oktober 1836 an diejenige schreibt, welche vierzehn Jahre später Mme. de Balzac

werden sollte. „Ich bin niedergeschlagen, aber nicht überwältigt; mein Muth ist mir geblieben. Das Gefühl der Verlassenheit und der Einsamkeit, in der ich mich befinde, betrübt mich mehr als mein Unglück. In mir ist nichts Egoistisches; ich muß immer meine Gedanken, meine Anstrengungen, meine Gefühle auf ein Wesen beziehen, das nicht Ich ist; sonst habe ich keine Kraft. Ich möchte keine Krone, wenn ich Niemanden hätte, zu dessen Füßen ich niederlegen könnte, was die Menschen auf mein Haupt gesetzt. Welch' langes und trauriges Lebewohl habe ich diesen verlornen, auf immer dahin gegangenen Jahren gesagt! sie haben mir weder volles Glück, noch volles Unglück gegeben, sie haben mich leben lassen, erfroren auf der einen Seite, verbrannt auf der andern, und da wäre ich nun, nur durch das Pflichtgefühl im Leben zurückgehalten. Ich bin in das Dachstübchen eingezogen, wo ich jetzt bin, mit der Ueberzeugung, daß ich darin arbeiten und erschöpft sterben werde; ich glaubte es besser zu ertragen als ich's thue. Seit mehr als einem Monate stehe ich um Mitternacht auf und gehe um 6 Uhr Morgens zu Bette, habe mir genau das Maß von Nahrung auferlegt, das nöthig ist, um nicht Hungers zu sterben, damit das Gehirn nicht auch die Ermüdung habe, welche aus der Verdauung entsteht; und doch fühle ich nicht nur Schwächezustände, die ich nicht beschreiben kann, sondern auch so viel Leben im Gehirn, daß ich sonderbare Störungen darin verspüre. Manchmal verliere ich das Gefühl der Senkrechtheit, welches im kleinen Gehirn ist; selbst im Bette kommt es mir vor, als ob mein Kopf nach rechts oder

links falle und, wenn ich aufstehe, ist mir's, als ob ein furchtbares Gewicht im Kopf mich vorwärts treibe ..."

Immer mehr zog er sich, ohne gerade ein Menschenfeind zu werden, von der Welt zurück, die er „haßte, weil sie das Herz verletzt und den Geist einengt;" aber nur zu sehr blieb er in Interessenberührung mit ihr; doch auch diese vermochte seiner durchaus edlen Natur nichts anzuhaben. Würdiger, vornehmer als er, mitten in seinen Bedrängnissen, gegenüber den Verlegern und Zeitungsdirektionen war, konnte man nicht sein; so in seinem Verhältnisse zu Emile de Girardin, dessen Gemahlin, die ihm nahe befreundet war, er den feinsten Ablehnungsbrief schreibt, der wohl je der geachteten Gattin eines wenig geachteten Mannes geschrieben worden; so gegen Buloz, den er sich zum Feinde machte, und dessen einflußreiche „Revue des deux Mondes" er sich verschloß, weil er auf seinem Rechte bestand. „Einst wird man wissen," sagt er zur Gräfin Hanska, die die Verläumdungen, welche ja nie ausbleiben, ernster nahm als er, „einst wird man wissen, daß, wenn ich von meiner Feder gelebt habe, nie zwei Centimes in meine Börse gekommen sind, die ich nicht hart und mühsam verdient habe; daß Lob und Tadel mir höchst gleichgültig gewesen, daß ich meine Werke mitten unter dem Haßgeschrei, dem literarischen Musketenfeuer aufgebaut habe und daß ich fester und unbeirrter Hand vorwärts ging."

So ging der Mann auch an der höchsten und gesuchtesten Ehre, die einem Franzosen zu Theil werden kann, an der Wahl in die Akademie ruhig vorüber. Balzac hatte ein unglaubliches Selbstgefühl, er spricht von sich

ſelber wie von Napoleon, glaubt an ſeinen Ruhm bei der Nachwelt ſo ſicher wie an einen vorausberechneten Kometen, aber er iſt, wie ohne Hochmuth, ſo ohne alle Eitelkeit. Er wußte die Akademie zu ehren als ein Stück der großen franzöſiſchen Tradition, aber nie opferte er ſeine Würde, um dieſe Auszeichnung zu erbetteln, wie er nie ſein literariſches Gewiſſen opferte, um Geld zu erlangen. Wohl wußte er, daß ſeine zerrütteten Vermögensverhältniſſe ihm den Weg in die Akademie verſperrten, welche auch in dieſer Hinſicht die franzöſiſche Reſpektabilität vertritt. „Wenn ich," ſchrieb er dem väterlichen Freunde, der ſeine Wahl betrieb, „wegen der achtungswertheſten Armuth nicht in die Akademie gelangen kann, ſo werde ich mich nie bewerben, wenn mir einſt das Glück ſeine Gunſt zuwenden wird." Und daß es ihm ſeine Gunſt zuwenden werde, daran zweifelt er nie; denn er hat eine unbegrenzte Zuverſicht zu ſich ſelbſt: „Nie iſt der Strom, der mich fortzieht, reißender geweſen," ſchreibt er 1836 von ſeinem Bankerotte; „nie hat ein furchtbarer majeſtätiſches Werk ein menſchliches Gehirn in Bewegung geſetzt. Ich gehe und gehe zur Arbeit wie ein Spieler an's Spiel. Ich ſchlafe nur noch fünf Stunden; ich arbeite achtzehn, ich werde todt ankommen; aber Ihr Andenken erfriſcht mich zuweilen. Ich kaufe die Grenadière (ein Landgut), zahle meine Schulden. Ich brauche noch ſo ziemlich ein Jahr, um zu einer vollſtändigen Liquidation zu gelangen; aber das Glück, nichts ſchuldig zu ſein, das ich unmöglich glaubte, iſt jetzt keine Chimäre mehr."

Man hat Balzac aus dieſem hohen Selbſtgefühle

ein Verbrechen gemacht; die Kritiker namentlich haben ihm nie verziehen, daß er sie verachtete; aber man muß nicht vergessen, welcher Art die Kritik war, die damals das Mittelmäßigste in den Himmel hob und sich so unendlich überlegen glaubte, weil sie in dem großen Werke Balzac's die nur allzuleicht auffindbaren Fehler zu entdecken verstand. Wie groß der poetische Fond von Schöpfungen sein muß, die trotz so augenfälliger Mängel ihre Macht bewahrten, fiel ihnen nie ein. „Denke nicht soviel an die Kritiker," schreibt er schon früh an seine Schwester; „das sind gute Vorzeichen; die Mittelmäßigkeit diskutirt man nicht;" und später an seine Geliebte, welche ihn auf eine, von ihm wie gewöhnlich ignorirte, hämische Recension aufmerksam machte: „Sie wissen ja, wie gleichgültig ich für den Tadel wie das Lob der Leute bin, die nicht die Erwählten meines Herzens sind, namentlich aber für die Meinung des Journalismus und im Allgemeinen dessen, was man das Publikum nennt." Er hatte neben seiner naivunbändigen Ruhmsucht doch auch eine Art jungfräulicher Scheu vor der Publizität und vor Allem einen Abscheu vor unrechten Mitteln, um zum Ruhm zu gelangen, die in dem damaligen Frankreich ganz einzig waren. Er wollte seinen Ruhm wirklich verdienen, nicht erschleichen: der innere, bleibende Werth seiner Werke sollte ihn ihm erobern, nicht die Kamaraderie und die Reklame. Und wie vollständig gelang ihm dieß! Während man in Frankreich noch seinen Werth in Frage stellte, war er schon in ganz Europa populär und lebte das Personal seiner Romane, die Rastignacs und die Maufrigneuse,

schon als wirkliche Figuren, wie sie für ihn selber lebten, für die Gesellschaft von Venedig und St. Petersburg. Sainte Beuve erzählt, daß einst im innersten Rußland eine Dame beinahe in Ohnmacht gefallen wäre, als sie gehört, der große Balzac sei in Fleisch und Blut gegenwärtig. Der Grund dieser auswärtigen Berühmtheit liegt, wie bei Bulwer, wohl hauptsächlich darin, daß Balzac wie Bulwern, im Guten wie im Schlimmen, gewisse nationale Eigenschaften und Traditionen fehlten, welche man daheim nicht gerne mißt, die nach Außen aber immer als Schranke wirken; zum Theil auch in der Eitelkeit der vornehmen Gesellschaft Osteuropa's, welche doch immer noch nach den älteren westeuropäischen Salon-Damen und Herren, als nach ihren Mustern blickt und diese in Balzac's Romanen getreu geschildert zu finden glaubte. Ihm war Beides eine unendliche Genugthuung: der weitverbreitete Ruhm seines Namens und die Autorität als Kenner vornehmer und eleganter Kreise.

So mächtig übrigens auch seine Ruhmsucht war, sie trat vor seinem Liebesbedürfniß zurück. „Im Grunde," schreibt er 1844, als er schon, trotz der Kritik, seine literarische Stellung erobert hatte, an seine künftige Gattin, „ist das Spiel, das ich spiele, dies: vier Menschen werden in diesem halben Jahrhundert einen ungeheuren Einfluß ausgeübt haben: Napoleon, Cuvier, O'Connell. Ich möchte der vierte werden. Der Erste hat vom Blute Europas gelebt . . ., der Zweite hat sich dem Erdreich vermählt; der Dritte hat ein Volk in sich verkörpert; ich werde eine ganze Gesellschaft in meinem Kopfe getragen haben. Ist's nicht ebensogut so zu leben, als

alle Abende zu ſagen: Pique, Trumpf, Coeur . . . oder nachzuforſchen, warum Mme. So und So dieſes oder jenes gethan? Aber es lebt in mir auch ein anderes Weſen, das viel größer iſt als der Schriftſteller und viel glücklicher als er; das iſt Ihr Sklave. Mein Gefühl iſt ſchöner, größer, vollſtändiger, als alle Befriedungen der Eitelkeit oder des Ruhmes. Ohne dieſe Fülle des Herzens hätte ich nicht den zehnten Theil meines Werkes vollendet, ich hätte den nöthigen Muth dazu nicht gehabt." Der ganze Balzac iſt in dieſen Zeilen, ſein kindiſcher Ehrgeiz und ſein kindliches Gemüth; auch ſein Schickſal des ewigen Hoffens und Jagens nach einem Ziel, das ihm immer wieder entgeht und das er erſt im Tode erreichen ſollte: äußere Unabhängigkeit, inneres Glück.

Von Jugend auf hatte er von einer hohen Liebe geträumt. „Mich dem Glück einer Frau zu widmen, mein ewiger Traum, und ich bin verzweifelt, ihn nicht zu verwirklichen." „Aber," fügt er charakteriſtiſch hinzu, „ich begreife Ehe und Liebe nicht in der Armuth." Denn nur das vornehme, müßige Weib, das ſeinen Körper pflegen kann wie ſeinen Geiſt und ſein Gemüth, war ihm Weib, obſchon er reizende Frauencharaktere aus den niedern und Mittelklaſſe geſchildert hat: in der Wirklichkeit aber hörte eine Frau mit verarbeiteten Händen auf, eine Frau für ihn zu ſein. Diejenige, die er fand, verwirklichte auch in dieſer Hinſicht ſeine kühnſten Träume; ob die Bewunderung, die er ihrer hohen Geburt, ihrem vornehmen Weſen, ihrem Reichthum, ihren großartigen Lebensgewohnheiten zollt, wie ſie nur von denen gezollt

wird, die derlei stets nur aus der Ferne gesehen, diese Bewunderung war ein Stück seiner Liebe, und nur die werden ihm das verargen, welche von der Komplexität menschlicher Leidenschaften keinen Begriff haben.

Schon vor dem Tode der Freundin und Gönnerin seiner Jugend hatte er im Jahre 1833 die Frau kennen gelernt, die ihm mehr als Freundin und Schwester sein sollte und sein Herz bis zu seinem Tode ausfüllte. Gräfin Hanska war eine Polin aus altem, fast souveränem Geschlecht, von damals noch gewaltigem Reichthum, verheirathet an einen russischen Edelmann, dem Balzac selber noch befreundet war und den er hoch schätzte. Erst nach dessen Tode nahm das Verhältniß einen mehr als freundschaftlichen Charakter an; doch versprach Gräfin Hanska nicht vorm Jahre 1846 dem drängenden Freunde ihre Hand, und die Ehe selbst ward erst wenig Monate vor Balzac's Tode im Frühling 1850 abgeschlossen: beide waren bereits Fünfziger, er schon der furchtbaren Krankheit anheimgefallen, die ihn wegraffen sollte; sie fast unfähig, sich zu bewegen, kaum vermögend, mit ihrer zitternden Hand den Heirathskontrakt zu unterschreiben. Siebzehn Jahre lang sahen sich die alternden Geliebten nur von Zeit zu Zeit, in Italien, Deutschland, Rußland. Um ihre Gegenwart nur ein Paar Tage zu genießen, schien ihm ja eine zehntägige Reise nicht zu beschwerlich, und die Tage, welche er auf der einsamen „Insel im Meere" — das Meer waren die Kornfelder, die Insel der Park, in dessen Mitte sich das fürstliche Schloß seiner Geliebten erhob — waren die glücklichsten seines Lebens. Ihr schrieb

täglich, und dieſe langen Briefe ſind unſtreitig die tereſſanteſten der Sammlung. Leider fehlen wenigſtens ei Viertel derſelben, welche die Gräfin bei einem Brande es Schloſſes einbüßte.

Das Verhältniß war ein merkwürdiges, im neuen ankreich geradezu unerhörtes: es erinnert an die lange ebe des Chevalier de Boufflers und Mme. de Sabran's, en reizende Briefe uns vor nicht langer Zeit einen ſchönen Einblick in die Gemüthstiefe des vorigen Jahr- nderts erlaubt, dem ja zu allen ſeinen großen Reizen ch dieſer nicht fehlte. Die Tochter Gräfin Hanska's, eine zende jugendliche Erſcheinung, und ihr Gatte, ein feiner, ildeter junger Edelmann in des Wortes ſchönſtem nne, hingen faſt eben ſo an Balzac wie die Mutter, d für ihn bildeten alle Drei im Rahmen des groß- ig vornehmen Schloßlebens im Herzen Rußlands ein nziges. Jeder hatte einen Spitznamen. Balzac ſelber ß Bilboquet in dieſer Truppe der Saltimbanques eiltänzer), wie er ſie nach einem damals unglaublich ulären Boulevardſtücke getauft hatte. Familienver- ltniſſe, vielleicht auch eine kleine Scheu vor der wir- , verſchuldeten Lage Balzac's, ſchoben die eheliche rbindung immer wieder hinaus, während Balzac Jahre g liebevoll und wie immer verſchwenderiſch an dem ſte baute, das in einem Winkel der Champs-Elyſées e Geliebte aufnehmen und alles Raffinement des ndländiſchen Luxus mit aller Fülle des morgenlän- hen vereinigen ſollte. Derſelbe Mann, der (in den ıtes drolatiques) die rabelais'ſche Zote aufs Kühnſte uert, der (in der Fille aux yeux d'or, in der Cou-

sine Bette) die abscheulichsten Verirrungen der Hypercivilisation und verderbter Sinnlichkeit geschildert hat, erscheint uns hier, wie auch bei allen Zeitgenossen, die ihn persönlich gekannt, wie beseelt und ausgefüllt von reinster fast mädchenhafter Liebe für eine Einzige, der er Altäre baut, ein Widerspruch, der tief durch die idealbedürftige, sinnlich erregbare Nation geht, schon im mittelalterlichen Ritterthum und seiner Dichtung hervortritt, sich in Pascal's, in Abbé de Rancé's Leben bis zur Tragik steigert. Balzac hat ähnliche Gedanken, wie der merkwürdige Stifter des schweigenden Trappistenordens — eines Ordens, der nur in Frankreich Wurzel gefaßt hat — man weiß, daß Rancé erst nach dem Tode seiner Geliebten auf immer dem weltlichen Leben entsagte. An seine erkrankte Geliebte schreibt Balzac im Jahr 1844: „Wenn die Hoffnung meines ganzen Lebens mir schwände, wenn ich Sie verlöre, würde ich mich nicht tödten, würde ich kein Priester werden; aber ich ginge in einen unbekannten Winkel, in der Arriège oder den Pyrenäen, um dort langsam zu sterben, ohne mich weiter um irgend was in der Welt zu kümmern; alle zwei Jahre ginge ich zu Anna (Gräfin Hanska's Tochter) und spräche von Ihnen. Ich schriebe auch nicht mehr. Wozu sollte ich schreiben? Sind Sie nicht die ganze Welt für mich?" Nachdem er Lauzun's, des bekannten Wüstlings, Memoiren gelesen, ruft er aus: „Wie glücklich ist man doch, wenn man nur eine Frau liebt!"

Wer war französischer, Rabelais oder Pascal, Rancé oder Lauzun? Es sind zwei Seiten einer selben, dem

Schreiber dieſes trotz ſo langer Lebensgemeinſchaft unbegreiflichen, unergründlichen Natur. „In Frankreich," ſagt Balzac ſelber in einem Briefe an die Freundin, „ſind wir heiter und witzig und lieben; wir ſind heiter und witzig und ſterben; wir ſind heiter und witzig und ſchaffen; wir ſind heiter und witzig und dabei konſtitutionell; wir ſind heiter und witzig und vollbringen erhabene und tiefe Dinge. Wir haſſen die Langeweile, aber wir haben darum nicht weniger Gemüth wir gehen an Alles heiter und witzig, friſirt, pommadirt, lächelnd . . . . . Man hält uns für ein leichtſinniges Volk. . . . Wir leichtſinnig! unter der Herrſchaft des 1000-Frankenſackes und Sr. Maj. Louis Philipps. Sagen Sie Ihrer lieben Fürſtin, daß Frankreich auch zu lieben weiß. Sagen Sie ihr, daß ich Sie ſeit 1833 kenne und daß ich im Jahre 1845 bereit bin, von Paris nach Dresden zu reiſen (es gab noch keine Eiſenbahn), um Sie einen Tag zu ſehen!" Und am 1. Januar 1846: „Ein Jahr mehr, Theuerſte, und ich nehme es mit Freuden hin; denn dieſe Jahre, dieſe dreizehn Jahre, die im Februar voll ſein werden, an dem glücklichen, tauſendmal gebenedeiten Tage, wo ich jenen angebeteten Brief erhalten, der mir Glück und Hoffnung eröffnete, ſcheinen mir ewige unzerbrechliche Bande. Das vierzehnte beginnt in zwei Monaten; und jeder Tag dieſes Jahres hat meine Bewunderung, meine Anhänglichkeit, meine Pudeltreue vermehrt." Und als er endlich den Preis errungen (November 1849), der Trauungstag feſtgeſetzt iſt, kann er ſeiner Schweſter ſchreiben: „Das Geſchenk ihrer Neigung erklärt mir alle meine



...kampf, um eine so herrl
Liebe zu erobern? Seit vierz
hier auf dem Schlosse Mme.
denn es ist eine Wüste, und
wären sie wie ein Traum verfl
Langeweile, ohne eine Wolke, u
jahren und sechzehn Jahren best

Endlich am 14. März 1850
der Dorfkirche von Vierzschovnia
dung ist," so schrieb er am nächs
ner ältesten Freundinnen, „eine
mir aufgespart hatte für so viel L
beitsjahre und überstandene Qual
glückliche Jugend gehabt, keinen
aber ich werde den glänzendsten S
Herbst haben." Zwei Monate spät
ter in den Armen seiner Gemahlin
dem er mit ihr den schönen Freiho
erreicht, den er gebaut, sie und sein

Madame d'Agoult die Geschichte ihrer Jugend geschrieben;*) wie jene ist sie darin, sei es absichtlich, sei es vom Tode überrascht, an der Schwelle der Lebensepoche stehen geblieben, wo sie aus den geebneten Bahnen der Gesellschaft entgleiste, um sich bald darauf als Schriftstellerin zu entpuppen. Nicht Nelida, nicht die Arabella der „Lettres d'un Voyageur," nicht die Beatrix Honoré de Balzac's zeigt sich uns in diesen „Erinnerungen", sondern das schöne und kluge Töchterlein des Grafen Flavigny und Fräulein Bethmann's von Frankfurt am Main; die Pensionärin des Sacré Coeur und die Hofdame von Madame la Dauphine, der Tochter Ludwig's XVI. Allein wie in der Histoire de ma vie schon die ganze Natur der Geliebten Alfred de Musset's und Chopin's und der ganze Geist der Verfasserin von „Lelia" hervortritt, so ist es leicht, in Mes Souvenirs schon alle die Züge zu erkennen, welche aus der Freundin Liszt's und der Geschichtschreiberin der Februarrevolution eine der hervorragendsten Erscheinungen der Pariser Gesellschaft machten.

Wer diese Erscheinung einmal gesehen, wird sie nicht vergessen haben. Wie eine Ueberlebende aus verhollener Zeit ging sie um: aber die Zeit, die sie dem Beobachter heraufbeschwor, war nicht die Sturm- und Drangperiode der dreißiger Jahre; es war die klassische Zeit französischer Vornehmheit, wie wir sie uns unter Ludwig XIV. vorstellen. Niemand, dem die Vorgeschichte Madame d'Agoults unbekannt gewesen wäre,

*) Mes Souvenirs. Paris 1877. Ein Band in 8vo.



...egung der Greiſin war ...
muthig; ihre hohe Geſtalt h
liche der Porphyrogeneten; un
ren war die Schönheit des A
man ſich fragte, ob ſie unter
Sechzehnjährigen harmoniſcher ſ
haltung hatte einen großen ne
d'Agoult war eine vollendete Hö
Geſprächsliebhaber finden ja eine
Gehörtwerden als am Hören. S
Geiſt zeigte ſich wenig in der U
jamais eu (man verzeihe das Ri
überſetzbaren) ni verve, ni trait,
ties;" noch auch Gedanken und ei
ich hinzufügen. Man ging um n
Unterhaltung heraus. Sie ſelbſt e
Ekel vor Gemeinplätzen und der U
Anderer zu borgen." Hätte ſie a
habt, ſo hätte ſie wohl nicht an d
brauchen, und wäre ſie ...

nniß ihres Geiſtes und Charakters — war keine
ngliche Natur. Sie war eine faſt geniale An=
derin und Andenkerin; aber das eigene Leben
in ihr, kam nur durch Anregung von Außen, vor=
ch aber durch den Wunſch, ſich nach Außen zu
iren, in Fluß. Nicht allein ihre Bücher, auch
nterhaltung machte dieſen Eindruck; ſelbſt ihre
führung iſt man verſucht zu glauben, war weni=
s Ergebniß raſcher Impulſe, als des Bedürfniſſes,
olle zu ſpielen. Ihre Begabung für Sprachen,
vor allem für raſche Aneignung fremder Ideen
ine unglaubliche, und es ſollte mich nicht wun=
venn ſie wirklich oft für eigen hielt, was ſie ſo
aufgefaßt und zum Ihrigen gemacht hatte. Alles
war zuſammengeſetzt, aber mit einer ſo vollende=
unſt, daß die Löthungen dem oberflächlichen Be=
ganz verborgen blieben. Und wie ihr Leben
hre Erſcheinung bewußtes Kunſtwerk waren, ſo
hre keineswegs verächtlichen Schriften, nur in ge=
m Grade: ſie ſind immer höchſt einſichtig kom=
der Stil ſorgfältig gefeilt, die ganze Anordnung
eiſt auch der Ausdruck geſchmackvoll. Aber der
l an Unmittelbarkeit tritt hier noch fühlbarer
, als in ihrer Perſönlichkeit. Sie ſagt ein=
einer Anmerkung dieſer ihrer Memoiren von
Sand das durchaus ungerechtfertigte Wort,
an geradezu umkehren könnte, „ſie entlehne Jean
s Rouſſeau Alles, was nicht ſpontan in ſeinem
ſei.“ Viel eher dürfte man bei Daniel Stern
ntlehnung und Mangel an Spontaneität reden



. . . . erhellt aus jedem ih-
ſten aus dieſen ihren Memoi
an. Nachdem der alte Hof
ihrer Schönheit, ihrer Gebur
Gunſt der Herzogin von Ber
Zukunft bevorſtand, war es nu
nehme Dame, die ſich nicht zur
konnte, und noch nicht mit ein
an Gelehrtheit und Liberalismns
als ein glänzendes Meteor im l
leriſchen Zigeunerthum, denn als
Bürgerſalons vor den erſtaunten
vorübergehen wollte. Wie viele
bedürftige weibliche Seelen Georg
wiſſen hat, iſt unberechenbar. Ma
daß ich ihr daraus ebenſo wenig
wie Göthen aus ſeinen Werthern
von dieſen nur der einzige Siegm
gekommen iſt, ſo wird von Georg
nur Daniel Stern von . . .
merden

wandt, daß man sich besinnen muß, ehe man sie allzuhart verdammt. Sie werden erst hassenswerth, wenn sie lästig werden, Anderes und Andere nicht neben sich aufkommen lassen, das Gemüth verhärten, oder wenn sie den Werken oder Thaten des Eitelen selber Eintrag thun, indem die Selbstbewunderung bis zur Selbstkritiklosigkeit gesteigert wird. Das war nun keineswegs der Fall bei Daniel Stern: fast nie hat sie aus Schwäche gegen sich selbst Gedanken und Worten ein Leben gegönnt, das dem künstlerischen Totaleindruck ihrer Werke hätte schaden können; nie hat sie sich Andern in's Licht gestellt. Eher schon könnte man ihr vorwerfen, daß ihre Eitelkeit keine ganz naive, kindliche, harmlose war, wie die der meisten Franzosen; daß etwas Raffinirtes und Ueberlegtes darin zu verspüren ist. Da fühlt man schon den Einfluß des deutschen Blutes. In Deutschland wird die Eitelkeit auf äußere Vorzüge, wie Schönheit, Geburt, Reichthum, Eleganz, Berühmtheit, so streng beurtheilt, daß, wenn ein Deutscher eitel ist, er seine Eitelkeit gern auf innere Vorzüge wendet und sie hier sogar verbirgt, wie auch der Neid des Deutschen weit mehr auf Charakter- und Geistesüberlegenheit, als auf Rang und Erscheinung geht. Bei Daniel Stern nun streiten sich das deutsche und das französische Element, oder vielmehr sie haben einen Vertrag mit einander geschlossen, daß jedes seine Art Eitelkeit an den Tag legen darf, wenn es nur nicht das andere bei derselben Beschäftigung verhindern will. Hier muß aber gesagt werden, daß die französische Selbstgefälligkeit, mit der die alternde Verfasserin von ihrer Jugendschönheit, ihren

Ahnen, ihrer vornehmen Gesellschaft spricht, geradezu liebenswürdig, weil unbefangen und natürlich, erscheint, während ihre Eingebildetheit auf ihre Tugenden — sie hat sie alle ohne Ausnahme — und ihren Geist, das ewige Sichselbstanalysiren, manchmal recht fatal werden. Wie denn auch ihre Kindlichkeiten oft den Charakter verstimmender Absicht haben und man z. B. nicht umhin kann, zu denken, die kleine Marie de Flavigny sei nur eine so leidenschaftliche Zoologin gewesen, weil George Sand schon als Aurora Dupin eine so eifrige Botanikerin war, wie in späteren Jahren Mme. Sand's lebhafte Parteiergreifung für die Bewegung von 1848 Mitursache gewesen sein mag, daß sich die Tochter des Faubourg St. Germain zeitweise zum Mittelpunkte einer Gesellschaft machte, die geistig und moralisch in's Faubourg St. Antoine gehörte. Die ganze Mittelmäßigkeit von 1848 sammelte sich damals um die übergelaufne Emigrantentochter und erst gegen Ende des zweiten Kaiserreichs sollte es ihr gelingen, einen vielseitigen, toleranten, feinen, geschmack- und geistvollen Kreis aus Leuten aller Parteien, Ständen und Richtungen, mit Vorherrschen des liberalen Bonapartismus, um sich zu bilden.

Daniel Stern versichert, „das Vergnügen von sich selbst zu reden, den meisten Leuten so angenehm, sei gar nicht im Spiel bei dem Entschluß, den sie gefaßt, ihre Memoiren zu schreiben. Mit Pascal habe sie das Ich immer hassenswerth gefunden." Ihr Schatten verzeihe mir, wenn ich ehrerbietigst und höflichst zu bemerken wage, daß ich das wirklich nicht glauben kann. „Das Vergnügen von sich selbst zu sprechen," hat Ma-

Agoult nur zu oft verführt, die Menſchen und
zu vergeſſen, in denen ſie aufgewachſen iſt, um
tudien über ihren eignen Charakter und Geiſt zu
und bei der Gelegenheit eine philoſophiſche Ge-
heit auszukramen, die manchmal recht läſtig wird.
ll, wo ſie Verhältniſſe und Perſonen ſchildert, iſt
rhaltend und fein trotz der berühmteſten fran-
n Memoirenſchreiber. Ihre Schilderungen des
nn'ſchen Hauſes in Frankfurt, des Schloßlebens
rtier, des Kloſterdaſeins in Paris, der Höfe Lud-
XVIII. und Karl's X., der Salons der Reſtau-
gehören zum Reizendſten, was über dieſe rei-
Epoche geſchrieben worden; wo ſie Selbſtpſycho-
reibt, wird ſie oft geradezu unerträglich. Und
re Sprache, ſo einfach, si voisine des choses,
inte-Beuve von der Sprache der Alten ſagt, wenn
e Zeitgenoſſen ſchildert, wird affektirt und an-
voll, dabei unbeſtimmt und allgemein, ſobald ſie
re Anſichten und Gefühle zu reden kommt: die
hören auf, die Zeichen von Dingen zu ſein
sunt rerum notae, ſagt Cicero), vielleicht weil
nge nicht oder doch nur ſchwach vorhanden ſind.
t zu viel Geſchmack, zu gute Schule, einen zu
Inſtinkt auch des Schicklichen und des Maßvollen,
e Madame Allart de Méritens, ſich zu bogen-
rhetoriſchen Ergüſſen ſogenannter poetiſcher Proſa
en zu laſſen;*) aber dieſe unlesbaren Schwär-

Mme. Allart, ebenfalls Romanſchriftſtellerin und Ge-
eiberin, wie Daniel Stern, die nur wenige Jahre jünger

aber auch unendlich viel
Madame d'Agoult's über
geheimnißvolle Mächte. Auch
ihrer für eine Frau seltenen
erkennung, welche ihre Schrift
den ausgezeichnetsten Zeitgeno
Bekenntnissen Nichts von dem
der Selbstschätzung, der in die
dame d'Agoult's herrscht. Goe
auch der unbedeutendste Mensch,
schreiben; denn Jeder, der etwas
sei interessant. In diesem Sinne
geredet und uns Alle erfreut, ja en
durch die ganze Selbststudie, wenn
das Bewußtsein einer großen lit
tung. Daniel Stern spricht im
von sich selbst, als ob sie Jean
Goethe, Alfieri oder George Sand

war als sie, hat ebenfalls

stillschweigend eine Wichtigkeit bei, die sie nun einmal doch nicht gehabt hat; und auf diese Weise tritt in ihr weder eine Individualität, noch eine Zeitströmung zu Tage, wie das bei so vielen Schilderungen viel unscheinbarerer Existenzen oft der Fall ist. Daniel Stern hat eben doch trotz ihrer bedeutenden Eigenschaften keinerlei Einfluß auf die geistige oder politische Geschichte ihrer Zeit und ihres Landes ausgeübt; und sie wird keine sehr tiefen Spuren in dieser Geschichte zurücklassen, wie sie auch bei Lebzeiten nie die Blicke der ganzen Nation auf sich gezogen. Dies ist sicherlich keine Rüge.

Das Beste und Feinste bleibt oft unbeachtet von der Mitwelt, selbst in Ländern wie Frankreich und England, wo die Anerkennung einer kleinen, stillen Gemeinde von wirklichen Kennern, Schätzern und Genießern des literarisch Guten sofort die Anerkennung des Publikum nach sich zieht. So ist Mérimée, so Beyle, so Musset erst spät aus dem Kreise der Feinschmecker in den der Vielesser übergegangen, während Lamartine und Hugo, Mme. Sand und Balzac von vornherein die ganze Nation mit sich beschäftigten. Daniel Stern hatte immer nur ganz vorübergehende Erfolge und zwar succès d'estime und succès de curiosité. Letzterer Art war die nun schon längst vergessene „Nélida," in der sie wie später Mme. Sand in „Elle et Lui," und Mme. Colet in „Lui" ihre eigne Sache in einem berühmten Verhältnisse vor dem Publikum plaidirte. Es ist dies die einzige Episode in Daniel Stern's Leben, die durchaus unschön wirkt. Nicht weil der Roman schlecht ist, wie der Mme. Colet's, während Mme. Sand's moralisch

„ ..., oder unerfahrenen, ge
unſchönes Gefühl, das der ve
ſcher Rechthaberei zu Grunde
nicht die Entſchuldigung Mme.
geſellſchaftliche, noch geiſtige, no
kannt hatte, und ſie konnte nicht
den mildernden Umſtand eine
ments und heftiger Leidenſchaf
taktvoll hat H. de Balzac in ſei
ou les amours forcés), welcher
des Touches" gegenüberſteht, wäh
G. Planche, St. Beuve ſich u
Grundzug im Charakter Daniel
laſſen, der in ihrem eignen Ro
und taktvoll hervortritt.

Eine wirkliche Anerkennung
ten die Geſchichte der Februarrevolu
der Aufſtand der Niederlande; r
denn letztere beide gehören zur K
aber unnöthigen Bücher
nöthig

ug Blume und Eigenartigkeit. Es war saubere, ge-
issenhafte Arbeit, die bei der Mittelclasse der Leser
iel Anklang fand. Das sind aber gerade die Ar-
iten, von welchen die Nachwelt am Wenigsten zu
issen pflegt.

Vielleicht das Bleibendste aller ihrer Werke wird
ohl noch dieser Band Memoiren sein. Nirgends wird
an die Gesellschaft der Restauration treuer und leben-
ger geschildert finden, als hier; und fast hat man den
indruck, als ob es recht Schade wäre, daß Daniel
tern so viel über Goethe und Dante, über die Februar-
evolution und den Abfall der vereinigten Niederlande
schrieben, und so wenig über ihre Zeitgenossen. Nach
eser Seite hin lag offenbar ihr Talent, das sie ver-
achlässigt hat, weil sie nach höherem Lorber trachtete
nd es unter ihre Würde fand, mit Geschmack, Feinheit
nd Scharfsichtigkeit zu — das Wort muß heraus —
klatschen, wie es die Besten ihrer Landsleute nicht
rschmäht haben zu thun. Wie reizend sind die Por-
äts des alten Tanzlehrers Abraham, der allein noch
e großen Ueberlieferungen des vorigen Jahrhunderts
Menuet und Bückling bewahrt hat, das des treff-
hen Abbé Gallard, des guten toleranten Priesters
er noch von keinem Fanatismus umdüsterten Jahre,
s Sophie Gay's, der lärmenden Berühmtheit des
iserreichs. „Sie hatte noch den Gestus und den Ac-
t desselben, den Reim Gloire und Victoire; den Tur-
n auch, den Mameluckenturban, mit Ossian's Harfe,
der man den „schönen Dunois" sang: ganz ein Ge-
alstabsair, ein Schwadronenstaub, ein Säbelblitzen

derungen vorangeht, gehört z
in der Art lesen kann. Ein
grande dame ruht auf dem G
dame, welche einmal den Ban
Allem, was unser Jahrhunder
schen hervorgebracht, in Berühr
die alten Douairières des Faub
die Salons, die Konzerte, die S
Einem aufleben! Und es war ei

Irgend ein Kritiker hat mir
Näheren nachzuweisen, wie ich he
Weiß sage, weil ich einmal die
eine schöne beneidenswerthe, dann
bedauernswürdige bezeichnet habe
gestrenge Herr doch bei aller Ge
genug gelesen. . Wohl war es e
das politische und nationale Leb
Italiens, die goldne Zeit der Ko
sur, der geheimen Verbindunge
Spielberg

reichsten Jahre des Jahrhunderts geblieben; und wohl hat ein Nachgeborner wie Renan das Recht sich nach der „Heiterkeit" jener Tage zu sehnen, „wo die Hoffnung, die Freiheit, eine vornehme Herrscherfamilie alten guten und edlen Blutes über alle Dinge den weichen und warmen Strahl einer Frühlingssonne verbreiteten." Und so nüchtern kleinlich die Politik der deutschen und italienischen Regierungen jener Zeit auch sein mochte, selbst die unreifen, unklaren, unpractischen Bestrebungen der Patrioten und Liberalen Deutschlands wie Italiens hatten etwas Idealisches an sich, das noch jetzt die Märtyrergeneration jener Zeit mit einem poëtischen Heiligenscheine umgiebt.

Dann aber: die Politik ist nicht Alles: wer wird läugnen wollen, daß auch in Deutschland und Italien, geschweige denn in Frankreich und England, jene Zeit, welche noch so manche Tradition aus dem vorigen Jahrhundert herübergerettet hatte, an religiöser Duldsamkeit und Innigkeit, an gesellschaftlicher Eleganz und Anmuth, an poetischer Schöpfungskraft und philosophischer Forschung, daß sie namentlich an künstlerischem Leben reicher und frischer war, als irgend eines der folgenden Jahrzehnte: die Zeit Wessenberg's und Hermes', Heine's und Hegel's, der Malibran und der Sontag, Rahel's und Pückler's. Madame d'Agoult, selbst das Kind einer gemischten Ehe, wie sie damals in ganz Europa üblich waren, entwirft eine höchst treffende Charakteristik der religiösen Stimmung jener Tage und konstatirt ganz richtig, daß der fromme Eifer, der nach der Julirevolution in den vornehmen Kreisen Mode wurde und den

sie mit ihrem ruhigen Witze unbarmherzig geißelt, dem Adel der Restaurationszeit ganz unbekannt war, und wie mächtig damals noch die Geistesgewohnheiten des 18. Jahrhunderts waren, trotz Bonald und J. de Maistre, Chateaubriand und Lamennais. Der heiter unbefangene, sichere Ton, der in dieser Gesellschaft herrschte, ist verschwunden wie die Steifheit und Starrheit, welche den Hof der Herzogin von Angoulême charakterisirte: der importirte Sport hat die höfische Eleganz, die Klubs haben den französischen Salon getödtet, welche in Madame d'Agoult's Jugend noch in voller Blüthe standen, und welche sie meisterhaft heraufzubeschwören weiß, eben weil sie hier ganz ihre Bewußtheit und Befangenheit verloren hat. Weniger vernehmbar ist in ihren Aufzeichnungen das Echo der parlamentarischen Tribüne, der P. L. Courier'schen Satire, der Béranger'schen Lieder, der Lamartine'schen Klagegesänge, der ersten Oden V. Hugo's.

Dagegen dringt schon die heitere Kohorte des Virtuosenthums, die reichste, lebendigste, die je dagewesen, in die vornehmen Räume des Faubourg St. Germain ein, freilich noch als gesellschaftlich Untergeordnete, als die bezahlten Divertisseurs der vornehmen Herren und Damen. Aber Paganini führt den Bogen, das kleine Wunder, Franz Liszt, rührt die Tasten, Cherubini dirigirt das Konservatorium und Rossini schreibt den „Barbier", Rubini, Tamburini, Lablache sekundiren der Pasta, der Malibran, der Sontag; und schon hält man die Ausgezeichnetsten nach dem Gesange im gesellschaftlichen Kreise zurück. Etwas von dem unbeschreiblichen Reiz,

den die lieblichſte Sängerin aller Zeiten von ſich ſtrahlte, und der ſelbſt heute nach fünfzig Jahren noch die Züge des hausbackenſten alten Philiſters wie mit einem heitern Frühlingsglanze erhellt, wenn er von der anmuthigen Tochter des Andaluſiers redet, etwas davon ergreift ogar die kühle Gräfin, wenn ſie erzählt, wie die Sänerin, nach Beendigung des Concertes, gerne nach den nderen Künſtlern zurückblieb und ſich bei der Unteraltung belebte. Doch muß auch ſie im Grunde heralten, um dem Porträt ihrer Rivalin als Folie zu ienen. „Sie (die Malibran) war originell wie ihr alent. Sie zeigte keine Spur von Prätention und ch glaube, ſie hatte keine. Ganz anders war Mlle. ontag. Verdorben durch die Schmeicheleien Deutſchnds, kaprizirt auf Vornehmheit und ſchöne Manieren, urſtig nach Lob, noch durſtiger nach Geld und von enig Geiſt, ſuchte ſie die große Dame zu ſpielen und ng es ungeſchickt an. War ſie für ein Konzert engairt, ſo kam ſie am Ende an, entſchuldigte ſich kaum, ng launiſch, und hatte für ihre Bewunderer, wenn ſie icht Fürſten, Botſchafter, Bankiers, Juden oder Direkren der ſchönen Künſte waren, nichts als Impertinenzen der Schweigen.“

Man ſieht, es iſt eine große Dame, die ſich nicht ſtellen braucht, welche das Porträt gezeichnet. Und licher knappen, geſchmackvollen, bisweilen recht mechani Zeichnungen haben wir die Fülle hier: wir glauben jener goldenen Jugendzeit unſeres Jahrhunderts zu men und wir ſind der Gräfin dankbar, uns nicht ein jene Zuſtände geſchildert, ſondern auch uns ge-

zeigt zu haben, wie eine selten begabte, in den feinsten Lebensformen aufgewachsene, klug aufhorchende und scharf zusehende Weltdame zu Werke geht, um ein solches Bild zu entwerfen; am Ende des Bandes aber angekommen, vergessen wir, daß die schöne, heiterweltliche Hofdame von Madame la Dauphine einst die unglückliche Idee gehabt hat, im Leben wie in den Schriften die Rolle einer Titanide, dann einer Diotima zu spielen, und daß sie ihre wahre Bahn erst gefunden hat, als es schon zu spät war. Fast zu spät müßten wir sagen; denn wir wollen über unserm Bedauern und Vermissen dessen, was die geistreiche Frau uns hätte geben können, nicht vergessen, was sie uns in diesem ihrem letzten Vermächtniß gegeben hat: ein Paar hundert Seiten ausgesuchtester Sittenschilderungen, voller Leben, Unbefangenheit, Anmuth und seltener Intelligenz.

M. Bulo z.

Paris ist wieder um einen hervorragenden Vertreter der „Generation von 1830" ärmer geworden. Dieser war keiner der Himmelstürmer, welche die Gesetze des Parnaß oder des Staates umstürzen wollten, keiner der Apostel, die Religion und Gesellschaft zu erneuern unternahmen; er war kein Redner und kein Schriftsteller kein Staatsmann und kein Priester, und doch wird er am Ende eine tiefere Spur zurückgelassen haben als alle

antiker, Saint-Simoniſten, Neukatholiken und
ıtarier von 1830. M. Buloz hat die „Revue
: Mondes" geſchaffen.
iſt ſchwer, die hiſtoriſche und nationale Bedeu-
„Revue des Deux Mondes," es iſt unmöglich
ienſte M. Buloz' um Gründung und Erhaltung
itſchrift zu überſchätzen. Die „Revue" iſt die
ıte Literaturausſtellung Frankreichs geworden,
n Vorzug über den Kunſtſalon hat, daß kein
ıt von Geſchwornen, ſondern ein aufgeklärter
iber Aufnahme und Abweiſung entſcheidet, wo-
ın, da dieſer Deſpot wirklich Deſpot iſt, d. h.
rrn über ſich hat, weder in Geſtalt eines Unter-
iſters, noch einer Akademie, noch eines Ver-
nd da er ſeine Sache verſteht, wie kein Anderer,
ht etwas Schlechtes zugelaſſen wird um den
egzunehmen, faſt unmöglich etwas Gutes ver-
oird, das die Nation zu kennen ein Intereſſe
ıß bedeutende Leiſtungen vierzig Jahre lang,
)penhauer's Hauptwerk, zwanzig Jahre lang,
'ried Keller's Novellen, der Nation im großen
ınbekannt blieben, iſt ſeit dem Daſein der „Re-
:r vielmehr ſeit dem Siege der „Revue" im
ım's Daſein, geradezu eine Unmöglichkeit in
). Ich ſage ſeit dem Siege; denn der Kampf
leichter: Buloz brauchte mehr als zehn Jahre,
)ncurrirenden Organe aus dem Felde zu ſchla-
ıit die Fach-, Local- oder Parteizeitſchriften nicht
ind, welche ja ihre volle Berechtigung haben,
n Centralorgan; wie die Privatbanken neben

der Bank von Frankreich, welche den ganzen Handel des Landes regelt, garantirt und beschleunigt. Wohl ward Buloz von den Umständen begünstigt: Das ganze hochbegabte Stürmer- und Drängergeschlecht, das im „Globe" seinen ersten Waffengang gethan und seine bedenklichste Jugendtollheit ausgegohren hatte, trat zugleich mit der etwas älteren doctrinären Gruppe der „Revue française" — Broglie, Guizot u. A. —, mit welcher sie die politische Lage verband, in das neue Unternehmen ein, sicherte ihm so einen Stock hervorragender Talente und gab ihm zugleich die Richtung, welche auf lange hin die ganze französische Bildung fortreißen sollte. Da es nun den französischen Schriftstellern vor Allem darauf ankommt gelesen zu werden und das Bedürfniß einer hohen Zahlung erst in zweiter Linie in Rechnung gezogen wird, so ließen sich jene ersten Mitarbeiter auch später nicht durch die glänzendsten Anerbietungen weglocken. Die Mignet und Guizot, Thierry und Cousin, Villemain und St. Beuve, George Sand und A. de Musset, selbst der am Hungertuch nagende G. Planche, blieben bis zu ihrem letzten Athemzuge der „Revue" getreu. Sie aber lockten wieder die Generation von 1860: die Renan, Taine, Montégut, Scherer, Réville, welche es natürlich vorzogen neben so bewährten Waffenbrüdern zu kämpfen. Die Zeitschriften zweiten Ranges, welche daneben aufzukommen suchten und meist ein kummervolles Leben fristeten, spielten von da ab die Rolle, die unsere kleinen Universitäten gegenüber Leipzig und Berlin spielen: junge Talente übten sich und zeigten sich, manche vielleicht die Buloz erst abgewiesen hatte. Sah er sie aber gedruckt, so erspähte

sie sein immer waches Falkenauge sofort, riß sie aus ihrer Dunkelheit, wo sie der Nation noch Jahre lang hätten verborgen bleiben können, und stellte sie allen gebildeten Franzosen vor, indem er so beiden, den Lesern und den Verfassern, einen unschätzbaren Dienst leistete: denn dem Leser ersparte er den Zeitverlust des Wählens und Probirens, dem Schriftsteller gab er 100,000 Leser, und die gewähltesten Europa's: gelang es ihm nicht darunter sich ein Publikum zu erobern, so durfte er wohl nur sich selbst anklagen; ein deutscher Schriftsteller hat immer die Ressource sich zu trösten: ja, wenn man mich kennte! Der Einfluß auf die Bildung der Nation, den die „Revue" so gewonnen, ist ein außerordentlich großer und im Ganzen heilsamer: die Traditionen des französischen Geschmacks werden aufrecht erhalten und doch die Zeitströmung mit in's alte Bett aufgenommen; durch die Centralisirung und Beschleunigung des geistigen Umsatzes wird die Einheit der nationalen Cultur gewahrt und vor einem Herabsinken des Niveaus geschützt; vor Allem wird die geistige Thätigkeit stets in Athem, die Verbindung der geistig Producirenden mit den geistig Consumirenden stets in Gang erhalten, was kein kleiner Vortheil ist, selbst wenn eine Zeit verhältnißmäßiger Brache eintritt.

Denn eine Nation, so begabt und so thätig sie auch sein mag, bringt nicht alle Jahre vierundzwanzig Bände bleibender Literaturwerke hervor: ein großer Theil eines solchen Sammelbandes muß natürlich vorübergehender Natur sein: Unterhaltungs- und Tagesliteratur. Die augenblickliche Auskunft muß eine breite Stelle darin

eigenthümer und Chefredacteur der „Revue“: er handelte daher stets mit dem Instinct des Eigenthümers und des Publizisten zugleich, wo sonst der Eine dem Andern Dinge zumuthet, die er nicht leisten kann. Buloz versöhnte diese scheinbar widerstreitenden Interessen in seiner Person; und der Eigenthümer kam gewiß nicht zu kurz dabei. Was er umsonst haben konnte, zahlte er sicherlich nicht aus falschverstandener Generosität. So vor Allem nicht den ersten Beitrag, den ein Schriftsteller, und wäre es Victor Hugo selbst gewesen, in seiner „Revue“ veröffentlichte. Die Ehre, zum ersten Male in so illustrer Gesellschaft zu erscheinen, mußte genügen — und genügte thatsächlich allen bedeutenden Schriftstellern Frankreichs in diesem Jahrhundert. Auch die Zahlung, die nach diesem Noviziat erfolgte, war und blieb eine ärmliche; dieselbe für alle. Das Glück — und der Blick — des Mannes war eben gewesen, von Anfang an die künftigen Größen der französischen Literatur, so lange sie noch wohlfeil zu haben waren, an sich zu ziehen, ihnen eine Oeffentlichkeit zu bieten, die schon damals nirgends sonst zu finden war und so die Arbeit der Einen mit der Gesellschaft der Andern zahlen zu können. Die Sparsamkeit ging aber weiter: es durfte keine leere halbe Seite in dem Bande sein und lieber fiel ein Absatz in dem Artikel unter seiner unbarmherzigen Scheere, als daß er das Honorar für eine Seite gezahlt, die nicht vollgedruckt war.

Auch das ständige Redactionspersonal war ein wenig zahlreiches, wenig kostspieliges, während die Zahl der freien Mitarbeiter sich auf Hunderte bezifferte. Lange Jahre hatte

er nur den unglücklichen Victor de Mars als Leſer und Sekretär. Der ſtarb über der Strapatze. Es wurde ihm kaum ein Nachruf von zehn Zeilen gewidmet. Nun ſuchte er ſich auszuhelfen, bis ſein älteſter Sohn herangebildet ſei; auch der ſtarb ihm, gerade als er ihn auf den Punkt gebracht hatte, wo er der „Revue" hätte nützlich ſein können. Man ſagt, er beweinte noch bitterer das Loos der „Revue" als das des Sohnes. War doch die „Revue" ſein Alles: Geliebte und Gattin, Freundin und Tochter, ſein einziger Gedanke bei Tag und Nacht. Kein Gang, kein Brief verdroß ihn, wenn's ihr Intereſſe galt. Noch in ſeinen ſpäten Jahren — er iſt vierundſiebzig alt geworden — machte der Mann zweimal im Monat die lange Reiſe von Savoyen, wo der zum Kröſus gewordene Korrektor ſeine Güter hatte, nach Paris, am 29. und 13. jeden Monats. Da ſaß er dann und las alle Druckbogen von der erſten Zeile bis zur letzten, las, ſchnitt, ſtrich, Tag und Nacht, ohne Unterbrechung, aß ſelbſt nur eilig mit ſeiner Familie in der Arbeitsſtube. Kein Druckfehler entging ihm, keine zweifelhafte Orthographie und, entgingen ſie ihm, verurſachte die Scham ihm ſchlafloſe Nächte. Meiſt war noch der betreffende Verfaſſer dabei zugegen und nun begann der hartnäckige verzweifelte Kampf zwiſchen dem Schriftſteller und dem Verleger, oft bis früh in die Morgenſtunden. Und man glaube nicht, nur Anfänger hätten ſich dieſer Prokruſtestortur unterwerfen müſſen: ſelbſt ein Guizot mußte ſich die Lenden zur Vertheidigung ſeines Stiles, ſeiner Kompoſition, ja ſeiner Gedanken gürten. Oft kam's zu heftigen Worten, die der grobe Greis dann aber bald gut-

müthig wieder zurücknahm, und da der hartnäckige Alte zudem auch noch harte Ohren hatte, so hörte man oft das Kampfgeschrei bis unten in die Rue Bonaparte. Keiner, der nicht erschöpft und grollend aus diesem Streite geschieden wäre, Keiner, der sich nicht geschworen hätte, daß sei das letzte Mal — und Wenige, die nicht nach sechs Monaten, wenn sie ihre Arbeit bei ruhigem Blute wieder lasen, gefunden hätten, daß die scharfe Gärtnerscheere am richtigen Orte eingeschnitten und das Ganze dadurch gewonnen habe. Die Mittelmäßigkeiten vor Allen zogen Vortheil aus der Prozedur; wenigstens für den Augenblick, obschon dieselbe auf die Dauer die Saftlosen zu Grunde richtete und nur die mehr oder minder Markigen dabei gediehen. Aber für den Augenblick machte diese Kochkunst auch eine Wassersuppe ganz genießbar, bis der Leser merkte, daß das Zeug ihn doch eigentlich nicht recht nährte.

Der Mann hatte seine eigenen Ideen über literarische Form; und zur Form gehörte auch die Pagination, die rechte Vertheilung der Absätze auf einer Seite, vor Allem der Titel. Der Titel mußte gleich den eingeschlafenen Philister aufrütteln. Ich erinnere mich, ihm meinen ersten Aufsatz (über „Johanna die Wahnsinnige" nach Bergenroth's Studien) unter einem unscheinbaren Titel gegeben zu haben. Wie ward mir, als ich das lachsrothe Heft in die Hand nahm und sah „Une Enigme de l'histoire," was sich dann als mein anspruchsloser Essay herausstellte. Auch mußte stets irgend welcher Vorwand angegeben werden, der zum Schreiben autorisirt hatte, neue Quellen, neue Bücher u. s. w. Vor

r nur den unglücklichen Victor de Mars als Leſer und Se-
retär. Der ſtarb über der Strapatze. Es wurde ihm kaum
in Nachruf von zehn Zeilen gewidmet. Nun ſuchte er ſich
uszuhelfen, bis ſein älteſter Sohn herangebildet ſei;
uch der ſtarb ihm, gerade als er ihn auf den Punkt
ebracht hatte, wo er der „Revue" hätte nützlich ſein
önnen. Man ſagt, er beweinte noch bitterer das Loos
er „Revue" als das des Sohnes. War doch die „Revue"
ein Alles: Geliebte und Gattin, Freundin und Tochter,
ein einziger Gedanke bei Tag und Nacht. Kein Gang,
ein Brief verdroß ihn, wenn's ihr Intereſſe galt. Noch
n ſeinen ſpäten Jahren — er iſt vierundſiebzig alt ge-
orden — machte der Mann zweimal im Monat die
ange Reiſe von Savoyen, wo der zum Kröſus gewor-
ene Korrektor ſeine Güter hatte, nach Paris, am 29.
nd 13. jeden Monats. Da ſaß er dann und las alle
Druckbogen von der erſten Zeile bis zur letzten, las,
chnitt, ſtrich, Tag und Nacht, ohne Unterbrechung, aß
elbſt nur eilig mit ſeiner Familie in der Arbeitsſtube.
ein Druckfehler entging ihm, keine zweifelhafte Ortho-
raphie und, entgingen ſie ihm, verurſachte die Scham
hm ſchlafloſe Nächte. Meiſt war noch der betreffende
erfaſſer dabei zugegen und nun begann der hartnäckige
erzweifelte Kampf zwiſchen dem Schriftſteller und dem
erleger, oft bis früh in die Morgenſtunden. Und man
aube nicht, nur Anfänger hätten ſich dieſer Prokruſtes-
ur unterwerfen müſſen: ſelbſt ein Guizot mußte ſich
: Lenden zur Vertheidigung ſeines Stiles, ſeiner Kom-
ition, ja ſeiner Gedanken gürten. Oft kam's zu hef-
en Worten, die der grobe Greis dann aber bald gut-

müthig wieder zurücknahm, und da der hartnäckige Alte zudem auch noch harte Ohren hatte, so hörte man oft das Kampfgeschrei bis unten in die Rue Bonaparte. Keiner, der nicht erschöpft und grollend aus diesem Streite geschieden wäre, Keiner, der sich nicht geschworen hätte, daß sei das letzte Mal — und Wenige, die nicht nach sechs Monaten, wenn sie ihre Arbeit bei ruhigem Blute wieder lasen, gefunden hätten, daß die scharfe Gärtnerscheere am richtigen Orte eingeschnitten und das Ganze dadurch gewonnen habe. Die Mittelmäßigkeiten vor Allen zogen Vortheil aus der Prozedur; wenigstens für den Augenblick, obschon dieselbe auf die Dauer die Saftlosen zu Grunde richtete und nur die mehr oder minder Markigen dabei gediehen. Aber für den Augenblick machte diese Kochkunst auch eine Wassersuppe ganz genießbar, bis der Leser merkte, daß das Zeug ihn doch eigentlich nicht recht nährte.

Der Mann hatte seine eigenen Ideen über literarische Form; und zur Form gehörte auch die Pagination, die rechte Vertheilung der Absätze auf einer Seite, vor Allem der Titel. Der Titel mußte gleich den eingeschlafenen Philister aufrütteln. Ich erinnere mich, ihm meinen ersten Aufsatz (über „Johanna die Wahnsinnige" nach Bergenroth's Studien) unter einem unscheinbaren Titel gegeben zu haben. Wie ward mir, als ich das lachsrothe Heft in die Hand nahm und sah „Une Enigme de l'histoire," was sich dann als mein anspruchsloser Essay herausstellte. Auch mußte stets irgend welcher Vorwand angegeben werden, der zum Schreiben autorisirt hatte, neue Quellen, neue Bücher u. s. w. Vor

m mußte die Sache „Aktualität“ haben, und hatte
ie nicht, so mußte man ihr künstlich eine schaffen.
n verlangte er, daß jeder Aufsatz in Kapitelchen
etheilt werde, denen eine allgemeine Einleitung vor-
hen mußte. Für Manche ist diese Form eine Art
e geworden, die sie mechanisch ausfüllen. Es giebt
sie Schriftsteller, die lebendige Revueartikelschreib-
hinen geworden sind; der Direktor schnitt die Stücke
nd die Nähmaschine fügte sie zusammen; man weiß
u bei der ersten Seite, was folgen wird und wie
Dinge sich folgen werden. Ebenso im Ausdruck.
Buloz war kein Purist; aber er haßte Archaismen
Neologismen mit dem Instinkte der Selbsterhal-
; nur die langen Sätze konnten ihn noch heftiger
arnisch bringen: er zerhackte sie sogleich in seinem
. Er fand, der französische Stil käme sehr herunter:
ibe heute gar keine Franzosen mehr, die französisch
reiben wüßten: es blieben nur noch zwei „Prussiens“
, die es verständen; der Eine war Rudolph Lin-
der Name des Anderen ist mir entfallen. Man
er war kein Pedant; und theilte das landläufige
rtheil der Franzosen gegen die fremden Barbaren
wegs. Er war schwer zugänglich; war man aber
l „de la Revue,“ so verging auch kein Monat, wo
Bettelbrief des Alten an Einen kam, der dann
o geschmeidig wurde, als er unbiegsam war, wenn
mal das Manuskript in Händen hatte. Auch liebte
ht, daß man in ein anderes Blatt als seines schreibe:
ür das „Journal des Débats“ machte er eine Aus-
e.

Doch giebt es immer noch eine große Rubrik, die Rubrik der objektiven Literatur — Reisebeschreibungen, national-ökonomische Studien, gemeinverständliche Mittheilungen wissenschaftlicher Ergebnisse, Aufsätze wie die Maxime du Camp's über die Organe von Paris und deren Funktionen, — wo der Leser, der außerhalb der Geschmackskonventionen und der Nationalleidenschaften steht und gerne mühelos ein wahres Interesse und eine aufrichtige Wißbegierde befriedigt, reichliche Nahrung findet. Und hier liegt die eigentliche kulturhistorische Bedeutung der „Revue des deux Mondes," deren Glanzperiode nicht zufällig mit der der großen beiden englischen Quarterly's zusammenfällt.

Es ist hart, es zu gestehen, namentlich für Leute, die selber Bücher schreiben: aber das Buch hat sich überlebt; nicht das Unterhaltungsbuch, nicht das Nachschlagebuch, nicht das gelehrte Buch, nicht das Schulbuch, aber das ernste Lesebuch der Gebildeten. Niemand hat dazu mehr Zeit in unserer eiligen Zeit und die Fülle des Wissenswerthen wächst zu überwältigend an. Sollten wir aber deshalb ausgestoßen sein von den Erzeugnissen der geistigen Arbeit unserer Zeit, die auf einem anderen Felde als dem unseren hervorgebracht werden? Soll der Kaufmann, der Abends vom Comptoir kommt, durchaus zur seichtesten Zerstreuungslektüre oder zum Journalartikel mit seinen fertigen Urtheilen verdammt sein? Soll der Historiker für immer aller Kenntniß dessen entsagen, was die wunderbare Entwicklung der Naturwissenschaften und der Mechanik in den letzten Jahrzehnten zu Tage gefördert? Soll der Naturforscher nicht die Gelegenheit ha-

ener großen Schule franzöſiſcher Schriftſteller, welche ie Kühnheit der Gedanken und die Eigenartigkeit der nſchauung in der unſcheinbarſten maßvollſten Form er Tradition mitzutheilen wußten. Im Allgemeinen ber, namentlich in den letzten dreißig Jahren, war auch er Gedanke zahm wie die Form. Die Epigonen des ouſin'ſchen Spiritualismus ſprachen Philoſophie in ner Weiſe, die dem wohlanſtändigen Familienvater das efühl gab, daß er hoch über dem ſimplen Kirchgeher he und doch die „Grundlagen der Moral" nicht an- ſte. Sogar die Romane bewegten ſich auf dem Ter- in der untadelhafteſten Konvenienzmoral, die die gräu- hen Laſter unſerer Geſellſchaft nur ſchildert, damit man h in ſeiner Tugendhaftigkeit vor ihnen bekreuzen könne ıb ſehe, daß in dieſer Welt am Ende doch immer das ute ſiege, *αἰλινον*, das Gute ſiege!

Ebenſo in der Politik, ſeit Eugène Forcade das eitliche geſegnet. So lange dieſer franzöſiſche Gentz ıter der Drohung des Gerichtsvollſtreckers, deſſen Da- oklesſchwert Vater Buloz gnädig aufhielt, bis der be- eſſende Artikel fertig war, alle vierzehn Tage jene un- reichten politiſchen Ueberſichten ſchrieb, die ſich alle ıſere Diplomaten zum Vorbilde hätten nehmen dürfen, ar auch Buloz' Zeitſchrift „quelqu'un"; denn der alte rämer wußte wohl, wen er gewähren laſſen mußte. eitdem iſt die Politik der „Revue" etwas verſchwom- n geworden. Nur das heutzutage obligate Antideutſch- ım, wie früher das Antiruſſenthum, bringt noch ein nig Wärme und Leidenſchaft in dieſe lymphatiſche ıbliziſtik.

Doch giebt es immer noch eine große Rubrik, die Rubrik der objektiven Literatur — Reisebeschreibungen, national-ökonomische Studien, gemeinverständliche Mittheilungen wissenschaftlicher Ergebnisse, Aufsätze wie die Maxime du Camp's über die Organe von Paris und deren Funktionen, — wo der Leser, der außerhalb der Geschmackskonventionen und der Nationalleidenschaften steht und gerne mühelos ein wahres Interesse und eine aufrichtige Wißbegierde befriedigt, reichliche Nahrung findet. Und hier liegt die eigentliche kulturhistorische Bedeutung der „Revue des deux Mondes," deren Glanzperiode nicht zufällig mit der der großen beiden englischen Quarterly's zusammenfällt.

Es ist hart, es zu gestehen, namentlich für Leute, die selber Bücher schreiben: aber das Buch hat sich überlebt; nicht das Unterhaltungsbuch, nicht das Nachschlagebuch, nicht das gelehrte Buch, nicht das Schulbuch, aber das ernste Lesebuch der Gebildeten. Niemand hat dazu mehr Zeit in unserer eiligen Zeit und die Fülle des Wissenswerthen wächst zu überwältigend an. Sollten wir aber deshalb ausgestoßen sein von den Erzeugnissen der geistigen Arbeit unserer Zeit, die auf einem anderen Felde als dem unseren hervorgebracht werden? Soll der Kaufmann, der Abends vom Comptoir kommt, durchaus zur seichtesten Zerstreuungslektüre oder zum Journalartikel mit seinen fertigen Urtheilen verdammt sein? Soll der Historiker für immer aller Kenntniß dessen entsagen, was die wunderbare Entwicklung der Naturwissenschaften und der Mechanik in den letzten Jahrzehnten zu Tage gefördert? Soll der Naturforscher nicht die Gelegenheit ha-

ben, ſeine Gymnaſialſtudien bei der Leuchte der neuen Philologie und hiſtoriſchen Kritik zu revidiren? Soll der Militär gezwungen ſein, den ganzen Darwin durchzuſtudiren, um zu wiſſen, wie er ſeine Hypotheſen begründet? Man unterſcheide doch zwiſchen einer kurzen kritiſchen Anzeige, die meiſt von Unberufenen verfertigt wird, welche die materielle Zeit nicht haben, die angezeigten Bücher alle zu leſen, und der eingehenden Arbeit eines Sachkundigen, der, ſchnell orientirt auf dem genen Terrain, raſch ſieht, was ein bedeutendes Werk wirklich Neues bringt, oder, zurückſchauend auf die Arbeit ſeiner jüngſt vergangenen Jahre, die Hauptreſultate derſelben zuſammenſtellt. Welches iſt der Gegenſtand, vorausgeſetzt, er iſt gut gewählt und genau umſchrieben, in man nicht in vierzig Druckſeiten für den Laien erſchöpfend behandeln kann? Welches iſt das Originalwerk, in dem es nicht möglich wäre, dem in der Zeit Beſchränkten den ganzen Gedankengang, das Quellenwerk, in dem nicht thunlich wäre, ihm die wichtigſten Thatſachen in vierzig Druckſeiten mitzutheilen? Das würde eine Sünde ſein, wenn es ſich um ein Kunſtwerk handelt, wie nun die „Divina Commedia" oder der „Fauſt", der peloponneſiſche Krieg" oder der „Catilina." Es wäre vermeſſen, wenn der Leſer einer Auseinanderſetzung der Darwin'ſchen Theorie ſich einbilden wollte, nun wiſſe er ebenſoviel davon als der Zoologe von Fach. Allein davon iſt gar nicht die Rede in einer „Revue," wie es eine „Revue des Deux Mondes" war; wo es ſich nur um die Belehrung des Laien handelte. Wer aber auf höhere Werke der Wiſſenſchaft, nicht der Kunſt, zurück-



...viel viele von uns gethan?
zwei seiner Werke, meist die „
und die „Aesthetik;“ im Uebrig
eine Geschichte der Philosophie
ihnen als Gebildeten, nicht als F
wissen frommt. Die gebildeten
Fachwissenschaft eine lebendige N
zu ihr, wie unsere Söhne zu He
die Gelegenheit, sich über ihnen
klären, unter dem Vorwande der
gründlichkeit benommen sein?

Das Hauptverdienst aber H
in seiner Zeitschrift eine Tribun
welche seiner Nation als centrale
ist heute gar sehr die Mode, na
selber, gegen die Centralisation z
aber seine zwei Seiten. Es giebt
denen die Wirkung, das Echo noth
ein solches in der Nation existir
boden nothwendig

:utende originelle Talente auszuſchließen, wenn ſie ſich ur halbwegs dieſen Traditionen anbequemen wollten, nd leiſtete ſo in erſter Linie dieſen Talenten einen großen ienſt; ſie verhinderte die Zerſplitterung der geiſtigen räfte der Nation und ſie bot dem Producenten wie m Conſumenten einen ſtets offenen wohl verſehenen arkt, wo Jeder ſich nach Bedürfniß verſorgte. Wollte ott, wir hätten was Aehnliches! Iſt eine Stadt ein= al Großſtadt geworden, ſo kann ſie nicht länger auf anzig Märktlein ihre Nahrung zuſammenleſen.

Doch wohin hat uns der Nekrolog des alten Her= sgebers der „Revue" geführt! Der dachte wahrlich ht an Alles das, was wir da eben auseinandergeſetzt, s er dem Zeitgeiſte und den Zeitbedürfniſſen ſo ent= gen kam, wie er's that. Der leitete ſeine Revue wie rr Jourdan Proſa machte, sans le savoir. Sie war rum nicht ſchlechter.

M. Thiers.

Ein Rip van Winkel, der etwa am 31. Mai 1850 f den Boulevards von Paris eingeſchlafen und ebenda 8. September 1877 wieder aufgewacht wäre, hätte hl fortzuträumen gewähnt, wenn er, betroffen von der wegtheit der Straßen und der Menſchen, in ein Kaffee= s eingetreten wäre, den Kellner ausgefragt und die rgenzeitungen durchflogen hätte. Nicht als ob er t ſchon vor ſeinem Schlafe Pariſer Begräbnißmani=



Heere dreier Dynastien in's
sicherlich in kein geringes Er
wunderter indeß würde sich d
rieben haben, hätte er verno
die sich um diesen Sarg drän
republikaner, welche der Minister
der Rue Transnonain mit der
im Palais Bourbon mit der Ma
schenverstandes so unbarmherzig r
ner aber, so die Schnüre des Tra
dieselben Neuliberalen, welche sein
schreiber des Consulats nur als
französischer Freiheit und Selbstv
stocktesten Anwalt der Centralisati
der stehenden Heere und der Sch
pflegten. Sollte wirklich einmal
gesiegt haben? Sind die Gegner bei

„Sein groß Verdienst um
weil sie ihren Gegnern

kein Wort — oder haben gar nur Schmähworte — für den Epiker der Kaiserzeit, den Minister Louis Philipp's, den „Burggrafen" der Rue de Poitiers, den Kämpen des weltlichen Papstthums, für den unermüdlichen Feldherrn, der einst ihnen Allen Stütze und Trost gewesen!

Es wäre wohl kaum allzuschwer nachzuweisen, daß nicht Thiers seine politische Religion gewechselt, wohl aber die Parteien um ihn her, unter dem Einfluß der von ihnen selbst geschaffenen Umstände, eine tiefe Wandelung erfahren, daß sie sämmtlich, von dem äußersten linken bis zum äußersten rechten Flügel, sei's aus selbstsüchtigen Beweggründen, sei's aus Leidenschaft, Schwäche oder Furcht, das Wesentlichste ihrer Ueberzeugungen geopfert und so den Mann, der in einem achtzigjährigen Dasein auch nicht eine seiner Jugendüberzeugungen aufgegeben, in eine Lage gedrängt haben, welche in so sonderbarem Widerspruche zu seiner ganzen Vergangenheit steht. Denn selten in der Geschichte bietet ein langes, thatenreiches Leben eine so vollkommene Einheit, wie sie das Leben des Mannes bietet, der seine Laufbahn unter dem Mißtrauen aller Parteien als stellungsloser Journalist und heißblütiger Vertheidiger der Revolution begonnen, im Schoße einer sichergegründeten Opulenz als einziger Bürge der Regierungsfähigkeit einer großen Partei beschlossen hat; eines Mannes, dessen Name bald gleichbedeutend mit gallischer Kriegslust, bald das Symbol des europäischen Friedens gewesen; der die Sache des Papstthumes am längsten vertheidigt und nie einen Fuß in die Kirche gesetzt; der mehr als Einer gethan, die napoleonische Legende lebendig zu erhalten und von



...menhangender, als di
der gestern nur für Kunst, l
zu leben schien; der bald ein
zähler der Vergangenheit, bal
der Gegenwart zu sein wußte;
ches Interesse und gleiches Ver
angelegenheiten entgegenbrachte
schäftsmann, als Schriftsteller s
gen Zeitgenossen messen durfte, r
tigkeiten zum ausschließlichen Ver

Diese Einheit darzuthun, b
graphie Herrn Thiers', und ich
liche Zeitungen des Weltalls ver
nach dem Tode des alten Staatsm
werther Bereitschaft und noch bew
einstimmung in den Thatsachen
mentar zu diesen Thatsachen, de
Dahingeschiedenen erzählt haben.
nicht nöthig, die Geschichte Fra
einmal zu erzählen, um d...
d... G...

nügt, die Meinungen Thier's von 1825 und 1850 zu vergleichen mit denen von 1875 und nachzuweisen, daß seine Handlungen stets im Einklang waren mit den Ansichten, welche er theils in seinen Reden, theils in seinen Geschichtswerken über Politik und Nationalökonomie, Philosophie und Moral niedergelegt, diese officiellen Ansichten aber mit denen zusammenzustellen, die er im Leben, sei's gesprächsweise, sei's durch sein Thun, an den Tag legte. Eine solche Nachweisung des Zusammenhanges zwischen Vergangenheit und Gegenwart, wie zwischen den verschiedenen Thätigkeiten und Fähigkeiten des Mannes wird dann von selbst ein Bild des Menschen, des Geschichtschreibers und des Staatsmannes ergeben, welches den Gegenstand von einer anderen Seite zeigen und so, ohne irgend welche Wiederholung, die Charakteristik ergänzen und bestätigen wird, die ich anderwärts von dem außerordentlichen Manne zu geben versucht habe.*)

I.

Die bewegte Geschichte Frankreichs im 19. Jahrhundert hat viele Männer in den Vordergrund gebracht, welche in einer oder der anderen Hinsicht bedeutender waren, als Thiers; keinen, der mehr Franzose des 19. Jahrhunderts gewesen wäre. Und er war sich dessen vollkommen bewußt; nicht zufällig enthält sein politisches

*) In meiner „Geschichte Frankreichs von 1830—1870," sowie im ersten Band gegenwärtigen Sammelwerkes (unter dem besonderen Titel „Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts"), wo ich, namentlich in der letzten Auflage, Herrn Thiers ein ausführliches Capitel gewidmet.

Teſtament, mit wie unſicherer Feder es ſonſt auch geſchrieben ſein mag, feſte Worte der Selbſtzufriedenheit und der Zuverſicht über ſein Jahrhundert und ſeine Nation. Was die große Revolution gewollt, was der erſte Conſul verwirklicht, das hat Thiers ſein Leben über verfochten, wie man nur ſeine eigene Sache verficht; denn er repräſentirte dieſes neue Frankreich, wie ein König ſein Land vertritt: er ſtand und fiel damit. Die Revolution und der erſte Conſul hatten ſich die Aufgabe geſtellt, ein feſtgeordnetes Staatsweſen herzurichten, in welchem das Geſetz unbedingt und für Alle herrſchte; wo dies Geſetz keinem Bürger Hinderniſſe in den Weg legte, wenn er ſich Anſehen und Macht in Staat und Geſellſchaft erobern wollte, die natürlichen Hinderniſſe jedoch, die den Kampf um's Daſein erſchweren, ganz unberückſichtigt ließ. Aber die Revolution „war nicht die Freiheit und ſollte nicht ſelber die Freiheit ſein. Sie war ein großer Kampf gegen die alte Ordnung. Nachdem ſie dieſelbe in Frankreich beſiegt, mußte ſie ſie in Europa beſiegen; allein ein ſo heftiger Kampf ließ weder den Geiſt noch die Formen der Freiheit zu;" und Bonaparte „kam nicht, die Freiheit zu gründen, welche noch nicht exiſtiren konnte, ſondern die Revolution fortzuſetzen unter monarchiſchen Formen" (Worte Thiers' am Schluſſe der Revolutionsgeſchichte, 1827). Sieht man ſich nun die Revolution näher an, ſo wird man finden, daß ihr eigentlicher Zweck die Zerſtörung der alten Ordnung und die Gründung einer neuen, das Heraufkommen des tiers-état war. Alles Andere war ihr im Grunde gleichgültig: ſie dachte nicht daran, eine locale Selbſtverwaltung

ie in England, die freie Kirche wie in Amerika, ein olksheer, wie Preußen es 1813 herſtellte, einzuführen; unhiſtoriſch war ſie keineswegs, was man auch über ren Rationalismus und Radicalismus geſagt haben ag. Sie wollte durchaus die Ueberlieferungen Alt- nkreichs nicht aufgeben, weder in der auswärtigen, ch in der inneren Politik. Der Inhalt dieſer Politik, h. die Aufgabe des Staates, ſollte dieſelbe bleiben; er die alten Formen ſollten vereinfacht, ſyſtematiſch egelt werden, Ordnung, Rechtſchaffenheit, vor Allem rdienſt an die Stelle der Unordnung, der Corruption d der Gunſt treten; keine der Functionen des Staates ten mehr von Privilegirten geleitet werden, alle jedem rgerlichen zugänglich ſein; das Wort vom Marſchall- be in der Patrontaſche des gemeinen Soldaten ſollte erall im Staate gelten, jeder Franzoſe, wo ihn auch r Zufall habe geboren werden laſſen, das Recht und : geſetzliche Möglichkeit haben, es zum Oberrichter, zum zbiſchof, zum Präfecten, zum General, ja zum Miniſter bringen. Dies Ziel erreichten denn die Revolution d der erſte Conſul auch vollſtändig, und ein ſolches natsweſen, wenn ſchon augenblicklich etwas entſtellt, ıd der junge Thiers vor, als er vierundzwanzig- rig ſeine Laufbahn begann (1821). Vielleicht wäre bei ſeiner Begabung und bei ſeinem Ehrgeiz auch term alten Régime durchgedrungen, wie Colbert durch- ng ohne dem Waffen- oder Gerichtsadel, ja auch nur : hohen Finanz anzugehören; wahrſcheinlicher wäre er nnis, vielleicht Intendant geworden und hätte für en vornehmen Miniſter gearbeitet, der ſich mit dem



Thiers nannte ſich ge
tation einen ſchlichten Bür
Bürgersmann iſt er in der
lang. Welche Titel und W
können! Er aber wollte e
nicht einmal Thiers wie La
ſondern M. Thiers. So auch
nung und Lebensführung. Z
mit der Brille auf dem feinen,
kleinen Bäuchlein, dem tadello
von ſeiner Ehehälfte, Schwiege
in beſcheidener Nachmittagstoil
eher an die Geſellſchaft der F
als an die vornehmen Kreiſe,
einführt. Sprach er nun, lauſch
Redefluſſe, ſo hatte man freilich
hier mit dem durchgebildetſten,
aller Bourgeois zu thun hatte,
Bourgeois, deſſen Ton ſo weit
des Gelehrten, als





undſchaft eines Herzogs
ein Größerer ob ſolcher
rf ſich in die Bruſt und
huung, wenn er mit einem
niemand hätte auch nur eine
der Haltung M. Thiers' ge-
jungen Journaliſten oder einem
ſprach: es war ſtets dieſelbe
einchte Höflichkeit, dieſelbe Lebhaf-
fectirte er die geringſte Feierlichkeit
rnehmheit:

„Es fehlten ihm
Die pathetiſchen Geberden."

ch gern reden, ſprach auch gern von ſich
beſonderes Vergnügen, Einem fühlbar
weit Herr Adolph Thiers Herrn von
Gortſchakoff, Lord Palmerſton und gar
Herrn Rouher und Mr. Gladſtone über-
Eitelkeit war eine durchaus harmloſe,
iel, ihn nie von dem Gegenſtande ab-
beſprach, wie er denn auch nicht, wie
erſiegliche Sprecher zu thun pflegen, am
Worte Gefallen fand, ſondern an der
ſtik, welche er entwickelte, indem er einen
allen Seiten beleuchtete. Denn ſeine
ar immer ſachlich, und wo das Perſön-
kam, ſtets wohlwollend: die Anecdote,
ıtlich der Witz auf Koſten guter Freunde,
latz in dieſer fortſchreitenden Darſtellung
Perſonen oder der Gedanken. Dabei



empfindsamen Volksfreunde
der Geschichte wie in dem
wird M. Thiers fortleben a
der Vaterland, Freiheit und
phrase." Freilich war ihm da
mit „le peuple" der Straßen
Gegentheil einen gewissen Bü
oft heraushängte, der es ihm de
nothwendigste Tugend des Staa
gültigkeit gegen Unpopularität —
auch diese eher mit der Sorglosigke
dem herausfordernden Tone eines
und mehr dem Pöbel, als, wie
gegenüber; denn es wird dem dur
getrennten Hochadligen leichter fi
Stand in ein freundschaftliches V
dem Bürger, der immer fürchten m
die ihn von der Menge trennt,
ja auch der Aristokrat der
wohlwollend

reichs von Bayonne bis Dün-
ce und Milch zu trinken, um
nterbrochen zu arbeiten. Ein
n Tage, nach altfranzöſiſcher
er Mittagsſchlaf ſtellten bald
ervenloſen Körper her, und
Ihr Nachmittags, im dunkel-
Röcklein und mit wohlraſir-
den Boulevards ſpazierte
rplauderte bis Mitternacht,
en, daß er ſechs Stunden
r ſich habe: war ihm ja
ſeines ganzen Daſeins;
tige Arbeit des Bürgers-
nicht die zufällige Ar-
e, Ehrgeiz oder augen-
ren. Denn wie ſeine
auch ſeine Sinnes-
hiers konnte nie in
en: und er wollte
uf den Titel, als
ganzen franzöſi-
n heraufgebracht.
ſehen, wie der
hnung „Ariſto-
Thiers nahm
e Conſtatirung
hat als des
Stand heraus-
er zum Lord



leben wie als Politiker und (
der Wirklichkeit, der alles Se
ſich in keine vornehme Gevatte
ſo kam es ihm auch nie in den
tiſcher Eiferſucht niederziehen zu
zigjähriger Jüngling gab er S
der Sitte oder dem Geſetz zukam
ſelber aber verblieb in dem Stan
boren war, dieſem wollte er Ehre

Sein erſtes Werk war bekann
das Mittel, durch welches er zu
Einfluß zu gelangen gedachte, ur
der großen Umwälzung, welche sein
zur Herrſchaft des Staates erſchloſ
gung der Umwälzung, nicht der W
geführt, noch weniger der Mittel, d
geführt worden. Dies erklärt den
des Buches und ſeines Verfaſſers,
nur Macauly fünfundzwanzig
leben ſollte.

liche und literarische Werth, auch wenn er größer gewesen wäre, als er in Wirklichkeit ist, genügt nicht, einen solchen Erfolg zu erklären. Die Sache war, das ganze Bürgerthum Frankreichs, das noch eben erst die Milliarde Entschädigung an die Emigranten hatte zahlen müssen, das sich noch nicht im Besitze der Nationalgüter sicher fühlte, das das Kirchenfrevelgesetz hatte hinnehmen müssen, fühlte mit einem Schlage das tua res agitur und erkannte sofort in dem kühnen Jüngling seinen Verfechter. Zu dem großen Vortheile aber, den immer der Resonnanzboden eines großen nationalen Mittelpunctes bietet, — einem Vortheile, dessen ein deutscher Schriftsteller so ganz verlustig geht — gesellte sich gerade damals noch die seitdem aufgelöste Coalition der studirten Leute und des reichen Bürgerthums, die beide durch die Anstalten der Université in den revolutionären Vorurtheilen und Leidenschaften aufgezogen worden und sich nun verbunden mit jugendlicher Begeisterung gegen Adel und Geistlichkeit wandten. Als der letzte Band (1827) erschien, war der dreißigjährige Thiers ein gemachter Mann. Doch fühlte er schon damals, daß die materielle Unabhängigkeit nöthig sei, um eine solche Stellung dauernd zu behaupten, und suchte mit dem Instincte des für das öffentliche Leben Geborenen sich ein Vermögen zu gründen: nicht um der Eitelkeit oder der Genußsucht zu fröhnen — Niemand hatte geringere Bedürfnisse und strebte weniger nach äußerer Auszeichnung als Herr Thiers —, sondern um einen Rückhalt zu haben, eine competency, wie die Engländer sagen, die gar nicht begreifen, wie man ohne solchen Rückhalt



Bundesgenoſſenſchaft verſchmä
noch mehr. Mitarbeiter, dann
ſtützung, Director des „Conſt
nicht ganz Herr in dieſem Bla
welche die Zeit gehabt tiefe und
zu ſchlagen, vielerlei Rückſichten
gründete er mit Carrel und Mig
Angriffsbatterie gegen das Miniſ
Triumph ihn auf immer von de
geſchloſſen hätte. Nach dem Sie
irgend ein Anderer vorbereitet, ber
legenheit, die ſich ihm bot, um ſich
erwerben, und obſchon er Laffitte v
ſchon jetzt zur conſervativen Seite
die Stelle des Unterſtaatsſecretärs
um Baron Louis' theoretiſchen l
vervollſtändigen. Es blieb ihm n
der Kammer zu erobern, um au
ſtehen, und mit gleichen Karten
zu beginnen

miniſterfähigen Staatsmänner Frankreichs, und zwar einer der fünfe, welche auf die Premierſchaft Anſpruch machen konnten.

Nur dem frühzeitigen Realismus, mit dem er die Dinge und Menſchen anſah und der keineswegs die Wärme noch die Redlichkeit der Geſinnung ausſchloß, dankte er ſo raſchen Erfolg. Dieſer Sinn für Wirklichkeit, mehr noch als ſeine Gutmüthigkeit und natürliche Billigkeit, bewahrte ihn auch von vornherein vor der heftigen Leidenſchaft, welche das Benehmen und die Sprache ſo vieler franzöſiſcher Politiker verunziert. Er hegte keinen Haß gegen ſeine politiſchen Gegner oder gegen die Nebenbuhler und Feinde ſeines Vaterlandes; ſo lebhaft er im Kampfe war, er ließ ſich nie vom Zorne fortreißen; ſo untrüglich ſein Gedächtniß war, er trug nie Etwas nach, und er hatte kaum ein Verdienſt dabei, er wußte nicht, was Nachtragen war: als er Präſident der Republik wurde im Jahre 1871, war eine ſeiner erſten Maßregeln, Herrn Lanfrey, der wenig Jahre vorher ihn auf's Schonungsloſeſte und ohne irgend eine Herausforderung angegriffen und verſpottet hatte, zum Geſandten in Bern zu ernennen. Auch in der Politik wollte er kein Nachtragen: unerbittlich ſollten die Feinde der Ordnung niedergeſchlagen werden, um jeden Preis der Obrigkeit Recht und Gewalt bleiben; war das aber erlangt, ſo ſollte auch das Vergangene vergangen ſein: ſchon im Juni 1871 wünſchte er alle Verfolgungen gegen die Communards — mit Ausnahme der Mörder der Generale und der Geiſeln — einzuſtellen, eine allgemeine Amneſtie zu verkünden; er ſcheiterte an dem Widerſtande der Alt-



geben, Luiaules, dem le
erlaubte Milde zu üben,
Heirathsverbindungen ſeiner
geben gefährdet glaubte. Th
ſeltenen politiſchen Kunſt des L
Menſchen ſowohl als Dinge, wie
ſeinen perſönlichen Gefühlen zu
Gewiß haben wenige Staatsmä
fühl der franzöſiſchen Größe un
zöſiſchen Einfluſſes gehabt; aber
lich, daß England, Rußland, P
nungen hätten, und ſah herab a
die Herrſchſucht Englands, die
die Eroberungsluſt Rußlands b
nicht alle Nationen ſich ein ge
ſetzten, ein mehr oder minder leg
minder entferntes Ziel, nach welc
minder Klugheit, Gewandtheit,
ſtreben, die aber darum doch der
ihrer Anſtrengungen
wirk

naß die menſchlichen Dinge nie mit einem abſoluten
Maße: ein überzeugter Verfechter der Preßfreiheit, fand
r doch Napoleon's Maßregeln gegen dieſelbe „ganz
eſetzlich und, Dank dem Geiſte jener Zeit, beinahe un-
edeutend; denn die Dinge haben nur durch den Geiſt,
r herrſcht, Bedeutung."

Aus dieſem Anerkennen des Wirklichen, welches
e Grundlage aller Billigkeit iſt, entſprang denn auch
e ſtaatsmänniſche Mäßigung der Sprache, welche ſchon
n enthuſiaſtiſchen Jüngling auszeichnete und dem alten
alleyrand empfahl, der Anfangs den Schützling La-
yette's und Manuel's etwas mißtrauiſch aufgenommen
tte, aber ſofort durch des jungen Mannes realiſtiſche
eurtheilung des ſpaniſchen Feldzuges (1823) beruhigt
d gewonnen worden war. Der alte Diplomat fühlte
fort, wie die ganze Nation es bald fühlen ſollte, daß
eſer junge, lebhafte Südländer ganz Herr ſeiner Leiden-
aft war, und dieſe Selbſtbeherrſchung war es, welche
m erlaubte, trotz der ſchwierigen Anfänge in verhält-
ßmäßig kurzer Zeit zu erreichen, was er erreichte. Nie,
ch nicht als zwanzigjähriger, unverantwortlicher Jour-
liſt, geſchweige denn als Parteichef oder Staatsober-
upt von reifen Jahren, hat Thiers ſich dazu hinreißen
ſen, von „barbariſchen Horden" und „Elenden" zu
en, wenn er von dem regelmäßigen Heere eines feind-
ien Staates oder von einer Partei des eigenen Lan-
ſprach, die zwanzig Jahre lang im Namen Frank-
hs geredet, gehandelt und verhandelt hatte; und auch
der Schmerz um ſein gedemüthigtes Vaterland ihn
überwältigen ſchien, redete er nur mit Würde und



nur von den Anhängern „
Er fühlte eben ſehr wohl,
es ſofort mit ihm, daß die t
eines Léon Gambetta nicht
guten Geſchmack ſind, nicht
Benehmensgewohnheiten verra
eine Denk- und Gefühlsart ben
ihnen hingibt, durchaus für d
machen, als worin die Verkennu
Gegner ebenſo gefährlich ſind, wi
dies Fehler des Temperaments
Temperamente, die zur geſunde
unfähig machen, wenn ſie auch
tionärer Gährung einem Dant
nur ephemere Gewalt geben könn
hatte Thiers vor einem ſolchen
und dieſer Ruhe des Gemüthes
Verſtandes zugeſellt. Kein Franz
kann ſich rühmen, ſein
Gröſ

iche und literariſche Werth, auch wenn er größer gewe-
n wäre, als er in Wirklichkeit iſt, genügt nicht, einen
lchen Erfolg zu erklären. Die Sache war, das ganze
ürgerthum Frankreichs, das noch eben erſt die Milli-
de Entſchädigung an die Emigranten hatte zahlen
üſſen, das ſich noch nicht im Beſitze der Nationalgüter
her fühlte, das das Kirchenfrevelgeſetz hatte hinnehmen
üſſen, fühlte mit einem Schlage das tua res agitur und
annte ſofort in dem kühnen Jüngling ſeinen Ver-
hter. Zu dem großen Vortheile aber, den immer der
ſonnanzboden eines großen nationalen Mittelpunctes
tet, — einem Vortheile, deſſen ein deutſcher Schrift-
ller ſo ganz verluſtig geht — geſellte ſich gerade da-
ls noch die ſeitdem aufgelöſte Coalition der ſtudirten
ute und des reichen Bürgerthums, die beide durch die
ſtalten der Université in den revolutionären Vor-
heilen und Leidenſchaften aufgezogen worden und ſich
n verbunden mit jugendlicher Begeiſterung gegen
el und Geiſtlichkeit wandten. Als der letzte Band
27) erſchien, war der dreißigjährige Thiers ein ge-
chter Mann. Doch fühlte er ſchon damals, daß die
terielle Unabhängigkeit nöthig ſei, um eine ſolche
ellung dauernd zu behaupten, und ſuchte mit dem
ſtincte des für das öffentliche Leben Geborenen ſich
Vermögen zu gründen: nicht um der Eitelkeit oder
Genußſucht zu fröhnen — Niemand hatte geringere
ürfniſſe und ſtrebte weniger nach äußerer Auszeich-
g als Herr Thiers —, ſondern um einen Rückhalt
haben, eine competency, wie die Engländer ſagen,
gar nicht begreifen, wie man ohne ſolchen Rückhalt



felde den Kampf anzun
nicht ertragen konnte, w
zu ſein, und nur weil er
er unter der Reſtauration
Noch eifriger betrieb er fr
blik im Jahre 1848, eben
ſtand und nur einen leeren
men, der ihm, als dem echt
ſeinen Standesgenoſſen in
von 1793 heraufbeſchwor, un
leichtſinnigen Führer der ſie
zu Ehren zu bringen ſich ber
daß er bei ſeiner damaligen
durfte, ſelbſt Chef dieſer Re
und doppelte Urſache hatte,
Regierungsform zu wünſchen
Spielraum für Entfaltung al
hatte. „Das Régime, welch
recht eigentlich das ſeine

Dieſe Stunde entgeht ihm, und er ſieht die Geſellſchaft mit einem einzigen Ruck auf Abhänge gleiten, wo er mit ſeinen Geiſtesgewohnheiten und ſeiner Ideenordnung nicht mehr hoffen kann, ſie zu erreichen."*) Daß die Dinge nicht bleiben könnten, wie ſie im Frühjahre und Januar 1848 waren, lag auf der Hand. Ganz Frankreich war feindſelig, die Ordnung in Paris gar nicht oder nur ganz gewaltſam aufrecht erhalten, die Regierenden durchaus unfähig. Daß Thiers unter ſolchen Verhältniſſen „das Beſtehende," welches ſichtlich ein „Vergehendes" war, nicht zu halten ſuchte, bewies ſeine praktiſche Einſicht. Daß er nicht an die Herſtellung der Dynaſtie Orléans dachte, welche „viele Sprößlinge, aber keine Wurzeln" hatte und ſchon vergeſſen ſchien, war mehr eine kluge Würdigung der Verhältniſſe. Daß er die Wahl Louis Napoleon's begünſtigte, iſt in jeder Weiſe erklärlich, da ſie ihm um ſo mehr als eine Wiederherſtellung der conſtitutionellen Monarchie unter einer volksthümlichen Dynaſtie erſcheinen mußte, als dem Candidaten der Präſidentſchaft der Ruf der Unbedeutendheit vorausging und er hoffen durfte, unter dieſem Schattenkönige ſelber zu regieren. Darin irrte er ſich; aber die Welt irrte mit ihm. Auch war es kein un-

*) So ganz unerwartet war die Kataſtrophe übrigens doch nicht für ihn gekommen; ſchon Ende December 1847 ſah er einen Kataklysmus und deſſen Folgen voraus, hielt Frankreich für verloren, die ſichere Beute des Nordens — allerdings Rußlands, nicht Deutſchlands, das er für „fertig" hielt —, und begehrte für ſich ſelber nur noch eine Rolle, die ihm das Geſchick denn auch vorbehielt, die Rolle Philopömen's, der ſein untergehendes Vaterland vertheidigt. (Les Cahiers de Sainte-Beuve, p. 66.)

berechtigter Ehrgeiz, denn er wollte nicht gegen die Gesetze und mit Gewalt, sondern unter der Herrschaft des Gesetzes durch die Ueberredung regieren, und war sich bewußt, unter welcher Dynastie es auch sein mochte, nur dem Vaterlande zu dienen. Als er sah, daß der schweigsame neue Herrscher andere Wege einschlug, seiner zu entrathen und mit ihm die parlamentarische Regierungsform aufzugeben entschlossen schien, wandte sich auch Thiers von ihm ab. Doch selbst nach dem Staatsstreiche, der ihn in's Gefängniß und in die Verbannung führte, den er aber dieserhalb durchaus nicht mit der sittlichen Strenge verdammte, mit der ihn Andere, welche er verhindert hatte selbst einen Staatsstreich auszuführen, verurtheilten — selbst nach dem Staatsstreiche zeigte er sich geneigt, ein Ministerium zu bilden, wenn die Regierungsform eine parlamentarische sein würde; und erst als er darin gründlich enttäuscht worden war, wandte er seine ganze Thätigkeit wieder dem Studium der Vergangenheit zu. Kaum aber erscholl 1863 wieder die Fanfare, als er auch zu den altbekannten Fahnen eilte und seine zweite Jugend wieder fand. Als gar das ganze System von 1830 wieder aufzuleben schien unterm „liberalen Kaiserreich," war wiederum Thiers der Erste, der ohne Groll, ohne Recriminationen sein Idealrégime annahm, welche Hand es auch bieten mochte, seine jüngeren Freunde (z. B. Prévost Paradol) zum Anschluß trieb, selber vertrauungsvoll in die Reihen trat. Denn voll athmete er nur in der parlamentarischen Arena, wo er seine bedeutenden Siege erfochten, wo er alle seine Kräfte entfalten konnte, und so unparteiisch, so mäßig, so objectiv

Einer sein mag, das Persönliche wirkt immer ein auf die Gestaltung seiner Ideen und Systeme, und es soll darauf wirken. Wer weiß, ob Schopenhauer Pessimist geworden wäre, wenn er „den Lorbeer und die Gunst der Frauen" zeitig geerntet und nicht an der Leber gelitten hätte? ob Thiers der überzeugte Parlamentarier gewesen, wenn der Ehrgeiz nicht das treibende Princip seiner Natur, das Wort nicht seine natürliche Waffe gewesen wäre?

Denn ein Redner war der kleine Mann vom Wirbel bis zur Zehe; ganz er selbst war er nur auf dem Turnplatz des Wortes, im Parlamente. Wie das Streitroß im Buche Hiob wiehert beim Ertönen der Trompete „und riecht den Streit von ferne," so verjüngte sich Thiers um ein Menschenalter, als er 1863 nach zwölf Jahren Ausspannung wieder in die Rennbahn des Palais Bourbon trat. Aber auch als Redner, gerade als Redner, war's der schlichte, natürliche, lebhafte französische Bürgersmann, der sich nur selber zu geben brauchte, wie er war, um Alle fortzureißen, und das schon als ganz junger Mann, gegen 1831 als er noch lange nicht die Autorität hatte, die Alter und eingenommene Würden ihm in den sechziger und siebziger Jahren verschafften. Schon damals war er, so scheints, was wir ihn gesehen haben: keine Spur vom leidenschaftlichen Tribunen, aber auch Nichts von falscher Senatorenwürde: weder commediante noch tragediante, wie Pius VII. Napoleon den Großen abwechselnd nannte, sondern der unversiegliche Gesprächskünstler, der er daheim war im Wohnzimmer auf der Place St. George.

berechtigter Ehrgeiz, denn er wollte nicht gegen die Gesetze und mit Gewalt, sondern unter der Herrschaft des Gesetzes durch die Ueberredung regieren, und war sich bewußt, unter welcher Dynastie es auch sein mochte, nur dem Vaterlande zu dienen. Als er sah, daß der schweigsame neue Herrscher andere Wege einschlug, seiner zu entrathen und mit ihm die parlamentarische Regierungsform aufzugeben entschlossen schien, wandte sich auch Thiers von ihm ab. Doch selbst nach dem Staatsstreiche, der ihn in's Gefängniß und in die Verbannung führte, den er aber dieserhalb durchaus nicht mit der sittlichen Strenge verdammte, mit der ihn Andere, welche er verhindert hatte selbst einen Staatsstreich auszuführen, verurtheilten — selbst nach dem Staatsstreiche zeigte er sich geneigt, ein Ministerium zu bilden, wenn die Regierungsform eine parlamentarische sein würde; und erst als er darin gründlich enttäuscht worden war, wandte er seine ganze Thätigkeit wieder dem Studium der Vergangenheit zu. Kaum aber erscholl 1863 wieder die Fanfare, als er auch zu den altbekannten Fahnen eilte und seine zweite Jugend wieder fand. Als gar das ganze System von 1830 wieder aufzuleben schien unterm „liberalen Kaiserreich," war wiederum Thiers der Erste, der ohne Groll, ohne Recriminationen sein Idealrégime annahm, welche Hand es auch bieten mochte, seine jüngeren Freunde (z. B. Prévost Paradol) zum Anschluß trieb, selber hoffnungsvoll in die Reihen trat. Denn voll athmete er nur in der parlamentarischen Arena, wo er seine berauschendsten Siege erfochten, wo er alle seine Kräfte einsetzen konnte; und so unparteiisch, so mäßig, so objectiv

weil sie dann die Genugthuung haben, mit ihrem raschen Verständniß zufrieden zu sein, und er wußte, daß es Hunderte einfacher Dinge gibt, die Jeder zu wissen glaubt oder zu wissen vorgibt, die er aber sehr erfreut ist, wirklich kennen zu lernen, z. B. die Weise, wie eine Eisenbahnverwaltung functionirt, wie ein Etat festgestellt, wie eine Armee verproviantirt wird. So sprach er dann einen ganzen Nachmittag über, als stände er vor seinem Kamin, und man hörte und hörte, wie man liest und liest, wenn man seine endlosen Bände zur Hand nimmt: was er sprach, entstand eben vor Einem, es war nichts Fertiges, Todtes, das er brachte, er dachte alle seine Gedanken laut wieder. Was bei ihm anzog, was an ihn fesselte, trotz der mangelnden Tiefe des Inhalts und der keineswegs fehlerlosen Form, war die Persönlichkeit, die er jedesmal und an jeder Stelle voll einsetzte, die Allem Leben und Bewegung gab, auch dem Unbedeutendsten Bedeutung verlieh. Wie viel aber die Persönlichkeit vermag, wenn sie ganz in dem ist, was der Mensch thut, erinnere ich mich gesehen zu haben, als einst Thiers — es war noch vor der Wiederherstellung der Tribüne — von seiner Gesinnung sprach und ein Mitglied der äußersten Rechten, die ja auch ihre Gamins zählt, wie die äußerste Linke, ihm ironisch zurief: les convictions de M. Thiers! er sich aber weit vorbog, den Mann mit dem Blicke durch seine Brillengläser durchbohrte und mit schrillender Stimme rief: des convictions! oui Monsieur, des convictions! Todtenstille breitete sich wie im Nu über die ganze Versammlung; alle Blicke wandten sich nach dem übelberathenen

Unterbrecher, der verlegen und erbleichend zur Erde niederſah, als ſei er auf einer böſen That ergriffen worden.

Die Ganzheit war Thiers' großes Geheimniß, wie das Geheimniß aller großen Perſönlichkeiten. Er war nirgendwo halb, auch nicht beim Geringſten, und das Geringſte intereſſirte ihn wie ein wißbegieriges Kind, das noch die Welt zu lernen hat; ſeine Blumen und ſeine Pferde nahmen ſeine Aufmerkſamkeit ganz ebenſo in Anſpruch, als eine politiſche Maßregel, die zu ergreifen war, und jedes kleinſte Naturphänomen erweckte ſeine Neugierde. An Nichts ging er vorüber, ohne es zu bemerken und eine Erklärung zu verlangen; dieſer Erklärung aber lauſchte er, als ob es ſich um ein Finanzgeſchäft handle, von dem ſein Vermögen abhinge. So auch, wenn er ſelber redete und handelte, ſei's, daß er im Verwaltungsrath der Kohlenwerkgeſellſchaft von Anzin für einen Tarifſatz, ſei's, daß er im Geſetzgebenden Körper für „die nothwendigen Freiheiten" das Wort ergriff, ſei's, daß er ſeine Vögel fütterte oder ſeine Kunſtwerke für ſeine Sammlung auswählte: immer war er totus in illis.

Denn auch ein Kunſtliebhaber war Herr Thiers, und für einen Kunſtkenner hätte er gern gelten mögen. Schon als fünfundzwanzigjähriger Mann hatte er mit Aufſätzen über die Kunſtausſtellung von 1822 Aufſehen gemacht, wie elf Jahre früher Guizot mit einer Broſchüre über den „Salon von 1810" vor's Publicum getreten war. Dieſer kam natürlich mit ſeinen Theorien an die Kunſt heran; Thiers war anſchaulich gebildet. Schon als Student in Aix hatte er Gelegenheit gehabt, die nicht verächtlichen Kunſtſammlungen einiger der alt-

: dann die Genugthuung haben, mit ihrem raſchen
ıdniß zufrieden zu ſein, und er wußte, daß es
te einfacher Dinge gibt, die Jeder zu wiſſen glaubt
: wiſſen vorgibt, die er aber ſehr erfreut iſt, wirk-
nen zu lernen, z. B. die Weiſe, wie eine Eiſen-
:waltung functionirt, wie ein Etat feſtgeſtellt, wie
:mee verproviantirt wird. So ſprach er dann
anzen Nachmittag über, als ſtände er vor ſeinem
und man hörte und hörte, wie man lieſt und
enn man ſeine endloſen Bände zur Hand nimmt:
ſprach, entſtand eben vor Einem, es war nichts
ȝ, Todtes, das er brachte, er dachte alle ſeine Ge-
laut wieder. Was bei ihm anzog, was an ihn
trotz der mangelnden Tiefe des Inhalts und
:eswegs fehlerloſen Form, war die Perſönlichkeit,
,edesmal und an jeder Stelle voll einſetzte, die
Leben und Bewegung gab, auch dem Unbedeu-
Bedeutung verlieh. Wie viel aber die Per-
:it vermag, wenn ſie ganz in dem iſt, was der
thut, erinnere ich mich geſehen zu haben, als
hiers — es war noch vor der Wiederherſtellung
büne — von ſeiner Geſinnung ſprach und ein
d der äußerſten Rechten, die ja auch ihre Ga-
ihlt, wie die äußerſte Linke, ihm ironiſch zurief:
victions de M. Thiers! er ſich aber weit vor-
n Mann mit dem Blicke durch ſeine Brillen-
urchbohrte und mit ſchrillender Stimme rief: des
ions! oui Monsieur, des convictions! Todten-
eitete ſich wie im Nu über die ganze Verſamm-
ılle Blicke wandten ſich nach dem übelberathenen

lung von Aquaforten angelegt, denen sich seine wundervollen Kupferstiche würdig anschlossen. Dasselbe dürfte kaum von seinen Gemälden und Sculpturen gesagt werden. Der Bourgeois verleugnete sich auch hier ebensowenig als das Kind des Museumsjahrhunderts. Er verstand es nicht seine Sammlung wachsen zu lassen, sondern hatte beim Beginnen der Anlage seinen vorgefaßten Plan, nach welchem er kaufte und bestellte, wobei denn natürlich die Copie der anerkannten Meisterwerke die Hauptrolle spielen mußte, ohne daß es dem Besteller einzufallen schien, daß es kein besseres Mittel gibt, ein Kunstwerk jenes einzigen Vorzuges der Individualität zu berauben, als es copiren zu lassen, und daß der Hauptgrund, warum die Antike ihm so allgemein vorkam, eben der ist, daß wir meist nur Copien haben, in denen jede Spur der Künstlerhand, welche das Gebilde schuf, verblaßt, ja verschwunden ist. Dabei war Thiers auch in Kunstsachen der ächte Franzose: was er nicht verstand, ließ er nicht gelten, und recht verstand er doch nur was französisch war: die Colonnade des Louvre stellte er über den Tempel von Paestum, und Racine zog er dem Homer vor. Da blickte denn doch der Mangel einer gediegenen humanistischen Bildung durch, welche eben die Inferiorität der französischen Bildung des 19. Jahrhunderts gegen die des 17. ausmacht.

II.

Wie in der Lebensführung und der Erscheinung, in der Rede und in der That immer der ganze Mensch bei Thiers zu Tage trat, so im Geschichtsschreiber. Es

parlamentarischen [illegible] zu bilden. [illegible] verther Freiheit: [illegible] für die Classik [illegible] und während in [illegible] and, noch Alles bei der [illegible] igkeit der Winkelmann'schen [illegible] chen Praxis schwur, [illegible] daß das Verdienst dieser Schule vornehmlich ein [illegible] isches war, daß sie als eine Reaction gegen den [illegible] erbten Geschmack des 18. Jahrhunderts, nicht als die [illegible] wige Regel der Kunst empfohlen sie. [illegible] machte er auf Delacroix' [illegible] voren der Akademie gern [illegible] merksam, als auf ein Werk in dem sich trotz aller Einwendungen, die man dagegen erheben konnte, eine bedeutende Individualität offenbare. Diese Einsicht in den Werth der Individualität bei Kunstwerken war es auch, welche ihn mehr zur Renaissance als zum Alterthum hinzog, deren abstracte Typen ihm keine besondere Sympathie abgewinnen konnten. Ja, er trieb in späteren Jahren diesen Werth der Lebensquelle, der Entstehungsspuren in den Kunstwerken so weit, daß er fast in die puerile Anschauung verfiel, mit der Ungebildete die Kunst aufzufassen pflegen. Ging er doch so weit, allen Ernstes zu behaupten, das Radiren sei die höchste Form der Kunst, weil hier die Inspiration nicht die Zeit habe zu erkalten, wie beim Maler und Bildhauer, die Strich um Strich, Schlag auf Schlag zu führen hätten! In dieser Absicht hatte er denn auch seine einzige Samm

nicht immer so genau ist, als man wünschen möchte. Oft hinken die Bilder, sind die Antithesen schielend, wird Ungleichartiges als Gleichartiges zusammengestellt. Man hat viel gelacht in Frankreich über seine „Prusse placée entre le Hanovre et l'honneur," und man könnte hundert andere solcher Ungereimtheiten anführen; denn die zahllosen Seiten seiner Kaisergeschichte wimmeln davon. Schlimmer noch ist die Breite der Rede: Thiers schenkt uns Nichts; jeden seiner Gedanken theilt er bis in alle seine Deductionen mit, und jede Thatsache wird bis in alle ihre Einzelheiten erklärt; ja, die Wiederholungen häufen sich oft auf's Lästigste. Hier erkennt man den Redner, der sich wiederholen muß, sei's mit denselben Worten, sei's in anderen, um sicher zu sein, daß der Zuhörer ganz in seinen Gedankengang eingeht. Wenn aber der Redner es an den Augen und der Haltung seiner Zuhörer absieht, wo und wann die Wiederholung nöthig ist, fehlt dieser Regulator dem Schriftsteller, der also durch andere Mittel die Aufmerksamkeit und das Verständniß des Lesers zwingen muß: das vergißt Thiers nur zu oft.

Was ist's denn aber nun, das den Leser trotz alledem fesselt, ihm nicht erlaubt, den Band niederzulegen, wenn er ihn einmal aufgenommen. Thiers verschmäht es, seinen Stil durch Witz zu beleben, obschon er hier und da durch eine leise Ironie wohl andeutet, daß er auch diese Pfeile in seinem Köcher hat; fast nie bekommen wir unterhaltende Anecdoten zu hören; selten auch hält er inne in seiner Erzählung, um uns ein lebendiges Porträt zu zeichnen, obschon er auch darin Meister sein

war dieselbe Fülle, dieselbe Schlichtheit, dasselbe Leben. So wenig die Tribüne, welche ja so leicht auf die Sprecher wirkt wie Helm und Toga auf den Schauspieler, den kleinen Bürgersmann dazu verleitete, sich auf den Kothurn zu stellen, so wenig glaubte er es der Würde der Geschichte schuldig zu sein, den pathetischen Ton anzustimmen. Nicht als ob er von vornherein die schlichte Weise getroffen hätte: in den zwei ersten Bänden seiner Revolutionsgeschichte (1823), wie in den ersten parlamentarischen Reden (1831), verrieth sich noch der Sohn des achtzehnten Jahrhunderts; aber der junge Mann sah mit raschem Takte ein, daß diese Rhetorik veraltet und wirkungslos war, daß die mächtigere und frischere Rhetorik des 17. Jahrhunderts außer seinem Bereiche lag, die leidenschaftlich bewegte seiner eignen berühmtesten Altersgenossen seiner persönlichen Begabung und seiner realistischen Auffassung nicht ensprach, und fortan schrieb und redete er im Conversationstone; je weiter er aber ging, desto ungezwungener ließ er die Worte von seiner Lippe und aus seiner Feder fließen. Die Revolutionsgeschichte, selbst in den letzen Theilen (1827) ist noch weit gehaltener, studirter in der Sprache, als das „Consulat und das Kaiserreich," namentlich als die letzen Bücher dieses Riesenwerkes. Ein solcher Stil hat natürlich alle die Vorzüge und alle die Fehler des Gesprächstones, und Nichts ist leichter als letztere aufzufinden. Eine gewisse Nachlässigkeit ist nicht zu verkennen, sowol im Satzbau, der oft in lange Aufzählungen ausartet, und zwar nicht durch Unklarheit, wol aber durch Ueberklarheit und Monotonie ermüdet, als auch in der Wortwahl, die



jetzt eigentlich erſt kenne
Unwiſſenden für ſich, we
Dadurch regt er uns ſel
lebenden Geiſtesthätigkeit
wie die Dinge, von denen
zutragen und ſo erreicht de
loſe Schriftſteller zuweilen,
Vedras), oder im 43. (Pass.
kung, die nur mit der eine
zu vergleichen iſt: wir ſehen
Armee operirt, und dadurch e
keine Kleinigkeit ſchenkt, die Z
der verſchiedenen Bedürfniſſe a
ter, an Lederzeug und Medica
Depôts klar macht, uns zeigt,
führen, was ſie je nach dem K
heit, der Jahreszeit, dem Cul
von dem durchzogenen oder
kann, wie das Verhältniß
Generalſtab

wundervolle Charakteristik
—; er ist eben kein Phi-
interessirt nur das fort-
ben. Mehr schon liebt er
) er seine Staatsweisheit
che Philosophie niederlegt,
); doch auch hier hütet er
worener Feind aller Para-
n Ausdrücke oder Wort-
l erhebt er sich absichtlich
und verläßt auf Augen-
: nicht zu seinem Vortheil;
lägt diese Seiten rhetorischer
sammenstimmen mit der sach-
n Werkes, denn diese gerade
der Lebendigkeit des Südlän-
festhält. Ich sagte, sein Stil sei
in liegt der Zauber; Alles ist
wie wir einem lebhaft erzählenden
ncorrection, jede Wiederholung, jede
keit aufmutzen, so vergessen wir auch
fortgerissen, daß dieser Strom manch'
Störendes mitschleppt. Dazu gehört
er Sprecher uns etwas zu sagen habe,
hat immer etwas zu sagen, nicht immer
benes oder Tiefes, manchmal sogar wahre
, aber immer etwas; seine Rede ist nie

—

Ich muß leider das „Consulat et Empire" nach der
r Ausgabe citiren, die ich allein besitze.

hohl, und da er sich für das Kleinste interessirt, so theilt er immer dem Leser etwas von diesem seinem Interesse mit. Zugleich belehrt er uns auch hier oft über die einfachsten Gegenstände, die wir zu wissen glauben und jetzt eigentlich erst kennen lernen, und gewinnt so die Unwissenden für sich, welche ja stets die Mehrheit bilden. Dadurch regt er uns selbst zu einer angenehmen, belebenden Geistesthätigkeit an, wir sehen, wir begreifen, wie die Dinge, von denen wir lesen, sich in Wirklichkeit zutragen und so erreicht der incorrecte, prolixe, oft farblose Schriftsteller zuweilen, wie im 39. Buche (Torrès Vedras), oder im 43. (Passage du Niemen) eine Wirkung, die nur mit der eines Xenophon oder Moltke*) zu vergleichen ist: wir sehen vor uns, wie eine große Armee operirt, und dadurch eben, daß uns der Erzähler keine Kleinigkeit schenkt, die Zahl der Karren, die Natur der verschiedenen Bedürfnisse an Lebensmitteln und Futter, an Lederzeug und Medicamenten, an Straßen und Depôts klar macht, uns zeigt, was die Armee mit sich führen, was sie je nach dem Klima, der Bodenbeschaffenheit, der Jahreszeit, dem Culturgrade der Bevölkerung von dem durchzogenen oder besetzten Lande erwarten kann, wie das Verhältniß der Commandirenden zum Generalstab, des Generalstabs zu den anderen Officieren, dieser zur Intendanz ist, — durch alles das gibt er uns zugleich eine klare Idee von der Schwierigkeit der militärischen Aufgabe, wie von den Eigenschaften des

*) Ich denke hier nicht an's große Generalstabswerk, sondern an die Briefe vom kleinasiatischen Kriegsschauplatz 1839.

harakters und des Geiſtes, welche ihre Löſung erfor-
ert. Sobald er das Thatſächliche verläßt, um uns eine
rt Philoſophie des Krieges und der Kriegsgeſchichte zu
eben, wie in dem langen Reſumé, das den Schluß des
anzen Werkes bildet, oder wenn er gar ſeine nicht eben
euen noch tiefen Theorien über die Nothwendigkeit der
eligion für den Menſchen und des Cultus im Staate
ibt, ſo mag er uns manchmal hausbacken, ja faſt ko-
iſch vorkommen; aber auch darin verräth ſich der Fran-
ſe und der Bourgeois, welchem eine gewiſſe verſtän-
ge Ueberſicht und Einſicht ein nothwendiges Geiſtes-
dürfniß iſt, Speculation aber und hiſtoriſche Phantaſie
ie eitel Myſticismus und Schwärmerei erſcheinen; und
hiers, der gar gern lehrte, hatte das ſeltene Verdienſt
id Talent, derlei Gemeinplätze oder aber ganz elemen-
re Kenntniſſe anſpruchslos vorzutragen, ohne den un-
iſſenden Leſer ſeine eigene Lehrerüberlegenheit fühlen
laſſen — nicht die letzte Eigenſchaft, durch die er ſich
e beiſpielloſe Gunſt zu erwerben wußte, deren er beim
ſenden Publicum genoß.

Auch in der Compoſition tragen Thiers' Geſchichts-
erke den Charakter des Geſprächs. Ein echtes, leben-
ges Geſpräch hat keinen Plan, es läßt ſich vom Gegen-
nde und dem augenblicklichen Intereſſe leiten, anſtatt
n Gegenſtand in eine feſte Oekonomie zu zwingen.
s hat weder Exordium noch Peroration wie die Kanzel-
de. Es läßt die Erzählung fallen, je nach Willkür
er aber nach den Erforderniſſen der Zeit und des
umes. Als Thiers ſein erſtes Werk begann, nahm
ſich vor, „in wenig Worten die Geſchichte einer denk-

Dinge zu werfen wußte — ſchc
begann innerhalb der liberalen
den Napoleonismus, welcher zwa
dieſe Partei ſo ausſchließlich b
ſchrieb in der Reſtaurationsgeſch
quiſitorium gegen Napoleon; der
ſeine Erinnerungen aus der Kaiſer,
die Schönfärberei Thiers' zu rügen
der Schwiegerſohn des Herzogs l
lichte in ähnlichem Sinn ſeine Stu
cordat, die Verhandlungen, die ihm
Verwickelungen, die ihm gefolgt, u
wohl das unausgeſprochene Beſtreb
ſo hochgeprieſene Werk des erſten C
Auch J. J. Ampère's und Beulé's
Kaiſergeſchichten gehören zu jenem
welchem die orleaniſtiſche Oppoſition
Ruhm des größten Feldherrn un
Zeiten zu Falle zu bringen ſuchte
freilich

gung hatte, daß er nicht, wie der arme Deutſche
chem Falle, mit einem mißtrauiſchen Publicum von
rn zu thun hatte, welches in den Noten die genaue
ubigung mit Citation und Seitenzahl verlangt,
dem Autor Glauben ſchenkt, daß er ſich demnach
gen konnte, durch die überzeugende Kraft ſeiner
llung dem Leſer das Gefühl beizubringen, daß er
r mit einer ernſten und gediegenen Arbeit zu thun
— immerhin bleibt die Aufnahme des ſelbſt im
s geſichteten Stoffes und das Niederſchreiben allein
kurzer Zeit und ſelbſt mit Weglaſſung peinlich
rter Belegſtellen etwas faſt Räthſelhaftes, das die
ibliche Leichtigkeit der Auffaſſung, der Aſſimilation,
Wiedergabe, die Erfahrung, die Vorkenntniſſe und
rſtudien nicht genügen zu erklären und eben nur
ner großen Vernachläſſigung des Stils und der
ſition möglich war. Alles dies fehlte ihm über-
ei Ausarbeitung ſeiner Revolutionsgeſchichte, die
23 als armer Journaliſt in ſeiner Dachſtube be-
und in vier Jahren vollendete, nicht ohne ſich
holt über die „Langſamkeit“ zu entſchuldigen, mit
ſein Werk vollendete. Dritthalb Bände im Jahr,
r bittet um Entſchuldigung für die Langſamkeit!
iſt nun nach alle dem kaum zu erwarten, daß Thiers'
en der Revolution und des Kaiſerreichs als Kunſt-
leben werden, um ſo weniger, als in unſerer raſchen
lten Jemand die Muße finden wird, die zwanzig
hintereinander zu leſen, die wir Mitlebenden von
zu Jahr bei ihrem Erſcheinen verſchlangen, ſo wird
loſſale Werk darum noch keineswegs dem Unter-



... und gruppirten ſie
denſelben Decörchen zu u
chen mit Kriegshintergrun
daß ein Volk nicht vom Ru
landes, ſondern von Schink
vornehmlich aber um die
bequemen Wahn zu befeſti
und Ausſchreitungen ihrer
der Regierenden, Alles dag
und gelinge, des Volkes eige
gegen ihre pflichtvergeſſenen
— welche ja keine Stunde ar
wenn Frankreich ſie nicht g
ſchrieb P. Lanfrey zuerſt einen
über, ſondern gegen Thiers' H
beweis zur Lehre geſellend,
Werk über Napoleon, welches
mit unermüdlicher Conſequenz
riſch darzuthun, daß alles Gu
zugeſchrieben, von Anderen
daß ...

Dagegen hatte Thiers den Nachtheil mit den meisten lebhaften Naturen gemein, daß er sich unbewußt von vorgefaßten Ansichten leiten ließ und doch immer zuerst und vorzüglich sah, was ihm in seinen Kram paßte. Als aufrichtiger und warmer Patriot griff der „historien national," wie ihn einst Napoleon III. bei feierlicher Gelegenheit nannte, mit Eifer Alles auf, was die Ueberlegenheit seiner Nation in ein glänzendes Licht stellen konnte; ein geborener Advocat, ließ er die Darstellung leicht in Plaidoirie ausarten, und identificirte sich so mit der Sache seines Clienten — bald der Revolution, bald Napoleon's, immer Frankreichs — daß er die Ansprüche der Gegenpartei ganz übersah. Weder Künstler, noch wissenschaftlicher Forscher, sondern Geschäftsmann, durchstöberte er thurmhohe Acten mit unermüdlichem Fleiße, schärfstem Blick und folglich auch mit dem selten ausbleibenden Jägerglück, überzeugt, allein die Wahrheit 'gesucht und sie gefunden zu haben, wie der redliche Anwalt, der keine schlechte Sache annimmt. Kein Wunder, wenn der Anwalt der Gegenpartei, kam er einmal zum Worte — und Thiers war nicht so bald fertig — seine Sache ebenso einseitig vertheidigte. Doch ist dabei nicht zu vergessen, daß diese Gegner weder die Kenntnisse noch die Begabung Herrn Thiers' hatten, daß ihre Sache keine so gute, ihre Ueberzeugung keine so lautere war, daß sie endlich Herrn Thiers nicht widerlegen konnten, ohne zugleich den Ruhm und die Größe ihres Vaterlandes zu verkleinern.

Schon in den fünfziger Jahren hatte unter den rollenden Feinden des zweiten Kaiserreichs, meist Lite-



...historische U...
...schauungsweise bei Seite...
...grunde die zwei Anklag...
...kein Gefühl für Recht un...
...Laufe seiner Arbeit seine ...
...Vorwürfe sind in der T...
...und klingen doppelt befrem...
...einer Partei kommen, welch...
...wort ihre ganze Ansicht über...
...seit dessen Neffe ihnen das...
...wunden; von Männern einer...
...streich seit hundert Jahren zug...
...nigsten und verderblichsten vo...
...vorausgesetzt er kam von der...
...Tuilerien und — fiel zu ihr...
...Thiers war durch eine Straßen...
...Macht eröffnet worden; auch Th...
...seines Helden zu unfreiwilliger W...
...aber Billigkeit und Anerkennung...
...sehr in seiner innersten Natur...
...und Gemüth...

Beweisen von militärischer Begabung, die er im
eigebracht, Oberst Charras, schrieb ein Werk
terloo, noch ehe Thiers' letzter Band erschienen
zu beweisen, daß Napoleon auch als Feldherr
m nicht verdiene, den ihm eine blöde Mit- und
gezollt. Wenig Jahre darauf unternahm es
ehemaliger Professor des Collège de France,
nd Philosoph, Geschichtsphilosoph insbesondere,
gar Quinet, die These von Napoleon's militäri-
fähigkeit, die Charras in seinem „Waterloo"
fgestellt, in einem eigenen Werke „La Campagne
" zu vertheidigen und seinen erstaunten Lesern
n, daß Grouchy und Ney nicht die mindeste
m Verluste der Völkerschlacht gehabt, in der des
kaisers Stern für immer unterging. Klang es
was sonderbar, Herrn Quinet mit Thiers wie
n Schulknaben umspringen zu sehen, so war es
erer, einen braven Gymnasiallehrer, der bis da-
als schwerfälliger Uebersetzer von Kant's Werken
war, ein eigenes Buch über Herrn Thiers, „Na-
[. et son historien" schreiben und dem alten
n Exercitium corrigiren zu sehen. Kein Zweifel,
rni, ein gesinnungstüchtiger Republikaner „de
," ist seitdem einer der enthusiastischsten Bewun-
s großen „Befreiers" geworden. Am erfolg-
und methodischsten jedoch wurde die Reaction
n Kaisercultus und der Angriff gegen den Ge-
reiber des ersten Kaiserreiches von zwei Roman-
1 und einem Publicisten betrieben, welche ihre
nlichen Talente ausschließlich dieser sonderbaren,

zendsten Frieden und Einrichtungen zu geben, welche alle politischen Stürme überdauern, alle politischen Fehler, welche er selber oder die Nation in der Folge begehen möchten, unschädlich machen sollten. Am Geschichtsschreiber ist es, nicht über die von Niemandem angezweifelte Illegalität des Actes zu seufzen, sondern nachzuweisen, daß die Nation hinter dem Manne stand, der den Act beging, daß sie diese Ungesetzlichkeit sehnlichst wünschte und, nachdem sie vollbracht, einmüthig guthieß.

Und wie mit den wohlthätigen Ungesetzlichkeiten, so mit den verhängnißvollen: es genügte Thiers, das am Herzoge von Enghien begangene Verbrechen in allen sicher festzustellenden Thatsachen vorzuführen, und er konnte uns ruhig das Urtheil überlassen; vor Herrn Lanfrey war es auch Niemandem in den Sinn gekommen, in dieser rein sachlichen Darstellung eine Beschönigung jenes Justizmordes zu sehen. Recht im Gegentheil benutzt Thiers die Gelegenheit, um dem Leser auf's eindringlichste die Wohlthaten der gesetzlichen Proceßformen zu Gemüthe zu führen, „hundertmal die Langsamkeit der Gerichtspflege zu segnen, welche die Menschen vor derlei verhängnißvollen Schlüssen, welche sie so schnell aus einigen, zufällig zusammentreffenden Umständen ziehen, zu bewahren." Denn freilich — und in diesem Sinne könnte man wohl sagen, Thiers plaidire „die mildernden Umstände" — glaubt er, daß der erste Consul sowol als die Officiere, welche das Kriegsgericht bildeten, von der Schuld des Herzogs überzeugt waren, womit er jedoch keineswegs die Hintansetzung der gesetzlichen Formen entschuldigen kann noch will. Daß aber Thiers trotz

eine Reihenfolge von Gewaltthätigkeiten und Fehlern gewesen und daß Frankreich alle Schäden, an denen sein öffentliches Leben kranke, nur ihm zu verdanken habe.*)

Frankreich aber ist nicht das Land, wo die Worte des Dichters oder des Pamphletisten spurlos verhallen. Hatten dreißig Jahre früher die Lieder Béranger's und die Oden V. Hugo's aus der Vendômesäule das Mecca und Medina des Pariser Volkes gemacht und das Standbild der „redingote grise" auf die Spitze gezaubert, so waren es desselben V. Hugo gereimte Invectiven, war es der systematische Feldzug der Orleanisten und Republikaner des zweiten Kaiserreichs, welche, in die Sprache des Pöbels übersetzt, im April 1871 die Niederreißung der Ruhmessäule Frankreichs bedeuteten.

Ich schreibe hier keine Apologie Thiers', noch weniger Napoleon's und der Leser braucht nicht zu fürchten, daß ich jeden Punkt der Lanfrey'schen Polemik einzeln beleuchten werde, obschon das Urtheil Lanfrey's heutzutage das Urtheil fast aller Gebildeten und Freisinnigen Frankreichs ist. Es ist nicht im Entferntesten wahrscheinlich, daß diese augenblickliche Strömung auch morgen noch vorhalte, und man überläßt es füglich den Söhnen der jetzigen Generation, die Urtheile ihrer Väter zu revidiren. Hier möge es genügen, die zwei Hauptvorwürfe, welche

*) Ein keineswegs bonapartistischer, aber kaltblütiger Kritiker, der zugleich der erste lebende Kenner der Revolutions- und Kaisergeschichte Frankreichs ist, Herr Lot, hat (in der Revue critique) die Oberflächlichkeit, Willkür und Verdienste, aber auch die Kritiklosigkeit und Einseitigkeit des Lanfrey'schen Werkes documentarisch ergethan. Jener erste heftige Angriff Lanfrey's gegen Thiers 861) blieb ohne Antwort.

einem partiellen oder ephemeren Erfolg, sondern von einem allgemeinen und dauernden; und darin sieht er doch wohl mit Recht die Beglaubigung und Rechtfertigung politischer Handlungen, deren Verdienst in weiser und fester Benutzung der gegebenen, d. h. nothwendigen Umstände ist; denn er glaubt nicht, daß es Wunder in dieser Welt gebe: „es gibt keine andere Ursache wirklicher Erfolge," sagt er nach Marengo, „als die Einsicht (le bon sens) unterstützt von einem starken Willen."

Wohl ist es wahr, daß Thiers zwischen der „gewöhnlichen Moral" und der politischen Moral unterscheidet, daß er nicht ansteht zu erklären, „die Throne seien etwas Anderes als ein Privateigenthum." Aber wie sollte er nicht? Ist er doch doppelt dazu ermächtigt, diesen Unterschied zu machen: einmal als Staatsmann, der die Verantwortlichkeit für eine Nation getragen, und dann als Naturmensch, der sich sein unmittelbares Gefühl nie von abstracten Spitzfindigkeiten hat verwirren lassen, der also subjectiv wie objectiv von der Unabweisbarkeit dieser Unterscheidung durchdrungen sein mußte. Sollte es wirklich noch nöthig sein, diese fadenscheinige Maske abzureißen, mit der politische Pharisäer noch immer von Zeit zu Zeit sich und Andere über die Bedingungen alles Staatslebens zu täuschen versuchen? Ist es wirklich nothwendig, gegen diese puritanische Heuchelei Einrede zu erheben, welche, weit entfernt, sich auf ein natürliches Gefühl des Menschen zu gründen, nur das Erzeugniß einer gekünstelten Sophistenargumentation ist? Wie die Interessen der Nationen nicht nach dem Privatrechte, welches das Leben des Einzelnen regelt,

ſollen, weil die Umſtände um ihn her ſich geändert und er ſelber unſanft berührt ward von der zweiten Aufführung eines Drama's, das er einſt beklatſcht hatte.

Thiers war kein Moraliſt: er war Geſchichtsſchreiber. Es bleibt Niemandem unbenommen, die Schriftſteller vorzuziehen, welche, anſtatt die Ereigniſſe zu erzählen und zu erklären, die Handelnden verdammen oder heilig ſprechen; doch iſt es wohl erlaubt, lieber bei Jenen als bei Dieſen Belehrung zu ſuchen; und ich kenne mehr als einen unmoraliſchen Leſer, welcher die Blätter umzuſchlagen beginnt, ſobald der Geſchichtsſchreiber ſeine Erzählung unterbricht, um ihm ſeine Anſichten über den Werth oder Unwerth der Handelnden auseinanderzuſetzen. Daß ein Realiſt wie Thiers, der in ſeinem Leben bereit war, auch nach dem Staatsſtreiche, der ihn verbannt, ein Porteſeuille anzunehmen, vorausgeſetzt, die neu eingerichtete Regierung werde eine parlamentariſche ſein, in der Geſchichtsſchreibung keine Worte des Tadels für den 18. Brumaire findet, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Die heutigen Republikaner möchten uns wohl glauben machen, Frankreich wäre im Jahre 1799 ſo glücklich unter dem Directorium geweſen, der Sieg von Zürich habe ſeine Grenzen ſo wirkſam geſichert, daß es keines Regierungswechſels bedurft hätte; der Geſchichtsſchreiber hat die Pflicht, uns zu zeigen, welches die wirkliche Lage und Stimmung des Landes war, wie Frankreich dem Manne des 18. Brumaire zujubelte, was er gethan, nicht nur auf dem Schlachtfelde von Marengo, ſondern auch im Staatsrath und Cabinet, um der Welt die Bewunderung abzuzwingen, ſeinem Vaterlande den glän-

Sehr begründet ist der Vorwurf, den man gegen Thiers' Geschichtsschreibung erhebt, wenn man rügt, daß er die sittlichen Mächte der Geschichte, vor Allem das geistige Leben der Zeit, zu sehr außer Acht gelassen. Es ist dies in der That eine große Lücke, die eben nur damit zu entschuldigen ist, daß Thiers nie ein Gesammtbild der Zeit geben wollte, sondern nur eine politische und militärische Geschichte; daß, wenn je eine Epoche in Frankreichs Geschichte diese anscheinend willkürliche Loslösung des äußeren Lebens der Nation vom inneren erlaubt, es die der sechsundzwanzig Jahre ist, während welcher die literarische Thätigkeit der Nation stillzustehen schien; daß er endlich da, wo der Einfluß des inneren Lebens auf den Staat fühlbar war, demselben auch seine Aufmerksamkeit zuwandte; wie denn seine Schilderung der religiösen Stimmung Frankreichs zur Zeit des Concordats eine sehr eingehende ist. Daß er bei seiner Auffassung der Aufgabe keine Capitel über Laplace und Lavoisier, Lagrange und Cuvier geben konnte, liegt auf der Hand; daß er die liberalisirende Wirksamkeit des Staël'schen Kreises etwas unterschätzte und nicht genug berücksichtigte, soll nicht geleugnet werden, obschon er mit gutem Grunde die Opposition des Benjamin Constant und Genossen als eine neckende, kleinliche geißelt, „die weder Zweck, noch Opportunität, noch politische Einsicht" hatte; daß er endlich die nationalen Bewegungen, wo nicht in Spanien, so doch in Deutschland, nicht in's rechte Licht zu stellen weiß, ist nur allzuwahr, daß sie ihm aber nicht entgehen, beweist eben seine Würdigung des spanischen Aufstandes: „Ich bin kein Schmeichler

seines sonderbaren [illegible] in der Hochherzigkeit und Großmüthigkeit Napoleon's nicht [illegible] in der Beurtheilung seines Helden ist, beweist [illegible] unbedingte [illegible] lose Verurtheilung der [illegible] Tode des Herzogs [illegible]

Im Allgemeinen [illegible] Thiers selten eine [illegible] und sich dabei beschränkt [illegible] glaubt, daß sie sich [illegible] Anfang an der Vernunft [illegible] cher am lautesten gegen [illegible] wurf, der in Frankreich [illegible] vorzurufen sicher ist. Nun ist [illegible] Fatalist im gewöhnlichen Sinne [illegible] wohl einem Jeden seine [illegible] in seiner Geschichtschreibung [illegible] zu einem gewissen Grade [illegible] Nothwendigkeit der [illegible] in diesem Sinne ist alle [illegible] listisch. Sie hat ja nicht zu sagen, was [illegible] können, sondern was gekommen ist, und da nichts ohne Ursache kommt, diese Ursachen aufzusuchen und nachzuweisen. Die Hauptursache ist indeß nur selten die Willkür des Einzelnen, sondern die Nothwendigkeit alles Vorausgegangenen: wenn verlangt wird, Napoleon hätte im Jahre 1799 eine englische Verfassung in Frankreich einführen sollen, wenn man glaubt, er hätte sie einführen können, wie es die neuliberale Schule zu glauben vorgibt, so ist das eben Negation aller Geschichte. Thiers aber anzuklagen, nur der Erfolg sei sein Maßstab, ist so unberechtigt als thöricht. Thiers spricht ja nie von



...um ein Vorwur...
sich damit begnüge, di...
und die Kämpfe der Ar...
tung und die internationa...
männer darzulegen und,...
tischen Werth derselben zu...

Etwas Anderes ist ...
immer und überall beistimm...
Thiers waren sicherlich v...
wenn sie diese Urtheile einer...
Auch darin hatten sie von ihr...
daß sie in der von Thiers s...
schen Thätigkeit Napoleon's d...
nen Frankreichs sahen, während...
punkte aus, wie Thiers, darin d...
Landes erblicken; aber ihre Kr...
sein, wenn sie Thiers vorwirft, s...
poleon und seine Handlungen gew...
solche Palinodie überließ Thiers...
Partei, welche, nach...
(1820...

verden können, ſo können ja auch ihre Leiden-
d Ideen nicht denen der Individuen anim-
. Man denke nur an den Krieg und ver-
mit dem Kampfe Einzelner. Selbſt angenom-
Einzelne erkenne die Competenz der Gerichte
ıd appellire wie die Staaten an die Waffen,
ỵ in den Hinterhalt legen, um ſeinen Gegner
hen und zu tödten? Wird er verſuchen, ſich
n zu verbinden, um ihn durch die numeriſche
heit niederzuwerfen? Wird er ihn an ſeinem
ſchädigen? Ihm ſeinen Pachthof anzünden?
ſpione zu ihm ſenden, um den geheimen Gang
zu machen, auf dem man nächtens zu ihm
ann, um ihn in ſeinem Schlafe zu überrum-
rd das Alles nicht von allen Ehrenmännern
rkt, und iſt das Alles nicht ganz erlaubt,
zwei Feinde, ſtatt Einzelne zu ſein, zwei Na-
)? Würde ein General, der ſich genöthigt
le Geſetze, die das Duell regeln, ängſtlich zu
nicht heute wie vor tauſend Jahren als ein
angeſehen werden, der ſich erlaubt, auf Koſten
den Don Quichotte zu ſpielen? Ganz ebenſo
im politiſchen Leben, und der Inſtinct der
hat ſich nie darin geirrt, hat nie einen gemei-
er und Beutelſchneider auf dieſelbe Stufe ge-
inem Krieger und Eroberer; und es iſt keine
aß die modernen Tugendhelden der Politik
ſen der Menſchheit je dazu bringen, in Alle-
d Cäſar einen Schinderhannes und einen Tropp-
ſehen.



nker dargeſtellt, ſeine Maa
ſeine Unkenntniß oder Be
ſeine Principienloſigkeit un
Transactionen mit fremden
rügt; er hat von Anfang a
daß Frankreich ſeine Freiheit
überantwortet habe; aber er
nicht nach 1851, die Weiſe, i
Napoleon — ſeine despotiſche
eine heilſame, wohlthuende da
des Geſchichtsſchreibers Schuld
eine Periode im Leben ſeine
hatte, wo dieſer ſchon dem K
und daß er vor 1851 nur die
volle Wirkſamkeit des Mannes
den Frieden von Lunéville fü
Staatskunſt; darüber kann ma
er revocirte dies Urtheil nicht, n
Preßburg tadelte. Er bewund
die Verhandl...

ge, ich werde es nie sein. Ich habe mir im
il vorgenommen, ihrer tyrannischen Gewalt zu
denn es ist mir das Loos geworden, zu einer
leben, wo sie herrscht und die Welt verwirrt
den 1849). Doch lasse ich ihr Gerechtigkeit wider-
wenn sie nicht sieht, so fühlt sie doch und in
erst seltenen Fällen, wo man die Augen schließen
nem Gefühle gehorchen darf, ist sie, nicht ein
er, den man anhören, wohl aber ein Strom,
n folgen muß. Das spanische Volk, obgleich es
nten Fürsten und gute Einrichtungen zurückwies,
s das Königthum Josephs zurückwies, war viel-
sser inspirirt als die höheren Stände. Es han-
el, indem es die Wohlthat zurückwies, die ihm
nder Hand geboten wurde, und ohne Augen sah
ger als die Gebildeten, indem es glaubte, man
em Eroberer widerstehen, welchem die mächtigsten
und die größten Generale nicht zu widerstehen
t hatten." Dagegen wiederum übergeht er Fichte's
ndt's Wirksamkeit mit Stillschweigen; Stein's
harnhorst's Reformwerk wird kaum berührt;
und Andreas Hofer's Aufstände in keinerlei
zur Volksstimmung gebracht; der Tod Palm's
ufregung, die er hervorgebracht, wird gar
t; der Mordversuch Staps' ganz außer
enhang dargestellt, sein Ende im Dunkeln
laube nicht, daß dies absichtliche Aus-
Thiers hatte seinen Blick auf die Staaten
heftet; nur die Handlungen der Re
Generäle beschäftigten ihn. Es fragt

alle Herrschaft über sich gegeben. Die Kritiker der neuliberalen Schule haben es ihm freilich zum Vorwurfe gemacht — sie, die ihn des Fatalismus zeihen! — daß er nicht gesehen habe, wie solche Allmacht fatal zu solchem Mißbrauche der Gewalt, zur Tyrannei führen müsse; als ob die zwei großen Staatsstreichler der Geschichte, welche dem ersten Napoleon seinen Weg vorgezeichnet, als ob Cäsar und Cromwell dem Kaiserwahnsinn verfallen wären, als ob sie nicht mit Billigkeit, Mäßigung und weisester Einsicht ihre unbeschränkte Macht zu brauchen gewußt hätten; als ob man dasselbe nicht auch von Bonaparte hätte erwarten und verlangen dürfen.*)

III.

Man mißverstehe mich nicht. Die Reaction gegen das erste Kaiserreich und seine Schöpfungen, die Reaction gegen die ganze centralistische Strömung der französischen Geschichte und mithin auch gegen den überzeugtesten Bewunderer und Fürsprecher dieser Strömung in unserem Jahrhundert, gegen Thiers, war nicht nur eine berechtigte, sie war eine nothwendige. Sie ging aus von ganz uneigennützigen Motiven und hohen Gesichtspunkten. Der erste Anreger der anticentralistischen

*) Um nicht den Text mit unendlichen Citationen auszufüllen, so stehen hier einige der unzähligen Stellen verzeichnet, wo Thiers sich über die Revolution und Bonaparte ausgesprochen, vor 1851: in der Révolution (erste Ausgabe), VIII, 74 u, 75, 571, 573. IX, 396. X, 527—529. Consulat et Empire (Brüsseler Ausgabe), II, 129. III, 615, 620. IV, 467, 469, nach 1851: Consulat et Empire, VI, 195. VII, 866, 895. IX, 1, 578. 607, 615. X, 346.



nichts Neues eingeführt, überall sei ihm vorgearbeitet worden, er sei durchaus kein schöpferischer Genius gewesen, sondern habe sich nur alle Werke seiner Vorgänger, des Convents und des Directoriums, angeeignet, stellte man nun, da Thiers nachgewiesen, was Alles Napoleon und Napoleon allein geschaffen, die entgegengesetzte Theorie auf: „Er richtete Alles," sagt Laufrey, „sogar die Gemeindeverfassung, nach dem Typus der Dictatur ein, so daß dieses Ausnahmerégime (sic!) sich in's Temperament der Nation einfraß und Fleisch von ihrem Fleische ward. Im Namen einer vorübergehenden Nothwendigkeit (sic!) schuf er (sic!) jene verhängnißvolle Centralisation, die ihn so lange überleben sollte: er grub sie so tief in den Boden ein, daß sie noch heute kaum entwurzelt werden kann; und der Geschichtsschreiber (Thiers) hat nicht nur kein Wort des Protestes gegen ein solches Werk, das die ganze Zukunft compromittirt, er billigt es sogar, lobt es, bewundert es als gut und vortrefflich an sich, zu allen Zeiten, an allen Orten, außerhalb der besonderen Umstände, für die es gemacht worden. Hier namentlich zeigt sich in ihrer ganzen Nacktheit die tiefe (sic!) Mittelmäßigkeit des Geistes, welche dies Werk inspirirt hat" u. s. w. Wir brauchen nicht zu fragen, wer historischer, in Auffassung und im Wissen, ist, der Geschichtsschreiber, der in Bonaparte's Werk von 1800 die Fortsetzung, ja Vollbringung der französischen Entwickelung seit dem Mittelalter sieht, oder sein Kritiker, der da meint, der erste Consul habe plötzlich die ganze Nation aus ihrer Bahn geworfen und auf einer tabula rasa willkürliche Einrichtungen ge-

land sogar nicht an, der Minister
einer ganz centralistischen Ver-
ch bei seinem bedeutendsten Schü-
ermüdlichen Vorkämpfer der De-
Selbstverwaltung, kam die Actua-
osition gegen das zweite Kaiser-
Linie. Schon weniger rein von
ar der Feldzug der sogenannten
egen die Einrichtungen des Con-
rten hier schon kirchliche Inter-
nach 1848 zur Einsicht gelangt,
erholten Revolutionen nichts We-
ischen Staate änderten, der aus der
Consulat hervorgegangen war; und
andererseits, daß das parlamenta-
Luft schwebte, so lange der Staat
blieb, daß die Executive stets sich
en Regierung zuspitzen mußte, so
m über die ungeheure Macht ver-
und Beamtenheer ihr in die Hand
suchte man die Schuld an diesem
ation ab und auf einen Mann zu
Frankreich Sitte ist, wo alle Parteien
Schmeichelei verwöhnen zu müssen
laube an die zufälligen Mächte, welche
rken, so verbreitet ist, daß eine solche
tion auf Kosten eines Menschen ganz
die Nation impeccabel bleiben
ser das Alles gethan haben,
hauptet, Bon[redacted]habe



government im engliſch
es ein nicht verächtliche
tion gegen das Kaiſer
der individuellen Freihe
und in ihrem Kern gebi
Parlamentariern, denen
den; aus den Frommen,
teten, daß „eine neue galli
die ein Werkzeug des Kaiſe
aus den Republikanern end
biniſchen Tradition emanci
ihrer Sache nur der imp
ſchrieben, welche der erſte
Schöpfungen des Convent
die Februarrevolution abe
Etikette habe beſtehen laſſe
im demokratiſchen Staate
tionalen Einheit und Zerſp
liche Selbſtregierung
nen.

lichtung, Tocqueville ſtand ſogar nicht an, der Miniſter
nes Bonaparte unter einer ganz centraliſtiſchen Ver-
ſſung zu werden. Auch bei ſeinem bedeutendſten Schü-
r, Laboulaye, dem unermüdlichen Vorkämpfer der De-
ntraliſation und der Selbſtverwaltung, kam die Actua-
ät — d. h. die Oppoſition gegen das zweite Kaiſer-
ich — erſt in zweiter Linie. Schon weniger rein von
lcher Beimiſchung war der Feldzug der ſogenannten
chule von Nancy gegen die Einrichtungen des Con-
lats; namentlich ſpielten hier ſchon kirchliche Inter-
en mit. Man war nach 1848 zur Einſicht gelangt,
ß einerſeits die wiederholten Revolutionen nichts We-
ntliches am franzöſiſchen Staate änderten, der aus der
evolution und dem Conſulat hervorgegangen war; und
n überzeugte ſich andererſeits, daß das parlamenta-
che Régime in der Luft ſchwebte, ſo lange der Staat
t bureaukratiſcher blieb, daß die Executive ſtets ſich
einer perſönlichen Regierung zuſpitzen mußte, ſo
nge ſie im Centrum über die ungeheure Macht ver-
gte, welche Armee und Beamtenheer ihr in die Hand
ben. Natürlich ſuchte man die Schuld an dieſem
uſtand von der Nation ab und auf einen Mann zu
älzen, wie es in Frankreich Sitte iſt, wo alle Parteien
e Nation durch Schmeichelei verwöhnen zu müſſen
auben, wo der Glaube an die zufälligen Mächte, welche
i der Geſchichte wirken, ſo verbreitet iſt, daß eine ſolche
xculpation der Nation auf Koſten eines Menſchen ganz
türlich ſcheint. Da die Nation impeccabel bleiben
ß, ſo ſollte nun der Kaiſer das Alles gethan haben,
d nachdem man kühnlich behauptet, Bonaparte habe



ſſen, die faſt ein Jahrhundert [redacted] gedeckt
„Fleiſch vom Fleiſche“ der Kirche geworden.

Wie dem auch ſei, es bildete ſich in den dreißiger
ren aus den heterogenſten Beſtandtheilen eine Schule,
je es unternahm, den Strom [redacted] zu
t, und ernſtlich daran dachte, das Uebel an der
zel anzugreifen, Frankreich die [redacted] Selbſtbeſtim-
ung zu geben, welche in England die Baſis des
mentariſchen Régimes iſt. Damit traf denn die
t die Allmacht des Staates gerichtete Strömung der
iger Jahre zuſammen, in welcher mit mehr Logik
politiſchem Sinne die wirthſchaftlichen Grundſätze
Smith's auf den Staat angewandt wurden: man
h nur noch von der Initiative des Einzelnen, der
t Concurrenz, dem laisser-faire laisser-passer, der
t Kirche, der Unterrichtsfreiheit u. ſ. w. Zwei eng
einander verbundene Mächte der franzöſiſchen Ge-
ſaft verfehlten nicht, dieſe Stimmung auszubeuten
ſich dem Feldzuge gegen den modernen Staat an-
ließen: der legitimiſtiſche Adel und die Kirche. Jener
tte die Nothwendigkeit einer hiſtoriſchen Dynaſtie,
Nothwendigkeit hiſtoriſcher Provinzial- und Gemeinde-
nismen, die Nothwendigkeit grundherrlicher Einflüſſe
) Ausübung freiwilliger Ehrenämter; dieſe reagirte
n das Concordat, gegen die letzten Reſte des Galli-
imus, predigte Unterrichtsfreiheit, benutzte die ſchon
rte zu ihren Zwecken: die mit Lammenais in den
ziger Jahren eingeleitete ſtaatsfeindliche Entwicke-
der Kirche kam erſt jetzt in ihr volles Fahrwaſſer.
die Geiſtlichkeit war klüger wie mächtiger als der

meine Intereſſe wahrte, keine abſolute, ſondern eine beſchränkte, überwachte ſein, und ſie ſollte aus der freien Wahl der Nation hervorgehen, nicht durch Gewalt aufgezwungen, noch eine durch Geburt überkommene ſein. Mit anderen Worten ein bureaukratiſcher Gleichheitsſtaat mit einer parlamentariſchen Leitung, in deren Hand die ganze Beamtenmaſchine ſich bewegen ſollte, wie früher in der Hand des erblichen Monarchen oder des Dictators; denn: le Roi régne et M. Thiers gouverne war von Anbeginn ſein Ideal. Und dieſe unthätige, erbliche Autorität in einem Staate, der nicht länger über eine mit der Nation ſelber gewordene und gewachſene Dynaſtie verfügte, wie früher! aus dem die Erblichkeit durchaus verbannt war, in welchem Oberhaus, Kirche, Juſtiz die wechſelnden Launen der öffentlichen Meinung ſtatt überlieferte Intereſſen und Ideen vertraten! Dieſer Wahn ſeines Lebens aber war auch der Wahn ſeines Jahrhunderts, ſeiner Nation und ſeiner Geſellſchaftsclaſſe; daher die große Bedeutung des Mannes, obſchon er ſelbſt zweimal an der Verwirklichung dieſes Wahnes ſcheiterte (1836 und 1840), ein drittes Mal endlich (1871—1873) denſelben thatſächlich aufgeben mußte. Die Regierung Thiers' während der zwei Jahre vom Abſchluß des Frankfurter Friedens bis zum 25. Mai 1873 war eine Dictatur mit Kriegsgerichten, Belagerungszuſtand, Ausnahmegeſetzen, Beſchränkung der Preßfreiheit und des Verſammlungsrechtes, eine Dictatur, die Herr Gambetta und die Seinen bekanntlich eben ſo heftig angriffen, als ſpäter diejenige Mac Mahon's. Daß der Dictator ein Civiliſt ſtatt eines Militärs war, änderte



…okratiſchen Staate
…chloſſenen Einheit
…zum ſchweizer oder
…ühren müſſe; damit
…olitik Frankreichs un-
— und es war die
…s echte Franzoſen in
…te traditionelle Politik
…übel Frankreichs darzu-
…are Schauſpiel, die fran-
…mal gerecht für andere
…bitter vorwerfen zu ſehen,
…eſen, welche Napoleon Ita-
…en, indem er ihnen franzö-
…re nun als eine Bekehrung
zum Geltenlaſſen anderer
…: allein man brauchte nur
…decken, daß es eitel Partei-
denn man beeilte ſich, dar-
…waffe gegen das Kaiſerreich
ob die königliche und repu-
…nau dieſelbe geweſen wäre,
…rsgenoſſen von Thiers aus-
werden müſſen. Denn es
…en, das Beiſpiel auch nur
aufzubringen, der darin an-
…rs. Es war demnach emi-
Einen auszuleſen, dem die
…n aufzubürden ſei, anſtatt
…ig die Wahrheit zu ſagen.

gierung, kein Zufall, keine Willkür der Herrscher, daß es eine Nothwendigkeit des französischen Staatswesens ist, wie es aus der Revolution und dem Consulat hervorgegangen, das sah Thiers erst als sechsundsiebzigjähriger Greis ein, als man ihn selber zu einem unverantwortlichen constitutionellen Herrscher mit einem verantwortlichen Ministerium machen und aus dem Parlamente verbannen wollte. Er wies die Zumuthung heftig zurück, wie einst Bonaparte gethan, nur mit gewählteren Worten. Dies aber war die einzige Palinodie dieses langen, reichen Lebens, und es ist gewiß kein kleines Lob, das wir dem Manne spenden, wenn wir anerkennen, welcher Freimuth, welche Aufrichtigkeit, welche Abwesenheit von kleinlicher Eitelkeit dazu gehörte, daß ein Mann am späten Lebensabend öffentlich eingestand, daß er in einem so wichtigen Punkte stets geirrt habe, und daß die Republik, d. h. die Königslosigkeit oder die Verantwortlichkeit des Staatsoberhauptes, die einzig mögliche Form des modernen französischen Staates war; eine Form, die selbst in Amerika, bei einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Beamten, welche von der Executive abhängen, sich aufgedrängt, die aber bei der bureaukratischen Organisation Frankreichs sich als eine durchaus nothwendige erwiesen hat.

Wir sahen, es gibt eine Schule in Frankreich, welche diese Organisation selber bekämpft und an die Stelle der bewährten Verwaltung, welche die Nation durch so viele Stürme hindurch immer vom Felsen gehalten hat, örtliche und provinzielle Selbstverwaltung durch gewählte Obrigkeiten nach amerikanischem Muster einsetzen und

dauert haben. Schauen wir aber zurück auf dieſe neunzig Jahre, wie wir zurückblicken auf die nicht minder bewegten großen Jahrhunderte anderer Nationen, das fünfte Jahrhundert Griechenlands, das zweite Roms, das fünfzehnte Italiens, das ſechzehnte Deutſchlands, das achtzehnte Englands, und machen wir die Bilanz, wie ſie dort gemacht worden, ſo werden die großen Unglücksdaten von 1793, 1815, 1848 und 1871 nur als Epiſoden erſcheinen in einer lebensvollen, reichen Entwickelungszeit, in der zum erſten Male die Staatseinrichtungen auf der Grundlage vernünftiger und gerechter Grundſätze verwirklicht worden, wo die volle Gleichheit vor dem Geſetze zur Wahrheit geworden, alle willkürlichen Schranken zwiſchen den Menſchen beſeitigt, vollſtändigſte Freiheit des Verkehrs bei nie dageweſener Ordnung durchgeführt, wo eine fleckenloſe, raſche und wohlfeile Juſtiz, eine aufopferungsvolle und unermüdliche Polizei, eine arbeitſame, unbeſtechliche und intelligente Verwaltung, ein wohlgeordnetes Finanzweſen den Einzelnen ſchützen, das Intereſſe des Ganzen wahren, wo ſich der Reichthum, das Wohlſein, die Bildung des Landes fortwährend und bis zu nie geahnter Höhe entwickelt haben, wo die Freiheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung und des religiöſen Bekenntniſſes unbeſchränkter als je zuvor gewaltet.

Wohl lebt eine Nation nicht nur von Brod, noch ſoll es ihr genügen, dies Brod in Ruhe genießen zu können: Nationen mehr noch als Einzelne brauchen des Idealen, um ein menſchenwürdiges Daſein zu führen; das ideale Leben aber eines Volkes iſt der

Ruhm, und wahrlich, wenn Frankreich zurückschaut auf dieses Jahrhundert, kann es klagen, daß es dürftiger ausgegangen, als irgend ein anderes vor ihm? Hat es nicht drei Mal die Ehre gehabt, die europäische Menschheit auf den Weg der Befreiung zu führen? Hat es nicht ein Staatswesen und ein Gesetz gegründet, welche das Muster der modernen Staatsordnung geblieben und nicht nur von den lateinischen Schwesternationen, sondern auch von den germanischen Völkern nachgeahmt wird? Ist der Waffenruhm von Rivoli und Marengo, von Jena und Austerlitz, von Constantine und Isly, von Sebastopol und Solferino Nichts, weil das tapfere Heer, wie das jeder Nation und jeder Zeit, auch schlimme Tage erlebt, wie einst das Heer Condé's und Turenne's? Und wenn Frankreich eine alte Eroberung hat herausgeben müssen, hat es nicht eine andre Provinz erworben, welche Sprachgenossenschaft und Naturbeschaffenheit ihm längst zugewiesen und ihm als sicheres Besitzthum für alle Zeiten verbürgen? Welches Jahrhundert der französischen Geschichte, außer dem Jahrhundert Ludwig's XIV., hat Größeres geleistet in der Kunst, der Wissenschaft, der Literatur? Nur ein so undankbares Volk als das französische — das undankbarste, das die Welt gesehen, seit Athen — kann auf seine großen Männer und ihre Gaben so schnöde herabsehen. Wir draußen Stehenden können und müssen sagen, daß kein Land ein reicheres geistiges und politisches Leben aufzuweisen hat, als Frankreich, auf das die Augen der Welt seit so vielen Jahren geheftet sind; daß keine Periode und keine Nation mehr und größere Redner, edlere Kämpfe

gerechtfertigt. Recht im Gegentheil ist wohl selten ein Mann der Horazischen Vorschrift für dramatische Charaktere so getreu geblieben, als Thiers:

. . . . . servetur ad imum
Qualis ab incepto processerit et sibi constet.

Als Schriftsteller wie als Politiker finden wir ihn am Ende seiner Laufbahn genau als denselben wieder, als den wir ihn beim Beginne derselben kennen gelernt. Ein aufrichtiger und warmer Bewunderer der „Principien von 1789," überzeugt von der Nothwendigkeit und der Größe der Revolution und ihres Testamentsvollstreckers Napoleon, nicht der Mittel, welche die Revolutionäre und der große Kaiser angewandt, um jene Grundsätze zu verwirklichen, ist er zugleich immer ein Vorkämpfer der traditionellen Politik Frankreichs dem Auslande gegenüber geblieben und hat dieselbe nur in den Punkten aufgegeben, wo sein gesunder Sinn für das Thatsächliche und Mögliche ihn zwang, sie aufzugeben. Ja, selbst in dem Grundirrthume seines Lebens — denn er war nicht unfehlbar — ist er fast bis an sein Ende befangen geblieben und hat ihn erst ganz zuletzt auch dann immer thatsächlich, nicht principiell, und, so zu sagen, ohne es selbst zu wissen, aufgegeben: in den zwei Jahren von 1871—1873, während welcher er dann auch das Größte seines Lebens geleistet hat. Dieser Grundirrthum seines Lebens war aber, daß er vermeinte, der von ihm bewunderte demokratische Staat, wie ihn Napoleon unerschütterlich gegründet, lasse Freiheit und Selbstregierung zu. Da er aber doch ein untrügliches geheimes Gefühl hatte, daß durch solche Freiheit und

elbſtregierung die feſte Einheit des Staates, die er
ber Alles ſtellte, gelockert zu werden die Gefahr laufe,
einte er, es genüge, dieſe Freiheit und Selbſtregierung
uf den Mittelpunkt zu beſchränken, in den Gliedern
ber die bureaukratiſche Vormundſchaft aufrecht erhalten
u können. Er war der entſchiedenſte Gegner der Com-
unal- und Provinzialfreiheit, wie er bis an ſein Ende
ie Handels- und Kirchenfreiheit bekämpfte; ſelbſt in
r Militärfrage wechſelte er nie. Und es ward ihm
icht, ſich treu zu bleiben; ſeine Ueberzeugungen waren
keine abſtracten, von Außen hergenommenen Theorien,
waren er ſelber; er brauchte ſich nur darzuleben, um
ine Abſichten und Anſichten zu entwickeln, weil dieſe
bſichten und Anſichten ſeine Natur waren. Darum
t Thiers auch nie weder intriguirt noch conſpirirt,
n zu ſeinen Zielen zu gelangen: er hatte eine tiefe
bneigung gegen Beides; was er für ſich, für ſein Land
ünſchte, war der offene, aber unblutige Kampf auf der
rlamentariſchen Wahlſtatt, wo er alle ſeine Kräfte ent-
lten konnte und deren Zugänglichkeit für alle Fran-
ſen ſeiner Claſſe und Bildung eine Lebensfrage für
n war. Niemand hat darum auch je weniger die
Renſchen zu täuſchen geſucht und getäuſcht, mit Aus-
ahme derer, die ihn eben nicht zu leſen wußten. Denn

Dies über Alles: Bleib' dir ſelber treu
Und daraus folgt, ſowie die Nacht dem Tage,
Du kannſt nicht falſch ſein gegen irgend Wen.

Stets wollte er die Herrſchaft des allgemeinen na-
malen Intereſſes über die beſonderen localen Inter-
en; nur ſollte die Centralregierung, welche das allge-

Was seine gelehrten Werke über die semitischen Sprachen, über die griechischen Studien im Mittelalter, über Averroës ihm nicht erworben hatten, eroberten ihm seine kritischen Aufsätze der „Revue des Deux Mondes“ und des „Journal des Débats“ im Sturm: die Aufmerksamkeit, theilweise auch den Beifall der vergleichungsweise sehr zahlreichen Geisteselite Frankreichs, welche freilich „ein Titel schon vertraulich“ gemacht hatte: Renan war bereits im Jahre 1856 als Nachfolger Augustin Thierry's in die „Académie des Inscriptions et belles Lettres“ berufen worden, welche bekanntlich der solidesten, wenn auch nicht der lautesten, Autorität unter den fünf Akademien genießt. Da jene Aufsätze nun keineswegs zu dem guten Mittelmäßigen gehörten, dem allein der augenblickliche Erfolg ganz unfehlbar gesichert zu sein pflegt, da sie in der That das Beste sind, was die französische Literatur überhaupt in dieser Gattung aufzuweisen hat, so ist die unmittelbare Anerkennung, die bei wirklich guten Werken ja so oft auf sich warten läßt, hier nur dadurch zu erklären, daß jene Aufsätze — wie z. B. Götz und Werther, um geläufige Beispiele zu nennen — neben ihrem absoluten und folglich dauernden Werthe, auch den relativen und vorübergehenden Vortheil besaßen, einer gerade in der Nation beginnenden Geistesströmung Ausdruck zu geben.

Man kann sagen, die historische Kritik der Franzosen datirt erst vom zweiten Kaiserreich, obwohl Sainte-Beuve schon unter Louis Philipp, Villemain gar unter der Restauration geschrieben hatten; dieser hatte doch die Tradition der dogmatischen Kritik nie ganz überwunden,

rchaus Nichts an der Sache. Daß er die Machtttel, welche in ſeine Hand gegeben waren, nicht annden wollte, um ſich die Dictatur zu ſichern und zu wahren, ſondern dieſelbe vor einem Majoritätsvotum r Volksvertretung reſignirte, war nur höchſte Folgehtigkeit, freiwilliges Anerkennen eingeſehener Nothwengkeit. Auch Karl X. hatte ſich nicht gegen die Mehrit der Volksvertretung erhalten können; Louis Phipp fiel, als er eine künſtliche Majorität der wirklichen ajorität entgegenſetzen zu können vermeinte; Napoleon I. war ſchon beunruhigt, als nur fünf Oppoſitionsitglieder im geſetzgebenden Körper ſaßen; eine Stimme ehrheit gegen ſeine Regierung hätte ihn geſtürzt. rankreich iſt eben ſeit einem Jahrhundert eine thatichliche Republik, d. h. es wird von einem verantwortchen Staatsoberhaupt regiert; dies zuerſt eingeſehen nd laut verkündigt zu haben, iſt Napoleon's III. groes Verdienſt. Er wollte nie wie Karl X. oder Louis hilipp ſeine perſönliche Regierung hinter verantwortche Miniſter verſtecken, ſondern beanſpruchte, wie Thiers ach ihm, die volle Verantwortlichkeit für ſich ſelber.

Niemand, der die Geſchichte dieſes Jahrhunderts kennt, ird läugnen wollen, daß ſämmtliche Herrſcher Frankichs von dem erſten Conſul bis zum Marſchall Mac Mahon perſönliche Herrſcher geweſen, und daß jeder Miniſter, der ſie dazu zwingen wollte, die conſtitutionelle iction des unverantwortlichen Staatsoberhauptes innehalten, hieß dieſer Miniſter nun Martignac oder Thiers, arrot oder Dufaure, Marcère oder Jules Simon, ohne eiteres beſeitigt wurde. Daß dies, die perſönliche Re-

wie er am Anfang dieſes Jahrhunderts formulirt ward. Das Naturell der drei Kritiker iſt allerdings ſo verſchieden, wie die Form, die ſie gewählt, wie die Folgerungen, zu denen ſie gelangt ſind; ihre Bedeutung in der franzöſiſchen Geiſtesgeſchichte iſt darum nicht minder die Vermittelung des deutſchen Gedankens in ihrem Vaterlande und durch es, deſſen Sprache noch immer das mächtigſte Bindemittel der modernen Cultur iſt, in Europa.

Es iſt hier nicht der Ort, eine ausgeführte Charakteriſtik E. Renan's zu geben. Sein Talent iſt ein ſo bedeutendes, ſeine Thätigkeit eine ſo vielſeitige, ſein Einfluß ein ſo gewaltiger, daß man die Schranken eines Aufſatzes überſchreiten müßte, wenn man ihm gerecht werden wollte. Dabei iſt Renan der Vertreter des beſten Theiles ſeiner ganzen Generation; und ein eingehendes Studium ſeiner ſchriftſtelleriſchen Perſönlichkeit würde an ſich ſchon ein umfaſſendes Kapitel franzöſiſcher Literaturgeſchichte bilden. Seine Zeit- und Landesgenoſſen wollen das freilich nicht Wort haben und können nicht genug an ihm kritteln: Dem iſt ſeine Redeweiſe zu manierirt, ſeine Denkweiſe zu ſchlaff, ſeine Gefühlsweiſe zu ſüßlich; Jener klagt über Inconſequenz und Paradoxie; ein Dritter meint, er ſei zu ſehr Literat in der Wiſſenſchaft, zu ſehr Gelehrter in der Literatur; die Einen ſehen in ihm einen Religionsverächter, während er den Andern zu myſtiſch iſt; faſt Allen iſt ſein muthiger Ariſtokratismus zum Gräuel. Und doch iſt Renan im eminenteſten Sinne der Mann ſeiner Zeit, geben ſeine Werke der Stimmung dieſer Zeit den treueſten und ſchönſten Ausdruck; denn eine Zeit hat ihre geſchicht-

ſtraffe Centraliſation des franzöſiſchen Staates lockern chte. Thiers gehörte nicht zu dieſer: er war nicht : Mann dazu, irgend eine der großen Traditionen nes Vaterlandes aufgeben zu wollen, und ich glaube, : Nation theilt ſeine Denk- und Gefühlsweiſe. Auch : iſt in ihrer aufgeklärten Mehrheit republikaniſch georden, wie Thiers, in dem Sinn, daß ſie geſetzlich zu geln wünſcht, was ſeit nahezu hundert Jahren thatchlich ſtattfindet, die Verantwortlichkeit und den Wechſel s Staatsoberhauptes. Es iſt die große geſchichtliche ebeutung Thiers', nicht nur ſein Leben über der geeue Vertreter ſeines Jahrhunderts, ſeiner Nation und iner Geſellſchaftsclaſſe geweſen zu ſein, in ihren Fehrn und ihren Vorurtheilen ſowohl, als in ihren Tugenen, in ihren Anſichten wie in ihren Gefühlen; ſondern auch och vor ſeinem Ende und vor dem Ende des vielbewegten ahrhunderts gleichzeitig mit ſeinen Landes-, Standesnd Zeitgenoſſen zur Einſicht gekommen zu ſein, daß die ureaukratiſch organiſirte demokratiſche Republik, d. h. ie gemäßigte und durch geſetzliche Periodicität geregelte ictatur, die definitive Staatsform iſt, welche die Reolution von 1789 unklar vorausſah, aber ſicher aneſtrebt hat, und welche nach faſt hundertjährigen Erhütterungen und Kämpfen endlich auf dem Punkte iſt, ewußt verwirklicht zu werden.

Wird Frankreich dabei glücklicher ſein, als es ſeit 789 geweſen? Es iſt erlaubt daran zu zweifeln. Es at ja ſeit einem Jahrhundert daheim und draußen nicht n Leuten gefehlt, die „das unglückliche, vielgeprüfte and" in der ganzen Scala rhetoriſchen Mitleidens be-

ſtändnißvoll, aber zeugungsſchwach, der Kritik zugewandt. Es giebt kaum ein Wort, das öfters als das Wort nuance, keine Wendung, die mehr als die Wendung „in einem Sinne“ bei Renan vorkomme: die Leute von 1830 wußten kaum, was eine Nuance war und begriffen wohl noch weniger, daß es einen anderen Sinn geben könne als ihren. Die Generation — ich ſpreche immer nur von denen, die für ihre Zeitgenoſſen denken, nicht vom numerus — die Generation, deren reifere Jugend in die Katzenjammerzeit fiel, welche auf den Rauſch von 1830 folgte, deren Jünglingsalter die geiſtloſe Orgie von 1848 und die brutale Eklipſe vom 2. December ſah, war alt vor der Zeit im Guten wie im Schlimmen, ſchwach im Haſſe und der Liebe, einſichtig, nachſichtig, vorſichtig. Wenig aufgelegt zum Handeln, lähmte ſie ſich noch durch die allzu vielſeitige Betrachtung der Dinge; ſuchte Allem und Jedem gerecht zu werden; und ſo ward „der angeborenen Farbe der Entſchließung des Gedankens Bläſſe angekränkelt.“ Eine ſolche Hamletſtimmung aber iſt immer bewußt: wo Alles Object der Betrachtung wird, anſtatt Motiv zum Handeln oder Schaffen zu ſein, wird auch das eigene Selbſt ein gerne angeſchautes Object; und da kann die Unzufriedenheit nicht ausbleiben. Da nun aber der Menſch immer Menſch bleibt, ſo tritt auch beim aufrichtigſten der Menſchen dieſe Selbſtunzufriedenheit als Unzufriedenheit mit der Zeit auf, der man angehört, die unſer erweitertes, aber weniger empfindliches Selbſt iſt. Jede Zeit hat ihre Unzufriedenen; neu iſt nur, daß die Unzufriedenen von heute doch auch die Berechtigung der Dinge einſehen,

ruhm, und wahrlich, wenn Frankreich zurückschaut auf ieſes Jahrhundert, kann es klagen, daß es dürftiger usgegangen, als irgend ein anderes vor ihm? Hat es icht drei Mal die Ehre gehabt, die europäiſche Menſch- eit auf den Weg der Befreiung zu führen? Hat es icht ein Staatsweſen und ein Geſetz gegründet, welche as Muſter der modernen Staatsordnung geblieben und icht nur von den lateiniſchen Schweſternationen, ſon- ern auch von den germaniſchen Völkern nachgeahmt ird? Iſt der Waffenruhm von Rivoli und Marengo, on Jena und Auſterlitz, von Conſtantine und Isly, on Sebaſtopol und Solferino Nichts, weil das tapfere eer, wie das jeder Nation und jeder Zeit, auch ſchlimme age erlebt, wie einſt das Heer Condé's und Turenne's? nd wenn Frankreich eine alte Eroberung hat heraus- eben müſſen, hat es nicht eine andre Provinz erworben, elche Sprachgenoſſenſchaft und Naturbeſchaffenheit ihm ängſt zugewieſen und ihm als ſicheres Beſitzthum für lle Zeiten verbürgen? Welches Jahrhundert der fran- öſiſchen Geſchichte, außer dem Jahrhundert Ludwig's IV., hat Größeres geleiſtet in der Kunſt, der Wiſſen- chaft, der Literatur? Nur ein ſo undankbares Volk ls das franzöſiſche — das undankbarſte, das die Welt eſehen, ſeit Athen — kann auf ſeine großen Männer nd ihre Gaben ſo ſchnöde herabſehen. Wir draußen Stehenden können und müſſen ſagen, daß kein Land in reicheres geiſtiges und politiſches Leben aufzuweiſen at, als Frankreich, auf das die Augen der Welt ſeit o vielen Jahren geheftet ſind; daß keine Periode und ine Nation mehr und größere Redner, edlere Kämpfe

mäßigkeit; ein tiefgefühltes Wohlwollen für die Einfältigen an Geist und Niederen an Rang, deren kindliches Gemüth erkennt, „was kein Verstand der Verständigen sieht;" eine gewisse Vorliebe nach Art der Künstler für die Starken, welche das Handeln übernehmen, damit die Erwählten des Geistes ruhig denken und ungestört schaffen können. Denn Grundgesetz alles Menschendaseins bleibt ihm doch immer, daß die Millionen da sind, den happy few als Dünger zu dienen und daß ein Genius, der mitten unter der Ignoranz der Millionen eine göttliche Komödie schafft, mehr für die menschliche Bildung thut als tausend Realschulen, welche ihr Petroleumlicht in jede Bauern- und Arbeiterstube tragen. Damit verletzt der Künstler natürlich nicht wenig die Hunderttausende seiner Zeitgenossen, die auf der Höhe der Menschheit zu stehen glauben, weil sie ihre Realschule absolvirt; aber er streichelt damit auch äußerst wohlthuend alle die feineren geistigen Organisationen, welche das Höchste zu genießen wissen, ohne selber zum Leisten berufen zu sein, welche in dem rohen Steeplechase des Lebens nicht mitrennen können noch mögen, aber das Gefühl haben, daß sie die Renner überschauen und deren Urtheil am Ende doch von jenen Rennern, die keine Zeit haben sich selber ein Urtheil zu bilden, auf Treu und Glauben angenommen werden wird.

Renan aber hat nicht nur diese Stimmung der Besten seiner Zeit tiefer als irgend ein Anderer durchempfunden; er hat sie auch getreuer als irgend ein Anderer zum Ausdruck gebracht. Renan ist unbestritten der große französische Schriftsteller der zweiten Hälfte

II.

E. Renan als Philoſoph.

I.

Unter den Schriftſtellern des zweiten Kaiſerreiches ſt keiner, deſſen Namen mehr in den Mund der Men=hen gekommen wäre als der Renan's*). Hier hat ein=al die vox populi, gegen ihre Gewohnheit, Recht ge=abt, obſchon ſie auch hier gemäß ihrer Gewohnheit ehr von Zufall und Leidenſchaft als von Einſicht ge=itet ward. Hätte Renan nicht in einem ſeiner Werke – und bezeichnender Weiſe in dem wenigſt tadelloſen iner Werke — an eine Lebens= und Brotfrage des lerus gerührt, ſo daß dieſer, gegen deſſen Publicum das eines Goethe und Shakeſpeare iſt wie das Häuf=in der Athener gegen die Schaaren der Perſer, Alarm ef, — der Name des ariſtokratiſchſten aller Schrift=eller wäre nie in ſo weite Kreiſe, nie in ſo tiefe Schich=n gedrungen. In den höchſtgebildeten Regionen ſeiner tation wäre er deshalb nicht minder bekannt geworden nd war es ſchon vor 1863, als das „Leben Jeſu" er=chien.

*) S. im Anhang zum erſten Bande dieſer Sammlung (Frank. eich und die Franzoſen) meinen Eſſay über Renan als Politiker=

wenigen von der Menschheit ausgesichteten Schriftstellern aller Zeiten lebt, vermag ein Denker und Künstler auch heute noch antik zu sein. Anders mit den Handelnden, daß deren auch unsere Zeit noch hervorbringen kann, welche keinem Helden der Vergangenheit an Naivetät nachstehen, haben wir ja alle seit dreißig Jahren bewundernd miterlebt.

Nach allem Gesagten wird es nur natürlich scheinen, daß der begabte Wortführer seiner Generation die Religionsgeschichte zu seinem besonderen Fache erwählt und sein Höchstes in den unerreichten Essays über griechischen Polytheismus, über Judenthum und Islam geleistet, seine größte Kraft auf die Geschichte der Entstehung des Christenthums verwandt habe. Die Religion giebt sich ja am liebsten als das Absolute und Ewige: nirgends also ist die Versuchung größer, die Ironie, welche aller geschichtlichen Weltanschauung zu Grunde liegt, anzuwenden und gerade hier zu zeigen, wie vergänglich und wie zahlreich die Formen sind, unter denen das Ewige dem idealbedürftigen Sinne der Menschheit geboten wird. Daher erklärt sich auch, daß Renan oft und gern die Politik berührt, wo ähnliche Hinfälligkeit sich unter ähnlicher Prätention zu bergen liebt; während er, der Künstler und Denker, so selten Kunst und Philosophie zum Gegenstand seiner Erörterungen gemacht: Kunst und Philosophie suchen eben das Wesen der Dinge zu fassen — wahre Philosophie und Kunst fassen es auch — die Historie aber hat's nur mit deren vorübergehenden Gestalten zu thun, hinter denen sie ihr Wesen nur errathen läßt. Doch hat Renan darum nicht minder philosophirt,

jener ging von der Partei aus zu der [illegible] wenn auch unabhängigen Bildung aus. [illegible] die historische Kritik, aber ohne sie als ein System zu bekennen und langte endlich bei der rein [illegible] Behandlung an. Die historische Kritik welche über aller Partei steht, Nationen, wie Religionen und Literaturen als vorübergehende Formen und Phasen auffaßt, ihnen ihren Platz in der Entwickelung der Menschheit anzuweisen sucht, anstatt sie nach gewissen Regeln zu beurtheilen, tritt bewußt erst unterm zweiten Kaiserreich auf und Renan war ihr Verkünder. Da nun diese bewußte historische Kritik vor Allem eine Reaction gegen die dogmatische Kritik academischer Ueberlieferung war, diese aber sich in die „Université" als in ihre Citadelle zurückgezogen hatte, so war es kein Zufall, daß ihr Verkünder nicht, wie die meisten anerkannten Schriftsteller seiner Generation — ich erinnere nur an Taine und Sarcey, Prévost-Paradol und J. J. Weiß, About und Aïollant, Caro und Janet, Martha und Mézières — aus der Pflanzschule der Universität hervorging, sondern aus dem geistlichen Seminar von Saint Sulpice, und sich vornehmlich mit deutscher Bildung genährt hatte, wie denn auch die beiden Kritiker, welche Renan im Standpunkt, wenn nicht in der Manier, am nächsten sind und nach ihm am meisten zur Verbreitung der historischen Auffassung beigetragen, E. Scherer und E. Montégut, ebenfalls außerhalb der französischen Tradition wurzeln: sie sind beide literarisch, wenn nicht wissenschaftlich, von England ausgegangen. Alle drei aber stehen, mittelbar oder unmittelbar, unter der Herrschaft des deutschen Gedankens,

so vornehm maßvoll. Krystallhell und belebt, aber nicht farb- und geschmacklos wie das seichte Wasser eines Waldbächleins, mahnt uns recht im Gegentheil seine verlockende und bewegte Tiefe an die grünblaue Salzfluth, die eine Welt in sich birgt, eine andere in sich spiegelt. Renan wird sichtlich strenger mit sich, je weiter er in Jahren vorrückt; mit Sorgfalt — aber mit einer Sorgfalt, deren der lauernde Beobachter nur durch das Ergebniß gewahr wird — vermeidet oder beschneidet er alle zur Manier gewordenen Redensarten, jedes unnütze oder unbestimmte Eigenschaftswort, jeden abstracten Ausdruck, bei dem sich Nichts oder Zuviel denken läßt; sucht er seinen Satzbau so correct und einfach zu bilden als möglich, ohne daß die Knappheit in Steifheit, die Bescheidenheit in Nüchternheit ausarte. Mehr als je greift er zum Mittel der Ironie, das er so sicher und taktvoll zu handhaben weiß: seine Argumentation gegen das Wunder und die gesetzhemmende Wirkung des Gebetes, seine Schilderung der demokratischen Selbstzufriedenheit sind wahrhaft platonisch, wie auch seine Gleichnisse und Allegorien an die Plato's, durch die fast prosaische Genauigkeit erinnern, welche doch dem dichterischen Schwunge so gar keinen Eintrag thut.

Auch in der Wahl der Form lehnt er sich an Plato an. Mit Unrecht däucht mir. Der Dialog ist von allen conventionellen Kunstformen die widernatürlichste. Griechenland hat uns im Grunde alle literarischen Formen gegeben, die wir besitzen; alle hergenommen von seinen Lebensformen: aber so verändert auch diese Lebens-

ge Bedeutung nicht so sehr in den politischen und igiösen, literarischen und sittlichen Glaubenssätzen die : laut bekennt, als in der innersten Stimmung, welche r Handeln bestimmt; und wer dieses Innerste heraus=hrt mag seine Landsleute und Altersgenossen durch ieses seine indiscrete Aufdeckung verletzen. Der Geschichte ind seine Spiegelbilder werthvoller als alle schmeichel=haften und von Jedermann anerkannten Schilderungen der Oberfläche. Mehr als das: eine Generation kann noch im Strome fortschwimmen, den die vorhergehende in Bewegung gesetzt, sie wird doch in der Geschichte nach enen benannt und beurtheilt werden, welche, wenn auch noch so gering an Zahl, die Gegenströmung eingeleitet, ie erst unbewußt, dann bewußt, vielleicht erst lange nachher, die Masse ergreift und mit sich fortreißt: so chien im deutschen Publicum Wieland noch der unbe=trittene Alleinherrscher, als sich schon an zwanzig Orten ine stürmende und drängende Jugend gegen diese Herr=chaft auflehnte, und Herder erkennen wir als den Re=räsentanten der Generation von 1770 an, nicht Wie=and, dessen gelesenste und vollendetste Werke vom Aga=hon und der Musarion bis auf die Abderiten und den Oberon, doch erst gerade in jene Periode fielen, die wir on Herders Fragmenten zu datiren gewohnt sind.

Kein größerer Gegensatz ist denkbar, als der zwi=chen dem geistig=robusten Geschlechte von 1830 und der Generation von 1860: Jenes naiv, voller Illusionen nd Begeisterung, zum Handeln und Schaffen drängend, eidenschaftlich, beschränkt; diese enttäuscht und entmuthigt, keptisch=billig, offenen Blickes, biegsamen Geistes, ver=

dauert haben. Schauen wir aber zurück auf dieſe neunzig Jahre, wie wir zurückblicken auf die nicht minder bewegten großen Jahrhunderte anderer Nationen, das fünfte Jahrhundert Griechenlands, das zweite Roms, das fünfzehnte Italiens, das ſechzehnte Deutſchlands, das achtzehnte Englands, und machen wir die Bilanz, wie ſie dort gemacht worden, ſo werden die großen Unglücksdaten von 1793, 1815, 1848 und 1871 nur als Epiſoden erſcheinen in einer lebensvollen, reichen Entwickelungszeit, in der zum erſten Male die Staatseinrichtungen auf der Grundlage vernünftiger und gerechter Grundſätze verwirklicht worden, wo die volle Gleichheit vor dem Geſetze zur Wahrheit geworden, alle willkürlichen Schranken zwiſchen den Menſchen beſeitigt, vollſtändigſte Freiheit des Verkehrs bei nie dageweſener Ordnung durchgeführt, wo eine fleckenloſe, raſche und wohlfeile Juſtiz, eine aufopferungsvolle und unermüdliche Polizei, eine arbeitſame, unbeſtechliche und intelligente Verwaltung, ein wohlgeordnetes Finanzweſen den Einzelnen ſchützen, das Intereſſe des Ganzen wahren, wo ſich der Reichthum, das Wohlſein, die Bildung des Landes fortwährend und bis zu nie geahnter Höhe entwickelt haben, wo die Freiheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung und des religiöſen Bekenntniſſes unbeſchränkter als je zuvor gewaltet.

Wohl lebt eine Nation nicht nur von Brod, noch ſoll es ihr genügen, dies Brod in Ruhe genießen zu können: Nationen mehr noch als Einzelne brauchen des Idealen, um ein menſchenwürdiges Daſein zu führen; das ideale Leben aber eines Volkes iſt der

uhm, und wahrlich, wenn Frankreich zurückschaut auf
eses Jahrhundert, kann es klagen, daß es dürftiger
sgegangen, als irgend ein anderes vor ihm? Hat es
icht drei Mal die Ehre gehabt, die europäische Mensch-
:it auf den Weg der Befreiung zu führen? Hat es
icht ein Staatswesen und ein Gesetz gegründet, welche
s Muster der modernen Staatsordnung geblieben und
:ht nur von den lateinischen Schwesternationen, son-
:rn auch von den germanischen Völkern nachgeahmt
ird? Ist der Waffenruhm von Rivoli und Marengo,
)n Jena und Austerlitz, von Constantine und Isly,
)n Sebastopol und Solferino Nichts, weil das tapfere
eer, wie das jeder Nation und jeder Zeit, auch schlimme
age erlebt, wie einst das Heer Condé's und Turenne's?
nd wenn Frankreich eine alte Eroberung hat heraus-
:ben müssen, hat es nicht eine andre Provinz erworben,
elche Sprachgenossenschaft und Naturbeschaffenheit ihm
ngst zugewiesen und ihm als sicheres Besitzthum für
le Zeiten verbürgen? Welches Jahrhundert der fran-
)sischen Geschichte, außer dem Jahrhundert Ludwig's
IV., hat Größeres geleistet in der Kunst, der Wissen-
haft, der Literatur? Nur ein so undankbares Volk
ls das französische — das undankbarste, das die Welt
esehen, seit Athen — kann auf seine großen Männer
nd ihre Gaben so schnöde herabsehen. Wir draußen
stehenden können und müssen sagen, daß kein Land
n reicheres geistiges und politisches Leben aufzuweisen
at, als Frankreich, auf das die Augen der Welt seit
) vielen Jahren geheftet sind; daß keine Periode und
ine Nation mehr und größere Redner, edlere Kämpfe

lebendige Menschen zur Seite sind, die keinen Shakespeare'schen Personen an Individualität etwas nachgeben, ein Phädros oder ein Alkibiades, ein Polos und ein Kallikles, kein Herr A. B. u. C., wie die Personen der Renan'schen Gespräche sich füglich hätten nennen können, anstatt die symbolischen Griechennamen anzunehmen, welche die Abstraction nur noch abstracter erscheinen lassen. Wie die Personen aber, ist auch die Sprache die der Exposition, nicht die der Unterhaltung und die Inscenirung ist so gut wie abwesend.

Doch genug von der Form; kommen wir zum Inhalt. Auch hier wieder Renan's alter, nie abgeschwächter Reiz: die Fülle der Anregung. Ich kenne wenig Bücher, die mehr *suggestiv* wären, um den englischen Ausdruck zu gebrauchen, als diese philosophischen Träumereien. Ueberall öffnen sich überraschende Aussichten: hier reizt ein keckes Wort in seiner neckischen Halbwahrheit zum Widerspruch, dort ladet eine tiefsinnige Anspielung zum Verfolgen eines Gedankens ein. Auf Gott und Welt, Staat und Kirche, Schule und Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft, Krieg und Gewerbsthätigkeit fallen erhellende Streiflichter und wir folgen, manchmal kopfschüttelnd, aber immer wieder nachgezogen, den geistreichen Phantasien des Künstlers auf dem melodischen Instrumente, das er so meisterhaft zu handhaben weiß. Vor Allem anregend aber ist der Dichter-Philosoph für die so zahlreiche Kategorie unserer Zeitgenossen, die sich dem Lichte der modernen Wissenschaft nicht verschließen wollen, doch aber nicht gern aus dem Halbdunkel der Tradition herauszugehen wagen, die, nachdem sie staunend und

rmen ſein mögen, etwas iſt überall und immer gehei-
n von dem, was die Formen des Epos, der Lyrik,
s Drama's beſtimmt; die ſokratiſche Unterhaltung da-
gen exiſtirt nicht mehr, ſie hat Griechenland nicht über-
bt. Weil ſich einmal ein Wundermann gefunden, der
: einer wenig ſchreibenden Zeit, er ſelber das Gegen-
eil eines Schreibemenſchen, die vor ihm ſchon lange
nd viel gepflegte Kunſt des philoſophiſchen Geſpräches
r Vollendung brachte, die höchſten Probleme contra-
ctoriſch in der Unterhaltung behandelte, einen Schüler
nd, der, noch mehr Dichter als Denker, jene kleinen
ramen künſtleriſch fixirte und der Nachwelt vermachte
- darum iſt noch keineswegs geſagt, daß ſelbſt der
ößte Dichter unſerer indirecten Zeit, wo die perſön-
he und gegenwärtige Wechſelwirkung auf ihr Minimum
rückgeführt iſt, Aehnliches thun könne. Schon ein Cato
nd ein Laelius des Cicero ſind Advocaten, verglichen
it Plato's Sokrates; und gar unſere modernen Ge-
rächführer, mit einziger Ausnahme von Rameau's
effen bei Diderot,*) ſind Kanzel-, Katheder- oder Tri-
inenredner, d. h. Monologiſten, während dem atheniſchen
eburtshelfer, ſei's nun, daß er ſich unterm Schatten
r Platane am Ufer des Iliſſus lagert, ſei's, daß er in
s Hippias Säulenhalle auf- und abwandelt, immer

*) Am nächſten kömmt vielleicht noch Fenelon in ſeinen Dia-
gen über die Beredtſamkeit, obſchon gerade er es verſchmäht,
nen Geſprächführern Namen zu geben. Wenn ich hier Lucian's
d Leopardi's unerreichte Geſpräche nicht berückſichtigte, ſo iſt's,
il ſie eben keine ſyſtematiſchen Abhandlungen in Geſprächsform
d, um die allein es ſich hier handelt.

dem Vollgenuß, den platten Materialiſten und Atheiſten, wie den beſchränkten Orthodoxen und den hölzernen Deiſten gleicherweiſe tief unter ſich zu fühlen. Auch Schreiber dieſes — er geſteht es — möchte gerne ſolche Pfade wandeln, denn er gehört ſeiner Zeit an; zuweilen beſinnt er ſich aber doch, fragt ſich recht nüchtern proſaiſch, was denn eigentlich der poſitive Gehalt iſt, den man aus allem dem ziehen könnte, und da kommt er eben nicht zu reichen Reſultaten.

Der Ausgangspunkt Renan's iſt rein Kantiſch. Die Natur iſt nur Erſcheinung; ſeiend iſt nur das Ding an ſich; Gott wird nur erwieſen durch das ſittliche Gewiſſen. „Dieſer Gott nun handelt nicht durch beſondere Willensacte" — das unzählige Male in dieſem Bande wiederholte Wort iſt von Malebranche —; denn die wahre Gottheit iſt nicht verſchieden von der beſtändigen Ordnung der Geſetze des Weltalls. Auf dieſen Standpunkt kommt Renan auch immer wieder zurück; aber er verläßt ihn nur allzu oft, ohne es ſelber zu bemerken: ſein mythologiſches Bedürfniß, in Allem, was je geglaubt worden, das Gleichniß einer Wahrheit zu ſehen, läßt ihn jeden Augenblick wieder auf den Anthropomorphismus ausgleiten: kaum hat er ſich dagegen verwahrt, Gott menſchliche Attribute beizulegen, ſo nennt er ihn ſchon auf der nächſten Seite „weiſe, gerecht und gut." Dann heißt es wieder: „Alles geht aus der Materie hervor; aber die Idee iſt's, die Alles belebt, die, indem ſie ſich zu verwirklichen ſtrebt, zum Sein treibt. Das iſt Gott. Es giebt kein Gebäude ohne Steine; es giebt keine Muſik ohne Saiten und Kupfer, keine Gedanken

hne Nervenmasse; aber die Steine sind nicht das Ge-
äude; die Geigen sind nicht die Musik: das Gehirn ist
icht der Gedanke: es sind die Bedingungen, ohne welche
ebäude, Musik und Gedanken nicht sein könnten. Eine
onate Beethoven's auf dem Papier existirt nur im
osse. Was sie sein macht ist die Schwingung, eine
eßbare physische Thatsache, so daß das Concert, eine
nmeßbare moralische Thatsache, sich aus zwei Dingen
rgiebt: dem Gedanken des Componisten und der mate-
iellen Thatsache der Schwingung."

So geht es ihm auch mit der Freiheit. Seiner anzen Theorie nach dürfte sein Mensch so wenig frei in wie sein Gott, der durch keine besonderen Willens-
te handeln kann, als die unbelebte Welt, „in der Je-
tand, der allwissend genug dazu wäre, Alles im Vor-
us verkünden könnte." Diese Consequenz aber des ausalitätsgesetzes wagt er nicht zu ziehen und als ein ngefleischter Franzose, der er ist, hat er Angst vor Jan-
nismus und Calvinismus; der Mensch bleibt ihm frei. nd zwar meint er damit keineswegs die metaphysische reiheit des intelligiblen Menschen, für den das Gesetz er Causalität nicht mehr existirt, sondern die Freiheit es empirischen Menschen, der Wälder abholzt und ümpfe entwässert. Aber nicht allein die Causalität, uch Zeit und Raum werden dem französischen Schüler ant's unter der Hand wieder zu Wirklichkeiten, ja zu r einzigen Wirklichkeit. Renan's Gott ist nicht, er ird; folglich ist die Zeit auch „der allgemeine Factor, r große Coefficient des ewigen Werdens." Die Welt schon unendlich mehr Gott als sie es war, sie wird

es aber noch viel mehr werden. Die moderne Wissenschaft ist von der Geschichte zur Mythologie aufgestiegen, von der Mythologie zur Linguistik, von ihr zur Anthropologie; dann einen Schritt weiter zurück zur Geologie, von dieser zur Astronomie; aber auch das Werden der astronomischen Objecte, welche das Ewige, Anfanglose selber schienen, hat die Chemie erklärt und die mechanische Physik reicht noch weiter hinauf als diese, bis in eine atomistische Periode. So hat die Wissenschaft, vor der Renan einen gewaltigen Laienrespect hat, uns die fortschreitende Vervollkommnung der Welt vom Anorganischen zum Organischen, vom Selbstbeweglichen zum Intelligenten und bis zum Bewußten nachgewiesen. In dieser colossalen Geschichte der Vergangenheit, welche nach Millionen von Jahren zählt, nimmt die sogenannte geschichtliche Periode, seit der Mensch die ersten Schritte zur Civilisation gethan, nur einige Jahrtausende, die Periode gar, seit der Mensch seinen Planeten kennt, nur einige Jahrhunderte ein. Diese Entwickelung aber hat sich von Innen aus vollzogen, nicht mittelst Descartes' archimedischer Forderung des vielberufenen Nasenstübers:

Was wär' ein Gott, der nur von Außen stieße?
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?

Das klingt nach Spinozismus; aber schon sind wir auf andern Wegen. „Eine Art innerster Feder, die Alles zum Leben drängt und zu einem immer entwickelteren Leben, das ist die nothwendige Hypothese." Da hätten wir also Schopenhauer's „Willen zum Leben" als primum movens, wie wir als Gesetz, nach dem dieser Wille zum Leben sich bethätigt, die Darwin'sche Morpho-

logie und ſeinen Kampf um's Leben haben — ſchon im Jahre 1863, was die Schnelligkeit der Renan'ſchen Divinations- und Aſſimilationskraft beweiſt, die ſich ja auch aus Fechner wie aus Fichte und Hegel alles ihm Congeniale mit wunderbarem Inſtincte angeeignet hat. Der Hegelianismus liegt auch der Weiterführung ſeiner geſchichtlichen Hypotheſe zu Grunde: wenn Gott überall iſt, aber nur im Menſchen zum Bewußtſein kommt, ſo iſt das Renan'ſche Gottwerden des Univerſums nothwendigerweiſe ein Menſchwerden: denn „der Fortſchritt zum Bewußtſein iſt ja das allgemeinſte Geſetz der Welt." Wie aber wird die Welt in Zukunft zum Bewußtſein vorſchreiten, in anderen Worten, wie wird ſich das Menſchenbewußtſein erweitern?

Sehen wir, ehe wir uns unſeren Hypotheſen und Träumen überlaſſen, was wir ſicher wiſſen. Wir wiſſen, daß kein intelligentes ſelbſtbewußtes Weſen außer dem Menſchen ſelber eine Wirkung auf die Erde ausübt; d. h. es gibt keine Wunder, welche den Lauf der uns bekannten Geſetze durchbrechen. Exiſtiren auf einem anderen Planeten intelligente und ſelbſtbewußte Weſen wie der Menſch, ſo gelangt ihre Wirkung nicht bis zu uns, wie unſere ja auch nicht bis zu ihnen gelangt. Die erſte Gewißheit iſt alſo, daß die Weltgeſetze abſolut ſind. Die zweite — iſt Renan auch ſicher, daß es eine Gewißheit iſt oder ſpielt ihm das jedem Franzoſen, ſelbſt Pascal, eingeborne Bedürfniß der Zweckmäßigkeit einen Streich? — die zweite Gewißheit wäre, daß ein Trieb in der Natur iſt, der nach einem Ziele hintreibt; dies Ziel aber iſt nicht einfach das Leben ſelber wie bei Schopenhauer

(bei dem übrigens kaum von einem Ziel, sondern nur von einer Richtung geredet werden kann), sondern ein Ideal, zu dem uns der seiner noch unbewußte Gott hintreibt, indem er uns auf alle mögliche Weise täuscht und uns glauben macht, wir verfolgten eigene Ziele, während wir doch nur seinen Willen ausführen. Man sieht, wie sich hier zu obigem Finalitätsbedürfniß des Franzosen das besondere Renan'sche Gleichnißbedürfniß gesellt, um ihm Fallen zu stellen. Renan ist freilich so sehr Poet, daß man nie recht weiß, ob er figurativ oder eigentlich spricht; lassen wir ihm aber, wie Schopenhauern, dem diese ganze Auffassung ursprünglich angehört, das Benefiz der bildlichen Redeweise. Gott-Natur, der „große Egoist," der so bestimmte Absichten hat, so mephistopheliſch zu Werke geht, bleibe ein Unpersönliches. Vergessen wir auch, daß ein Gott, der die Tugend will, der den Trieb dazu (den kategorischen Imperativ) in uns eingepflanzt, der eigentlich nur durch die Anwesenheit dieses Triebes in uns erwiesen werden kann, doch selber keine so untugendhaften, lügnerischen Wege gehen sollte. Denn manchmal sollte man wirklich glauben, ihm sei die Natur wie dem Leopardi:

. . . . . il brutto
Poter che, ascoso, a comun danno impera.

Nehmen wir an, Gott-Natur verfolge bestimmte Ziele mit uns, handle wie der Instinkt der Thiere, der ja auch unbewußt gewisse Ziele verfolgt. Wo aber ist der Beweis, daß dieser unbewußte Gott nach einem andern Ziele, als das Thier, d. h. nach einem idealen Gute anstatt nach dem Leben und der Erhaltung des Lebens

[redacted]

[redacted]

[redacted]

wußteu Streben des Menſchen nach dem Ideal geſchaffen! Kein Wunder, wenn ihre Ziele ebenſo menſchlich ſind als ihre Attribute.

Nach den Gewißheiten kommen wir zu den Wahrſcheinlichkeiten. Die Welt ſtrebt nach Selbſtbewußtſein, nach Vernunft. Der beſte Weg dazu iſt die Wiſſenſchaft. Wird ſie aber auch immer fortſchreiten? Läuft die Menſchheit nicht Gefahr, geiſtig zu Grunde zu gehen, wenn unſer Demokratismus fortdauert, phyſiſch, wenn ihr die Steinkohle ausgeht? Kann die Erde nicht abſterben, wie andere Himmelskörper? Wohl, aber andere Welten können uns ähnliche Weſen beſitzen, welche ihrerſeits an der Gottwerdung arbeiten. Die ganze Natur iſt ſo verſchwenderiſch in ihrem Verfahren, daß ſie, wie es ihr nicht darauf ankommt, Millionen Eicheln verderben zu laſſen, damit eine Eiche erwachſe, ſo auch Millionen Welten, jede mit ihrer Kultur, untergehen laſſen kann: es genügt, daß eine gerettet werde. Wie aber wäre es, wenn die verſchiedenen Menſchheiten — oder beſtimmter zu ſprechen, die verſchiedenen Bewußtſeine — ſich in Verbindung ſetzen, ihr erworbenes Kapital vereinigen und vereint die Arbeit fortſetzen könnten? Wie ſchwindelnd ſchnell würde es dann nicht gehen. Denn iſt einmal das Bewußtſein ſo erweitert und zwar durch die Wiſſenſchaft, nicht durch die Moral oder die Kunſt — dieſe wird ja nach Renan ganz aufhören — ſo wird es das große Werk in die Hand nehmen und Gott organiſiren: denn dieſes Bewußtſein iſt nichts Anderes als die Wiſſenſchaft ſelber, die höchſte Wiſſenſchaft. „Eine Zeit wird kommen, wo ein großer Künſtler, ein tugend-

[illegible]ster Mensch — [illegible]
[illegible]röster, den Andern [illegible] —
[illegible]nnütze Dinge [illegible]
[illegible]gegen wird [illegible]
[illegible]e Wissenschaft [illegible]
[illegible]räth es und [illegible]

Was aber [illegible]
[illegible]ewußtseins? [illegible]
[illegible] nicht Städte [illegible]
[illegible]ich, England. [illegible]
[illegible]n, als Colla[illegible]
[illegible]flanzen und [illegible]
[illegible]rer Leben [illegible]
[illegible]hließen, ein [illegible]
[illegible]hließen sich [illegible]
[illegible]n Städte[illegible]
[illegible]erfolgen unsere [illegible]
[illegible]en sie nicht [illegible]
[illegible]ie Monarchie [illegible]
[illegible]iduum con[illegible]
[illegible]ilie? erreicht [illegible]
[illegible]rad des Nationalen[illegible]
[illegible]eich kommen [illegible]
[illegible]gen Gehirn [illegible]

Welche Form [illegible]
[illegible]s höchste, das [illegible]
[illegible]n? Eine demokratische [illegible]
[illegible]nan, der der Ueberzeugung [illegible]
[illegible]t sei, große Menschen [illegible]
[illegible]türlich für die aristokratische Form. [illegible]

aber ſind die Gelehrten — ich kann mir nicht helfen, ich ſehe immer das Ohrläppchen des Prieſters, der alles Wiſſen beſitzt. Die Wiſſenſchaft wird ſich aber nicht einmal dabei begnügen: ſie iſt ſchon auf dem Wege zu entdecken, wie das Geſchlecht der zu zeugenden Thiere planmäßig vorherbeſtimmt werden könne; warum ſollte ſie es nicht auf dem Wege methodiſcher Zuchtwahl bis zur ſyſtematiſchen Production des Genies bringen, wie man es ja ſchon zur Production von Rennpferden gebracht? Man könnte dann ja etwa im Innern Aſiens ſo eine Art Geniegeſtüt einrichten, ein Asgaard, aus dem die Aſen, die Dewas hervorgingen, welche nur der Fortentwicklung der Welt lebten, wozu ſie natürlich alle anderen organiſchen Thätigkeiten, auch die der Zeugung, der Gehirnthätigkeit zum Opfer brächten. Alle niedern Functionen würden der Maſſe der Einfältigen überlaſſen; die Aſenherrſcher würden im Cölibat leben wie die Prieſter der katholiſchen Kirche und den Niedriggepflanzten das Weib gönnen, „damit ſie ein Motiv hätten zu leben.“ Die Weiſe aber, wie die Genies die Welt beherrſchen werden, würde die Anwendung der Hölle ſein, nicht einer eingebildeten, ſondern der wahren. Die Ariſtokratie, von der Renan träumt, iſt ja „die Fleiſchwerdung der Vernunft, ein wirklich unfehlbares Papſtthum,“ warum ſollte ſie nicht auch die Grauſamkeit, den Terrorismus, die Drohung mit der Planetenvernichtung anwenden, um der Welt das ewige Gut des Ideals zu ſichern? Glücklicherweiſe iſt Ausſicht vorhanden, daß ſich am Ende alle dieſe Aſen in eine einzige Gottheit, „den himmliſchen Vater,“ concentriren. „Das Weltall würde dann in einem

ızigen organiſirten Weſen aufgehen, in deſſen Unend-
hkeit ſich Decillionen von Decillionen vergangener und
gleich gegenwärtiger Leben reſumirten, denn ein all-
iſſendes und allmächtiges Weſen kann das letzte Ende
r Gottſchaffenden Entwicklung ſein, ſei's nun, daß
m es wie im Traume der chriſtlichen Myſtik, als durch
le genießend, wie Alle durch es genießen, auffaſſe; ſei's,
ß man es wie eine Individualität denke, die zur höch-
n Kraft gelangt; ſei's, daß man es wie das Reſultat
n Milliarden von Weſen anſehe, wie die Harmonie,
: Einklang des Univerſums." In dieſem Gotte nun
ch der Menſch auch ſeine Unſterblichkeit haben und
h ihm nichts mehr fehlen. Was aber ein Bewußt-
ı ohne Grenze, was eine Unſterblichkeit ohne Perſön-
keit iſt, ſagt uns Renan nicht, obwohl er ſelbſt weiß,
ch ein Widerſpruch in ſeinen Worten iſt. Bei dieſer
tinomie angekommen, greift er einfach ſeine Zuflucht
n — Erwachen. Die Träume fliehen, der böſe Alp-
ck der wiſſenſchaftlichen Hölle, wie das ſchöne Sich-
gen in der Harmonie der Sphären hören auf; übrig
ibt nur das Pflichtgefühl, das irreductible, unfehlbare,
ſen Stimme in jeder Menſchenbruſt vernehmlich genug
et. „Danken wir Theoktiſte (dem Gottbeſitzer), daß
uns ſeine Träume mitgetheilt," ſagt Eudoxe. „Un-
ähr ſagt das der Pfarrer auch, nur mit ein Bischen
)ern Worten," meint er ſelber. „Nur die oberfläch-
en Geiſter entgehen der Verfolgung dieſer Räthſel.
: ſchließen ſich in einen Keller ein und läugnen den
nmel. Die Leute hätten zu Columbus geſagt, als er
ı Horizont des Meeres gen Weſten anſtarrte: Armer

Narr, siehst Du denn nicht, daß nichts jenseits ist?" Nur sollten Columbus etwas mehr als Träume oder Wahrscheinlichkeiten, soll ihn mathematische Gewißheit nach Westen getrieben haben.

Doch nehmen wir es nicht so genau mit dem Dichter; danken wir ihm, daß er den Muth gehabt, sich ganz zu zeigen, die geheimste Unterhaltung, welche die verschiedenen Departements seines Kopfes mit einander gehalten, uns mitzutheilen; selbst wenn wir davon nichts Anderes lernten, als zu welchen Ausgeburten der Menschengeist gelangen kann, wenn er, verführt durch naturwissenschaftliche Halbkenntnisse, über die Säulen des Herkules hinausgeht, welche Kant der menschlichen Erkenntniß gesetzt. Vor Allem aber vergessen wir nicht, daß der geistvolle Schriftsteller nicht immer im Haschischrausche befangen ist und daß, wenn er nüchtern ist, er uns „den zarten, gleitenden, unfaßbaren Gedanken" seines Jahrhunderts zu schönerem Ausdrucke gebracht hat, als irgend ein Anderer. Wer sich davon überzeugen will, der lese den letzten Aufsatz dieser Sammlung. Nirgends ist die Unübersteiglichkeit der kantischen Antinomien klarer dargestellt worden, als in diesem Aufsatze über die Zukunft der Metaphysik, der wie eine Antwort des wachen Renan auf die Träume des schlafenden Renan ist. „Der Ruhm der Philosophie ist nicht die Aufgabe zu lösen, sondern sie zu stellen; denn sie stellen heißt beweisen, daß sie wirklich ist; und das ist Alles, was der Mensch auf einem Gebiete vermag, wo er, der Natur des Gegenstandes selber nach, nur Bruchstücke von Wahrheit besitzen kann."

H. Taine als Hiſtoriker.

Der unermüdliche Forſcher, Denker und Schriftſteller, der ſeinem Vaterlande ſeit fünfundzwanzig Jahren wohl fünfundzwanzig Bände literar- und kunſthiſtoriſchen, philoſophiſchen und humoriſtiſchen Inhalts gegeben, hat es jetzt unternommen, die politiſche und wirthſchaftliche Entſtehungsgeſchichte des heutigen Frankreich zu erzählen, ohne übrigens dabei die geiſtige und ſittliche Seite irgendwie außer Acht zu laſſen, welche ihn früher, vornehmlich bei ſeinen Studien über England, beſonders zu intereſſiren erſchien. Der erſte Band gibt ein Bild der Zuſtände vor 1789, der zweite ſoll die große Umgeſtaltung, der franzöſiſchen Geſellſchaft mehr noch als des franzöſiſchen Staates, von 1789 bis 1815, der dritte das heutige Frankreich ſchildern, wie es, trotz vier Staatsumwälzungen, ſeit mehr als zwei Menſchenaltern unverändert fortbeſteht.*)

Der Gegenſtand des erſten Bandes iſt bekanntlich ſchon von Tocqueville behandelt worden, und in gewiſſem Sinne könnte man Taine's Werk einen Commentar zu dem ſeines großen Vorgängers nennen. Der Verfaſſer würde es freilich nicht Wort haben wollen: denn da er viel ſelbſt gedacht hat, da ſeine betreffenden

*) H. Taine. Les Origines de la France contemporaine. Tome I: l'Ancien Régime. Paris, Hachette & Co. 1876. Ein Band von VIII. und 553 S. Deutſch unter dem Titel: Die

Studien alle durchaus erster Hand sind, da der Rahmen des Bildes vielfach erweitert worden ist, auch die Methode der Behandlung sich, wenigstens äußerlich, als eine neue gibt, so wird er wohl nicht gern auf den Anspruch verzichten, ein Originalwerk geliefert zu haben. Der Leser aber kann nicht vergessen, daß alle Grundgedanken des neuen Buches schon im früheren enthalten sind, und daß Tocqueville der eigentliche Pfadfinder in dem Gestrüppe und dem Schutte war, welche unseren Vätern die Quellen des neuen Frankreich verbargen.

Taine hat, wenn man so will, die Gegenprobe zu den Behauptungen Tocqueville's geliefert, indem er nicht nur, wie dieser, die Archive, sondern auch die Denkwürdigkeiten, Correspondenzen, literarischen und künstlerischen Erzeugnisse der Zeit befragte; die Ergebnisse aber sind genau dieselben: 1) die große Centralisation der französischen Verwaltung und die Theilung des Bodens unter eine große Anzahl von Kleingrundbesitzern, welche man vor Tocqueville für Folgen der Revolution hielt, gehören in Wirklichkeit der vorrevolutionären Zeit an; 2) Hauptursachen der Revolution waren: die privilegirte Stellung des Adels und der Geistlichkeit bei deren absoluter Theilnahmlosigkeit an Staats- und Localregierung, welche meistens sogar in Abwesenheit von ihren Gütern ausartete, die dadurch immer drückender gewordene Last, welche auf dem niederen Volke lag, das Gleichheits-

---

Entstehung des modernen Frankreich. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Erster Band: Das vorrevolutionäre Frankreich. Leipzig, Ernst Julius Günther. 1877.

efühl der Mittelclaſſen bei wachſendem Wohlſtand und
achſender Bildung, endlich die Natur dieſer Bildung;
) der Hauptcharakter der Revolution war ſocial und
olitiſch, nicht antireligiös, wie man wohl früher
laubte.

Dieſe wichtigen Reſultate der Tocqueville'ſchen For-
hungen beſtätigt Taine's Werk nun vollauf, und ich
he nicht, welches andere bedeutende Ergebniß ſein Bie-
enfleiß zu Tage gefördert hätte, außer etwa den geiſt-
ich durchgeführten Satz, daß die revolutionäre Doctrin
us der Verbindung der wiſſenſchaftlichen Errungen-
haften der Newton'ſchen Zeit mit dem claſſiſchen Geiſte
r franzöſiſchen Literatur unter Ludwig XIV. ent-
anden iſt, einen Satz, den zu beleuchten ich noch Ge-
genheit finden werde. Auch darf nicht vergeſſen wer-
n, daß Taine der politiſch-ökonomiſchen Geſchichte ein
usführliches Sittengemälde und ein Capitel eingehender
iteraturgeſchichte hinzugefügt hat.

Die Anſichten über den Charakter der franzöſiſchen
evolution haben in dieſem Jahrhunderte vielerlei Wand-
ungen erfahren. Wenn ich aber hier von Anſichten
er die Revolution ſpreche, ſo meine ich damit nicht die
r verſchiedenen Parteien, welche dieſelbe geprieſen oder
eſchmäht haben, je nachdem ihre Intereſſen und Leiden-
haften von ihr verletzt oder gefördert worden; ſondern
e unparteiiſche Geſchichtsbehandlung, welche ſich über
e Urſachen und Folgen jenes ungeheuren Complexes
on Ereigniſſen Rechenſchaft zu geben ſucht, ohne über
n ſittlichen Werth der Handelnden und der Handlun-
n in einem oder dem anderen Sinne abzuſprechen.

Unbefangene Geſchichtſchreiber nun haben die Revolution bald als ein menſchheitliches, bald als ein rein franzöſiſches Ereigniß angeſehen; ſie meinten geſtern, ſie ſei nur eine politiſche Umwälzung geweſen, heute, ſie habe blos ökonomiſche Folgen gehabt; für Viele war ſie das Erzeugniß der idealen Beſtrebungen des vorigen Jahrhunderts, für Ebenſoviele allein das des materiellen Nothſtandes. Alle dieſe Urtheile haben miteinander den Fehler gemein, zu abſolut und ausſchließlich zu ſein.

Wie der ſtaatliche und geſellſchaftliche Zuſtand, der ſich aus dem Feudalweſen des Mittelalters und der abſoluten Monarchie des 16. und 17. Jahrhunderts herausgebildet hatte, überall in Europa, wo nicht derſelbe, ſo doch ein gleichartiger war, ſo war auch die Umwandlung der Geſellſchaft und des Staates, die ſich um die Scheide der beiden Jahrhunderte vollzog, eine unvermeidbare überall in Europa. In Frankreich allein war die Heftigkeit, mit der ſie ſich vollzog, eine Nothwendigkeit; in Frankreich allein — dieſe Moral können wir aus Taine's Schilderungen ziehen, ohne uns der Gefahr auszuſetzen, daß unſer Urtheil von Neuem revidirt werde — in Frankreich allein lagen die Dinge ſo, daß an eine friedliche und geſetzliche Umwandlung, wie ſie etwa ſeit 1750 allerorten in Europa unter der Leitung erleuchteter Fürſten und Staatsmänner begonnen hatte, nicht zu denken war. Dort mußte es zum gewaltſamen Bruch kommen; und in dieſem Sinne dürfen wir die große Revolution eine örtliche nennen. Dadurch aber, daß dieſer gewaltſame Bruch die ſchon begonnene Umwälzung in ganz Europa beſchleunigte, vielleicht um ein

les Jahrhundert früher und ohne jeden Uebergang
s Werk ſetzte, bekam die Revolution den Charakter
s allgemeinen, menſchheitlichen Geſchichtsereigniſſes.
enn ſie nicht ſtattgefunden hätte," ſagt ſchon Tocque-
e, „würde das alte geſellſchaftliche Gebäude nichts-
oweniger überall zerfallen ſein, hier früher, dort ſpä-
nur hätte es fortgefahren, Stück für Stück zuſam-
nzuſinken, anſtatt mit einem Schlage einzuſtürzen.
: Revolution hat plötzlich, mit einem convulſiven und
nerzlichen Ruck, ohne Uebergang, ohne Vorſichtsmaß-
el, ohne Rückſichten vollbracht, was ſich nach und
h von ſelbſt und langſam vollzogen hätte." Was ſie
vollbrachte, war aber in Frankreich nichts Anderes,
was überall ſonſt in Europa eintrat, d. h. die Er-
ung der alten ſogenannten Feudalzuſtände durch „eine
förmigere und einfachere politiſche und geſellſchaftliche
dnung, welche die Gleichheit der Stände zur Grund-
ge haben ſollte." Es iſt das große Verdienſt Taine's,
eigt zu haben, warum der Bruch in Frankreich ein
valtſamer ſein mußte; warum Turgot nicht gelingen
nte, was Peter Leopold glückte; warum hier weder
nigthum, noch Ariſtokratie, noch Bürgerſtand in der
ge waren, jene nothwendige Umwälzung friedlich in's
erk zu ſetzen.

Was nun aber den zweiten Punkt anlangt, ſo hat
r glänzende Nachfolger Tocqueville's auch thatſächlich
hts Neues zu Dem hinzugefügt, was wir ſchon durch
nen weniger lauten Vorgänger erfahren: nämlich, daß
: Zerſtückelung des Grundeigenthums, welche man
ther wohl dem Verkaufe der Nationalgüter zuzuſchrei-

ben pflegte, im Ganzen ſchon im Jahre 1788 eine vollendete Thatſache war, wie daß damals die Centralverwaltung ſchon überall in Frankreich an Stelle der Localverwaltung getreten war; das politiſche Hauptreſultat der Revolution alſo einfach das war, die Centralverwaltung einem größeren Kreiſe von Staatsbürgern zugänglich zu machen. Und hier muß denn nochmals hervorgehoben werden, daß Taine's Schilderung dieſen Punkt keineswegs klarer macht, als Tocqueville's Darſtellung. Die vielen Wiederholungen von Thatſachen und Theſen thun's nicht, um ſo weniger, als Taine mehr denn einmal ſich in die bedenklichſten Widerſprüche verwickelt, um nur dieſe ſeine Theſen zu vertheidigen. Seine Widerſprüche aber ſind nicht theoretiſcher Natur — in der Theorie fügt ſich bei ihm Alles ſehr hübſch in einander — ſondern thatſächlicher. Dies nun paſſirt ihm nicht nur bei wirthſchaftlichen und finanziellen Fragen, wo die Einkünfte des Königs, die Zahl der Grundeigenthümer, die der bürgerlichen Beamten bald höher, bald niederer angegeben werden, ſondern auch bei den Schilderungen der Sitten und der Charaktere, wo wir die vornehmen Herren und Damen auf der einen Seite als die unermüdlichſten Centauren und Amazonen, zwanzig Seiten weiter als verweichlichte Saloncreaturen figuriren ſehen, welche kaum noch zu gehen, geſchweige zu fechten, reiten und jagen wiſſen. Hier wird der Hof dargeſtellt, als ob Neid und Ehrgeiz dort kaum bekannt wären, da Jeder ſeinen Platz angewieſen, Niemand alſo ein Recht gehabt habe, das verletzt werden könnte; dort wird man an alle Kleinlichkeiten Saint-Simon'ſcher Em-

ſindlichkeit und Eitelkeit erinnert. Jeden Augenblick ören wir, der bewußte Wille des Menſchen ſchaffe keine ſtaatseinrichtungen oder Staatsgebiete, während doch er ganze zweite Band nothgezwungen wird darthun üſſen, daß die Einrichtungen des napoleoniſchen Ra- onalismus vollſte Lebenskraft gewonnen, daß die will- irlich ausgeſchnittenen Departements der Revolution ute ebenſo beſtimmte Individualitäten ſind, als es nur die hiſtoriſchen Provinzen ſein konnten. Tocqueville cht Weniger zu beweiſen; das Wenige aber beweiſt auch.

Dazu kommt, daß Tocqueville wirklich von Jugend f praktiſch und theoretiſch mit volkswirthſchaftlichen agen vertraut iſt und ſich folglich nicht wie der Pro- ſor der claſſiſchen Literatur, der ſich ſpät an die Na- nalökonomie heranmacht, durch allerhand Schilderun- n der Volkszuſtände imponiren läßt, die Taine manch- l gar weit führen, wie wenn er, nach fleißigen und faſſenden Forſchungen, die Lage des Bauernſtandes vorigen Jahrhundert ſchildern will. Offenbar war s Loos deſſelben nicht ganz ſo ſchlimm, als Taine Treu und Glauben nach zufälligen zeitgenöſſiſchen ußerungen angenommen hat. Auch erfüllen den ver- hnten franzöſiſchen Städter gewiſſe Dinge, die wir Deutſchland oder Italien heute noch täglich ſehen, einem unverhältnißmäßigen Mitleid, wie daß die uern ſtatt Weizenbrot Roggen- und Gerſten-, Kaſta- n- und Maisbrot (castagnaccio, polenta u. ſ. w.) en, kein Fleiſch genoſſen, außer höchſtens das eine chwein, das ſie jährlich ſchlachteten; daß ſie nie Wein

bei Tiſche tranken; daß ſie Strohdächer und keine Fenſterſcheiben hatten; baarfuß gingen u. ſ. w.; Alles ja ſchlimm genug, aber Alles doch Dinge, denen wir noch heute außerhalb Frankreichs auf Schritt und Tritt begegnen, ohne daß ſie eine Revolution nach ſich ziehen. Vortrefflich dagegen hat Taine den von Tocqueville*) nur angedeuteten, von Buckle ſo übertriebenen, von Sybel vielleicht allzuwenig berückſichtigten Einfluß der Ideen des Jahrhunderts in's rechte Licht geſtellt, ohne deshalb das materielle Elend des Volkes, das ſoviel zum Ausbruch beigetragen, außer Augen zu laſſen.

Hier bliebe indeß noch immer zu unterſuchen, — wenn es uns der Raum eines Eſſays erlaubte, wenn die Frage nicht eingehende Sonderſtudien vorausſetzte, — warum ſich die Dinge in England und Deutſchland, in Spanien und Italien anders entwickelt, obſchon nicht nur im 16. Jahrhundert, ſondern noch um die Scheide des 17. und 18. Jahrhunderts, d. h. in dem Momente, wo in Frankreich die Keime der großen Revolution geſät wurden, die Verhältniſſe ganz ähnliche waren. Es bliebe zu zeigen, welchen Einfluß Reform und Papſtthum auf die Entwickelung in Italien und Deutſchland ausgeübt, wie und warum die engliſche Ariſtokratie den Lockungen der Stuarts und ihres Hofes zu widerſtehen wußte, anſtatt ihnen nach dem Beiſpiele der franzöſiſchen Ariſtokratie nachzugeben; wie die preußiſche Monarchie

*) In ſeinem Capitel „Comment, vers le milieu du dix-huitième siècle, les hommes de lettres devinrent les principaux hommes politiques du pays, et des effets qui en résultèrent.“

ıter Friedrich I. eingeſchlagene Bahn des franzö-
ı Königthums verließ, den Adel im Staats- und
ɜdienſt, ſtatt am Hofe zu verwenden, die Central-
t im Intereſſe des Volkes, anſtatt ausſchließlich
Glanze des Hofes zu gebrauchen verſtand; wie in
ɔreich, in Toscana, in Neapel, in Schweden und
mark ſpät, doch nicht zu ſpät, dem Beiſpiel Preu-
gefolgt und ſo der Stoß abgeſchwächt wurde; wie
ɛn in Mittel- und Süddeutſchland die Revolution
iberall dieſelben Verhältniſſe vorfand, wie in Frank-
und darum wie in Frankreich verheerend wirken
e, obſchon auch das „Reich" ſeine kleinen Turgots
. ſo gut wie das große Frankreich; wie die Kirche
ɔpanien die Monarchie unter ihre Vormundſchaft
ı und durch hermetiſche Verſchließung des Landes
ı den Geiſt des Jahrhunderts die lebloſe Mumie
cht erhielt, bis die fremden Heere und mit ihnen
grelle Tageslicht hereindrangen und das Phantom
ɔtaub zerfiel. Dies vergleichende Studium der euro-
ɧen Zuſtände im vorigen Jahrhundert würde erſt
e's Werk vervollſtändigen, indem es den eigenthüm-
ı Charakter der franzöſiſchen Revolution noch be-
nter hervortreten ließe; erſt deutlicher zeigte, was
Welt, was das außerpreußiſche Deutſchland ins-
ıdere Frankreich zu danken hat, welches eine noth-
ɔig gewordene Operation beſchleunigt und den ſchmerz-
en Theil derſelben an ſich ſelber vollzogen hat. Mit
ɛduld erwarten wir Taine's zweiten und dritten
d, wo wir ſehen werden, wie Frankreich und ſein
er Kaiſer ſich noch das andere, nicht minder gewich-

tige Verdienst um die Menschheit erwarben, neue, lebensfähige Staatseinrichtungen in kürzester Zeit herzustellen, die, — was man auch zum Gegentheil sagen und im Einzelnen anders wünschen mag, wie sehr auch ihre Thätigkeit der Ueberwachung durch die Oeffentlichkeit bedarf, wie nothwendig es vor Allem ist, daß sie sich um die permanente, nie erschütterte Axe einer mit der Geschichte der Nation verkörperten Dynastie drehen, — im großen Ganzen doch die Formen sind, in denen sich die festländischen Staaten im Gegensatz zur englischen und amerikanischen Entwickelung, kraft ihrer Vergangenheit, zu bewegen haben und in denen die Bedürfnisse und Gedanken der neueren Zeit am besten zur Befriedigung und zum Ausdruck gelangen.*)

II.

Soviel über den Inhalt von Taine's historischem Erstlingswerk. Was nun die Form desselben und die Auffassung des Gegenstandes anlangt, so wird, obschon Tocqueville seines Zeichens Jurist und Staatsmann war, Taine dagegen Philosoph und Literat von Fach ist, der Unbefangene und im Urtheil Sichere doch nicht anstehen, das Werk des Politikers für das literarisch vollkommenere und philosophisch tiefere zu erklären. Tocqueville's Buch ist eben so klar im Styl als in der Composition; es

*) Wir lassen hier die ganze kritische Analyse des Taine'schen Werkes aus, welche eine gute Hälfte unsers Essais bei seiner ersten Veröffentlichung in der „deutschen Rundschau" bildete, hier aber nicht durchaus nothwendig ist.

ibt zwar ſtets nur die Ergebniſſe der Forſchungen, äßt jedoch immer den Weg errathen, auf dem es zu enſelben gelangt iſt; hält die ganze Darſtellung durch- us auf der Höhe der Vogelperſpective, ohne ſich vom inzelnen verwirren zu laſſen, aber auch ohne es der- naßen aus den Augen zu verlieren, daß die allgemeinen inien ſich zu Verſtandesabſtractionen verflüchtigten. Nicht ſo Taine. Wohl hält auch er, wie alle Beſſeren unter ſeinen Landsleuten, ſtets den Ariadnefaden feſt in der Hand; ja, er geht manchmal nur allzu direct auf ſein Ziel los, als ob es keinen anderen Weg gäbe, als den des Compaſſes; da kommt's denn freilich oft vor, daß wir durch weite Sandflächen oder üppiges Dickicht, über unfruchtbaren Moraſt oder auch durch liebliche, aber reißende Bächlein mitten durchgeführt werden und euchend am Ziele anlangen, das wir auf der weiteren, ber gebahnten Straße mit weniger Ermüdung ſchneller rreicht hätten. Taine hat das ſehr moderne Gebrechen Nichts für ſich behalten zu können; wo eine Thatſache, ine Citation genügte, um eine Behauptung zu begrün- en, ſchüttelt er ſeinen ganzen Vorrath aus; wo eine ichtig gewählte und richtig geſtellte Andeutung dem erſtändigen Leſer — und der rechte Schriftſteller ſchreibt mmer, als habe er nur den vor ſich — genügt, um die anze aufſteigende und abſteigende Gedankenreihe zu er- ellen, beleuchtet er alle Seiten eines Gegenſtandes, zieht r alle letzten und allerletzten Deductionen und Deduc- iönchen aus ſeinen Grundgedanken. Dadurch erſpart er denn dem modernen — d. h. gemeiniglich faulen — Leſer viel Mühe, raubt dagegen dem gern ſelbſtthätigen

auch ein Hauptvergnügen, das Vergnügen, einen Gedanken selbst weiter zu denken: in einem Worte, er läßt ihm Nichts zu thun übrig, und das Thun ist doch gerade der Hauptspaß beim Lesen, weshalb man denn auch diesen geistreichen und gelehrten Schriftsteller nicht leicht wieder liest, ohne viele Seiten zu überschlagen, indem man sich bei jedem neuen Ausſichtspunkte, den er eröffnet, sagt: danke, jetzt kann ich allein weiter sehen. Sagt er z. B. von Rousseau: „er zeigte Leuten, die nie vor Mittag aufgestanden waren, den Sonnenaufgang;“ so ist das nicht nur wahr, sondern auch sehr schön gesagt und von der größten Wirkung; diese Wirkung aber zerstört Taine sofort, indem er hinzufügt: „er zeigte Augen, welche nur auf Salons und Palästen geruht hatten, die Landschaft, Menschen, die nur zwischen geschorenen Hecken und rechtwinkligen Beeten spaziert waren, den natürlichen Garten; er zeigte das Land, die Einsamkeit, die Familie, das Volk, die einfachen Freuden gegenseitiger Zuneigung Städtern, welche durch die Gemüthsdürre der Gesellschaft, die Ausschreitungen und Künstlichkeiten des Luxus, die einförmige Komödie, die sie selbst allabendlich beim Scheine von hundert Wachskerzen zu Hause oder bei Anderen spielen, ermüdet waren“ u. s. w.

Oft artet die wohlfeile Amplificationsgewohnheit sogar in schiere Tautologie aus, die uns zwar augenblicklich blenden kann, uns aber keinerlei dauernde Erleuchtung bringt. Daß er aber hierin nur einer Schwäche nachgibt — einer Schwäche, die uns Bände verschafft, welche eine klug angewandte Scheere auf Kapitel reduciren könnte, in denen nichts Wesentliches fehlte —, daß

ine sehr wohl weiß, warum der überlegene Schrift-
ller nicht Alles sagt, was er sagen könnte, geht unter
derem aus seiner trefflichen Charakteristik von Mon-
quieu's Styl hervor, der in aller und jeder Beziehung
das Gegentheil vom Taine'schen bezeichnet werden
nte: „Die Ordnung ist streng bei ihm, aber sie ist
borgen, und seine abgebrochenen Sätze gehen nachein-
der an uns vorüber (einzeln), wie ebensoviele Scha-
llen (oder Schmuckkästchen), bald einfach (und nackt)
zusehen, bald prächtig geschmückt (und ciselirt), aber
mer voll. Macht sie auf: jedes von ihnen ist ein
chatz. Er hat im engsten Raum (eine endlose) Fülle
n Reflexionen, Eindrücken, Entdeckungen darein nieder-
legt, und unser Genuß ist um so lebhafter, als alles
as (in einem Augenblicke ergriffen) leichtlich in unserer
ohlen Hand hält." Warum sucht nun Taine diesem
orbilde nicht nachzuahmen? Warum schneidet er nicht
uch alle Gedankenentwickelungen ab, deren er sich selbst
einem solchen Urtheil schuldig macht? Denn das
eht nun so weiter beinahe zwei Seiten lang, die ich
bgeschnitten, weil wir im Obigen den ganzen Gedanken
aben, wie ich bei der Anführung die pleonasmenartigen
Wiederholungen durch Klammern angedeutet habe —
an verzeihe mir die Pedanterie: es soll nicht wieder
eschehen; aber manchmal ist es gut, an greifbaren Bei-
pielen zu zeigen, was es denn eigentlich ist, was Einen
ei solch' einem brillanten und üppigen Stylkünstler so
müdet; es ist um so angezeigter, es zu thun, als eben
rade darin, wie schon oben angedeutet, mit das Ge-
imniß des „Modernen" beruht.

Auch resultirt aus dieser Unenthaltsamkeit eine gewisse Unklarheit. Der Gedanken und der Worte, wie der Thatsachen und Citationen sind zu viele: sie drängen einander, lassen sich gegenseitig nicht zu ihrem Rechte kommen; aus dem Mosaikboden, auf dem sich die Zeichnung noch leicht herauserkennt, wird ein bunter türkischer Teppich, in dem Alles verschwimmt; um so mehr, als Taine gern die gute, alte, festgeschlossene französische Satzconstruction gegen die neumodisch elliptische, zerbröckelte Syntax nach Michelet's Vorbild aufgibt, in der bekanntlich der Seele alles Styls, dem Verbum, ein unerbittlicher Krieg erklärt wird. Die Personen, die Orte treten gar nicht mehr hervor in diesen endlosen Aufzählungen, weil immer Eines dem Anderen im Lichte steht. „Zu viel Leim hält nicht fest," sagt das Sprichwort. Mindestens drei Viertel von alle Dem dürfte füglich in den Anmerkungen stehen, wenn es durchaus mitgetheilt werden mußte; denn noch viel besser wäre es ja, die Stellen da zu lesen, wo sie hergenommen sind. Eine Anecdote, ein witziges Wort verlieren immer, wenn wir sie aus ihrem Zusammenhange reißen; ja die unterhaltendste Stelle aus „Gil Blas" oder den „Confessions," aus Casanova's oder Mme. Campan's Memoiren kann langweilig werden, wenn wir sie als einen zehnten Beleg nach neun ähnlichen für diese oder jene Behauptung aufgetischt erhalten. In seinem Wunsche, recht concret zu sein, für Alles Thatsachen anzuführen, wird demzufolge unser Autor am Ende fast abstracter als ein „Handbuch für Studirende," ohne darum die Klarheit eines solchen zu erreichen; denn sein Eifer, uns alle drei

hritte in's Gedächtniß zu rufen, in welcher Abtheilung, welcher Linie wir uns befinden, entschädigt uns ht für das mangelnde Licht: das Sagen thut's nicht, wollen sehen. Alle Klarheit setzt immer eine gewisse arsamkeit der Gedanken und Thatsachen voraus; und e Einsicht, diese Gewöhnung, die uns Fremde oft eine Art „jejunitas“ berührt, macht gerade einen ptzug des französischen Geistes aus, den allzugroßer chthum ängstigt, weil er Maß und Geschmack dadurch inträchtigt zu sehen fürchtet; und gerade darin ist ine nicht Franzose genug.

Aber was wollen Sie denn eigentlich? wird mich leicht ein oder der andere Leser fragen, der sich zu ig erinnert, wie ich vor ein Paar Wochen einem an n Franzosen vorgeworfen, daß er allzu französisch

Die Antwort ist nicht schwer. Ein Schriftsteller eben mit seinen Wurzeln ganz in der heimischen e stecken, mit seiner Krone aber die ihn umgebende getation überragen, so daß er noch von den fernsten achtern erblickt und erkannt werden könne, wie er uch in seiner Zeit wurzeln und sie doch übersehen

So verleugnen Goethe und Lessing nie ihren deutn Ursprung, obschon sie der Welt gehören, wie Vole oder Montesquieu stets ächte Franzosen geblieben , obschon sie zu ganz Europa redeten, von ganz Eua verstanden wurden. Was aus einem Schriftsteller b, der sich aller Nationalität entäußert, kann man dem in Gedanken und Sprache, wenn nicht in Geung, so undeutschen Börne sehen, dem es doch sicher nicht an Begabung fehlte; was einem Schriftsteller

widerfährt, der ganz im Nationalen befangen bleibt, haben wir z. B. an Jean Paul erfahren. Die nationalen Geistesüberlieferungen der Franzosen sind freilich etwas enge, aber sie haben den Vortheil, scharf und bestimmt zu sein: wer sich in diesen engen Linien sicher zu bewegen, mit den ihm zu Gebote stehenden schmalen Mitteln alle seine Gedanken, auch die tiefsten und neuesten, auszudrücken weiß, der bringt eben Vollendetes. Daß dies auch heutzutage noch möglich ist, beweisen Schriftsteller wie Mérimée, Augustin Thierry, Mignet, die sich füglich den größten Franzosen des 17. und 18. Jahrhunderts anreihen; beweist vor Allem Tocqueville selbst, der nicht allein die Zustände fremder Länder (Amerika's, Deutschlands) richtig sieht und unbefangen beurtheilt, der auch über den Vorurtheilen seines eigenen Landes und seiner eigenen Generation steht; der, eindringlicher und verständiger als irgend ein Engländer oder Deutscher, seiner Nation die englische Idee des Individualismus, die deutsche des historischen Werdens auseinandersetzt, der nie aufgehört gegen den in seinem Vaterlande herrschenden politischen und philosophischen Rationalismus anzukämpfen, dabei aber stets Franzose geblieben ist: kunstvoll und klar in der Composition, einfach in der Syntax, genau im Ausdruck. Er bedarf keiner neuen oder fremden Wörter, keiner unerwarteten Satzbildungen, keiner Fülle von Bildern, um jede, auch die zarteste, Schattirung des Gedankens wiederzugeben, Leben und Wärme in seine Darstellung zu bringen. So ist er, als ächter Franzose, immer karg im Ausgeben, aber nicht aus Armuth, sondern nur, weil er ein guter

ushalter ist, der jeden unnützen Aufwand vermeidet; hält er sich stets in einer mittleren Sphäre des ge- iden Menschenverstandes, nicht weil er nicht darüber aussehe, sondern weil sie allein jedem Verständigen gänglich ist; so faßt er gern die Dinge unter allge- ine Gesichtspunkte, wie's in der Natur des französi- en Geistes liegt, aber nie aus Ungeduld und mit Un- uld, weil ihn das Einzelne und Concrete langweilte, dern eben aus jenem französischen Bedürfnisse, sich les sofort übersichtlich zu machen.

Hat nun Taine nicht jene Tugenden der großen nzösischen Tradition, so hat er auch nicht ihre Nach- ile, wie sie sich bei den meisten andern, gleich ihm ber, aus dem Lehrerseminar der Rue d'Ulm hervor- gangenen Schriftstellern fühlbar machen, einer Schule, lche bekanntlich die ganze neuere Geschichtschreibung d Philosophie gepachtet zu haben vermeinte; daher an auch sein beispielloser, ich fürchte nur, ephemerer folg. An solche Fülle des Ausdrucks, solchen Reich- um der Gedanken, solche Gründlichkeit und Allseitig- t der Kenntnisse war man nicht gewöhnt, als er er- ien: es war wie ein philosophisch-historischer Carne- lsschmaus nach wochenlangem Fastentisch: die ganze elt stürzte sich darüber her; freilich — doch ich ll das Bild nicht weiter ausführen. Lieber möchte versuchen, von dem wirklich großen Verdienste des annes eine Idee zu geben, der vor nun fünfundzwanzig hren als Apostel der Herder'schen „Ideen" in Frank- ch auftrat, seinen Landsleuten so viele Fenster, wenn ch etwas geräuschvoll, öffnete, und sie, fast gewalt-

sam, auch hinauszuschauen zwang. Dabei werden wir uns denn zugleich über den dritten Punkt, auf den es bei dem Historiker ankommt, aufklären, indem wir nach kurzer Prüfung des Inhaltes und der Form nun auch die Methode in Betracht ziehen, welche unser Geschichtsschreiber befolgt oder doch zu befolgen versucht hat.

III.

Taine begann seine Laufbahn mit drei Werken, welche auf anscheinend paradoxe Weise die ganze herrschende Anschauung auf den Kopf stellten: Livius, Lafontaine und die französische Philosophie dieses Jahrhunderts waren die Gegenstände, an denen er sein neues System, seine „Methode" zuerst versuchte. Sie bestand darin, in jeder geschichtlichen Erscheinung das Ergebniß der Race, der Klima- und Bodenverhältnisse, der Zeitumstände zu sehen und, nach Aufsuchung der Haupteigenschaft (faculté maîtresse) eines Jeden, aus dieser den ganzen Menschen zu deduciren. Zu dieser etwas mechanischen Methode brachte er aber nicht nur eine wahrhaft einzige Belesenheit und ein wunderbares, allgegenwärtiges Gedächtniß mit, sondern auch einen durchaus freien, durch kein Nationalvorurtheil eingeengten Blick, eine an Naivetät grenzende Unbefangenheit, ein großes und lebhaftes Gerechtigkeitsgefühl und eine gleichmäßige Neugierde für alle Erscheinungen der Geschichte; stellte sich dabei, was in Frankreich ganz unerhört war, auf einen Standpunkt außerhalb der religiösen und politischen Parteien und bethätigte vor Allem ein un-

neines künſtleriſches Talent. Seine Anſchauung war
n durchaus nicht mechaniſch wie ſeine Methode, wie
n auch ſeine Kunſt, ſein Gedächtniß nicht mechaniſcher
t waren. Alles, was er in ſich aufnahm, drang in
en Organismus und bereicherte ihn; was er ſchil-
te, war als Ganzes wiedergegeben, nicht mühſam
ammengeſetzt: er ſah eben die Dinge mit ſynthetiſchen
t mit analytiſchen Augen: die Analyſe kam erſt
her.

Denn die Natur hatte ihn zum Künſtler, nicht zum
nne der Wiſſenſchaft beſtimmt; und, wie ſehr er ſich
anſtrengte mit ihren Mitteln nach ihren Zielen hin
arbeiten, unverſehens trat immer wieder der natürliche
uf in ſeine Rechte ein, und die inductive Argumen-
on ward ihm unter der Hand zu einer Reihe von
nälden, die unſere Anſchauung, nicht unſeren Ver-
d überzeugen. Und mit welcher Leichtigkeit die Rede
ſeiner Lippe floß, wie Bild an Bild ſich ungeſucht
te und er über Alles das farbenreiche, golddurch-
te Gewand ſeines prunkenden Styles zu werfen
ſte! Die Wahrheit zu geſtehen, das philoſophiſche
tem war nur der Rahmen, in den die vielleicht etwas
u üppigen, aber ſtets lebensvollen Schildereien von
nſchen und Zeiten gefaßt waren. Schade nur, daß
des Künſtlers Augen der Rahmen — wie geſagt,
ach Herder's alte, für Frankreich aber immer noch
„Ideen" — wichtiger war als die Gemälde, dieſe
um des Rahmens willen da ſein ſollten. Das focht
freilich den geſcheidten Leſer nicht an: gab ihm
ne nur ein tief colorirtes, feſt gezeichnetes Bild des

angelsächsischen Lebens, so konnte es ihm ja einerlei sein, ob der Autor damit beweisen wollte, daß die zukünftige englische Literatur ein Ergebniß dieser Lebensweise, dieses Klima's, dieser Naturanlage sei. Leider aber nahm von Jahr zu Jahr der Rahmen mehr Platz ein, oder vielmehr verwandte der Künstler mehr und mehr Sorgfalt auf den Rahmen, weniger und weniger auf das Gemälde, bis er denn in diesem letzten Werke seine Rubriken einfach mit dem fast unverarbeiteten Materiale — Tausenden von Citationen — ausfüllt.

Man weiß, daß Taine unter der Hand auch zwei dicke Bände über den „Verstand" (de l'intelligence) geschrieben, in denen er ganz positivistisch — ich hätte fast gesagt naturhistorisch — vorgeht. Diese selbe naturhistorische Methode hat er nun immer consequenter auch auf die Literatur-, Kunst- und Staatsgeschichte angewandt, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, ob sie auch auf diese Wissenschaften anwendbar ist, ob hier der Einfluß Einzelner auf die „race moutonnière" der Menschen alle streng wissenschaftlichen, d. h. sicheren, Schlüsse nicht unmöglich macht. Der Einfluß Englands, der, seit Darwin, Buckle, John Stuart Mill und Al. Bain, immer entschiedener an die Stelle der deutschen Cultur in der geistigen Hegemonie Europa's getreten ist,*) der englische Einfluß hat auf Niemanden stärker gewirkt, als

*) Eine Thatsache, die ich, man verzeihe mir die selbstgefällige Bemerkung, schon vor fünfzehn Jahren voraussagte, als ich 1862 in Bordeaux meine Vorlesungen über Goethe und seinen Einfluß begann.

Taine, dem die Geschichte immer mehr eine Beob-
ungswissenschaft geworden ist. Nur jener angeborne
lersinn, den er nicht ganz in sich zu ertödten ver-
ht hat, bewahrt ihn vor Thomas Buckle's grauer
traction und selbstgewisser Statistik; denn die äußere
m seines letzten Bandes ist wie gesagt schon ganz
einer inductiven Beweisführung; jedes Capitel könnte
„also" beginnen. Daher denn auch bei aller auf-
tig angestrebten Objectivität, die Wirkung des quod
t demonstrandum immer sehr fühlbar ist: der auf-
eckte Leser wird keinen Augenblick zweifeln, daß dem
chichtsschreiber schon alle Folgerungen feststanden, als
daran ging, aus dem reichen Schatze seines Wissens
egstellen dafür zu sammeln. Daraus entstände denn
irlich, wenn es durchgeführt wäre, nur was ich
brikgeschichte nennen möchte.

Die Geschichte ist nun einmal nicht nur Wissen-
st, sie ist auch und vor Allem Kunst, allerdings eine
eie Kunst, d. h. eine, die nach wenigen, bestimmten,
eugsamen und doch zugleich unvollständigen Linien
darzustellenden Gegenstandes arbeiten muß, also
t einmal die Sicherheit des Porträts hat, sondern
stens der Arbeit des Bildhauers verglichen werden
, der nach einer verblichenen Photographie, oder gar
nach einer Silhouette, die Büste eines Verstorbenen
zeugend herstellen sollte. Wissenschaft ist sie nur,
n sie den Werth ihres Materials bestimmen muß,
die Malerei auch eine Wissenschaft ist, so lange es
um das Technische handelt — um Anatomie, Per-

spective, Farbenlehre u. s. w., welche wir doch nur als Hilfe, nicht als Wesen der künstlerischen Thätigkeit anzusehen berechtigt sind. Nicht aber weil die Historie stets unsicher bleiben muß, ist sie keine rechte Wissenschaft — auch die Volkswirthschaft, die Jurisprudenz, die Philosophie sind keine exacten Wissenschaften und bleiben doch Wissenschaften, — sondern weil sie keine allgemeinen Gesetze aufsucht, noch aufstellt, was ja eigentlich erst das Wesen aller Wissenschaft ausmacht; läßt sich aber der Historiker dazu verführen, so bleibt er eben Geschichtsforscher; oder aber er wird sofort Geschichtsphilosoph; jedenfalls hört er auf Geschichtsschreiber zu sein.

Denn die Kunst geht auf die Totalität der Erscheinungen, die Wissenschaft auf die Totalität der Begriffe; letztere sondert deshalb die Lebensbestandtheile von einander ab, um sie nach ihrem allgemeinen Charakter zu gruppiren, erstere sucht im Gegentheil den Zusammenhang jener Bestandtheile zu erkennen und zu zeigen; denn es ist eben ihr Wesen, die concrete Einheit durch organische Verbindung verschiedenartiger Theile herzustellen, wie es das Wesen der Wissenschaft ist, die abstracte Einheit durch anorganische Zusammenstellung gleichartiger Theile herzustellen. Während diese also die Erscheinung ihrer Individualität entkleidet, sucht jene das Allgemeine als Individuelles zu fassen und ist um so größer, je näher sie dem kommt. So bereichert die Wissenschaft unser Wissen um's Unbelebte, die Kunst unser Kennen des Lebens; darum tödtet Erstere — bis in die Sprachforschung und Vivisection hinein — stets alles Lebendige, das sie anrührt; denn sie muß es aus-

-nbernehmen, aber das Leben beruht auf dem Zu'am-
-wirken, nicht auf der Absonderung seiner Organe
ihrer Thätigkeiten, und ewig, selbst für die geist-
-ste Wissenschaft, wird das Wort Mephisto's gelten:

Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben.

- aber die Wissenschaft einen Schritt weiter thun will,
d- das Leben selber erkennen, verläßt sie ihr Terrain
d muß die Anschauung, d. h. die künstlerische Thätig-
k- zu Hülfe rufen, weil die eigene Thätigkeit der Beob-
-htung und rationellen Abstrahirung nicht mehr aus-
-icht. Die Kunst dagegen hat so recht eigentlich das Leben
-ber begreiflich oder vielmehr anschaulich zu machen;
s Leben aber ist immer individuell; und die Kunst, um
r Ziel zu erreichen, muß dem Unlebendigen den Schein
s Lebens geben, genau wie umgekehrt die Wissenschaft
as wirkliche Leben erst tödten muß, um ihr Ziel zu
-reichen. Das thut nun aber die Kunst, nicht etwa in-
-em sie die Natur nachahmte und täuschende Wirklichkeit
-u schaffen suchte — Wachspräparate sind keine Kunst-
-werke — sondern indem sie mit ihren Mitteln und nach
ihrem Verfahren Wesen schafft, die denen analog sind,
welche die Natur mit ihren Mitteln und auf ihrem Wege
schafft. Hat sie ein solches Wesen geschaffen — sei's
nun Bild oder Statue, ein Gebäude oder eine Sonate
— so ist das Ziel erreicht und zwar nicht als eine
Staffel für Andre zu Erreichung weiterer Ziele,*) son-
dern als Selbstzweck. Denn die künstlerische Thätigkeit

*) Immer die Technik bei Seite gelassen.

ist immer ein Individuelles; sie hört auf mit dem Künstlerindividuum, und die künstlerische Erkenntniß läßt sich nicht vererben wie die wissenschaftliche.

Die Wissenschaft ist darum auch eine Collectivarbeit, die der Nachfolger fortsetzt, wo der Vorgänger sie gelassen hat, und die kein Ende hat; die Kunst ist ganz Werk des Einzelnen und nach Erreichung eines gewissen Gipfels keines Fortschrittes fähig. Daher denn auch das Kunstwerk als solches seinen Werth behält, das wissenschaftliche Werk nur durch die in ihm enthaltenen Resultate bleibenden Werth hat. Wir lesen noch immer Thukydides und Sallust und würden sie lesen, selbst wenn die Geschichtsforschung sie als unzuverlässig erwiesen hätte: Niemand liest mehr Newton's Principien, weil es eben auf die darin niedergelegten Entdeckungen, nicht auf die Darstellung Newton's, auf die von ihm aufgefundnen Gesetze, nicht auf das Bild ankommt, das er uns vom Universum gegeben; oder, um nähere Beispiele und zwar auf einem und demselben Felde zu wählen: Mommsen's unteritalische Dialekte werden veralten — sollen sogar schon zum Theil überholt sein, weil es wissenschaftliche Forschungen sind; seine römische Geschichte — da wo sie Geschichte ist — ist noch so frisch als am ersten Tage und wird noch in Jahrhunderten gelesen werden, weil sie ein auf Grundlage historischer Forschung aufgebautes Kunstwerk ist. Sie ist aber ein Kunstwerk, weil er die gesammelten Daten nicht nach den Gesetzen gefragt hat, die sich aus ihnen ergeben, sondern nach dem Leben, von dem sie Symptome sind. So sieht denn auch der Landschaftsmaler die Natur auf

ıas Anderes hin an, als der Geolog und Bo=
beide haben ihre Berechtigung; aber darf des=
Naturhiſtoriker ſich unter die Maler, der Maler
: Naturhiſtoriker rechnen, zumal wenn er ſo un=
ar zum Maler geboren, wie Taine es iſt? Und
Verwechslung dieſer beiden ſo verſchiedenen
iten — hier des Geſchichtsphiloſophen und des
sſchreibers — läßt ſich ja der Grundirrthum Buck=
eigentlichen Begründers der Schule, zurückführen.
beruht aber dieſe ganze Anſchauung von der
swiſſenſchaft auf der unſerer Zeit eigenthüm=
›rherrſchaft der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit über
leriſche, religiöſe oder andere Geiſtesthätigkeiten.
t ganz naturgemäß ein Uebergreifen der Wiſſen=
er ihre Grenzen nach ſich. Wie einſt die vor=
d religiöſe Thätigkeit Alles mit den Organen
gion anfaßte, zu einer andern Zeit das Kunſt=
alle andern Intereſſen zurückdrängte: wie einſt
arl V. bei der Bologneſer Zuſammenkunft alle
ergaß, weil ihn des Papſtes kunſtvolle Agrafe
Hand Benvenuto Cellini's ganz in Anſpruch
› iſt im Gegentheil heute ein „Kunſtliebhaber"
ıit der Conſtatirung des Datums und der Pro=
ſeines Gemäldes beſchäftigt, daß er nicht zum
›es Kunſtwerthes gelangen kann. Wie die Ge=
wird ja auch die Heilkunſt — die ſtets und
den Menſchen eine Kunſt war — heute gern
reine Wiſſenſchaft behandelt, weil die Phyſio=
n Ärzte unter den Millionen auf den leiblichen
ı einwirkenden Urſachen und ihren tauſendfäl=

tigen Wirkungen einige wenige mehr aufgedeckt hat. Der Arzt bedarf deshalb nicht minder des Blickes, d. h. der Intuition, welche diese spärlichen Daten mit einander verbindet, die ungeheuren Lücken ausfüllt, genau wie der Geschichtsschreiber solchen divinatorischen Blickes bedarf.

Jene wenigen Daten freilich, über die er verfügt, sollten stets mit strengster Kritik geprüft und gesichtet sein; sie sollten sich vor Allem nie widersprechen, wie es bei Taine nur allzuoft der Fall ist, der eben um jeden Preis beweisen will und folglich systematisch und fast prüfungslos jedes Wort und jede Thatsache annimmt, die diese oder jene Behauptung rechtfertigen, ohne viel nach der Quelle zu fragen, aus der er schöpft, wenn sie nur jener Zeit entsprungen ist. Dabei vergißt er ganz, daß seine Thatsachen meist nicht wissenschaftlichen, sondern künstlerischen Charakter haben, daß sie nur schildern, Nichts beweisen, daß sie statistisch ganz werthlos sind, weil sie unsicher und, so zahlreich sie auch sein mögen, nicht umfassend genug sind; denn erst wenn die Statistik ganz sicher wäre und alle Ursachen und Wirkungen, die in der menschlichen Gesellschaft durcheinander spielen, umfassen könnte, würde sie die Geschichtskunst entthronen und die Geschichtswissenschaft an ihre Stelle setzen. Allein auch künstlerisch kann ein solches Herbarium systematisch geordneter Anekdoten und Notizen, selbst wenn sie sorgfältiger gesichtet wären, doch nie das lebendige Bild einer geschichtlichen Flora vor uns herauf beschwören, das ein Gang durch den Garten von Versailles, ein Blick in's kleine markgräfliche Theater von Bayreuth, ein Kapitel aus Manon Lescaut in uns hervorzaubern.

s iſt eben immer ein Uebertragen des wiſſenſchaftlichen erfahrens auf das künſtleriſche Gebiet, wie ſich's ja hnlich in unſerm Muſeenweſen und Kunſthiſtorientreiben eltend macht. Auch das hat ſein Gutes, nur muß man icht dabei ſtehen bleiben; die eigentliche Geſchichtſchrei- ung beginnt erſt, wenn dieſe Sammlung und Ordnung er Materialien beendigt iſt; und wer in der Geſchichte nur eine Wiſſenſchaft ſieht, gar eine exacte Wiſſenſchaft, — als ob je eine geſchichtliche Einzelheit auch nur mit der Sicherheit eines Criminalfalles von geſtern, für den der Richter über hundert Zeugen verfügt, geſchweige denn mit der Gewißheit eines naturhiſtoriſchen Factums oder einer mathematiſchen Löſung, feſtgeſtellt werden könnte! — dem gegenüber gilt wahrlich das Wort des Ariſtoteles, daß die Poeſie-mehr werth iſt, als die Ge- ſchichte. Walter Scott's „Waverley" wäre ja unendlich viel lehrreicher als eine actenmäßige Darſtellung der Unternehmung des Prätendenten es ſein würde, wenn der Hiſtoriker wirklich auf alle nachhelfende Phantaſie ver- zichtete. Auf dieſe hat nun Taine, Gott ſei Dank, durch- aus nicht verzichtet; und ſein neueſtes Werk enthält Sei- ten, welche eines guten Romanſchreibers würdig wären. So oft er ſich dazu verſteht, die Vorſtellung wiederzugeben, welche ſeine Studien in ſeinem Geiſte zurückgelaſſen ha- ben, anſtatt uns Bruchſtücke dieſer Studien ſelber zu bieten, iſt er eben, wozu er geboren ward, ein großer Hiſtoriker. Dies thut er nun, wenn auch nicht oft genug, doch immer noch hinreichend, um uns zu feſſeln, und es liegt mir fern, das Buch als eine unnütze Amplification alter Gedanken und eine geiſtloſe Aufzählung von Anek-

boten hinstellen zu wollen. Wäre dies der Eindruck dieser Zeilen, so hätte mich, wie die Franzosen schön sagen, meine Feder verrathen, und ich würde aufrichtig bedauern, sie geschrieben zu haben. Taine's frühes Werk über „die französischen Philosophen des 19. Jahrhunderts," das bleibendste, das er geschrieben, sowie sein spätes Buch über „die Intelligenz," beweisen zur Genüge, daß er, außer seinem malerischen Talent, noch ein ungemein scharfes wissenschaftliches Organ besitzt und auch in dieser Richtung Bedeutendes leisten kann, wenn er dasselbe an Gegenstände wendet, die eine rein wissenschaftliche Behandlung zulassen, anstatt an Geschichte oder Kunstphilosophie (philosophie de l'Art), wo eine solche Behandlungsweise doch nur bedingt zulässig ist. Mir war es hier nur darum zu thun, einerseits wenigstens anzudeuten, was sich gegen das Princip dieser Art von Geschichtsbehandlung einwenden ließe, andererseits zu zeigen, auf welch' abschüssigem Wege sich Taine's außerordentliches Talent hinuntergleiten läßt. Noch ist die Fülle an wissenswerthen Notizen, an Gedanken, an schönen Schilderungen so groß, daß wir gern einige allzuüppige Auswüchse mit in Kauf nehmen. Die Fehler, die hier gerügt worden, sind ja alle Fehler des Reichthums, nicht der Armuth; ja selbst da, wo man nicht einig mit ihm ist, muß man ihm doch immer dankbar sein für die Anregung und Belehrung, die er uns in diesem steckensvollen Repertorium geboten hat, und es giebt mehr als eine Stelle in der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, die Taine hier zuerst, wenn auch mit etwas grellem Lichte, beleuchtet hat.

III.

Die gefürsteten Medicäer.

Wer zum ersten Male die breiten Treppen hinauf-
stiegen, welche zu den Sälen und Galerien der Uffizien
ühren, pflegt unwillkürlich in dem kleinen Vorraume zu
verweilen, der ihn noch von den Schätzen der Antike
nd der Renaissance trennt, über denen er bald jenes
ste Vestibül vergessen wird. Jetzt haftet sein Blick an
n Portraitbüsten der sieben Medicäerfürsten, welche
nau zwei Jahrhunderte lang (1537—1737)*) das Land

*) Geschichte Toscana's seit dem Ende des florentinischen Frei-
ates von A. von Reumont. Zwei Bände. Gotha. 1876—1877.
Das Werk des gründlichsten aller lebenden Italienkenner, das
anzeigen, füllt eine sehr empfindliche Lücke auf die in jeder
ziehung befriedigendste Weise aus. Die Geschichte des floren-
ischen Freistaates ist von Zeitgenossen und Nachlebenden, von
lienern und Fremden, oft genug erzählt worden; am letzten,
leicht noch am besten von Capponi, der kurz nach Vollendung
ses seines Lebenswerkes, als der letzte Sprosse eines an politi-
m und literarischem Ruhme reichen Geschlechtes in's Grab ge-
gen ist. (Siehe weiter unten den Aufsatz über G. Capponi. Es
seitdem noch eine neue Geschichte der Republik hinzugekommen,
s der Feder des Franzosen Perrens', welche in drei Oktav-
den diese Geschichte bis auf Dante's Zeit bringt. Capponi's
fangreiches Werk verwendet nur 160 (von 1300) Seiten

beherrscht, das so viel kleiner in der Weltgeschichte geworden, seit es, unter dem Ersten dieser Fürsten, so viel größer an Umfang geworden, als es zur Zeit seiner Größe war. Wie mächtig und lebendig ist noch der Kopf dieses Ersten, mit dem weitgeöffneten, ausdrucksvollen Auge, der freien, wenn auch strengen Stirne, dem verächtlichen, halbgeöffneten Munde; wie flach, niedrigsinnlich, geistes- und willensschwach erscheint der in seiner Allongeperrücke fast vergrabene Kopf des letzten Mediceers, Johann Gaston's, und wie verfolgt man von Stufe zu Stufe diese Abnahme physischer und moralischer Kraft in dem berühmten Geschlechte; wie begleitet man schon im Kostüm den Fortschritt der freien Natürlichkeit der Renaissance zu dem die Individualität so

auf diese Epoche. Man sieht, daß, wenn Herr Perrens in diesen Verhältnissen fortführe, sein Werk, selbst wenn er es nur bis zum Falle der Republik (1530) brächte, etwa vierundzwanzig Bände betragen müßte: quod Deus avertat.) Die Geschichte von Florenz und Toscana seit dem Falle der Republik (1530) ist meines Wissens noch nicht irgendwie befriedigend erzählt worden, denn Delecluze's Florence et ses vicissitudes ist in seinem zweiten Theile nur eine Art Compendium, überdies ganz unvollständig; und die sich aneinander anschließenden Werke Galuzzi's und Zobi's, welche die Geschichte Toscana's von 1530 bis 1737 und von 1738 bis 1848 behandeln, sind schon veraltet und schwer lesbar, wäre es auch nur, weil jedes von beiden nicht weniger als fünf Bände umfaßt. Die zwei letzten Theile von Napier's Florentinischer Geschichte, die ich nicht kenne, sollen, dem Urtheile competenter Richter zufolge, Arbeiten zweiter Hand und ziemlich unvollständig sein. Diese beiden Vorwürfe kann man sicherlich der neuesten „Geschichte Toscana's" nicht machen.

Niemand war berufener als A. von Reumont, der mehr als dreißig Jahre Italien bewohnt, lange beim Papst und beim Großherzog von Toscana als Vertreter Preußens beglaubigt war,

ht erstickenden Conventionalismus der Zeit Lud=
)'s XIV. In Allen, aber auch im Ersten, tritt schon
gewisser fürstlicher Dünkel zu Tage, von dem nichts
spüren ist in jener Häßlichkeit Lorenzo's des Erlauch=
, des Einzigen vom alten Zweige, dessen Büste hier
denen der medicäischen Großherzöge einen Platz ge=
den.

Sie gehörten alle dem jüngeren Zweige an, der
Lorenzo's Großoheim, dem Bruder Cosimo's, des
ters des Vaterlandes, abstammte. Der alte Zweig,
sich mit der Herrschaft begnügt, ohne den Titel zu
ehren, war in der fünften Generation ausgestorben.
r letzte unter ihnen hinterließ nur eine legitime Toch=
Catharina, die als Königin von Frankreich eine ein=

zu seiner Geschäftserfahrung, seiner Ortskenntniß, seinen aus=
hnten persönlichen Bekanntschaften eine Vertrautheit mit der
rischen Literatur Italiens gesellt, die einzig genannt werden
. Ein seltenes Gedächtniß kam von Jugend auf seinem Bie=
leiß zu Hülfe und Niemand, der sich mit italienischer Kunst=,
ratur= und Staatengeschichte eingehender beschäftigt hat, wird
der Uebertreibung zeihen wollen, weil ich Reumont eben als
gründlichsten der lebenden Italienkenner bezeichnet habe.
e Bücher sind Fundgruben der authentischsten Notizen über
Vergangenheit und Gegenwart Italiens, die man anderswo
eblich suchen würde, und sie sind meist so trefflich angeordnet
um Theil auch mit Registern versehen — daß der Nachschla=
e leicht die Antwort auf jede Frage finden kann. Reumont's
ke, namentlich die letzten, sind darum keineswegs sogenannte
schlagebücher. Sie sind anregend und belebt geschrieben und
angenehmer Lectüre. Ja, der Verfasser bietet uns das seltene
piel eines Schriftstellers, der bei zunehmendem Alter frischer
knapper wird, als er es in seiner Jugend gewesen, und dabei
die Milde und Parteilosigkeit gewonnen hat, welche die
ht späterer Jahre zu sein pflegt. Die „Geschichte Toscana's"

flußreichere Rolle gespielt, als alle männlichen Sprößlinge des Hauses, welche den toscanischen Thron einnahmen. Catharinen's illegitimer Bruder Alessandro war der erste und einzige von der Nachkommenschaft des alten Cosimo, der die Fürstenkrone trug (1532 bis 1537), mit wenig Ruhm. Seine bürgerlichen Ahnen hatten „einen Staat geschaffen, dessen politischer Einfluß weit über seine materielle Macht hinausgegangen ist." Schon unter dem jungen Wüstling, der seinen Herzogtitel der Gnade Kaiser Karl's V. dankte und seine Herrschaft mit der Proscription aller ausgezeichneten Florentiner der republikanischen Zeit antrat, begann jener politische Einfluß fast ganz zu verschwinden. Und wenn es nur der politische gewesen wäre, aber auch der geistige

---

liest sich noch fließender als der „Lorenzo il Magnifico", der ihr um zwei Jahre vorausgegangen ist. Der Styl bekommt immer mehr Farbe, ohne von seiner Anspruchslosigkeit zu verlieren; der früher etwas verwickelte mit Incidenzsätzen überladene Satzbau ist hier gelichtet und beschleunigt. Gewissen störenden Angewohnheiten Ranke'scher Darstellungsweise begegnet man freilich noch immer; sie könnten und sollten verschwinden: so das leidige Perfectum statt des Imperfectum, das ermüdende „so — wie," das auf jeder Seite mehrere Male vorkommt.

Im Allgemeinen ist Reumont glücklicher in der Schilderung von Zuständen als in der Erzählung von Ereignissen, und sein Gegenstand, der wenig dramatische Begebenheiten darbietet, erlaubt ihm diesmal ganz seiner Neigung und der Natur seiner Begabung zu folgen. Als sehr gelungen sind auch die meisten Portraits zu bezeichnen, und die wohlwollende Billigkeit des Urtheils, welche sie wie die ganze Darstellung erwärmt, wirkt sehr wohlthuend. Man sieht, man hat es mit keinem leidenschaftlichen Parteimanne zu thun, sondern mit einem einsichtigen, welterfahrenen Manne, der die menschlichen Dinge menschlich ansieht, ohne sich übermäßig dafür zu ereifern. Zuweilen möchte

Einfluß von Florenz begann zu schwinden. „Die Belagerung von 1530 und ihre nächsten Folgen hatten für Florenz fast gleich verderblich gewirkt wie für Rom die Bourbonische Plünderung. Jene wie diese hat die rechte Blüthe abgestreift. Eine andere Zeit brach an, als die Freiheit verloren war. Michel Angelo ließ die Medicäergräber unvollendet, an denen er in den Tagen der fieberhaften Trauer gearbeitet hatte, der jüngere San Gallo baute die Feste, welche Florenz zu knebeln bestimmt war. Beides bildet gewissermaßen die Signatur der Epoche." Was indeß auch die Schuld Alessandro's und seiner Nachfolger gewesen sein mag — und sie war nicht klein, vornehmlich die Alessandro's — die Verminderung des politischen und künstlerischen Einflusses von Florenz ge-

man ihm wohl etwas mehr von den haines vigoureuses wünschen, welche nach Alceste die Schlechtigkeit den tüchtigen Seelen einflößen sollte; und wenn Reumont ganz gelassen von dem „in der Behandlung der Galilei'schen Angelegenheit in Rom begangenen Irrthum" redet, wie er von Galilei's „Irrthum" spricht, so ist diese gleichmäßig auf Opferer und Opfer vertheilte Milde denn doch etwas gar zu tolerant.

Die Composition dieses neuesten Werkes von Reumont scheint uns abgerundeter und bequemer als die seines „Lorenzo". Sie ordnet die Dinge mehr nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit, als äußerlich-chronologisch, und auch das Gleichgewicht der Theile ist mehr von der Bedeutung der Epochen, als von ihrer zeitlichen Ausdehnung bestimmt. So umfaßt das erste Buch nur vierundvierzig Jahre, während das zweite die Geschichte von hundertdreiundsechzig Jahren erzählt; aber jene vierundvierzig Jahre haben den Untergang der Republik, die Entstehung des erblichen Fürstenthums, die Constituirung des toscanischen Staatsgebietes gesehen und diesem Staate auf drei Jahrhunderte hin seine Signatur gegeben, während die sechs darauffolgenden Medicäer-Regierungen weder in die Geschichte Italiens, geschweige denn Eu-

hörte nicht zu ihrer Schuld. Sie war einestheils die unausbleibliche Folge der Bildung der großen Nationalstaaten im vorhergehenden Jahrhundert und der Bühnenveränderung, welche damit und mit der Entdeckung Amerika's im Schauspiele der Weltgeschichte vorgegangen war; sie war anderntheils die natürliche Entwicklung, welche in allen menschlichen Dingen der höchsten Blüthe ein rasches Welken folgen läßt. Selbst ein politisches Genie und ein künstlerischer Sinn wie der Lorenzo's des Erlauchten hätte weder das eine noch das andere aufhalten können. Es war das Verdienst der gefürsteten Medicäer, mit sicherster und raschester Einsicht im politischen und geistigen Leben die Thätigkeit ergriffen und gefördert zu haben, welche die veränderten Umstände

ropa's, eingriffen, noch außergewöhnlich interessante Persönlichkeiten oder bewegte Ereignisse aufzuweisen haben. Besonders empfehlenswerth und ganz neu sind die ausgedehnten Kapitel, welche der Kunst- und Literaturgeschichte, sowie den ökonomischen und administrativen, den kirchlichen und gesellschaftlichen Zuständen gewidmet sind. Wir empfehlen in dieser Beziehung ganz besonders Kapitel V. und X. des ersten Buches, welche von der Verwaltung Cosimo's I. und der geistigen Richtung, „so des Mannes wie der Zeit" handeln, um die Sprache des Autors zu reden. Brachte uns der „Lorenzo" eine sehr lebendige und sehr vollständige Darstellung der Frührenaissance, so haben wir hier eine nicht minder unterrichtende und fesselnde Schilderung der Spätrenaissance und des Seicentismus, die eben bis jetzt noch nicht gemacht war. Von selbst versteht sich, daß die Geschichte der Naturwissenschaften, welche in den Zeiten Galilei's und der Accademia del Cimento in Florenz zu einer so hohen Blüthe gelangt waren, hier nicht vernachlässigt ist. Ueberhaupt giebt es keinen bedeutenden Mann, kein irgendwie bemerkenswerthes Buch, Kunstwerk, Denkmal von Florenz, über die wir nicht im Laufe der Erzählung Aufschluß bekommen und für den Besucher dieser einzigen Stadt kann es

ein erlaubten: die innere Verwaltung des Landes, das ne auswärtige Politik mehr haben konnte, und die ſitiven Wiſſenſchaften, deren Herrſchaft nach der Ent- conung der Kunſt, gerade damals in Europa begann. ährend in Frankreich und Deutſchland die bureaukra- che Staatsverwaltung ſyſtematiſch und rationell durch- führt wurde, geſchah daſſelbe im kleinen Maßſtabe in oscana; und die Zeit Descartes' und Pascal's, Ba- n's und Harvey's, Newton's und Leibnizens hatte auch i Florenz eine Werkſtätte und Arbeiter, die es denen on London und Paris nicht nachgaben: Galilei wie orricelli, Veſale wie Redi, Caſtelli wie Magalotti waren chützlinge der mediciſchen Großherzoge.

Die Regierung Aleſſandro's war nur ein letztes

ohl keine beſſere Vorbereitung geben als die Lectüre dieſes und s vorhergehenden Werkes.

So ſchließt denn dieſe Geſchichte des Großherzogthums Tos- na würdig der obenerwähnten Geſchichte des florentiniſchen Frei- aates an, die wir der Feder des alten Gaſtfreundes von Reumont, ino Capponi, verdanken und die auch in deutſcher Ueberſetzung er- hienen iſt. Es iſt dieſelbe Behandlungsweiſe, derſelbe Standpunkt, auch dieſelben Proportionen, denen wir bei Capponi begegnen. ielleicht iſt das Werk des Florentiners, in ſeinem zweiten Theile enigſtens, dem des Deutſchen als Kunſtwerk überlegen, dagegen hat eſes wieder den Vortheil einer ſicherern Gelehrſamkeit und me- odiſchern Kritik vor dem italieniſchen Buche voraus. Sehr deut- ch tragen beide Werke das Gepräge weltmänniſcher Bildung und aktiſcher Erfahrung: man ſieht ihnen ſofort an, es ſind keine rofeſſorenbücher. Das würde nun in den Augen Derer, welche unſerem Vaterlande die Wiſſenſchaft gepachtet zu haben glauben - und ihre Zahl iſt Legion — keine beſondere Empfehlung ſein. cheint ihnen doch Alles, was außerhalb der Univerſitäten zu age gefördert wird, als eitel Dilettantismus: Macaulay ein ilettant, Grote ein Dilettant, Mahon, Cornwall-Lewis, Derby

Kapitel der sterbenden Republik, sie trägt noch ganz den Charakter der Tyrannei, selbst das gewaltsame Ende des Herrschers erinnert daran: die Regierung Cosimo's, des Ersten aus dem jüngeren Zweige des Hauses, welcher an die Spitze des Gemeinwesens berufen ward, ist schon ganz die eines legitimen Monarchen im Sinne des darauffolgenden Jahrhunderts. Seine Sinnesweise aber ist noch die des Cinquecento: vom Kopf bis zu der Zehe ist er ein Mensch der Renaissance, eine jener gewaltigen Individualitäten, wie sie Italien nicht wieder gesehen hat. „Cosimo war ein schöner Jüngling. Er war von hoher Statur, schlank, aber kräftig gebaut, mit breiter Brust, hellbraunes gelocktes Haar, freie Stirn, lebendiges Auge, durchdringender Blick, länglich ovales Gesicht,

Dilettanten; Ticknor, Motley, Bancroft, Prescott Dilettanten; gar die Franzosen, wie Mignet und Thierry, Erzdilettanten; diese Stiefkinder der Wissenschaft haben ja nie auf einem Katheder gestanden. Es soll nun durchaus nicht geleugnet werden, daß das Lehren wirklich seinen sehr guten Einfluß auf die Wissenschaft hat: es macht Bestimmtheit der Einzelheiten und klare Eintheilung des Stoffes zur Pflicht; es gewöhnt an Methode, da es ja dem einsichtigen Lehrer mehr um Beibringung dieser als um Mittheilung von Kenntnissen zu thun sein muß; es macht vor allem dem Lehrenden seinen Gegenstand mehr zum Eigenthum: Niemand ist so Herr über sein Wissen, lernt so sicher, was wichtig, was unwichtig ist, erhält so viel, ich möchte sagen inspirirtes Licht über gewisse Seiten seines Gegenstandes als der Lehrer. Allein die Sache hat auch ihre Kehrseite. Der Universitätsprofessor bleibt dem praktischen Leben fern, er liest wohl über Politik in der Zeitung, aber er trifft nie mit den Leuten zusammen, welche die Politik machen, geschweige, daß er sie selber mache; er studirt Nationalökonomie, hat aber meist nie ein Gut verwaltet, ein Handelsgeschäft abgeschlossen, eine Fabrik geleitet. Das Lesen von Depeschen und das Vergleichen von Statistiken thut's nicht

ıende Farbe, in späteren Jahren dichter Kinnbart. ıe Stimme war wohlklingend, obgleich nicht voll; Jugend an hatte er in seiner Haltung etwas Vor= nes. Sein Vater hatte einst das Schicksal des Kin= auf seltsame Weise erproben wollen: unter einem ster stehend, hatte er sich den Kleinen aus demselben erfen lassen und sah im glücklichen Auffangen dessen unst. Ein Kriegsmann wurde der Sohn des tapfe= Feldherrn nun freilich nicht, aber in allen Leibes= ngen war er tüchtig, im Reiten, Fechten, Schwim= , Ballschlagen, Fischen, Jagen. An Allem vergnügte ich und war bis zu vorrückenden Jahren nicht zu iden. Seine Muskelkraft war groß, und er wett= te mit Jedem im Aufheben von Lasten. Mehrere

ı: aus keiner Depesche kann ein Mann lernen, wie diploma= Unterhandlungen eingeleitet werden; aus keiner Tabelle er ersehen, wie gewisse Interessen von gewissen Maßregeln hrt werden. Daher denn auch in den meisten Professoren= ern jenes Schablonen= und Rubrikwesen, welches ja ein Er= rniß alles Lehrens ist, der Darstellung aber nothwendiger e immer das Gepräge der Abstraction aufdrücken muß. n stehen da gegen Ideen, Ziffern gegen Ziffern, während der uß des Persönlichen in den menschlichen Dingen fast nie zu Tage tritt. Damit hängt denn auch das übertriebene icht zusammen, das hier auf die Methode gelegt wird: beim en ist die Methode freilich, wie schon bemerkt, die Haupt= ; da handelt es sich ja nicht um die Kenntnisse selber — die und muß ein Jeder für sich selber erwerben — da handelt ch um die sicherste Art Kenntnisse zu erwerben: mit andern ten beim Lehren ist die Methode Zweck, während sie bei der nschaftlichen Forschung nur Mittel zum Zweck ist, ein Mittel, bei der Darstellung der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung r verborgen werden muß, wie das Gerüste abgenommen wird, d ein Gebäude bezogen wird. Dazu kommt, daß der Uni=



Das Merkwürdigste an Cosimo, wie
und Karl V., an Melanchthon und Tasso, ist
die Frühreife gewesen, welche diesen Mens
jenes Jahrhunderts eigenthümlich war. (
ohne sorgfältige, noch regelmäßige Bildung
dem Lande, in ärmlichen Verhältnissen, frei
Seite einer pflicht- und selbstbewußten M
wachsen war, zählte keine achtzehn Jahre,
Zügel in die Hand nahm (1537), und er fü

---

versitätslehrer seine Gegenstände periodisch immer
delt, wodurch seine Darstellung natürlich mit der Ze
nische wird, die Frische verliert, welche die Be
werdenden, sich in Worten herausarbeitenden Denk
schauens ist, und es hat seinen sehr guten Grund,
täglichen Sprachgebrauch von einem Menschen, der
fertigen Gedanken und Thatsachen vorbringt, sagen:
kommt dazu, daß der Lehrer sich nicht wie der S
Gleichgestellte, oft sogar an Richter wendet, sondern
Stehende, an Schüler, für die er eine Autorität i
dann meist nicht nur einen autoritativen Ton, sond
autoritative Gesinnung giebt: er meint auf Alle, d

Anfang an ſo feſt als ſicher. Er ſelbſt leitete alle Maßregeln, um dem drohenden Einfall der Verbannten zu begegnen, welche den Augenblick zur Wiederherſtellung der Republik gekommen glaubten. Als Baccio Valori und Filippo Strozzi bei Montemurlo aufs Haupt geſchlagen und gefangen worden, erſchienen ſie „im kläglichſten Aufzug, ſtaubbedeckt, zum Theil in zerriſſenen Kleidern, mit Schimpf und Hohn vom Pöbel empfangen, der ihnen, wären ſie Sieger geweſen, entgegengejubelt haben würde. Vor dem mediciäiſchen Palaſte ſtiegen ſie ab und wurden die Treppe hinaufgeführt. Coſimo, ſeine Mutter neben ſich, ließ ſie vor. Der Worte waren wenige; die ſo tief Gefallenen waren zu erregt; der Glückliche zeigte ſich ruhig, gemeſſen, nicht unfreundlich.“ Aber „Coſimo's Ruhe barg nur den Entſchluß, kein Erbarmen zu üben.“ Wie der Achtzehnjährige, ſo der Vierzigjährige, nachdem er ſich Siena unterworfen und die ſtolze Republik ſeinem Großherzogthum einverleibt hatte. Und er ſtand ganz auf ſich ſelbſt, faßte ſeine Beſchlüſſe allein, wie er allein die Umſtände prüfte, allein die Ausführung, wenn auch oft aus der Ferne, leitete. Als Vaſari ihn, umgeben von ſeinen Miniſtern, malen

---

concentrirt, wie man das aus der Geſchichte der franzöſiſchen und italieniſchen Akademien zur Genüge kennt. Von ſolchen Nachtheilen nun iſt ein außerhalb der Schule ſtehender Schriftſteller meiſt frei, und bringt er, wie A. von Reumont, auch noch ausgedehnteſte und genaueſte Kenntniſſe mit, welche mit ſtrengſter Kritik geſichert worden, baut er, mit andern Worten, auf der feſten Grundlage einer ſicheren Methode und mit gewiſſenhaftem Fleiße, ſo können wir ſeine Werke mit Vertrauen in die Hand nehmen, wie wir ſie mit Vergnügen zu Ende leſen.

wollte, ſchrieb er ihm: „Der Kranz und Umſtand jener Räthe, die Ihr bei der Berathung über den Siener Krieg um Uns ſtellen wollt, iſt nicht nöthig: denn Wir waren allein: beſſer könnte man das Schweigen mit irgend einer andern Tugend darauf darſtellen, welche den Platz der Räthe einnähme.“ Mit vollem Rechte nennt ihn Reumont „das Muſterbild des Fürſten des 16. Jahrhunderts mit ſeinen Tugenden und Sünden. Das Glück hat ihn gehoben, aber er hat ſich das Glück dienſtbar gemacht. Mit Scharfſinn, Klarheit, Feſtigkeit, mit unermüdeter Thätigkeit iſt er ſeinem Ziele zugeſchritten, dem Ziele, welches mehr als Einem ſeines begabten Geſchlechtes vorgeſchwebt hat, aber in nebelhafter Ferne, während er ihm greifbare Geſtalt gab. Dies Ziel war die Bildung eines ganz Toscana umfaſſenden, auf ſich geſtellten, unabhängigen Staates.“

Dies Ziel erreichte Coſimo und, wie entartet auch ſeine Nachfolger ſein mochten, Alle bis auf den Letzten hatten das Gefühl und die klare Einſicht geerbt, daß die Berechtigung ihrer Herrſchaft auf der Aufrechthaltung dieſes „auf ſich geſtellten, unabhängigen Staates“ beruhte. Noch Johann Gaſton ſuchte die Unabhängigkeit Toscana's nach ſeinem Tode zu ſichern, und es iſt rührend, wie er, gleich ſeinem Vater, nur daran denkt, nach dem vorausſichtlichen Erlöſchen ſeiner Familie den Freiſtaat wieder ins Leben zu rufen, um ſeinem Volke die Fremdherrſchaft zu erſparen. Es ſollte ihm nicht gelingen. Zwei Jahrhunderte hatte Toscana, nachdem es aufgehört, einen Einfluß auf die große Politik Europas auszuüben, fortgefahren, wenigſtens ſeine Selbſtſtändigkeit mit Klugheit

d Vorſicht zu wahren. Nach dem Tode des letzten Me-
äer (1737) ward es, an das Haus Habsburg gebunden,
e öſterreichiſche Provinz, auch als ſolche noch hervor-
gend durch ſchöne Vorzüge, ein Vorbild der Staatsver-
altung, wie ſie das vorige Jahrhundert auffaßte, eine Vor-
uferin der aufgeklärten Geſetzgebung des heutigen Europa.

Nicht nur für die materielle Unabhängigkeit ihres
andes hatten die ſpäteren Mediceäer ein lebhaftes Ge-
ühl: ſchwach wie ſie waren, fühlten ſie ſich doch Alle
ets als Florentiner auch in geiſtigen Dingen, d. h. als
thener gegenüber dem Macedonier und Römer. Sie
erſtehen ſich bei halbem Worte mit den Ihrigen. Die
remden, die Nordländer namentlich, ſprechen eine andere
prache; die Worte mögen dieſelben ſein, der Sinn iſt
n verſchiedener. Schon Coſimo's I. Gemahlin, Eleo-
ore von Toledo, bleibt eine Fremde im heiteren Flo-
nz; ihre Frömmigkeit, ihr Stolz ſind anderer Art als
ie der Frauen italieniſcher Bildung. Die öſterreichiſchen
nd lothringiſchen Schwiegertöchter finden ſich noch we-
iger in die florentiniſche Sinnesweiſe, werden nie hei-
iſch darin, gewinnen weder die Liebe ihrer Gatten, noch
ie ihrer Unterthanen. Gar die Franzöſinnen und Deut-
hen, welche in das Haus Medici heirathen, halten es
icht aus in Florenz, wie man ſie dort nicht aushält;
uiſe von Orléans läßt ſich von Coſimo III. ſcheiden
nd eilt nach Paris zurück; Anna Maria von Sachſen-
auenburg zwingt anfangs ihren Gatten, Johann Ga-
on, mit ihr in Deutſchland zu leben, bis es ihm zu
g wird und er durchgeht. „Sie nach Florenz zu
ringen, ſchreibt er an den Vater, iſt unmöglich. Abge-

ſehen davon, daß ſie ihre Beſitzungen nicht verlaſſen kann, haßt ſie Italien und die Italiener. Ehe ſie mich nahm, erklärte ſie, nie werde ein Franzoſe oder ein Italiener ihr Haus betreten. Hätten wir ſie in Florenz, ſo mürriſch und widerwärtiger Laune, wie ſie gegenwärtig iſt, ſo würde dies zum Theil auch Ew. Hoheit und unſeren Familiengliedern zur Laſt fallen, zumeiſt aber mir, der ich am Morgen, Mittag und Abend dieſen Genuß hätte. Jetzt kann ſie wenigſtens auf ihre Güter gehen, wo ich dann ein wenig Ruhe habe. Im entgegengeſetzten Falle aber würde ich mich genöthigt ſehen, anderwärts Luft zu ſchöpfen, denn ſie iſt eine Speiſe, die man zwölf Monate des Jahres hindurch nicht verträgt." Uebrigens hütete er ſich wohl, ſich mit dieſer einzigen Speiſe zu begnügen: auch darin ein ächter Medici, wenn ſchon er nur ein Schatten der vollkräftigen Figuren ſeiner Ahnen iſt. Exemplariſche Ehemänner aber waren ſie Alle nicht; ſchon Lorenzo gab ſeine Freundin nicht auf, als er Clarice Orſini heirathete, und ſelbſt ſeine Freundin herrſchte nicht unumſchränkt und allein in ſeinem Herzen. Auch die Prälaten des Hauſes nahmen es mit dem Keuſchheitsgelübde nicht allzu genau. Gar der erſte Herzog, Aleſſandro, war ein ausgeſprochener Wüſtling, aber ohne mediciäiſche Grazie. Coſimo I. gab durch ſein ſpäteres Verhältniß zu Camilla Martelli Anſtoß. Francesco's Verbindung mit Bianca Capello iſt ihrer dramatiſchen Zwiſchenfälle wegen im Gedächtniß der Menſchen geblieben. Erbaulich war das eheliche Leben keines der Mediciäer, und das florentiniſche Volk war nicht ſtrenge.

In ſolchen Dingen war es nie ſtrenge geweſen; ßt kam die allgemeine Erſchlaffung hinzu. Die tiefe mwandlung des florentiniſchen Volkscharakters iſt in ieſen zwei Jahrhunderten der mediciäiſchen Großherzoge ollzogen worden. Coſimo brach ſeinen Trotz. Seine elle Freudigkeit erſtickte in dem Luftmangel der fol=enden Jahrzehnte; aus der Kunſt iſt naturgemäß das riſche Leben gewichen; ſie iſt alt geworden. In die iteratur iſt mit den Formen des Alterthums und der kademien ein Geiſt des Pedantismus gedrungen, der iemandem fremder war als dem Florentiner des Quat=rocento; hier wie dort überwuchert das Virtuoſenthum en wahren Kunſtſinn.

Die Inquiſition bringt eine Enge und Aengſtlichkeit n die religiöſen Dinge, welche weder die heiteren Skep=iker aus Lorenzo's Kreiſe, noch die begeiſterten Anhän=er Savonarola's kannten, man verdammte den Deca=eron und paßte auf, wer in die Kirche ging, die ehe=als auch der keckſte Freidenker freiwillig beſuchte, weil ie ihm zur leichten Gewohnheit geworden. Auch die eltliche Regierung nahm, ſchon unter Coſimo, das Spio=iren und Ueberwachen in ihre Gewohnheiten auf, und ie Oeffentlichkeit des ganzen politiſchen Lebens machte autloſer Heimlichkeit Platz. Die beſoldeten Büreaus it ihrer Schreiberei traten an die Stelle der Verſamm=ungen und freiwilligen Ehrenämter; wenn auch im erkehr der Stände immer noch viel von der alten Ver=raulichkeit demokratiſcher Sitten blieb, ſo ließen ſich die lten ſtädtiſchen Patrizierfamilien doch ſchon Marcheſen=nd Grafentitel geben, um ſich zu unterſcheiden — ich

glaube, nur die Peruzzi, Frescobaldi und Pazzi hatten genug Adelsgefühl, um jeden Henkel für ihren Namen zu verschmähen. Nach Außen fühlte man sich machtlos und so flößte auch die zeitgenössische Geschichte nur noch ein Zuschauerinteresse ein. Es war nicht leicht, bei solcher Umwandlung aller Dinge das eigene Selbst zu retten: und doch geschah's: wie unter dem spanischen Kostüm, das unter Eleonorens Sohn allgemein wurde, derselbe feinknochige Körperschlag fortlebte, den wir auf Ghirlandajo's Fresken unter dem alten Lucco herausfühlen, so auch der florentinische Geist. Man unterwarf sich den Umständen und im Unterwerfen büßte man die Frische und Energie des Charakters ein, die dem republikanischen Florentiner eigenthümlich waren; der Geist war zäher, biegsamer; auch in der neuen Form blieb das alte Wesen, wenn schon Geist und Charakter sich nicht so scharf trennen lassen, jener sich diesem anbequemt; Dante's Hoheit und Petrarca's Keuschheit, Boccaccio's Derbheit und Pulci's Freimuth fanden keine Lebensluft mehr: eine gewisse Greisenhaftigkeit, vorsichtig, zaghaft, mißtrauisch, skeptisch, nimmt dem Handeln wie der Rede des Florentiners den Schwung früherer Zeit, läßt ihn verschmitzter erscheinen, als er in Wirklichkeit ist; im Wesen ist er doch noch der Alte: fein, verständig, maßvoll, etwas nüchtern, aber voll einfacher Anmuth im Ausdruck, zur Satire hinneigend, aller Allgemeinheit abhold, mehr dem Raisonnement als der Spekulation zugewandt, bequem in der Lebenspraxis. So blieb er nicht nur im letzten Jahrhundert der medicäischen Herrschaft: so blieb er auch unter den Lothringern, so ist er noch heute;

wenig verstanden von der milden Sitte ihres Landes ihnen noch unbehaglicher als unverständlich der Geist eines Volkes, das schon eine eigene Kultur hatte, als Rom noch im Finstern war.

Ein fürstlicher Reformer des 18. Jahrhunderts.

Ein volles Menschenalter hindurch (1737—1765) wurde Toscana beherrscht von Fremden, nahmen und empfand dies schlimmste aller Übel dort um so mehr, als es von dem scheinbar offenen und gutgesinnten Lothringer hätte erwarten mögen. Sein nominelles Verschulden ließ es nach kaum dreimonatlichem Besitze nie mehr wieder zu betreten. Während Franz Stephan von Lothringen als Mitregent seiner Gemahlin Maria Theresia in den habsburgischen Erblanden dann als Nachfolger seines kaiserlichen Schwiegervaters im deutschen Reiche herrschte, war die Verwaltung seines italienischen Großherzogthums in den Händen seiner lothringer Landsleute. Fürst von Craon übernahm von der Fürstenrolle die Repräsentation, Graf Richecourt die Regierung, keine verächtlichen Männer, aber Fremde, die nicht verstanden, ihren fremden Ursprung in Vergessenheit zu bringen. Und sie blieben nicht allein: „Florenz füllte sich mit Lothringern," sagt Gino Capponi; „sie waren

bedürftig und den Einheimischen verhaßt, die sich nach ihren Bürgerherrschern sehnten." Dazu behandelten sie, wenn man dem Präsidenten de Brosses glauben darf, der gerade damals Florenz besuchte, in dem aber freilich die alte Eifersucht des Burgunders gegen den Lothringer Nachbarn nicht ganz überwunden war, „die Bewohner mit Härte und, was schlimmer ist, mit Geringschätzung . . . Die Lothringer scheinen Toskana nur wie ein Durchzugsland zu betrachten, aus dem man Alles, dessen man habhaft werden kann, wegschnappen darf, ohne sich um die Zukunft zu kümmern." Doch war auch diese lange Prüfungszeit nicht ohne gute Früchte für das unter der Erschlaffung der letzten Medici heruntergekommene Land. Richecourt war es, der den leopoldinischen Reformen den Boden bereitete, indem er, dem Geiste der sechziger Jahre vorgreifend, auf manche Weise die Macht des Staates zu erweitern und zu sichern, die der Autokratie und der Geistlichkeit zu brechen suchte. Hätte er durch seine Maßregeln das Terrain nicht geebnet, die Fundamente nicht gelegt, auf denen sich Leopold's kühner Bau erhob, dieser hätte wohl nicht den Stürmen widerstanden, die ihn fast im Augenblicke seiner beeilten Vollendung bedrohten. Die Regentschaft griff das noch herrschende Feudalsystem an der Wurzel an, indem sie die Gerichtsbarkeit des Adels einschränkte, fast vernichtete, ihn zu allen öffentlichen Lasten herbeizog, ihm jeden Einfluß auf Gemeindeverwaltung u. s. w. benahm. Gleichzeitig wurde gegen die Macht des Klerus vorgegangen, dem Anwachsen der todten Hand ein Ziel gesetzt, die theilweise Umwandlung derselben in Erbpacht angeordnet;

t Uebergriffen der Inquiſition ein Ende gemacht. Dem-
geachtet blieb dem dritten Sohne Maria Thereſiens.
ter dem das Land wieder, freilich als Secundogenitur
s Hauſes Habsburg, eine gewiſſe Unabhängigkeit er-
ngte, noch genug zu thun übrig.

Leopold I. (1765—1790) war von allen vorrevolu-
onären Reformern des vorigen Jahrhunderts — und
s gab deren überall auf dem Feſtlande von Petersburg
nd Stockholm bis nach Heſſen-Darmſtadt und Lippe-
Detmold — der Glücklichſte. Das Glück aber iſt nichts
Zufälliges. Leopold war achtzehn Jahre alt, wie der
Gründer des toscaniſchen Großherzogthums Coſimo I.,
ls er den Thron beſtieg und wie der Mediceer wußte
r von Anfang an was er wollte. Nur war ſeine Auf-
abe eine andere, dankbarere, größere als die des erſten
Großherzogs: es galt nicht die Gründung eines be-
chränkten, nie ganz ſelbſtſtändigen Staatsweſens, es galt
er Menſchheit an einer Stelle zu zeigen, was eine ſelbſt
hwache Staatsgewalt für geiſtige und leibliche Wohl-
ahrt der Menſchen zu thun im Stande iſt, wenn ſie
ch ihrer Pflichten bewußt iſt. Dieſe Aufgabe hat
eopold auf das Glänzendſte gelöſt und er hat ſie ge-
öſt, weil er, ungleich ſeinem Bruder Joſeph, der, nach
Friedrich's des Großen Urtheil, immer den zweiten
Schritt thun wollte, ehe er den erſten gethan, ſtets um-
chtig und langſam vorwärts ging. Die meiſten ſeiner
Reformen, denen, wie geſagt, die Regentſchaft bereits
orgearbeitet hatte, wurden bald nach ſeiner Thron-
eſteigung begonnen, aber erſt gegen Ende ſeiner Regie-
ung vollendet, d. h. ſie nahmen einen Zeitraum von

nahezu fünfundzwanzig Jahren ein. Es war eine „Zeit großer Thätigkeit, mancher Irrthümer, aber entschiedenen Fortschrittes;" und immer und immer wieder drängt sich dem Geschichtsbetrachter die Frage auf, wie die Dinge gekommen sein würden, wenn Ludwig's XVI. Eifersucht und Schwäche Turgot hätte gewähren lassen, so vielleicht den Ausbruch der Revolution verhindert und das überall, all überall begonnene Reformwerk des achtzehnten Jahrhunderts sich friedlich hätte vollziehen lassen. Die materielle Macht und das überlieferte Ansehen der fürstlichen Reformer und ihrer Minister, die relative Geschäftskenntniß und Erfahrung, die geistigen Fähigkeiten, die Energie des Charakters, vor Allem aber die selbstlose Hingabe an das große Werk, sind ja zu keiner Zeit der Geschichte so groß gewesen, als im goldenen Zeitalter des aufgeklärten Despotismus; sind doch die positiven Schöpfungen der französischen Revolution selber nicht von den Danton und Robespierres, sondern von den Portalis und Tronchet, d. h. den überlebenden Meinungs- und Zeitgenossen Turgot's und Malesherbes' in's Werk gesetzt worden, nachdem ein eiserner Arm ihnen die nöthige Ruhe und Sicherheit verschafft.

Der junge Großherzog fand sein Land in traurigem Zustande, als er (1765) von Wien kommend in Florenz eintraf. Seuchen und Hungersnoth hatten furchtbar gewüthet; das Elend war allgemein; die Staatscassen leer und eine erkleckliche Summe mußte sofort aufgetrieben werden, um den drängenden Bruder abzufertigen, der sein Theil von dem Allodialgut des Vaters verlangte. Leopold begann sofort mit einer Reform des großherzog-

chen Haushaltes, den er fast auf den engsten Gesichtspunkt eines Privatmannes reducirte, wissen ihm, wie zu jeder Regierung, Niemand Dank wußte, wie man auch und zwar nicht nur im müßigen Adel, seine unermüdete Arbeitsamkeit als eine unfürstliche Gewohnheit, statt als Pflichterfüllung empfand. Das eigentliche Reformwerk des jungen Fürsten ward mit einer Neu-Ordnung der Finanzen inaugurirt, deren Verwaltung er vereinfachte, indem er die Steuerpacht abschaffte, die Schuldentilgung systematisch in's Werk setzte, die Grundsteuer auf eine einzige gleichmäßige zurückführte, die Finanzverwaltung von der Krongutsverwaltung trennte. Es kann schon 1789, als er diese letzte Verfügung traf und er hatte auch hier die Ehre, den großen Reformen zuvorgekommen zu sein. Weit wichtiger war die Reform der Gemeindeverwaltung, welche die mediatisirten Großgrundbesitzer wie die Regentschaft dazu so durchgreifend benutzt hatten, wie sie unter der Herrschaft der Bürgerschaft gewesen, welche ja in absoluter und despotischer Weise die unterthänigen Ortschaften auf die verschiedenste Weise administrirte oder sich administriren ließ. Es galt vor Allem, wie später in Frankreich und Deutschland, diesen Schutt wegzuräumen, dann eine neue einheitlichere, einförmigere und liberalere Verwaltung an die Stelle zu setzen. Bürgermeister wie Magistrat gingen fortan überall aus der Wahl aller steuerzahlenden Gemeindemitglieder hervor, ohne daß sie der Bestätigung des Fürsten bedurft hatten. Nur die alten Namen und die Wahlmodus blieben: der Bürgermeister hieß Gonfalonier, der Magistrat Priorei, die Wahl fand statt durchs Loos. Die Regierung war

nur durch die sogenannten Gemeindekanzler vertreten, welche die Vermittlung mit der Centralverwaltung besorgten und deren gesetzliche Befugnisse wenig ausgedehnt waren, die aber freilich durch ihr Verbleiben im Amt bei jährlichem Wechsel der gewählten Behörden, an Geschäftskenntniß und somit an Einfluß diese selber thatsächlich bald überragten. Auch diese Reform wurde höchst vorsichtig begonnen und ins Werk gesetzt. Im Jahre 1769 wurden die drei alten Magistrate der Hauptstadt abgeschafft und durch die neuen Behörden ersetzt. Im Jahre 1772 ward es mit den Gemeinden von Volteria und Arezzo versucht, dann gings an San Giovanni di Val d'Arno u. s. w. und erst im Jahre 1783 ward das Ganze mit Grosseto abgeschlossen. Zugleich wurde die Verwaltung der so wohlhabenden und zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten den Bischofscurien entzogen und sei's den Gemeinden, sei's der Centralregierung übermacht.

Mit der Reform der Gemeindeverfassung, welche freilich den zweifelhaften Resten politischer Unabhängigkeit der toscanischen Municipien ein Ende machte, aber „dem Volke maßgebenden Antheil an der Besorgung der eigenen Angelegenheiten und die Wahrung seiner ökonomischen Interessen zugleich mit der bis dahin unbekannten Gleichmäßigkeit von Rechten und Lasten sicherte," ging die Umgestaltung der Justiz Hand in Hand. Auch hier sah es bunt genug aus; alle Befugnisse waren vermischt; die Richter, meist durch's Loos aus den Bürgern gewählt, durch rechtskundige Supplenten vertreten: jetzt wurden 83 Civiltribunale und 46 Criminalgerichte, ein

Obertribunal in der Hauptstadt, eine Kronanwaltschaft eingerichtet. Auch das Gerichtsverfahren wurde beschleunigt, wohlfeiler gemacht und durch Einführung der Vertheidiger ex officio im Sinn moderner Rechtsauffassung verbessert. Dann erfolgte die berühmte Reform der Criminalgesetzgebung, welche noch heute in Toscana besteht und nicht am wenigsten dazu beiträgt, die Einführung eines allgemeinen Strafgesetzbuches für das Königreich Italien unmöglich zu machen, weil die Toscaner nicht darauf verzichten wollen, die Piemontesen und Lombarden sie zu „vorgeschritten" finden. Es war die Zeit Beccaria's, — man sage doch ja nicht Beccária, wie man es immer in Deutschland hört: der Accent ist auf dem I — dessen Buch über „die Vergehen und Strafen" (1764) ganz Europa fast noch tiefer erregt hatte als drei Jahre vorher Rousseau's „Emile": die Tortur, die Güterconfiscation, sogar die Todesstrafe wurden abgeschafft; die Fälle der Majestätsverbrechen auf ein Minimum reducirt. Die Marterwerkzeuge wurden feierlich verbrannt, die schauerlichen Gefängnisse des Mittelalters vermauert, die Gefangenen nach der Natur ihrer Verbrechen von einander getrennt. Die Wirkung schien anfänglich die heilsamste zu sein. Einmal sollen im Jahre 1778 sämmtliche Gefängnisse zweiundzwanzig Tage lang leer gestanden sein: freilich wagte Jemand Leopolden, der sich dessen rühmte, zu antworten: „Die Gefängnisse sind leer, aber die Schurken spazieren auf den Straßen umher." In der That zählte man im selben Jahre noch 338 schwere Verbrechen, während im Jahre 1768 deren nur 263 constatirt worden. Im

Ganzen indeß hat die leopoldinische Criminaljustiz wohlthätig gewirkt.

Noch mehr als in den finanziellen, administrativen und gerichtlichen Reformen eilte Leopold in den nationalöconomischen der Zeit voraus, und zwar merkwürdiger Weise trat er, der in lebhaftem Briefwechsel mit dem Physiokraten Mirabeau (l'ami des hommes) stand, hier als Vertreter des Individualismus gegen die Staatsmacht auf nicht immer zum Vortheil des allgemeinen Interesses, wie z. B. in Freigebung der Holzung und des Bergbaus: die Entwaldung der toscanischen Hügel und die Rutschungen, Ueberschwemmungen, Niveaustörungen, welche sie im Gefolge hatte, stammt aus Leopold's Zeit; — was die heutigen Toscaner nicht abhält, noch jetzt im italienischen Parlamente der Freiheit des Holzschlages das Wort zu reden. Während Frankreich noch siebzig Jahre nach der großen Revolution am Protectionssystem festhielt, führte Leopold schon zwanzig Jahre vor der Revolution, zehn Jahre vor Adam Smith's „Wealth of nations" den vollständigsten Freihandel für Getreide ein und das zu einer Zeit, wo das Land an den Folgen von Mißernten litt und der Bauer in der freien Einfuhr des Kornes eine Erschwerung statt einer Erleichterung seiner Lage zu sehen glaubte: aber auch hier gingen Leopold und sein Minister Pompeo Neri nur schrittweise vorwärts und hüteten sich, durch Ueberstürzung der Dinge achtungswerthe Interessen zu schädigen. Erst im Jahre 1783 war die Verkehrsfreiheit auf dem Gebiete des Getreide- und Viehhandels eine vollständige, während die Abschaffung der Binnenzölle und der Zunftgerichtsbarkeit dem gesammten Ver-

kehr des Landes zu Gute kam. Gleichzeitig wurde die vollständige Befreiung der liegenden Güter eifrig betrieben.

Die Reform der todten Hand, welche unter der Regentschaft begonnen worden, ward fortgesetzt, die Ablösung der Erbpacht erleichtert, erst die Auflösung aller theilbaren Fideicommisse, dann die aller Fideicommisse ohne Ausnahme (wohlweislich erst für die Enkel der lebenden Inhaber) verordnet. Die Abschaffung der Frohnden wie überhaupt aller Ruralservituten stand damit in Verbindung. Aber nicht allein negativ, durch Befreiung von lästigen Fesseln, auch positiv durch schöpferische Werke kam Leopold dem Ackerbau, dieser ersten, wir möchten fast wünschen einzigen Industrie Italiens zu Hülfe. Leopold war es, der die colossalen Arbeiten, welche Cosimo III. im Chianathal begonnen, vollendete, wie siebzig Jahre später sein Enkel, Leopold II., die Maremmarbeiten mit Ausdauer und Eifer durchführte. Der Lauf der Chiana, welche sich in den Tiber ergoß, ward durch Canalisation nach dem Ocean, der Schlamm der Bergströme auf die sumpfigen Niederungen geleitet und hier befestigt, so das Niveau zum Abfluß des Wassers hergestellt und zugleich mit fruchtbarer Erde gesunde Luft in diese pestilenziösen Einöden gebracht, die heute zu den wohlhabendsten und gesundesten Gegenden Italiens gehören. „Torricelli hatte gesagt, die Verwendung des schlammigen Gewässers zum Behufe der Bodenerhöhung werde die Mythen vom Goldsande des Pactolus und des Tago zur Wahrheit machen." Er war kein falscher Prophet. Der Mann aber, der diese Alluvienverwerthung erst theoretisch begründete und praktisch durchführte, war Vittorio Fossombroni, der

spätere Premierminister, der das Werk unter dem Sohne Leopolds vollendete und unter dessen Enkel auch die Bonificirung der Maremmen anordnete, die dem Großvater, so ernstlich er sie auch in die Hand genommen, nicht hatte glücken wollen. Daß es an Straßenbauten nicht fehlte, läßt sich denken; unter andern stammt auch die große Gebirgschaussee, welche über die Appeninen und durch den größten Wald Italiens (Bosco lungo) von Florenz nach Modena führt, von Leopold. Nicht weniger eifrig war er für Volksunterricht bemüht, der den Mann des achtzehnten Jahrhunderts weit mehr interessirte als Kunst und Wissenschaft, die das Hauptinteresse aristokratischer Zeiten gewesen. Nur die Naturwissenschaften suchte Leopold zu begünstigen; aber ihre Blüthe war vorbei und Pisa sank unter dem Lothringer; mehr noch Florenz selber und die schönen Künste, wie die schöne Literatur, die Leopold vernachlässigte, ja beeinträchtigte. Seine Aufhebung der Accademia della Crusca hat ihm mehr und gefährlichere Feinde gemacht, als seine kühnsten politischen Neuerungen. Das sind eben Dinge, an die es gefährlicher ist zu rühren als an staatliche Institutionen und mit Recht bemerkte Reno schon vor zwanzig Jahren, mit Anspielung auf Napoleon's III. unumschränkte Macht, so allmächtig an eine französische Regierung sein möge, sie würde sich nicht erlauben können, auch nur an die Zahl der Quarante de l'Académie française zu rühren.

Hatte der aufgeklärte Fürst bei allen diesen Verbesserungen gegen den heftigen Widerstand der wirklich oder vermeinten Interessen zu kämpfen — ich erin

nur daran, wie die Wollhändler ihn einmal wirklich zwangen zeitweilig und für ihre Waare zum Schutzzollsystem zurückzukommen — hatte er vor Allen den Schlendrian, die Vorurtheile und die Leidenschaften eines am Alten hängenden Volkes zu bekämpfen, so galt dies in noch viel höherem Grade auf dem kirchlichen Gebiete, wo er ebenfalls den Staat gegen zudringliche Vormünder zu schützen suchte, indem er zugleich die Kirche von innen aus zu reformiren trachtete. Es galt die Geistlichkeit vom päpstlichen Despotismus zu befreien und zugleich durch größere Bildung dieser neuen Freiheit würdiger zu machen. Hier war ihm Scipione Ricci, der kühne Bischof von Pistoja, was ihm dort Pompeo Neri und Fossombroni gewesen, ein intelligentes und energisches Werkzeug. Schon im Jahre 1769 wurde das Exequatur für alle päpstlichen Acte eingeführt, die geistlichen Gerichte, wie die Klostergefängnisse abgeschafft. Dann wurden die Bischöfe zur Eidesleistung gegen das Staatsoberhaupt wie in Frankreich verpflichtet. Darauf folgte die gänzliche Unterdrückung der unter der Regentschaft schon beschränkten Inquisition, nicht etwa auf dem Wege des Concordats, sondern „aus der Fülle unserer höchsten und absoluten Autorität.“ Zugleich wurden die bischöflichen Seminare reorganisirt, der Besuch derselben obligatorisch gemacht, strenge Prüfungen [illegible] Zulassung zum geistlichen Amte zu erschweren, die Disciplin unter den Pfarrern verschärft, [illegible] damit zugleich die Verminderung der Klerker, [illegible] so Viele ganz ohne allen Beruf diese bequeme [illegible] zu erwählen pflegten. Noch entschiedener [illegible]

die Klöster vor. Sie wurden sammt und sonders der bischöflichen Autorität unterstellt und selbst die Ernennungen und Verfügungen der Ordensgenerale dem staatlichen Exequatur unterworfen. Die Einkleidung der Novizen und die Profession wurden hinausgerückt. Ebenso schritt er streng gegen die Bettelorden und die Eremiten ein. Dann ging's an ein Aufheben der überflüssigen Klöster: „in dem einzigen Jahr 1783 sind fünfzehn Franziscanerklöster aufgehoben worden." Den Cistercienfern, Cöleſtinern, Dominicanern folgten die Jesuiten, welche des Landes verwiesen wurden. Am durchgreifendsten aber wurden die Nonnenklöster reformirt und sie bedurften es, wie's scheint. Ein scandalöser Proceß gegen Pistojeser Klosterfrauen aus vornehmsten Familien führte sogar zu lärmenden Auftritten, welche niedergeschlagen werden mußten.

Leider meinte Leopold in seinem Eifer auch gegen die frommen Laienbrüderschaften vorgehen zu müssen, welche er, mit Ausnahme der altberühmten Misericordia, sämmtlich aufhob, wodurch er das Volk nicht wenig verletzte und zwar in seinen achtungswerthesten Gewohnheiten und Anschauungen. „Kleine quälerische und völlig überflüssige bis in die Sakristeien eindringende Polizeimaßregeln sind es gewesen, was die Menge am meisten erbittert hat. Unbegreiflicher Weise hat ein so scharfsinniger, von den wichtigsten Reformen in Anspruch genommener Herrscher sich gerade mit derartigen Dingen vorzugsweise zu schaffen gemacht und sein persönliches Ansehen geschmälert, während er arge Verstimmung erweckte. Gegen Reliquien, die bis dahin vom frommen

ksglauben für ächt gehalten worden, gegen Madon=
= und Heiligenbilder wurde eingeſchritten. . . . Das
ge Verfahren wurde um ſo offenſiver, da die Polizei=
kzeuge meiſt ſchlimmſter Art waren. Kein Wunder,
die Gährung immer mehr um ſich griff.“ Nament=
im Piſtojeſer Sprengel, wo theils auf Ricci's An=
en, theils in Uebertreibung ſeiner Anweiſungen Maß=
ln getroffen wurden, welche das Volk auf das Hef=
:e reizen mußten; die Polizei verordnete, daß die
hen ohne Kreuz, ohne Licht, ohne Prieſter im Ornat
ıttet würden; ſchloß 22 von 28 Klöſtern auf ein=
. Schon begann man die Meſſe in italieniſcher
:ache zu leſen; und bald verbreitete ſich das Gerücht,
Cintola von Prato (der Gürtel der h. Jungfrau)
: entfernt werden. Dies gab das Zeichen zum Pra=
: Aufſtand (20. November 1787), der gewaltſam
:rdrückt werden mußte. Die Unzufriedenheit ſtei=
ɛ ſich, noch in den letzten Jahren und als Leopold
)0) Toscana verließ, um die Kaiſerkrone auf ſein
pt zu ſetzen, war er, der das kleine Land zum Mu=
taate Europas umgeſchaffen, vielleicht der unpopu=
e Mann in eben dieſem Lande; und gleich hinter
:m Rücken begann die volksthümliche Reaction ihr
pt zu erheben; glücklicher Weiſe ohne dauernden Er=
. denn die franzöſiſche Invaſion ſchwemmte ſie bald
er weg. Nicht zugleich die Schöpfungen Leopold's.
„Das neuere Toscana iſt ſein Werk;“ und, kann ich
eigener Erfahrung hinzufügen, es lebt kein Toscaner,
nicht mit Stolz auf jene Zeit und die Thätigkeit
old's zurückſähe. Ja man ſcheint ganz vergeſſen zu

haben, wie wenig die Nation ihm entgegenkam und rechnet sich heute zur Ehre an, was gegen den Willen und unter lebhaftem Widerstande des Adels, der Geistlichkeit, des Volkes geschehen war. Denn „trotz der vielen Vortheile, die er dem Lande gebracht, war er bei Lebzeiten nicht beliebt in Toscana," so sagt einer der wenigen freisinnigen Patrioten unserer Zeit, die, obschon selbst dieser Partei angehörig, doch der Parteileidenschaft keine Macht über sich lassen, in einer Sprache, die ich kaum zu übersetzen wage: „Hier war einmal ein starkes Heimathsgefühl, ein großer Wunsch in Ruhe gelassen zu werden, ein heiteres Leben in engem aber von altem Glanze erhelltem Felde, wenig Bedürfnisse und eine Sinnesart, die neuen Versprechungen nicht besonders leichtgläubig entgegenkam." (Quivi erano inclinazioni casalinghe, una gran voglia di essere lasciati stare, allegro il vivere in campo angusto, ma lumeggiato d'antichi splendori, scarso lo stimolo del bisogno, il genio incredulo a nuove promesse. G. Capponi.)

Auf die Frage, wie weit Leopold an seiner eigenen Unpopularität mitschuldig war, kann nun freilich die Antwort nur lauten, daß Leopold nicht ganz schuldlos daran war.

Ich bin nicht der Ansicht Reumont's, daß er zu rücksichtslos, manchmal zu rasch vorgegangen; es ist gerade der Vortheil der unumschränkten Gewalt, daß sie rücksichtsloser und rascher vorgehen kann und darf als irgend eine repräsentative Regierung es wagen könnte: auch war der Mittelstand nicht ganz so unzufrieden als Adel und Geistlichkeit, deren Interessen und Vorurtheile, als

s niedere Volk, deſſen blinde Leidenſchaften und achtens-
rthe Anhänglichkeit an die Ueberlieferung er eben ver-
en mußte, wenn er ſeine großen Ideen zum Beſten
s Volkes verwirklichen wollte; aber es iſt nun einmal
r Fluch des Despotismus, daß ſich auch ſeine Wohl-
aten gegen den Wohlthäter kehren, weil der Mangel
t Licht und Luft die Nation verhindert, zu ſehen, warum
an ſie aus ihrem gewohnten Geleiſe bringen, wohin
an ſie führen will, vor allem aber weil der Despotis-
us ohne die größte und ſicherſte Macht in allen Lebens-
rhältniſſen, ohne den Kredit, zu operiren gezwungen
t. Das Mißtrauen, welches das Kind der Alleinherr-
haft iſt, hat auch Leopolden, wie allen großen despoti-
hen Reformern, die Freude am Schaffen verdorben,
inem Werke ſelbſt in der Gegenwart wie in der Zu-
nft unendlich geſchadet. In der That war „des erſten
oſimo Spürergeiſt in ſeinem ſpäten Nachfolger wieder
ıfgelebt.“ Schon von dem zweiundzwanzigjährigen
ruder ſchrieb Joſeph II. an die Mutter: „Leopold iſt
hr mißtrauiſch und ſucht alle ſeine Handlungen zu
rbergen und in ein gewiſſes Geheimniß zu hüllen,“
ıd fünf Jahre ſpäter an den Bruder ſelber: „Schaffe
ir dieſe geheimen Angebereien vom Halſe, die bei Dir
gen das ganze Menſchengeſchlecht Mißtrauen wecken;
ß Dich lieber ein wenig täuſchen, ſtatt Dich vergeblich
quälen, um es ganz zu vermeiden.“ Die brüderlichen
orſtellungen halfen, was alle Vorſtellungen im Allge-
einen gegen Charakter und Verhältniſſe helfen; ja der
ahnende Bruder ſelber war nicht der letzte, gegen den
r Fürſt ſein Mißtrauen kehrte: „Ich bin,“ ſchrieb er

kurz vor dessen Tod an seine Schwester, „dermaßen von Vertrauten der Umgebungen des Kaisers umringt und ausgekundschaftet, daß ich keinen Schritt zu thun wage, um mir nicht irgend eine Geschichte auf den Hals zu laden.“ „Er traute den Courieren nicht mehr, argwöhnte, man öffne seine Briefe, schrieb mit Citronensaft, wechselte auch diesen, da er fürchtete, daß man das Geheimniß entdeckt habe. Es war wie eine Umnachtung des Geistes, Folge eigner Fehler.“ „Selten vielleicht ist das Spioniren so umfassend und verderblich, selten in solchem Maße unter persönlicher Theilnahme eines Fürsten betrieben worden.“ Die Polizei ward in der That die Hauptregierungsbehörde unter Leopold, der den Geschäftskreis derselben immer mehr ausdehnte. Ihre Herrschaft ward fast unbequemer und vor Allem demoralisirender, als die geistliche Inquisition es gewesen. Leopold und sein Polizeidirector waren nicht wählerisch in den Personen, die sie zu diesem schnöden Dienste heranzogen. Bald wurde die Polizei eine kleine Armee, die der Fürst ebenso sehr begünstigte, als er das Militär vernachlässigte; denn er war als Friedensfürst und Mann des Fortschrittes ein geschworner Feind alles Militarismus. Löste er doch selbst die Florentiner Bürgermiliz auf, weil er den soldatischen Geist dadurch gefördert glaubte! Die Armee war am Ende nur noch eine Strafanstalt für Landstreicher und Verbrecher. Manchmal kam es sogar zu blutigem Kampfe zwischen Militär und Polizei. Noch heute lebt etwas von dem unkriegerischen Geiste, den Leopold nährte, im Florentiner Volke, noch heute herrscht in Toscana mehr als irgendwo

sonst das continentale Vorurtheil gegen die Polizei, welches in freien Staaten, wo sie nicht ihren edlen opferheischenden Beruf überschreitet, gänzlich unbekannt ist.

Manchmal sah Leopold selber mit dem großen Scharfsinn, der ihm eigen, wo die schwache Seite seiner Rüstung war. Er hatte nicht nur eine ganz klare Idee vom Charakter der modernen Monarchie, er fühlte auch, daß eine Betheiligung des Landes an der Regierung seine Reformen tiefer eindringen lassen und mehr befestigen würde. „Der Gedanke," so schrieb er selber, „den Souverain der Nation über Zustand und Verwaltung ihrer Finanzen Rechenschaft ablegen zu lassen, dünkt mich rühmenswerth, gerecht und nützlich, denn die Finanzen gehören wie alles Uebrige dem Volke, und der Souverain ist nur deren Verwalter, somit zur Rechenschaft verpflichtet, während er Auslagen nur gemäß den Absichten seines Auftraggebers machen darf, nämlich zum größtmöglichen Vortheil und Wohl des Staates und aller seiner Individuen." Und an seine Schwester schrieb er, als sein Bruder Joseph mit den belgischen Ständen in Conflict gerieth: „Es ist ein Glück, wenn ein Land Stände und eine Constitution besitzt, an denen das Volk hängt. In einem solchen Lande bestehen zwischen Herrscher und Volk gegenseitige Verbindlichkeiten, die nur durch Uebereinkommen abgeändert werden können." In seinem Glaubensbekenntnisse endlich: „Ich glaube, daß der Souverain, wenn auch ein erblicher, nur ein Delegirter und Beauftragter des Volkes ist, für welches er da ist; daß er ihm alle seine Sorge und

Arbeit widmen muß, daß jedes Land eines Grundgesetzes oder Vertrags zwischen Volk und Souverains bedarf, wodurch Autorität und Macht des Letzteren beschränkt werden; daß, wenn der Souverän diesen Vertrag verletzt, er thatsächlich auf seine Stellung verzichtet, die ihm nur unter dieser Bedingung zuerkannt worden ist, und daß man ihm nicht mehr zu gehorchen verpflichtet ist; daß die ausübende Gewalt dem Souverän, die gesetzgebende dem Volke und dessen Vertretern zusteht, daß das Volk bei jedem Wechsel der Person neue Bedingungen vorschreiben kann."

Er selbst glaubte gegen Ende seiner Regierung den Augenblick gekommen, einen solchen Vertrag mit seinem Volke abzuschließen. Demgemäß arbeitete er selbst ein Verfassungsproject aus, das auch heute noch für sehr „liberal" gelten würde. Nur die Niederlegung der großherzoglichen Krone, um die deutsche und österreichisch-ungarische Krone aufzusetzen, der Einbruch der französischen Revolution, der frühe Tod endlich — Leopold starb bekanntlich, erst fünfundvierzig Jahre alt — verhinderten ihn, das entworfene Grundgesetz zu verkündigen oder von seinem Sohne verkündigen zu lassen, das indeß Toscana vor der drohenden Ueberschwemmung nicht bewahrt hätte; denn die Tage des Kleinstaates waren gezählt, obschon er noch siebzehn Jahre lang nach Leopold's Abzug ein Scheinleben fristete, dann im Jahre 1814 sogar noch einmal für anderthalb Menschenalter formal hergestellt wurde. Selbst das ehemals so kräftige Geistesleben verkümmerte. Präsident de Brosse hatte noch Anfangs der vierziger Jahre ein reges geistiges

n gefunden. Im letzten Viertel des Jahrhunderts
ien davon nur noch wenige Spuren. Es war das
ene Zeitalter des Sigisbeismo und was damit zu-
nenhängt. Nicht nur Leopold selbst klagte über die
:llschaft, die er freilich so wenig wie das Volk durch
gegenkommen zu gewinnen wußte, auch die Fremden,
eri, Sir Horace Mann, Sir Gilbert Eliot, Winkel-
m, Miot de Melito fanden die Nation geistig und
ich sehr heruntergekommen: „Einige partielle Bewe-
g in kritischen Momenten ausgenommen, sagt Miot,
: der vorherrschende Zug bei allen Klassen jener der
olenz. Dem Mangel an werkthätigem Patriotismus
llte sich der an exactem wissenschaftlichen Interesse zu.
nahe überall sah ich nur Leute, durch den Reiz eines
klichen Himmelstriches verwöhnt, mit den Details
s einförmigen Lebens beschäftigt, im Genuß einer
olichen Existenz vegetirend. Bei den Frauen ein Ge-
ch von Galanterie und Devotion, im Allgemeinen eine
tenerschlaffung, die das Ergebniß eines überall accep-
:n geselligen Uebereinkommens war, so daß sie der
tik keinen Anhaltspunkt darbot."

„Schon unter Leopold I.," sagt Gino Capponi, in
er sinnigen Weise die Dinge hinnehmend wie sie
), „schon unter Leopold I. hatte sich das geistige Ni-
u etwas gesenkt und auch nach ihm kam kein rechter
)wung mehr in die Geister (crebbe ardire agli in-
gni); in jeder Hinsicht vermochten hochgespannte (super-
ive) Ideen nicht Fuß zu fassen (allignare) in dem
lke, das nach Brauch und Mißbrauch vieler Dinge
o unter Enttäuschungen aller Art seine Bahn durch-

laufen hatte und demzufolge mehr aufs Verstehen, als aufs Handeln gerichtet war.“*)

Gino Capponi.

I.

Florenz erlitt einen herben Verlust, als Gino Capponi am 3. Februar 1876 unerwartet von den Lebenden schied: und diesen Verlust fühlten auch Diejenigen, welche den Verstorbenen nicht persönlich gekannt hatten.

*) Wir halten inne und begleiten weder die Fürsten noch das Volk Toscanas in die neue Zeit, die nun heranbricht. Denn das Ländchen wird jetzt hineingerissen in die europäische Bewegung; seine Geschichte ist die hundert andrer Gebiete und Gebietchen, welche von der großen Fluth überschwemmt worden; und selbst als diese sich zurückgezogen, erlangt es seine rechte Individualität nicht wieder. Den Anschein derselben, den es gerettet, ernstlich bedroht im Jahre 1849, verliert es vollends im Jahre 1859, womit Reumont's Werk schließt. Vielleicht hat er diese Seite der Ereignisse nicht genugsam gewürdigt, denn sein viertes und letztes Buch, welches die Geschichte dieser sechzig Jahre umfaßt, läßt keinen befriedigenden Eindruck. Die Größe wie die Berechtigung der Völkerbewegungen, welche Europa umgewandelt, scheint ihm zu entgehen. Er steht noch immer auf dem Standpunkte der Specialgeschichte, wo diese längst aufgehört hat, ein Interesse zu bieten. Das Toscana Lorenzo's, Cosimo's I., Leopold's I. hat seine Bedeutung in sich; das Toscana Ferdinand's III. und Leopold's II. interessirt uns nur in seinem Verhalten zur europäischen Revolution und Restauration und später zum italienischen Nationalgedanken. Wir wollen den mächtigen Wellenschlag des Oceans

Empfand doch ein jeder das bloße Daſein dieſes Mannes wie die Gegenwart eines guten Geiſtes, der über der Stadt ſchwebte; war es doch jedem, welcher Sinn für den Zuſammenhang der Dinge und der Menſchen hat, ein wohlthuendes Bewußtſein, mit ſolchem Mann in demſelben Weichbilde zu leben, ſolch' einen Vertreter einer anderen und beſſeren Generation in denſelben Mauern zu wiſſen, in ihm gewiſſermaßen die Bürgſchaft für die Wirklichkeit einer Vergangenheit zu haben, die ſchon ſo ferne ſcheint. Wie viel tiefer mußten die Freunde, die Naheſtehenden, den Verluſt des Mannes empfinden, an deſſen hohem Geiſt und edlem Charakter ſie ſo oft und ſo gern Erhebung über das kleinliche und aufregend-

---

auch in der Bewegung dieſer kleinen Bucht noch wiedererkennen. Und gerade dieſe Seite ſcheint uns Reumont, ſoll ich ſagen, vernachläſſigt oder verkannt zu haben. Daher denn auch der ganzen Darſtellung in dieſem vierten und letzten Buche des Werkes die Klarheit der Umriſſe abgeht, die in den drei erſten Bänden ſo beſtimmt hervortreten. Wir ſehen weder dominirende Perſönlichkeiten noch dominirende Ideen. Das Charakteriſtiſche der Geſellſchaft wie der geiſtigen Bewegung tritt ebenſowenig hervor wie das der politiſchen Entwicklung. Der Abſchnitt iſt vollſtändig, faſt zu vollſtändig, aber er iſt oft mehr Aufzählung als Schilderung. Auch das Urtheil, das in den früheren Theilen ſo hoch über den Parteien ſchwebte, wird hier befangen. Man fühlt zu oft, daß hier von Freunden des Verfaſſers oder von Gegnern ſeiner Freunde die Rede iſt; daß die Erinnerung miterlebter Gräuel und Kindereien mehr als billig die großen Linien der Geſchichte verrückt, daß ſelbſt da, wo er von vor ſeiner Zeit liegenden Dingen redet, die Analogie mit jenem Selbſterlebten ihn verwirrt. Nicht, als ob er ſich nicht aufrichtig beſtrebte, auch hier gerecht und parteilos zu ſein — er tadelt unbedingt die Unterdrückung der Nuova Antologia im Jahre 1833 und mißbilligt

haſtige Getreibe der Zeit geſucht und gefunden. Aber auch ganz Toscana, ja ganz Italien fühlte den Schlag. Denn ohne große Thaten verrichtet zu haben, ja ohne, wenigſtens bis kurz vor ſeinem Tode bedeutende Werke vollendet zu haben, übte Gino Capponi jenen tiefgehenden Einfluß, und genoß jene ehrfurchtsvolle Popularität, von denen wir uns in unſerer Bücher- und Kammerreden-Zeit, zumal im Norden, der das Leben hinter der Hausthüre abzuſpielen pflegt, nur einen unvollkommenen Begriff machen; iſt es doch ein Einfluß und eine Popularität, welche, gleich denen der großen Alten, durch die lebendig wirkende Perſönlichkeit allein erworben und feſtgehalten wird.

---

entſchieden die Aufhebung der Verfaſſung im Jahre 1852, wie er denn überhaupt zugiebt, daß ſich in der Geſinnung des Großherzogs ſeit 1848 eine Wandlung im reactionären Sinne vollzogen —; aber im Ganzen iſt der Ton doch recht bitter, wenn er von den revolutionären Neuerern redet, eine Bitterkeit, die um ſo unbehaglicher empfunden wird, als er ſich auch für die Größe des friedlichen Neuerers, deſſen gewaltige Thätigkeit ich hier in wenig Strichen zu ſchildern verſucht habe, nicht recht zu erwärmen weiß. Es zeugt keineswegs von der pſychologiſchen Einſicht, die der Verfaſſer ſonſt doch an den Tag legt, wenn er in Guerrazzi nur einen Egoiſten, in Montanelli nur den Komödianten der Geradheit und Empfindſamkeit ſieht. Sein Blick trübt ſich eben in der Nähe, wie der des Weitſichtigen; der Zuſammenhang, auf den ja Alles ankommt in der Geſchichte, entſchwindet ihm und ſo gelingt ihm kein anſchauliches Bild, wie kein billiges Urtheil. Beides wird erſt dem möglich ſein, der uns eine Geſchichte der nationalliberalen Bewegung des 19. Jahrhunderts in Italien giebt, die ja auch Toscana durchzittert hat, und von der eine Geſchichte der toscaniſchen Regierungsacte der letzten ſiebzig Jahre durchaus keinen Begriff geben kann.

Die Persönlichkeit Gino Capponi's war in der That
e seltene. Schon die äußere Erscheinung des Mannes
r eine bedeutende, und ich erinnere mich noch lebhaft
s gewaltigen Eindrucks, den er mir machte, als ich ihn
n erstenmal sah — eines Eindrucks, den der häufige
d lebhafte Verkehr vieler Jahre keineswegs abzu-
wächen vermocht hat. Es mögen nahezu zwanzig
hre sein, als ich zum erstenmal Florenz betrat, und
s Bild des alten Patriziers war eines der ersten, das
) mir darbot. Ich hatte gerade meinen Empfehlungs-
ef bei dem gleich alten, vielleicht noch älteren, Ver-
ter der hohen Aristokratie eines anderen Landes ab-
geben, und war eben erst von dem alten Herrn im
useidenen Schlafrock und der pechschwarzen Perrücke
einem kleinen warmen atlasausgeschlagenen Boudoir
s höflichste empfangen worden, als ich in die weiten
llen des großen Palastes Capponi trat und von ein
ar alten Dienern — ohne Livrée, mehr Clienten als
diente — die vielen Stufen hinauf in die hohen leeren
le geführt wurde, in denen einige gebräunte Oel-
mälde in unscheinbaren Rahmen und Handzeichnungen
r „Divina Commedia“ über alten schwerfälligen Leder-
hlen den einzigen Zierrath bildeten. In dem noch
facher aussehenden hellen Studirzimmer empfing mich
: hohe imponirende Gestalt des blinden Greises in
lichtem Ueberrock mit derbem Händedruck und tiefer
ßstimme, das wahre Bild des alten städtischen Ari-
kraten, wie jener den Höfling aus Ludwigs XV.
iten darstellte. Mögen die Medici oder die Lothrin-
r immerhin den Nachkommen Gino und Pier Cap-

poni's einen Marcheſen-Titel angehängt haben, dieſer letzte der ruhm- und güterreichen Familie trug unverkennbar das Gepräge jenes republikaniſchen Stadtadels, der Jahrhunderte lang die kleine Stadt beherrſcht und ſie zu einer Großmacht in Italien erhoben hatte. Dabei erinnerte dieſe ganze äußere Erſcheinung doch wieder an gewiſſe vornehme engliſche Geſtalten: die Würde, Ruhe und Einfachheit der Urbanität ſowohl, als das edle großgezeichnete Profil des ſchönen Kopfes. Auch zog ihn eine gewiſſe Wahlverwandtſchaft zu allem Engliſchen hin; von keinem Lande ſprach er lieber; aus keinem hatte er lebhaftere Jugenderinnerungen zurückgebracht; die engliſche Freiheit war ſein politiſches Ideal; aber hier erſchien der Engländer gemildert durch die demokratiſchen Gewohnheiten des Südens, und insbeſondere der Stadt, die ſelbſt unter dem Principat nie aufgehört hatte, in den geſellſchaftlichen Formen wenigſtens eine Demokratie zu bleiben.

Gino's Unterhaltung war auch für den Fremden intereſſant; denn ſie war immer ſachlich, von wahrer Theilnahme an den Gegenſtänden belebt, reich an Gedanken: aber nur der Vertrautere konnte den ganzen Reichthum dieſes Geiſtes kennen, dem ein wunderbares Gedächtniß zu Hülfe kam. Denn bei ihm entſprach der Lebhaftigkeit des Intereſſes die Vielſeitigkeit deſſelben: er war auf faſt allen Gebieten zu Hauſe und hatte ſich in keinem damit begnügt, nur an der Oberfläche herumzutaſten. Eine ſeltene Offenheit und Biegſamkeit des Geiſtes hatte er ſich bis an ſein Ende bewahrt — und er iſt 83jährig geſtorben. In einer Zeit, wo die meiſten

Menſchen mit dreißig Jahren fertig ſind, für neue Gedanken unzugänglich, einer Aenderung ihrer Grundanſichten unfähig, war der alte Florentiner ein immer Werdender, immer ſich Entwickelnder. Noch wenige Tage vor ſeinem Ende ſprach der in den engliſchen Ideen der abſoluten individuellen Freiheit Aufgewachſene aufs unbefangenſte mit mir von dem gerade damals in Italien tobenden Streite zwiſchen den ſogenannten Liberiſten und den Anhängern einer ſtarken und überall eingreifenden Staatsgewalt; und er betonte mit großer Billigkeit und in ſeiner ſcharfſinnigen Weiſe die Berechtigung des letzteren, moderneren Standpunktes, der in Italien (nicht in Florenz) von den Jüngeren, mehr deutſch Gebildeten, vertreten wird. Und ähnlich pflegte er ſich über die unerwartete, vielleicht nicht ganz ſo von ihm gewünſchte Entwicklung Italiens auszudrücken, ohne Bitterkeit, mit Verſtändniß, ohne gegen die Geſchichte Recht haben zu wollen, immer ſich und ſeine Urtheile zu berichtigen bereit. Und doch war dieſer Natur nichts fremder als jene Beweglichkeit des Geiſtes, die in der Unſicherheit der Ueberzeugungen ihren Grund hat. Langſam hatte er ſich ſeine allgemeine Weltanſchauung wie ſeine beſonderen Anſichten gebildet, und er gab ſie nicht leichtſinnig auf: aber er ſcheute darum nicht, wie die Geiſtesträgheit es wohl gern thut, indem ſie ſich in den Mantel der Geſinnungstüchtigkeit und Conſequenz hüllt, vor der Reviſion ſeiner Anſichten zurück. Entwicklung war für ihn nicht Abfall, Aenderung nicht Wechſel.

Sein Gedächtniß und die Mannichfaltigkeit ſeiner Erlebniſſe gaben ſeiner Unterhaltung einen beſonderen

Reiz. Gino Capponi war der Freund Balbo's und Niccolini's, Leopardi's und Giusti's, Foscolo's und Tommaseo's gewesen. Um ihn in Florenz sammelte sich in den dreißiger Jahren die italienisch nationale Opposition gemäßigten Charakters, um ihn die damals neu aufstrebende Literatur. Die edlen Piemontesen, die sich zuerst als Italiener fühlten, die Collegno und Mass. d'Azeglio, die Neapolitanischen Verbannten, der Geschichtschreiber Colletta wie der zukünftige Märtyrer Poerio, die patriotisch-gesinnten Literaten der Herzogthümer und der Lombardei, darunter der letzte Stylkünstler academischer Tradition, P. Giordani, und der erste, schüchterne Romantiker, A. Manzoni, — die alle waren eng mit Gino verbunden in jenen Tagen heimlicher Gährung. Er hatte in seiner Jugend in Deutschland, England und Frankreich gereist, war in der Londoner Whig-Gesellschaft der Restaurationszeit ein gern gesehener Gast, mit Lord Melbourne namentlich eng befreundet. Auch in Rom verkehrte er viel in bedeutenden einflußreichen Kreisen: Leo XII. und Pius VIII. wollten ihm besonders wohl, und Capaccini hatte großes Gefallen an dem intelligenten jungen Mann, mit dem sicheren Urtheil ohne Skepsis, mit der gehobenen Gesinnung ohne Schwärmerei. Kein Italiener der späteren Generation, welche die Epochen von 1848 und 1859 ins Werk gesetzt, war ihm unbekannt, und keiner wäre durch Florenz gekommen, ohne im Palast der Via San Sebastiano anzuklopfen.

Und Gino Capponi erinnerte sich gern: seine Schilderungen des römischen und des Londoner Lebens vor 1830 in den höchsten staatsmännischen und priesterlichen

reisen werde ich nie vergessen, so lebhaft bis ins Ein-
lne hinein wußte er jene Zeit im Gespräch herauf-
beschwören. Auch seine Reisen in Deutschland erzählte
gern: noch wenig Wochen vor seinem Scheiden hörte
i von ihm die lebendige Schilderung seiner Fahrt von
rankfurt nach Mannheim im Jahre 1820, um der Hin-
htung Karl Sands beizuwohnen, und der ganze Ge-
nsatz des hellen Rheinlandes und der trüben Reactions-
it schien in den Worten des Alten wieder aufzuleben.
or allem liebte er das Porträt bedeutender Zeitgenossen,
it denen er in Verbindung gewesen, und eine leichte
atire in der Zeichnung dieser gesprochenen Bildnisse
rrieth, daß ihn Freundschaft und Parteigeist nie blind
achten, während das Wohlwollen, die freudige An-
kennung menschlichen Werthes mit dem Verständnisse
and in Hand gingen und den Gedanken an Mißgunst
cht aufkommen ließen. Wie es aber seine Kunst war,
edem in der Unterhaltung das Beste zu entlocken, ihn
beleben, ihn in ein vortheilhaftes Licht zu stellen,
m zuzuhören, von ihm zu lernen, aber dabei doch sich
cht überrumpeln zu lassen, so behandelte er auch die
bwesenden: es war, als ob er die herzliche und fein-
nige Gastfreiheit, die er uns Lebenden bewies, auch
n Todten gegenüber an den Tag legen wollte.

Gino Capponi war ein gläubiger Katholik, aber er
ußte dabei, wie sein Freund Manzoni, ein guter Pa-
iot zu sein, und er wurde nie wie der Lombarde ein
etbruder. Er war für die Italianisirung Roms und
n Sturz der weltlichen Macht des Papstes; aber er
itte nicht gern die Hauptstadt in Rom gesehen, mehr

noch weil er für das junge Königreich, als weil er für das alte Papſtthum fürchtete. „Sie werden uns erobern, nicht wir ſie," pflegte er in vorahnendem Geiſte von den römiſchen Mächten zu ſagen. Doch auch hierin wußte er der Nothwendigkeit Recht zu geben. In ſeiner religiöſen Stimmung wie in ſeinem ganzen Weſen war er doch eben ein ächter Toscaner: gemäßigt, zu Compromiſſen geneigt, geſchmackvoll, fein; dabei mehr aufs Ideale gerichtet als die jüngere Generation ſeiner Vaterſtadt. Daher denn auch die beiſpielloſe Verehrung des Mannes in allen Kreiſen dieſer Stadt, vom höchſten Adel bis herab zu der Familie des beſcheidenſten Popolano. Das inſtinctive Gefühl, daß noch lange nach dem Schluß einer bedeutenden geſchichtlichen Entwicklung die florentiniſche Nationalität und der Geiſt des Frühlings unſeres Jahrhunderts in dieſem Manne verkörpert fortlebten und die unwiderſtehliche Macht wahrer Humanität, die ſich in allen Lebensbeziehungen des vornehmſchlichten Florentiners kund gab — ſie waren es, nicht aber die Gelehrſamkeit des Hiſtorikers, nicht die Erinnerung an den Miniſterpräſidenten von 1848, nicht der Ruhm und der Reichthum ſeines Hauſes, welche dem Dahingegangenen die wirklich einzige Stellung erworben hatten, die er in ſeiner Vaterſtadt einnahm und die bei der tiefgehenden Umwandlung der Verhältniſſe unſerer Zeit wohl nicht ſo leicht ein anderer wieder einnehmen wird.

II.

Gino Capponi's florentiniſche Geſchichte, das Werk ſeines Lebens, erſchien bekanntlich erſt am Vorabende

s Todes, der ihn in seinem vierundachtzigsten Jahre eilte.*) Sie hatte den Nachtheil, zu laut vorausver- ndigt und zu lange erwartet worden zu sein; den grö- ren, mit Posaunenstößen empfangen zu werden, die iemanden unangenehmer berührten als den Autor, dem s μηδὲν ἄγαν aus Temperament, Gewöhnung und nsicht zugleich zur Lebensregel geworden war. Dazu m, daß der Vorhof, wenn ich so sagen darf, durch wel- en man in das eigentliche Gebäude eintrat, gerade das enigst Gelungene am ganzen Werke war: mit anderen orten, das erste Buch, welches die Anfänge von Flo- nz bis zur Geburt Dante's erzählt, befriedigt die An- rüche nicht, welche unsere Zeit an geschichtliche For- jungen stellt, während doch der Wunsch, vorsichtig und it Kritik zu Werke zu gehen, dem körperlich Erblin- ten nicht erlaubte sich unbefangen auf seinen rückwärts kehrten Seherblick zu verlassen und statt mühevoller inzelunterſuchungen ein allgemeines Bild jener primi- en Epoche zu entwerfen, wie es sich seinem inneren uge darbot. Vielleicht auch ging ihm wirklich die

*) Wir haben jetzt sämmtliche Schriften des letzten Floren- iers in fünf handlichen, schön ausgestatteten und wohlfeilen inden zusammen, von denen die drei ersten die „Geschichte der rentinischen Republik" enthalten, der vierte verschiedene kleine ffätze geschichtlichen Inhalts, welche früher schon in Zeitschriften schienen; der letzte endlich den ausgewählten handschriftlichen achlaß des alten Patriziers. Man erlaube mir, mich besonders i diesem letzten Band aufzuhalten als den einzigen, der nur eues bringt und in welchem die Persönlichkeit des ausgezeich- ten Mannes, der ja doch hauptsächlich durch die Persönlichkeit, cht durch die Schrift gewirkt, mehr hervortritt, um daran einige emerkungen zu knüpfen.

Gabe schöpferischer Kombination ab, mit welcher ein Niebuhr, ein Otfried Müller, ein Augustin Thierry aus sparsamen Notizen und lebendigen Analogien frühe und dunkle Volkszustände heraufzuzaubern verstanden. Erst nachdem der helle Tag der Geschichte für Florenz angebrochen, ist der Geschichtschreiber wieder ganz er selber; denn auch in den folgenden Büchern des ersten Bandes fühlen wir noch, daß er sich nicht recht frei bewegt, außer in den Kapiteln über Dante, Petrarca und Boccaccio, wo er die Krücken der Gelehrsamkeit, die er doch stets nur unbeholfen handhabt, vertrauensvoll bei Seite wirft. Man fühlt, die Dichter jener Zeit sind ihm in's Blut gedrungen, und nie wird ein Fremder, selbst ein Italiener einer anderen Provinz, dies innige Verständniß jener Florentiner haben können. Man möchte dasselbe von seinen der Kunst gewidmeten Kapiteln sagen können; aber hier vermag er uns doch nur leidige conventionelle Urtheile zu bieten, diese selbst aus einer Zeit, deren Conventionen schon neuen Conventionen Platz gemacht. Gino fehlte, so das innere wie das äußere Organ, mit welchem die bildende Kunst erfaßt wird: Alles wird bei ihm gleich in's Rationelle, das Moralische, in besten Falle das Historische gezogen: und selbst das Urtheil über die historische Bedeutung der Quattrocentisten ist ein schiefes; worauf es eigentlich bei der ganzen Sache ankommt, hat der ausgezeichnete Mann nicht gesehen.

Auf dem staatlichen Gebiete athmet man freier in seinem Buche, sobald man die Schwelle des 15. Jahrhunderts übertritt, wo die Quellen reichlicher und klarer fließen, ohne doch noch durch ihre Uebermasse bedrohlich

ju werden, wie's bei neueſter Geſchichte ſo leicht eintritt. Hier fühlt ſich der Mann zu Hauſe; es iſt als ob er noch ſelber ſeinen großen Ahnen zugehört, wenn ſie jene bewegten Zeiten unterm hohen Kamine oder an dem glimmenden Caldano ſitzend, dem letzten ihres Geſchlechtes erzählten. Man muß in Florenz gelebt haben, um den Reiz dieſer Geſchichte ganz zu genießen, um zu verſtehen, welchen Unterſchied es macht, ob die Zeit und die Menſchen von einem gelehrten Deutſchen, einem modernen franzöſiſchen Demokraten, einem engliſchen Politiker oder einem Altflorentiner geſchildert werden. Es ſind ſeine Landsleute, ſeine Standesgenoſſen, die er uns vorführt: er iſt auf dem Schauplatze geboren und hat da gelebt ein Lebenlang; er hat im Palazzo Vecchio in denſelben Zimmern als erſter Miniſter gearbeitet, wo ſeine Vorahren gearbeitet, in denſelben Sälen unter den Volksvertretern geſeſſen; alle die Paläſte, die wir als Merkwürdigkeiten beſchauen, hat er von Jugend auf beſucht und durchſchwärmt, mit den Abkömmlingen derſelben Familien, die ſie einſt erbaut und mit Werken ihrer genialen Mitbürger geziert, die ſich darin an Plato und Dante erfreut, darin den Sturz ihrer herrſchenden Gegner geplant und vorbereitet. Ganz Florenz hat eine Continuität, die keine Stadt der Welt im ſelben Grade beſitzt: und ſie war noch viel ausgeſprochener in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts, als ſeit 1850 und namentlich ſeit 1870: Gino aber war ſiebenundfünfzig Jahre alt im Jahre 1850, als er ſich Glück dazu wünſchte, ein Augenlicht verloren zu haben, um den Einzug der Teſchi in ſeine geliebte Vaterſtadt nicht anſehen zu müſſen.

Der ganze Ton dieser Geschichte des 15. Jahrhunderts hat, nicht nur in der unerreichten Sprache, etwas Anheimelndes und zugleich, ich möchte fast sagen Hausbackenes, um den doppelten Sinn des Wortes casalingo wiederzugeben, welches die Politik und das Privatleben, wie die Kunst und Dichtung jenes größten florentinischen Jahrhunderts am anschaulichsten bezeichnet. Alle die herrlichen Porträts florentinischer Staatsmänner in Gino's Geschichte erinnern in der That aufs lebhafteste an die Porträtköpfe Ghirlandajo's in dem Chore von Santa Maria Novella oder an die Masaccio's in der Kapelle der Brancacci im Carmine, gar nicht an die blonden Helden- und Erzengelgestalten Perugino's im Cambio. Das sind keine aristokratischen, luxusgewöhnten Staatsmänner englischen oder auch nur venetianischen Schlages, die Großgrundbesitz oder ein weitverbreitetes Kolonialreich hinter sich haben: es sind wohlhabende, aber schlichte Bürger — auch die Capponis selber sind vom Stadtadel, nicht vom Land- und Waffenadel — popolani grassi, die sich gegenseitig kennen, sich und ihren Ursprung, ohne rothes oder goldnes Buch. Sprechen sie noch heute von einander, wie z. B. Capponi hier in seinem „Siebzig Tage Ministerium," so sollte man glauben, die Corsini's, Ridolfi's, Serristori's wären gar keine Fürsten, Marchesen und Grafen, sondern einfache Bürgerliche, so wenig sind in das demokratische Florenz die Titel eingedrungen, die ein Saint-Simon z. B. sich wohl hütet auszulassen, wenn er von seinen Standesgenossen redet. In Florenz herrschte eben immer, selbst zur Zeit der Optimaten, eine absolute gesellschaftliche Gleichheit unter den Vornehmen

und auch ihr Betragen gegen das niedere Volk, wie gegen Gelehrte und Künstler hatte durchaus nichts von Leutseligkeit und Herablassung: man lebte unbefangen untereinander, ohne daß diese Vertraulichkeit je dahin führte, daß der eine oder der andere Theil die Grenze vergessen konnte, die zwischen den Herrschenden und Beherrschten gezeichnet war.

Diese Bescheidenheit und Natürlichkeit des Lebens innerhalb der mittelgroßen Stadt, wo sich alles persönlich kannte, giebt Gino Capponi wunderbar schön wieder, und auch die bequeme, etwas archaisirende, gemüthlich ruhige Sprache trägt dazu bei, den Eindruck zu erhöhen. Man wirft der reizenden florentinischen Sprache gern vor, daß sie sich zur Wiedergabe moderner Ideen, Gefühle und Dinge nicht eigne, und mir däucht, der Vorwurf ist sehr gerechtfertigt. Wird nun aber eine Zeit geschildert, die sich in unmodernen Gedanken, Gefühlen und Zuständen bewegte, so ist das von großem Vortheil: freilich ist's dann keine moderne Geschichtsschreibung mehr, in welcher die Vergangenheit ja stets im Lichte der neuen Zeit zu betrachten ist. Jene todte Sprache ist aber, das darf man nicht vergessen, keine Ciceronianische, in der Art Boccaccio's; sie ist stets ganz vertraulich, wenn auch manchmal etwas allzu gelassen; sie ist auch nicht französisch elegant; sie ist bürgerlich bescheiden, aber von einer Sicherheit der Umrisse, welche wiederum an jene Maler erinnert, die im 15. Jahrhundert mit unbeirrbarer Bestimmtheit die Form erfaßten, mit unerreichbarer Kunst wiedergaben.

Dabei endlich die Natur des Mannes, der aus

Billigkeit, Menſchenkenntniß, einem gewiſſen practiſchen Skeptizismus, vornehmer Selbſtſicherheit, einem ausgeſprochenen Sinn der Pietät, einem anſpruchslos innigen Patriotismus, die weltlichen Dinge anſieht und beurtheilt. Man könnte ſagen: Alles, was an Gino Capponi, dem Geſchichtſchreiber und dem Staatsmanne, nicht ganz befriedigt, iſt von Außen her in ihn hineingetragen worden. Das klingt freilich ein wenig wie ein truism, inſofern als jeder Menſch, genial oder einfach an Geiſt, immer dann ſein Beſtes leiſtet, wenn er ſich ſelbſt treu bleibt und ſeine eigenſte Natur am vollſten entfaltet. Hier aber war die Thatſache auffallender, als ſie gewöhnlich zu ſein pflegt, weil das Hinzugekommene nur loſe anhing und ganz leicht vom Angeborenen getrennt werden konnte, nicht wie bei den meiſten modernen Bildungsmenſchen das Angeborene verfälſcht oder verwiſcht hatte. Die deutſche Gelehrſamkeit, die politiſch-ökonomiſchen Theorien des engliſchen Radicalismus, die parlamentariſchen Begriffe der Franzoſen, der neumodiſche liberale Katholicismus hatten ſich wie ſchlechte Litanien, die wir ſchon auswendig wiſſen, wenn wir nur das erſte Wort hören, auf werthvolle Palimpſeſte, ſo auf die ſchöne geiſtige und ſittliche Natur des Mannes breit niedergelegt. Darunter aber ſtand unverſehrt der alte unvergängliche Text: ein aufrichtiges, allgemeines und lebhaftes Intereſſe für die Menſchen und Dinge, eine naive Vaterſtadtsliebe ohne Kirchthurmseitelkeit, ein klarer practiſcher Sinn für das Mögliche, eine große Antipathie gegen Abſtractionen, namentlich politiſche, und eine einfache Frömmigkeit, ohne Eifer wie ohne hohen Schwung, vor Allem

aber eine Redlichkeit der Gesinnung, wie sie mir so rührend unbefangen nicht ein zweites Mal vorgekommen; soweit von der Rhetorik des sittlichen Ernstes, als von der Losigkeit banaler Nachsicht entfernt: alles Schlechte, Gemeine war ihm einfach unsympathisch wie alles Uebertriebene; alles Edlen, Schönen bemächtigte er sich aber sofort als eines rechtmäßig ihm Zukommenden. Die Ironie, ohne die es keine wahre Intelligenz giebt, fehlte ihm deshalb keineswegs; aber sie bewegte nur leise seine Lippen, sie verzerrte seine Züge nie; denn auch in der Ironie giebt's ein Maß, das man nicht überschreitet ohne die richtige Beleuchtung der Dinge zu verrücken.

So finden wir ihn denn auch in seinen „Denkwürdigkeiten" wieder, welche einen guten Theil des letzten Bandes füllen.*) Leider sind sie äußerst fragmentarisch, da der Tod den alten Herrn überraschte, als er gerade ernstlich mit dem Gedanken umging, die Lücken auszufüllen und die Erzählung ununterbrochen wenigstens bis 1830 zu führen. Sein Gedächtniß war trotz seines Alters ein wunderbar frisches und bei aller Genauigkeit durchaus nicht von der mechanischen Art gewisser Daten- und Namensgedächtnisse, welche mit der seelenlosesten Mnemotechnik wetteifern. Wie oft habe ich nicht seinen Erzählungen gelauscht: seine Pariser Schilderungen von der Restaurationszeit, seine Londoner Erinnerungen, seine

*) Etwa 200 Seiten. Das Uebrige nehmen zerstreute Gedanken, eine Einleitung zu einer Geschichte der Päpste und lange Bruchstücke einer „Geschichte Peter Leopolds" ein. Letztere sind höchst werthvoll und flößen dem Leser das lebhafteste Bedauern ein, daß das Werk unvollendet geblieben.

römiſchen Prieſterſkizzen, ſeine Reiſen in Deutſchland, ſeine Silhouetten von Landsleuten, näheren und ferneren, meiſt erſter Rollen aus dem italieniſchen Drama, ſtehen mir noch heute vor der Seele wie am Tage, wo er ſie in ſeiner etwas feierlichen Weiſe hinwarf, — einer gemüthlichen Art von Feierlichkeit, hinter der der Schalk wohl hervorlugte. Wie oft habe ich nicht in ihn gedrungen, namentlich als er nach Vollendung ſeiner „Geſchichte“ ſeine Vormittage etwas lang zu finden anfing, ſie auszufüllen mit Niederſchreibung ſeiner Erinnerungen.

Es iſt nur Weniges, wie's ſcheint, zu dem ſchon früher Niedergeſchriebenen hinzugekommen: immerhin iſt, was uns geboten wird, von großem Reize. Höchſt unterhaltend iſt die Erzählung von General Montrichard's Beſuch bei der Mutter, wo der Knabe, der von den Franzoſen nur als Penduledieben reden gehört, ſchnell ſeine Uhrkette verbirgt; von dem Abzug des republikaniſchen Heeres aus Florenz und wie alle Einwohner beim erſten Glockenſchlage vor Palazzo Vecchio zu Knie fallen, um dem Himmel für die Erlöſung von den Befreiern zu danken, während das Bild des Großherzogs in feierlicher Prozeſſion zurückgebracht wird. Die Knabenjahre in Wien, wohin die ſiegreiche Revolution den Vater treibt; die Sendung Gino's zu Napoleon 1814 und ſein kurzes, aber bei aller Kürze ſo ungemein charakteriſtiſches Geſpräch mit dem Gewaltigen, deſſen Stern ſchon am Erbleichen war; ſeine Beziehungen zu dem zweideutigen Prinzen von Carignan, dem ſpäteren Carlo Alberto, der auch als König ſeine Zweideutigkeit nicht verläugnete;

die nationalen Bewegungen nach der Julirevolution, die siebenzig Tage seines Ministeriums im Jahre 1848 und die beginnende Reaction von 1849 — sind zwar nur ebensoviele Bruchstücke, aber wie tritt der ganze Mensch, der redliche, wahrhaftige, kluge, wohlmeinende Mensch, darin vor uns hin, wie die Zeiten, die er durchlebt; wie das Volk, dem er angehört! Selbst das sonderbare Gefühl, das Einen überschleicht, wenn man so einen Zeitgenossen, der noch eben von Herrn Marco Minghetti und Quintino Sella und dem Parlamente in Monte Citorio geredet, auf einmal von Metastasio und Klopstock als von in der Kaiserstadt hochgefeierten Zeitgenossen sprechen hört, — man wußte dort von Schiller und Goethe so gut wie Nichts —: es erhöht den Reiz. Lebte doch in Wien zur Zeit von Marengo noch das Ancien Régime weiter, als ob Nichts vorgefallen wäre: „alle die Fürsten und Kardinäle waren noch dieselben, die in den friedlichen Zeiten, da die Völker ruhig litten, viel und ernsthaft über einen Vortritt stritten und, wenn sie dem Adel eine Abendunterhaltung gegeben, andern Tages in der Gazetta lasen, daß der Herr Fürst seine Hochherzigkeit in der Fülle der Erfrischungen an den Tag gelegt."

Schon im pedantischen Wien jener Tage wurde wohl der Grund zur heimlichen Antipathie Gino's gegen das Deutschthum gelegt: die Ungeduld des Patrioten, der die Fremdherrschaft haßte und hörte, wie deutsche Liberale in Frankfurt die Etsch als deutschen Grenzfluß forderten, hatte ihr gutes Theil daran; viel auch die Unbehaglichkeit, welche ihm der deutsche Gedanke einflößte:

er fühlte wohl, daß Etwas dahinter war, aber auch, daß er es nicht fassen konnte, und daß dies Etwas der Religiosität im lateinischen Sinne des Wortes gefährlicher war, als Voltaire's Witz: so vereinigte sich die kleine Demüthigung der Eigenliebe mit der Aengstlichkeit für den Glauben, an dem er nicht gern rüttelte, und bestimmten ihn, unbewußt, wie viele geschcidte Franzosen zu thun pflegen, den ganzen deutschen Gedanken als eitel Nebelhaftigkeit von sich zu weisen. Das Meiste jedoch zu dieser Antipathie, welche er im Umgange nie auch nur im Entferntesten an den Tag legte, trug der herausfordernde Hochmuth mancher deutschen Gelehrten bei. „Heute, wenn man gewisse Prätentionen der Deutschen hört, sollte man wirklich glauben, sie allein hätten alle Kultur gegründet und den andern Völkern das heutige Leben und alles andere gewiesen." Doch sah er wohl, daß diese Art von nationalem Hochmuthe eigentlich nicht in der deutschen Nation, sondern nur im „gelehrten Kreise (nel ceto de' letterati) Cours hatte, da freilich in höchstem Grade (molto eccessive). Schon früher schien es mir ein starkes Stück, daß sie sich zu Schöpfern der Municipalverfassungen machen wollten, sie, die vollständig ignorirten, was eine Stadt war, ehe sie, fast noch Nomaden, unsere Städte angriffen, und die ältesten Städte, die sie besitzen, sind römische Kolonien. Da kommt jetzt ein Biedermann und sagt uns, seine Deutschen hätten uns im 15. Jahrhundert lateinisch gelehrt; ein Glück nur, daß wir von ihnen nicht noch die Aussprache angenommen!" Das verhinderte ihn aber durchaus nicht, auch das wissenschaftliche Verdienst der Deutschen

anzuerkennen und die schwachen Seiten französischer Gelehrten zu sehen: so nennt er Legendre und Delambre „ausgezeichnete Männer; aber solche Gelehrte einer Wissenschaft, welche von den Dingen nur eine Eigenschaft sieht, finden sich oft gar kurz, wenn es gilt, einen ganzen Menschen zu verstehen und über die Thaten der Menschheit ein Urtheil abzugeben."

Gino kam noch früh genug nach Florenz zurück (1803), um Alfieri sterben zu sehen und besuchte, nachdem er herangewachsen, die Wittwe Karl Eduards, die des Misogallen Leben so ausgefüllt, ziemlich oft in ihrem Palast am Lung-Arno: „Ich glaube nicht, daß sie je besonders schön war: plump (massiccia) in den Formen, und auch im Geiste, wenn ich so sagen darf, etwas materiell (materialotta); doch gebildet und verständig, ein wenig derb (duretta), aber nicht übelwollend; gar nichts Poetisches; gekleidet wie eine Magd, hielt sie ein Haus wie eine Fürstin." Sie erzählte Gino, wenn Alfieri noch länger gelebt, würde er mit dem Rosenkranz in der Hand gestorben sein, wozu der Alte die Bemerkung macht: „sie liebte ihn eben seit mehreren Jahren nicht mehr und gewisse Sachen verstand sie nicht." Sie war eben doch eine Deutsche und wie es gewisse Sachen an uns giebt, die die Romanen nicht verstehen, so giebts sicherlich auch solche an ihnen, die wir nicht verstehen, darunter vor allen den Rosenkranz in der Hand Alfieri's, Manzoni's oder Capponi's. Uebrigens verhinderte der Rosenkranz unsern alten Marchese ebensowenig wie Alfieri oder Manzoni, die zeitliche Macht des Papstes (quel profano accompagnamento) als das Grundübel Italiens

zu betrachten. Nur die innere Freiheit ist ihnen ja unbehaglich.

Sehr schön in ihrer Kürze ist die Charakteristik Napoleons, in dem, meinte er, doch immer der Abenteurer vorherrschte; vortrefflich vor Allem die Schilderung der Umtriebe von 1830 und 1831 unter den Liberalen und Patrioten Italiens. Trotz allen toscanischen Stolzes wußte der Alte doch, daß es aus war mit Toscana, „einer Lampe, die zu lange gebrannt und die ein wenig trocken geblieben; ich glaube ein kleiner Zufluß, der sie belebte, thäte ihr fortan gut.“*) Auch daß die Piemontesen, mit denen er sonst nicht sonderlich sympathisirte, dies neue Oel liefern müßten, sah der kluge Mann wohl ein: „aus jenen subalbinischen Naturen zieht man heute mehr als aus uns Apeninern.“ Das Unglück hat gewollt, daß Italien sich allzuschnell von der Vormundschaft dieser braven Schweizer ihrer Halbinsel emancipirt.

Es ist schwer, ja unmöglich, in kurzen Strichen einen richtigen Begriff davon zu geben, was Gino Capponi uns in diesen schon sehr kurzen Kapiteln giebt; die unausgesprochene Freimaurerei, die alle Edlen Italiens mit einander verbindet, der verhaltene Haß und die verhaltene Begeisterung, die alte, nie ganz erloschene Freude an der Verschwörung, die wenigen Losungsworte, die von einem Ende der Halbinsel zum andern lautlos vernommen werden; das unsichtbare Band, das wie zwischen 1807 und 1813 in Deutschland alle freien Seelen mit

*) Das reizende Wort ist bescheiden in einer Anmerkung vergraben.

einander verbindet; die flüchtigen und verstohlenen Besuche der Hoffenden, die hochherzigen Illusionen, die leichten Herzens gebrachten Opfer; die Allgegenwart des Liberalismus und des Patriotismus, die sich bis in die Grammatiken drängen, die Höfe selber und die Kanzeln ergreifen.

Auch hier wieder zeichnet sich der Schreiber, ohne in den Spiegel zu blicken, ohne zu wissen, daß er sich zeichnet, auf's Klarste hin unter die erregten Gestalten der Freunde, die von Palermo und Turin, von Venedig und Neapel sich im alten Palaste der Via S. Sebastiano einfanden. Von Anfang an kennt er seine Grenzen; weiß, was seiner Natur gemäß ist, was nicht, weist Alles ab, wo krumme Wege nöthig sind. Von Revolutionen will der Mann, dem alle Heftigkeit zuwider ist, Nichts wissen; er liebt das Volk zu sehr, um es gerne, auch nur auf Augenblicke, wie ein verzogenes Kind herrschen zu lassen. Aber auch von Geheimbünden will er Nichts wissen; am wenigsten von Verrath. Gegen Mazzini ist er besonders streng und zerschneidet, nicht ganz billig, die bunten Lappen seiner Theorien mit der unerbittlichen Scheere seines gesunden Menschenverstandes (im Aufsatze über die lombardischen Freiwilligen). Der Bedeutung der Persönlichkeit Mazzini's, die so hoch über seinen Theorien stand, wird er nicht ganz gerecht. Immer will er, daß an das Bestehende angeknüpft werde; Maß, Anerkennung aller Rechte, Loyalität, im Sinne des englischen fair play, waren ihm die höchsten Gesetze des politischen Lebens. Man kann sich denken, daß er damit nicht immer ausgereicht hätte: er wußte es und

darum hielt er sich ferne mit der Hand, wenn auch nicht mit dem Herzen, das wärmer schlug als das irgend eines Patrioten. Und es gehörte Muth dazu, sich nicht von den leidenschaftlichen Freunden pressen zu lassen: aber er hatte diesen Muth und wußte, daß auch er eine Bürgertugend ist: denn „in den Gewaltthätigkeiten der Parteien und in den Irrthümern der Regierungen, welche selber noch Parteien sind, ist kaum zu sagen, welche Rolle die Furcht spielt, da viele Furcht sich unter dem Mantel des falschen Eifers birgt und andere mit Absicht zu unrechten Zwecken hervorgekehrt wird." So kam es, daß er fünfundfünfzigjährig, schon erblindet, das Ministerpräsidium in Toscana übernahm, als ein Naiver, soweit es ein Italiener sein kann, und ohne je vorher öffentliche Geschäfte besorgt zu haben.

„Ich nahm das Ministerium in den ersten Tagen des August 1848 zu leicht an und ich will sagen, wieviel Bagage ich aus meinem vergangenen Leben mitbrachte. Ich hatte viel gelesen und gedacht, geredet mit Vielen, war aber mit Wenigen umgegangen und hatte mich durchaus nie mit Staatsgeschäften befaßt. Immer zog ich dem Befehlen das Freileben und Anderefreilassen vor; aber wenn ich an Italien dachte, so kam es mir weit mehr auf andere Dinge als auf die Freiheit an. Bei alledem hatte ich einen großen Ruf als Liberaler, ein Ruf, der in Wahrheit ein wenig erschlichen (scroccata) war; nicht als ob meine Neigungen und meine Natur nicht derart gewesen wären, aber wegen der Abwesenheit irgend einer That und weil das Einverständniß zwischen den Liberalen und mir nicht bestand: auf

ieſe Weiſe war ich eine Art Liberaler in partibus, ein von geheimen Geſellſchaften und Konventikeln (comriccole) wie ein unreifes Mägdlein (come impubere erginella). Die Regierung mißfiel mir, weil unter hr die moraliſchen Mächte des Landes, die mir Alles ind, auseinander zu gehen ſchienen; aber ich gehörte icht zu denen, welche gegen die täglichen Handlungen er Regierung zeterten, eher noch entſchuldigte ich ſie; m Grunde kümmerte ich mich wenig darum; das and kannte ich nicht; und nie, wenn ich vor Palazzo Vecchio vorbeiging, fiel es mir ein hinaufzugehen: der hrgeiz lockte mich nicht . . . So lebte ich lange Jahre, rſt ſturmvoll-müßig, dann ganz in gewiſſen Studien ergraben, und als der Name Pio Nono's die italieniſche Sache volksthümlich zu machen begann und eine wunderbare Uebereinſtimmung die Willen aller Naturen und Arten von Menſchen in einem vernünftigen Gedanken zu vereinigen ſchien, und als dieſer Gedanke die Secten zum Schweigen brachte und eine ſittliche Wiederauferſtehung die ſtaatliche Befreiung verhieß, da, obſchon ich ein lebhafter Glaube in mir regte und mir dann, ann zuerſt, die Zeit zu handeln gekommen erſchien — a war es ſchon zu ſpät für mich und Gott hatte mir chon das Verbot auf die Stirne gedrückt."

Nur ſiebzig Tage hielt der Erblindete im heftigen Sturme das Ruder in der Hand; dann kehrte er zu einen geliebten Studien zurück. Seine Aufzeichnungen ören auf mit den letzten Wellenbewegungen jenes groen Orkans. Es folgte ein Menſchenalter der Ruhe, icht für die Welt, nicht für Italien, aber für den alten

Weiſen. Dieſe Ruhe war indeß kein Stillſtand, und das Durchgehen durch die harte, laute Wirklichkeit war nicht ſpurlos an ihm vorübergegangen; ich zweifle, ob er geworden wäre, was er wurde, wenn er nicht auch einmal im Leben im Vordertreffen geſtanden. Dieſe Welt lag nun klarer vor ihm, und es war ihm keine Bitterkeit davon zurückgeblieben; Duldung bei höchſter Klarſicht, Univerſalität des Antheils bei weiſeſter Beſchränkung, Lebhaftigkeit der geiſtigen Intereſſen ohne „Willen zum Leben" waren die ſeltenen Tugenden, die dieſes edle Greiſenalter bis zum letzten Athemzuge ſchmückten. Ob ſolche Menſchen in ſolcher Stellung in unſern unſtäten Lebensformen und bei unſerm noch unſtäteren Lebensſinn je wieder erſtehen können? Ich zweifle daran und preiſe mich glücklich, noch einige wenige ſolcher Menſchen gekannt zu haben.

IV.

N. Machiavelli.

Die Thatsache, daß Machiavelli die Staatskunst um Hauptgegenstande seines Nachdenkens und seiner Schriften gemacht, auch so vielfach im practischen Staatsienste verwandt wurde, und es doch nie zu einer äußerich angesehenen Stellung, geschweige denn zu einer leienden Macht in der Republik brachte, wie z. B. Guicciirdini oder auch nur wie sein eigner Vorgesetzter, Marello Virgilio, wirft ein helles Licht auf ihn selbst. Wem

*) Dieser Aufsatz ward veranlaßt durch das Werk P. Villari's, Niccolo Machiavelli und seine Zeit. Durch neue Dokumente beleuchtet. In zwei Bänden. Mit des Verfassers Erlaubniß übersetzt von Bernhard Mangold. Band I. (Leipzig, F. Hartung u. Sohn 1877).

Schon seit Jahren wußte die gelehrte Welt Italiens, daß der Verfasser des „Savonarola" mit einer Lebensgeschichte Machiavelli's beschäftigt war, deren Erscheinen jedoch durch die politische Thätigkeit und die Berufspflichten Herrn Villari's stets hinausgerückt wurde. Heute endlich, nachdem „Gott ihm die Muße gegeben," d. h. in moderne Sprache und Anschauung übersetzt, nachdem das souveräne Volk ihn nicht wieder zu seinem Vertreter gewählt, haben wir den Vortheil davon, indem wir das so lange und so ungeduldig erwartete Werk endlich in Händen halten. Villari aber ist nicht nur nächst Amari der angesehenste und populärste Historiker Italiens, er ist auch weit über die Grenzen

nicht Geburt, Reichthum, einflußreiche Verbindungen den Weg zu hoher Weltstellung eröffnen, dem helfen auch Talente und Kenntnisse nicht dazu, wenn sie nicht, sei's vom Glück oder der Intrigue, sei's von der Energie des Characters oder einer gewissen natürlichen oder angenommenen äußeren Haltung, unterstützt werden. Letztere nun können manche Menschen — und nicht immer die schlechtesten — denen sie nicht angeboren ist, durchaus nicht über sich bringen anzunehmen, weil sie darin eine Art Zugeständniß an die Weltlüge sehen, gegen das sich ihr Wahrheitsgefühl sträubt. So unser Lessing, der Zeit seines Lebens ein stellungsloser Literat blieb; denn auch sein letztes Amt war eine Versorgung und eine Gelegenheit zur Lieblingsthätigkeit, keine gesellschaftliche Stel-

seines Vaterlandes hinaus bekannt, was nur wenigen Italienern seiner Generation zu Theil geworden. Sein „Savonarola" ist ins Deutsche, ins Französische, ins Englische übersetzt und namentlich bei unsern Vettern an der Themse außerordentlich beliebt geworden: wozu der Gegenstand wohl ebensoviel beigetragen haben mag, als die Behandlungsweise desselben; die strenge und enge Natur Savonarola's, der sich vermaß, aus den heiteren Florentinern des Quattrocento eine Art puritanischer Rundköpfe zu machen, hat eine wahlverwandtschaftliche Anziehungskraft für die Nachkommen der Independenten; und Villari's Anschauungs- und Behandlungsweise verräth auf den ersten Blick die moderne englische Schule.

Auch das neueste Werk des keineswegs schreibseligen Verfassers erscheint zu gleicher Zeit in Original und in englischer wie deutscher Uebersetzung. Herr Villari kann von Glück sagen: er hat die seltene Perle eines trefflichen Uebersetzers gefunden. Wer selbst übersetzt hat oder selbst übersetzt worden ist, kennt die unsäglichen Schwierigkeiten dieser bescheidenen und lange nicht hoch genug geschätzten Thätigkeit. Herr Mangold versteht das Italienische aus dem Grunde, was die erste Voraussetzung ist,

lung. Und Lessing begnügte sich dabei, keine Rolle in der großen Lebenskomödie anzunehmen; Macchiavelli ging weiter in der Unvorsichtigkeit: er sprach aus, was er darüber dachte, etwa wie der große französische Literarhistoriker Sainte-Beuve, der auch nie eine Wahrheit für sich behalten konnte, wie schiefen Urtheilen er sich auch bewußt war sich dadurch auszusetzen; denn dies Aussprechen der geheimsten Gedanken war in der, trotz so vieler Treulosigkeiten, Verräthereien und Lügen, im Grunde wahren Zeit Macchiavelli's nicht so schlimm als in unserem goldenen Alter der Convention und der Heuchelei. Diese mag immerhin, wie das Sprichwort will, als eine Huldigung angesehen werden, welche das Laster der Tugend darbringt; Menschen, die zugleich naiv

und er schreibt deutsch, was als die höchste, aber auch seltenste Kunst des Uebersetzens angesehen werden darf. Er hat sich keineswegs die Freiheit genommen, „frei" zu sein in seiner „Bearbeitung," was gewöhnlich darauf hinausläuft, daß der Uebersetzer sich dem Verfasser substituirt, er hat sich aber auch nicht begnügt, ein peinliches Wort für Wort zu geben: es ist ihm gelungen, sich so mit dem Geiste und der Form des Originals zu durchdringen, daß er dessen Eigenthümlichkeiten auch im fremden Gewand deutlich hervortreten läßt, ohne daß der Stoff dieses Gewandes zu Falten gezwungen wird, die nicht in seiner Natur sind.

Villari nennt sein Buch „N. Macchiavelli und seine Zeit," und in der That bilden die zwei ersten Drittel des vorliegenden ersten Bandes eine Einleitung, welche die politische und literarische Geschichte Italiens im 15. Jahrhundert behandelt; und selbst das letzte Drittel, das die ersten Jahre von Macchiavelli's politischer Thätigkeit umfaßt, ist mehr eine Geschichte Italiens während dieser neun Jahre, als eine Biographie Macchiavelli's. Und es konnte nicht wohl anders sein. Von Macchiavelli's dreißig Jugendjahren bis zu seinem Eintritt in sein öffentliches Amt wissen wir so gut wie gar nichts. Von da ab aber bis ins zweiundvierzigste

und geſcheidt ſind, wie Macchiavelli und jedes andere Genie, iſt ſie ſtets unerträglich geweſen. Der Segretario mußte alles herausſagen, was er für wahr befunden, und wäre es im directeſten Widerſpruch mit allem dem geweſen, was uns durch die allgemeine Convention zur zweiten Natur geworden; daher ſeine Worte immer wirkten und noch wirken, wie wenn ſie plötzlich einen Schleier durchſchnitten, der um die Dinge liegt, und ſie uns von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen ließen was überhaupt die Thätigkeit des Genies und ſeine Beglaubigung bei den Menſchen iſt; denn das Genie wiederholt unaufhörlich die Parabel vom Ei des Columbus (oder des Brunnelleſchi, wie die Italiener ſagen). Doch ſelbſt für jene Zeit war Macchiavelli's Cynismus zu ſchroff:

Jahr geht ſein ganzes Leben in der Politik auf; auch hier beginnt er erſt am Schluſſe des von Villari behandelten Zeitraums (1507) einen beſtimmenden Einfluß auszuüben. Der folgende Band wird dagegen ein individuelleres Gepräge tragen müſſen, da Macchiavelli's Geſtalt fortan etwas mehr in den Vordergrund des Staatslebens tritt; und ſpäter die gezwungene und ungeduldig ertragene Muße (von 1512—1521) gerade die Zeit iſt, wo er die meiſten und die einflußreichſten ſeiner Werke geſchrieben und wo die Zeitgenoſſen dem damals ſchon vielgenannten Manne auch als Menſchen viel größere Aufmerkſamkeit ſchenkten, als ſie es dem obſcuren Jüngling gegenüber gethan und wir ſo, Dank namentlich den zahlreichen uns erhaltenen Briefen, beſſer über ſein Privatleben unterrichtet ſind.

Die Gewiſſenhaftigkeit, der Umfang, die Kritik von Villari's gelehrten Forſchungen ſind zu bekannt und anerkannt, als daß es nöthig wäre, noch einmal daran zu erinnern. Er geht ſtets auf die Quellen zurück. Auch dieſes Buch, wie der „Savonarola," beruht ganz auf Studien erſter Hand und zwar auf ungemein ausgedehnten und tiefgehenden Studien. In Bezug auf Vollſtändigkeit wie Sicherheit läßt das Werk ſo gut wie nichts zu

schon Giuliano de' Ricci klagte, sein Großvater sei „sowohl im Tadel hochstehender Personen der Kirche oder des Staats, als auch in der Zurückführung aller Dinge auf natürliche oder zufällige Ursachen viel zu frei gewesen."

Wenn er zu sagen wagte, die allermeisten Menschen hätten lieber bekannte Verbrecher zu Vorfahren, als Niemanden, oder sie verschmerzten schneller den Mord ihres Vaters, als den Verlust ihres Vermögens, so hatte er unstreitig recht; aber seine Zeitgenossen und Mitbürger hatten ebenfalls recht, wenn sie dachten, daß ein Mann, der so das innerste Wesen der Menschennatur aussprach, auch das des Staates so ausplaudern könnte; und er versagte sich's in der That nicht, wie männiglich bekannt ist. Der Staat aber bedarf wie die Kirche, wie der ein-

---

wünschen übrig. Dabei ist die Form eine äußerst gefällige; der Stil ist warm ohne Rhetorik, einfach ohne Steifheit, fließend und doch sorgfältig. Der Fortschritt seit dem „Savonarola," der Fortschritt zur Keuschheit und Klarheit der Sprache ist unverkennbar. Auch die ganze Anlage und Eintheilung des Stoffes ist klar und übersichtlich.

Wenn die Ereignisse nicht immer dramatisch, die Gestalten nicht immer plastisch hervortreten, so hängt das sowohl mit der Eigenart des Verfassers als mit dem Begriff zusammen, den er sich von der Geschichte macht; diese ist ihm Wissenschaft, nicht Kunst; und sein Geist hat weniger beschauliche, als analytische Gewohnheiten. Auch im Urtheil fühlt man, daß man es mehr mit einem Moralisten als mit einem Künstler zu thun hat. So tritt denn bei aller gewollten und auch erreichten Unparteilichkeit doch eine gewisse Strenge zu Tage, die den Schwächen der menschlichen Natur manchmal recht unnachsichtig gegenübersteht. So in dem Urtheile über Aeneas Sylvius, über Alphons und Ferrante von Neapel, über Petrarca, den alten Cosimo, Lorenzo vor Allen, dessen Poesie er nicht einmal recht will gelten lassen: er vermißt eben darin den idealen Schiller'schen Schwung; und er ist nicht

zelne Prieſter und Staatsmann des Scheines; er darf nicht erlauben, daß man der Maſſe ſeine innerſte Natur offenbare: denn nur vor dem Nichtgekannten hat die Maſſe Ehrfurcht. Dabei konnte Macchiavelli ſich durchaus nicht entſchließen, ſeine Perſon mit dieſem Schein, d. h. der äußerlichen Würde, Feierlichkeit und Ernſthaftigkeit zu umgeben, die man von öffentlichen Männern verlangt, weil man ihn — meiſt mit Recht, zuweilen aber doch auch mit Unrecht — für ein Zeichen der inneren Würde und der Feſtigkeit des Characters anſieht. Dieſe Feſtigkeit nun ſcheint Macchiavelli durchaus gefehlt zu haben. Das nothwendigſte Erforderniß, um in der Welt vorwärts zu kommen, die kluge, ſtätige Lebensführung, war nicht in ſeiner Natur: der Geiſt der Ord-

Künſtler genug, um zu fühlen, daß das höchſte künſtleriſche Ideal gerade in der Art von Realismus liegt, den wir überall im 15. Jahrhundert finden, bei Filippino Lippi und Boticelli ganz ebenſo wie bei Lorenzo und Arioſto. Villari gehört eben durchaus zu den Italienern ſeiner Generation, bei der die Reaction gegen die Zeit des Sigisbeismus, des Klienten- und Schmarotzerthums der letzten Jahrhunderte, den Character etwas ängſtlicher Sittenſtrenge, namentlich aber eines übertrieben empfindlichen Würdegefühls annimmt: ſo erwärmt er ſich unter Anderem zu einer wahren retroſpectiven Entrüſtung, wenn Poliziano „ſich ſo ſehr vor ſeinem Beſchützer erniedrigt, daß er ihm ſelbſt um abgelegte Kleider bittet.“ Daß derlei Verhältniſſe, ſelbſt in dem Vaterlande moraliſcher Würde, in England, noch bis in's vorige Jahrhundert gedauert, ſcheint er ganz zu vergeſſen; und in dieſem Sinne wünſchte ich, er wäre etwas mehr Hiſtoriker. Auch hat er noch wie viele ſeiner Landsleute unbewußt gewiſſe kindliche Vorſtellungen aus dem klaſſiſchen Schulunterricht mit in die Wiſſenſchaft gebracht, welche wir Ultramontanen — Franzoſen, Deutſche und Engländer — uns doch ſchon ſeit geraumer Zeit abgewöhnt haben: er leiht z. B. Lorenzo'n bewußte Abſichten der Volkscor-

nung, die Regelmäßigkeit des geschulten, professionellen und traditionellen Staatsmannes, die z. B. Guicciardini im höchsten Grade besaß, gingen ihm ab. Auch hatte er nicht den rechten Willen, und da er als ein Denker, der die Nichtigkeit der weltlichen Dinge durchschaut, ohne eigentlichen Ehrgeiz war, so bedurfte er auch der Consequenz des Betragens nicht, der rastlosen Verfolgung eines Zieles, das man nur so erreicht. Eine zum Herrschen und Befehlen geborene Natur hatte er aber noch weniger. Nicht nur legte er sich selber nicht die große Wichtigkeit bei, die Männer im Amte sich beizumessen pflegen, er ließ sich sogar absichtliche Zurücksetzung gefallen, theils weil er vergaß, daß nur die Selbstachtung die Achtung der Welt erzwingt, theils

ruption, an die dieser große Mann sicherlich nie gedacht hat: er meint, derselbe habe „das Volk durch den Sinnenrausch einschläfern wollen;" er habe die Feste und Maskeraden geleitet, „um die Sittenverderbniß mittelst der Eleganz des Geschmackes noch tiefer eindringen zu lassen." Das erinnert fast an die Freudenmädchen, welche Pariser Politiker während der Belagerung von 1870 gegen die belagernden Deutschen loslassen wollten. Dagegen imponirt Villari'n das Apostelthum der Volksverbesserer so, daß er bei Savonarola sogar „wunderbar gesunden politischen Verstand" zu entdecken vermag, eine Eigenschaft, die ein so guter Richter in derlei Dingen wie Macchiavelli selber nie bei dem Mönche zu finden wußte. Es liegt darin eine ganze Weltanschauung — ich möchte sie die englische nennen — wonach Wissenschaft, Kunst, Politik, Religion sich Zwecke angewandter Moral setzen, wogegen der Historiker und Künstler in unserm Sinne, und auch im Sinne der italienischen Renaissance, die Moralität dieser Thätigkeiten einzig darin sieht, daß sie anstatt individueller Zwecke allgemeine und unpersönliche verfolgen, wie wir den Werth der Mildthätigkeit nicht im gelinderten Leiden des Unglücklichen, sondern in dem menschlichen Gefühle des Wohlthäters sehen. Um so anerkennens-

weil er wirklich nicht nach Glanz und Stellung geizte. Er ließ sich nicht nur vieles geschehen, er stieg auch — freilich nie zur Intrigue — wohl aber bis zur Aemterbettelei bei seinen Verfolgern, den Medici herab, eben weil's ihm auf's Aeußere gar nicht ankam, selbst da, wo dieses Aeußere die Bedingung erfolgreichen Wirkens war, sondern nur auf die Sache oder was er als solche ansah: hier also die Gelegenheit, seine Lieblingsthätigkeit auszuüben, und das bischen Geld, das er zu seinem Amüsement brauchte. Denn das Unglück wollte, wie er selbst sagte, daß er „weder über die Seide- noch über die Wollindustrie zu reden wußte, und da er sich nicht über Verlust und Gewinn unterhalten konnte, ihm nichts übrig blieb als zu schweigen oder zu politisiren." Und

werther ist die Mühe, die sich Villari giebt, allen Erscheinungen einer Zeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, deren innerstes Wesen ihm so antipathisch sein mußte: denn es war eine Zeit, welche rein unterm künstlerischen Principe stand, im Staate wie in der Religion, in der Wissenschaft wie in der Kunst selber, was selbstverständlich zu sein scheint, heutzutage aber doch fast nirgends und nie der Fall ist. Der moralische Werth der Handlungen, die moralische Anwendung der Theorien kamen für die Renaissance nicht in Betracht. Villari ist eben ein gewissenhafter Schriftsteller und eine hervorragende Intelligenz: Ehrlichkeit und Verstand reichen aber weit: sie retten selbst den vor der Einseitigkeit, der sich willentlich und wissentlich auf einen beschränkten Standpunkt gestellt. Und so lesen wir, selbst nach Voigt, Burckhardt und Reumont, gerne die geistreichen und hellen Seiten, die der Italiener der Geschichte des Humanismus in seinem Vaterlande gewidmet. Seine Darstellung der politischen Zustände und Verwicklungen Italiens im 15. Jahrhundert ist von seltener Belebtheit und Klarheit. Geistreiche und tiefe Bemerkungen, welche sowohl den originellen Denker, als den erfahrenen Menschen der That und der Beobachtung verrathen, sind in Fülle über das

Macchiavelli war ein heiterer Lebemensch: liebte gute Tafel und munteren Scherz, nahm wohl auch die Würfel zur Hand, und selbst als Familienvater und Gatte konnte er den Schönen nicht entsagen; kurz Mona Marietta hätte so nachsichtig als Frau Schwerdtlein sein müssen, wenn sie nicht manchmal ein wenig geklagt hätte. Kaum ist er dem Kerker und der Tortur entronnen, so finden wir ihn schon wieder „um sich zu erholen" in mehr als munterer Gesellschaft (in casa qualche fanciulla per riaver le forze) oder gar auf dem Lande mit den Kärrnern spielend, oft auch auf der Vogeljagd, nur die Nacht allein in der erlauchten Gesellschaft der alten Schriftsteller. „Wir ahmen darin," schreibt er seinem Freund Vettori, „der Natur nach; sie

ganze Buch ausgestreut und machen die Lectüre desselben, die schon so lehrreich ist, auch zu einer der angenehmsten, die man finden kann. (Wir lassen hier die ziemlich ausführliche Besprechung des ausgezeichneten Werkes aus und fügen nur das Ende dieser Recension hinzu, welches den Uebergang zu unsrer eignen Beurtheilung Macchiavelli's bildet.) Was das Urtheil Villari's über Macchiavelli selber anlangt, so wird es sich erst aus dem zweiten Bande ergeben. Noch ist der Verfasser nicht an die Satiren und Komödien, den Fürsten und die „Discorsi," die Florentiner Geschichten und die „Kriegskunst" gekommen, noch hat er Macchiavelli's hervorragende politische Thätigkeit nicht in Betrachtung gezogen; noch hat er seine Ungnade, seine Leiden, die Weise, wie er beides ertrug, nicht zu schildern die Gelegenheit gehabt; er versichert uns, er werde seines Helden Leben und seine Schriften nur studiren, „um zu versuchen, ihn kennen zu lernen und ihn zu beschreiben, wie er in Wirklichkeit war, mit allen seinen Vorzügen und Gebrechen, Lastern und Tugenden." Doch sieht man schon jetzt deutlich, wohin der Verfasser steuert und welches seine Lösung des vielverschlungenen Räthsels sein wird: eine Lösung, die, so erscheint es mir, wenn nicht alle Knoten, so doch viele löst: Villari

iſt veränderlich, ſeien wir veränderlich wie ſie. Wenn man ihr nachahmt, kann man nie fehl gehen.“ Die ganze Renaiſſance iſt in dem Wort.

Selbſtverſtändlich blieben auch die Geldverlegenheiten nicht aus und was ſie im Gefolge führen: ſo daß der große Mann uns manchmal faſt wie ein italieniſcher Capitain Booth vorkommt, leichtſinnig, ſchwach, ſinnlich wie Fieldings Held, aber wie dieſer nie unedel. Damit ſoll natürlich nicht geſagt ſein, daß Macchiavelli nordiſche Feinheit und Zartheit des Gemüthes beſeſſen; dagegen hatte er, was ihn zur Leiſtung des Größten befähigt hat, leidenſchaftliche Liebe für zwei außerperſönliche Dinge: das Vaterland und die Wiſſenſchaft; die einzigen, die er wirklich ernſt nahm im Leben. Wiſ-

ſieht offenbar in Macchiavelli den Mann der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft, der im Sinne ſeiner Zeit die thatſächliche Wirklichkeit des Staatslebens, das ſich ihm darbot, ſtudirte, indem er die moraliſche Seite ganz außer Acht ließ, etwa wie der Botaniker die Flora, ohne ſich zu entrüſten, wenn er auf eine Giftpflanze ſtößt, ohne in Begeiſterung zu gerathen, wenn er einem Heilkraut begegnet. Dieſe bis jetzt noch kaum ausgeſprochene, aber leicht herauszuleſende Auffaſſung ſcheint mir in der That von den unzähligen Urtheilen, die über Macchiavelli gefällt werden, dasjenige zu ſein, das der Wahrheit am nächſten kommt; ganz erſchöpft auch es nicht die Frage, die auch wohl nie ganz genügend beantwortet werden wird; denn in dem widerſpruchsvollſten aller Zeitalter iſt Macchiavelli wohl der widerſpruchsvollſte aller Menſchen geweſen. Mit einer einfachen Theſe bewältigt man eine ſo komplexe Erſcheinung nicht und die maitresse faculté iſt nicht der Schlüſſel, der alle Kammern dieſes pſychologiſchen Labyrinthes aufſchließt. Auch Schreiber dieſes, der in jüngeren Jahren den Werken Macchiavelli's ein beſonderes Studium gewidmet, hat einen Löſungsverſuch auf dem Gewiſſen (Etudes italiennes; p. 316—385), und er geſteht heute gerne, daß ſeine damalige An-

senschaft aber ist Erforschung der Wahrheit. Eben weil alle seine Energie auf die Erforschung der Wahrheit, des wirklichen Zusammenhanges der Dinge, ihrer natürlichen Ursächlichkeit gerichtet war, nicht auf die Erlangung einer Weltstellung, erreichte er erstere, während letztere ihm entging: denn die Welt erlaubt den praktischen Skeptizismus nicht, der an ihrem Werthe zweifelt und Macchiavelli's unüberwindliche Wahrheitsliebe gestattete ihm nicht sich zu stellen als ob er die Welthätigkeit und ihre fable convenue für baare Münze nähme. Seine große Folgerichtigkeit und Energie in der wissenschaftlichen Erkenntniß war somit schuld, daß er im praktischen Leben als schwach und inconsequent erschien.

Ein Lebemann, der den Schein verachtet, sehr klar sieht und stets seine innersten Gedanken ausspricht, dabei im Stande die beste Gelegenheit zum Carrièremachen zu versäumen, weil ein gutes Essen unter geistreichen Freunden oder ein wissenschaftliches Problem ihn gerade lockt; ein Politiker, der selbst inmitten der Geschäfte weniger an das Gelingen dieser seiner Geschäfte als an

schauung eine einseitige war, die nur insofern berechtigt ist, als man sie von anderen Gesichtspunkten aus ergänzt. Dies und nicht mehr, ja dies nur sehr fragmentarisch, wird in dem Obenstehenden versucht: wobei heute die Komödien, welche mir damals als Ausgangspunkt dienten, außer Acht gelassen werden, obschon auch heute wieder in dieser einseitigen Skizze des vielseitigen Macchiavelli mehr das Leben und die Schriften des Segretario nach 1507 in Betracht gezogen werden, als die in Villari's Werke besprochenen, weil erst dann, namentlich während der neun Jahre politischer Unthätigkeit und schriftstellerischer Wirksamkeit, Macchiavelli's eigenthümlicher Charakter bestimmter hervortritt.

die Beobachtungen der Menschennatur und die Auffindung der Gesetze staatlichen Lebens denkt; der überdies nicht allzu praktisch ist und wenn er selbst leiten soll, sich entweder zu „Phantastereien" verführen läßt, — wie Guicciardini seine Arno-Abgrabung nannte, mittelst welcher er das belagerte Pisa zur Uebergabe zu zwingen gedachte — oder aber keine 3000 Mann der von ihm selber geschaffenen Miliz nach der von ihm selber erdachten Weise manövriren lassen kann, ohne Alles in Verwirrung zu bringen, — ein solcher Mann kann um so weniger „vorwärts kommen" im Leben, wenn er wie Macchiavelli es nicht unterlassen kann, sich selbst mit einer gewissen Ironie zu beobachten. Aus diesem geheimen Gefühl seiner praktischen Unfähigkeit und seines Mangels an Charakter entsprang denn auch nicht nur seine Bewunderung — eine Bewunderung, die übrigens nie bis zur Sympathie ging — für einen Mann der rücksichtslosen That, wie Cesare Borgia, sondern auch seine ganze Theorie von der Energie (virtù) als dem Staaten schaffenden und Staaten erhaltenden Princip. Nichts imponirt dem nicht eitlen Menschen so sehr als das Schauspiel einer Geistes-, Character- oder auch nur Körpereigenschaft, die ihm selber abgeht, und Cesare Borgia war in Allem das gerade Gegentheil des florentinischen Gelehrten und Denkers. In allen Leibesübungen Meister, unermüdlichen Körpers und Geistes, vor keiner Gewaltthat zurückschaudernd, immer sich selbst beherrschend, ein Lügner mit eherner Stirne, in höchster Lebensstellung, zum Befehlen geboren und ans Befehlen gewöhnt, ohne eine Spur abstracter und theoretischer Studien oder Ge-

dankengewohnheiten, tapfer, grauſam, düſter in dem Lebensgenuß — wie viel mehr fiel das bei einem Machiavelli ins Gewicht als alle die Vorzüge feinerer Art, die er ſelbſt beſaß oder bei Studiengenoſſen fand!

Auch gründet man mit Herzensgüte, Rückſicht, Zartgefühl keine Staaten, ſondern mit Energie allein und nur an Eines dachte Machiavelli, wenn er nicht ſeiner wiſſenſchaftlichen Erforſchung der Geſetze des geſellſchaftlichen Lebens und der Staatenbildung nachging; dies Eine war die Gründung eines italieniſchen Nationalſtaates, gleich denen, welche jetzt eben in Spanien, Frankreich und England gegründet worden, und um dazu zu gelangen, die Zerſtörung der weltlichen Macht der Päpſte. „Wir haben eine große Verpflichtung gegen die Kirche, ſagt er in den „Discorſi“ mit der ihm eigenen bitteren Ironie, denn wir danken ihr unſeren Ruin; ſie hielt und hält noch immer Italien getheilt; und wahrlich war nie ein Land glücklich und einig, wenn es ſich nicht ganz einem Fürſten oder einer Republik unterwarf, wie es in Frankreich und Spanien geſchehen.“ Ein Nationalſtaat alſo muß vor Allem gegründet werden, was auch andere, wie Guicciardini, zu Gunſten der Kleinſtaaterei und der Decentraliſation ſagen mochten; denn nur ein ſolcher Nationalſtaat könnte das Land von der Fremdherrſchaft befreien, die zum Himmel ſtinkt, wie er Shakeſpeariſch ſagt (ad oguno puzza questo barbaro dominio). Zu dieſem Zwecke ruft er den „Erlöſer“ an, den „vom Himmel Geliebten,“ einen Moſes, einen Theſeus, einen Cyrus; alle „Nationenbefreier,“ deren Aller Sache weniger gerecht war als der Krieg zur Vertreibung der Fremden

und zur Einigung Italiens. Gegenüber einem solchen Zweck kommt die Moral für ihn gar nicht in Betracht: „jeder nothwendige Krieg ist gerecht," ruft er mit Ueberzeugung. Er trennt nicht allein durchweg „das politische Phänomen vom moralischen" und „die Kunst des Staatsmannes von dem individuellen oder privaten Charakter dessen, der sie ausübte," wie Villari sehr richtig bemerkt; er erhob sich nicht nur nicht, um ein anderes Wort seines neuesten Biographen anzuführen, bis zu dem Gedanken, daß das Staatsoberhaupt das Gewissen des Volkes darstellen soll, — er legt überhaupt auf die Moral, wie wir sie begreifen, keinen großen Werth: Achtung des Lebens und des Eigenthums der Mitmenschen, Treue, sei es eheliche, sei es dienstliche, Dankbarkeit, Wahrhaftigkeit, soweit es das praktische Leben angeht, hatten für ihn wie für seine Zeitgenossen theils aufgehört, theils noch nicht angefangen als gebieterische Sittengesetze zu gelten; die mittelalterliche Moral war untergegangen, die moderne war noch nicht begründet. Es war ein Interregnum, während dessen die italienische Menschheit nur zwei Gottheiten anerkannte und verehrte: die Schönheit und die Wahrheit, daher auch eine Zeit der Kunst und der Wissenschaft, die der größte Dichter des Jahrhunderts, Angelo Poliziano, unabsichtlich in einem Worte kennzeichnete, als er an Marsilio Ficino schrieb: „Du suchst das Wahre, ich aber das Schöne in den Schriften der Alten; unsere Werke ergänzen sich wechselweise und sind wie die zwei Theile eines und desselben Ganzen."

Im praktischen Leben ließ man die entfesselten Kräfte der menschlichen Natur sich bekämpfen, wie sie sich im

Thierreich bekämpfen. „Ahmen wir der Natur nach, so önnen wir nicht fehlgehen.“ Wie die Frauen, selbst ie beſten und höchſtgebildeten, von allen menſchlichen Natürlichkeiten unbefangen redeten, wie ſie Macchiavelli's ‚Mandragola“ oder Cardinal Bibbiena's „Calandra“ nhörten, ohne zu erröthen, wie noch eine Margarethe on Navarra, Franz' I. literatenfreundliche Schweſter, Rabelais' unfläthigſte Zoten mit Wohlgefallen las, ſo ewunderten die Männer ganz laut die Liſt und Härte ines Ludwigs XI., die Heuchelei und Gewandtheit eines Ferdinand des Katholiſchen, wenn ſie nur ihren Zweck rreichten. Alle Fürſten und Staatsmänner jener Zeit ıber würden heuzutage als die verabſcheuungswürdigſten Verbrecher gelten und es iſt auch nicht eine einzige Aus= ıahme zu machen: Ferrante von Neapel, Julius II. und Leo X., Lodovico il Moro, ſelbſt Lorenzo der Erlauchte, Heinrich VII. und Heinrich VIII. von England, Karl V., ja auch der „gute“ Ludwig XII. und der „ritterliche“ Franz I., aller kleinen Tyrannen und Demagogen Italiens nicht zu gedenken, handelten auf dieſelbe Weiſe. Und wie der Kannibale keine Gewiſſensbiſſe hat, wenn er ſeine Feinde verzehrt, ſo hatten Fürſten und Staatsmänner jener Zeit keine Ahnung von der Verwerflichkeit ihrer Handlungen: einen unbequemen Nebenbuhler mit Liſt zu fangen, ſich einer durch Gift oder Dolch zu entledigen, einem Bun= desgenoſſen die Treue brechen, galt für nicht ſchlimmer als heutzutage irgend einen parlamentäriſches Manöver, die Coalition feindlicher Fractionen, geheime Gunſtver= prechungen, Eiſenbahnconceſſionen u. ſ. w. Soweit Mac= iavelli auch ſein Zeitalter überragte, ein damals unbe=

kanntes moraliſches Gefühl vermochte auch er nicht zu hegen. Erſt die Reform und damit zuſammenhängend die Neugeſtaltung des Katholicismus erweckten wieder jenes, zeitweiſe vollſtändig verfinſterte, moraliſche Bewußtſein.

Machiavelli kannte nur eine praktiſche Tugend, die virtù κατ' ἐξοχήν, vermöge deren erſt Aſſyrer, dann Meder, Perſer, Griechen, Macedonier, Römer die Welt beherrſcht hätten und welche Italien wiederfinden müſſe; er ſucht ſie im Volke wiederzuerwecken, indem er die Volksbewaffnung in Scharnhorſt's Sinne predigt; er ſucht ſie bei den Mächtigen wachzurufen, indem er ihren Ehrgeiz erweckt. Daß die wahre, dauerhafte Macht, die ſtaatliche wie die individuelle, auf der Sittlichkeit beruht, d. h. auf der Selbſtentäußerung, mit welcher die Einzelnen einem Höheren ſich hingeben, und auf der Mäßigung die ſie ihren Begierden und Leidenſchaften auferlegen wiſſen, daran dachte er nicht, konnte er nicht denken; und hier iſt ſeine Grenze. Kein Denker vor oder nach ihm hat die Natur des geſellſchaftlichen Menſchen und des Staates, wie ſie waren und zum Theil noch ſind, beſſer durchſchaut als Machiavelli; was ſie ſein ſollten und könnten, hat er nicht geſehen.

Iſt aber Machiavelli noch heute in dieſem unſerm modernen Italien, das, theoretiſch wenigſtens, ſo ganz anderen Grundſätzen huldigt, noch ſo populär, ſo iſt's weil Niemand dem italieniſchen Patriotismus eine beredtere Stimme geliehen hat als er, der Patriotismus aber, in Italien mehr noch als in anderen Ländern Europas, das ſtärkſte Gefühl des 19. Jahrhunderts iſt, ein Gefühl,

von dem selbst der Priester mit fortgerissen ist, wie es der Jesuitenpater Curci erst neulich treffend dargethan. „Dies Land scheint dazu bestimmt zu sein, die todten Dinge wieder zu erwecken, wie wir es an der Poesie, der Malerei und der Sculptur sehen," ruft der alte Colonna, in jenem herrlichen Werke über die Kriegskunst, das in der Form an Cicero's de Amicitia und de Senectute erinnert, sie aber an Schwung und Tiefe weit hinter sich läßt; und jene Worte des greisen Kriegers, der die römische Heereseinrichtung wiederhergestellt wissen möchte, wiederholt sich noch heute im Innersten seines Herzens jeder Italiener, zu welcher Partei er auch gehören mag. Mehr als je aber träumten sie in der Zeit, da sie ohnmächtig darniederlagen, von ihrer einstigen Größe, und wie Cosimo Ruccellai's Vater, der, „da er die Tugenden der Alten nicht üben konnte, wenigstens die Bäume pflegte, welche das Alterthum am meisten liebte," — so versenkten sie sich in die Erinnerung ihrer großen Vergangenheit, stets eingedenk, daß Italien es war, welches die drei universellsten Mächte der Weltgeschichte geschaffen: das römische Reich, das römische Recht, die römische Kirche.

In allem diesen fühlt jeder moderne Italiener noch heute wie Macchiavelli; nicht so in der Gleichgültigkeit gegen öffentliche Moral, wo er im Gegentheil eine höchst empfindliche, ja empfindsame Gewissenhaftigkeit, wenn nicht immer übt, so doch stets im Munde führt. Leider theilt er auch in einem anderen Punkte Macchiavelli's Ansichten nicht: Niemand hatte ein stärkeres Staatsgefühl als Macchiavelli, der stets predigte, „man müsse den

besonderen Vortheil dem Staatswohl zum Opfer bringen." Heute gehört es zum Credo des italienischen Liberalismus, das Staatsinteresse für vogelfrei zu erklären, das Einzelinteresse aber unter dem pomphaften Namen der individuellen Freiheit als schrankenlos anzuerkennen. Dahin hat J. Stuarts Mill's Anwendung unbestreitbarer Grundsätze der Nationalökonomie auf die Politik geführt; denn die herrschenden politischen Ideen des heutigen Italiens sind durchaus die des englischen Radicalismus.

So viel für heute. Macchiavelli hat den Reiz der Sphinx; man wird nicht müde, sich mit ihm zu beschäftigen. Was ließe sich nicht noch Alles vom Dichter und vom Geschichtsschreiber sagen, was vom Schriftsteller und dem Patrioten, welche Aussichten auf seine Zeit, den Humanismus, das Alterthum, Religion, Kunst, Wissenschaft, politische und Kirchen-Geschichte eröffnen seine Schriften nicht; aber wir wollen ja zu den hundert Werken über Macchiavelli kein hundertunderstes fügen, wir hätten um so weniger Entschuldigung dafür, als das neueste dieser hundert Werke, das von uns angezeigte Buch Villari's, zugleich das umfassendste, gründlichste und fesselndste von allen ist und ihm wenig oder nichts hinzuzufügen wäre, als ganz individuelle Gedanken, wie sie Macchiavelli immer und immer wieder bei denkenden Lesern anregen wird.

François Rabelais.

I.

Schreiber dieſes iſt in einer ungünſtigen Lage, um
n Rabelais zu reden: er mag ihn nicht recht, und
ch nach wiederholten Verſuchen, ihm näher zu kommen,
t er ihm keinen beſonderen Geſchmack abgewinnen
nen. Ein Bewunderer des Pfarrers von Meudon
irde demnach nicht ſo ganz Unrecht haben, wenn er
in Urtheil perhorrescirte und mir entgegenhielte, daß
eben noch immer nicht hinter den wahren Werth des
ühmten Satirikers gekommen, weil ich ihn nicht verſtehe;
n verſtehe doch nur, was man liebe. Dagegen möchte
nun einerſeits die abſolute Wahrheit dieſes Axioms
Zweifel ziehen, andererſeits auf die Gefahr hin, unbe-
eiden und vordringlich zu erſcheinen, um die Erlaub-
ß bitten, einmal ganz ſubjectiv verfahren, das heißt,
ine perſönlichen Eindrücke mittheilen zu dürfen und
ich zum Vertreter einer ganzen Klaſſe von Leſern auf-
werfen.*)

*) Rabelais, la Renaissance et la Réforme par Emile
ebhart, prof. de litt. étrangère à la Faculté des Lettres de
ancy, Ouvrage couronné par l'Academie française. Paris,
chette 1877. X. 300 S. 8°.

Rabelais et ses oeuvres par Jean Fleury, lecteur en
gue française à l'Université impériale de Saint-Petersbourg.
ris, Didier 1877. Zwei Bände. XX, 456 u. 581 S. 8°.

Das Buch des Herrn Gebhart über Rabelais iſt eines jener
rke, durch welche die Beſſeren unter den franzöſiſchen Facultäts-
feſſoren von Zeit zu Zeit das Publicum an ihre Exiſtenz und

Die Franzosen — wie übrigens die Deutschen auch in ähnlichen Fällen — sind gleich bei der Hand, wenn einer ihrer angesehenen Schriftsteller dem Fremden nicht gefällt, diesem entgegenzuhalten, er verstände ihn eben nicht, dazu müsse man Franzose sein. Nun ist das immerhin schon das Zugeben einer Inferiorität. An einem Homer und Virgil, Dante und Cervantes, Shakespeare und Molière bleibt noch immer sehr viel, selbst wenn die Harmonie und Kraft der Ursprache sich dem Fremden nicht offenbart; der allgemein menschliche Gehalt, der von der Form unabhängige innere Werth müssen doch etwas geringer sein, wenn sie dem nicht mit der Sprache vertrauten Ausländer so ganz unfindbar sind. Ist man aber, wie Schreiber dieses und viele

Existenzberechtigung erinnern zu müssen glauben. Es sind dies meist trefflich angeordnete und componirte Bücher, elegant, aber mit Maaß in der Eleganz, geschrieben, oft von einem kleinen rhetorischen Anklang, der sich dadurch erklärt, daß solche Bücher gewöhnlich aus Vorlesungen hervorgehen und die französischen Facultäts-Vorlesungen einmal wöchentlich vor einem gemischten Publicum gehaltene, „gemeinverständliche Vorträge" zu sein pflegen. Solche Bücher sind fast immer, auch was den Inhalt anlangt, sorgfältig gearbeitet, doch pflegt derselbe meist, was Gedanken und Facten anlangt, nicht durch allzugroße Originalität zu sündigen. Es sind gefällige, zahme, ziemlich erschöpfende Bücher, welche dem Lesepublicum — wie in erster Gestalt dem Hörerpublicum — die Mühe ersparen, Aristophanes oder Lucretius, Dante oder Shakespeare selber zu lesen und ihm doch erlauben sollen, einen Begriff davon zu haben und vorkommenden Falles ein Urtheil darüber auszusprechen. Das scheint auch bei keinem Schriftsteller so gerechtfertigt als bei Rabelais, den die Jugend, die Damen und viele Männer nicht im Stande sind zu lesen, ohne jeden Augenblick auf's Empfindlichste berührt zu werden, wozu dann noch die etwas veraltete Sprache und der in hundert

seiner Landsleute, der französischen Sprache so ziemlich Herr, hat man offenen Sinn auch für das wenigst Deutsche in der französischen Literatur, genießt man mit Lust den derben Regnier wie den feinen Racine, den verständigen Boileau und den schelmischen Lafontaine, hat man vollends für die großen Prosaiker Frankreichs, selbst wenn sie wie Bossuet oder Saint-Evremont dem deutschen Sinne am fernsten stehen, eine aufrichtige, fast allzu ausschließliche Bewunderung, hegt man überhaupt eine ausgesprochene Sympathie für französischen Geist und Geschmack — so muß doch wirklich noch ein tieferer Grund vorhanden sein, wenn man an einem Schriftsteller, in gewisser Hinsicht dem nationalsten Frankreichs, keinen Gefallen finden kann. Und dabei ist es nicht einmal

---

Schnörkeln vermummte Sinn ihre Schwierigkeiten hinzufügen. Hrn. Gebhart's Buch ist eine Preisschrift, und die Akademie, welche den Eloge Rabelais' auszuschreiben gewagt, hätte sich keinen besseren Bewerber wünschen können. Hr. Gebhart hat die erlauchte und delicate Versammlung nicht compromittirt und doch den Gegenstand von allen Seiten beleuchtet, und ohne viel zu moralisiren, die Scrupel wohlerzogener Leser geschont.

Die Schrift zerfällt in drei Abschnitte, deren erster den Menschen, der zweite den Schriftsteller, der dritte das Werk Rabelais' behandelt. Im ersten Abschnitte wird erst, nach Rathery's trefflichen Forschungen, die Lebensgeschichte Rabelais' kurz erzählt und zugleich die Sagen mitgetheilt, die sich sofort im Volksmunde über den „Pfarrer von Meudon" bildeten. Dann zeigt Hr. Gebhart, welcher Art das Verhältniß seines Helden zur Renaissance war, deren künstlerische und ästhetische Seite ihm so ziemlich entging, während er an der wissenschaftlichen Befreiungsthat jener welthistorischen Epoche seinen vollen Antheil hatte. Daß Rabelais wirklich Aristoteliker gewesen, wie Hr. Gebhart behauptet, scheint mir nicht erwiesen. Zur Reformation stellte sich (immer nach Hrn. Gebhart, dessen bezügliche Untersuchungen so scharfsinnig und neu

nothwendig, nur an diejenigen Seiten zu denken, welche einen Labruyère oder Lamartine, die doch wohl Franzosen genug waren um den Schlüssel zu Meister Rabelais zu haben, mehr als streng gegen ihren Landsmann machten.

Der Archaismus der Sprache ist sicherlich nicht das Hinderniß, welches den gebildeten Deutschen abschreckt; kommt ihm doch die Kenntniß des Lateinischen zu Hilfe und pflegt er doch den nicht viel jüngeren Montaigne mit ungestörtem Genusse zu lesen. Was aber die Anspielungen anbelangt, so haben wir ja treffliche Ausgaben mit Anmerkungen, die alles Nothwendige geben, oft viel mehr als das Nothwendige. Auch sind die Anspielungen Rabelais' meist sehr allgemeiner Natur, und obschon er selbst den Lesern in jenem herrlichen Prologe,

als überzeugend erscheinen) Rabelais Anfangs in eine Art Bundesgenossenschaft, wandte sich ihr aber bald wieder ab, um bei dem Gallicanismus stehen zu bleiben. Der zweite Abschnitt bringt wenig Neues, und wir vermissen darin eine Entstehungsgeschichte des Werkes. Hr. Gebhart hätte die Frage nach der Authenticität des 5., erst zehn Jahre nach Rabelais' Tode veröffentlichten Buches gründlicher untersuchen müssen; um so mehr, als er fortwährend dieses 5. Buch citirt, wozu er nach dem Stand der Kritik nicht berechtigt ist. Ebenso nimmt er an, das erste Buch des Pantagruel sei nach dem Gargantua abgefaßt worden, während es literarhistorisch ausgemacht scheint, daß das Gegentheil stattgefunden. Eine solche Behauptung hätte wenigstens erwiesen werden müssen. Das Kapitel über die Sprache und den Styl ist höchst beredt geschrieben; aber es ist rein ästhetisch und bereichert die französische Philologie um Nichts. Was wir über die literarischen Ahnen Frère Jeans' und Panurge's, Grandgousier's und Gargantua's erfahren, ist nach der Natur des Buches — einer akademischen Preisschrift — hinreichend; was über die geistige Nachkommenschaft derselben, namentlich über die Panurge's gesagt wird, ist des Guten fast zu viel; nicht nur Sganarelle und Scapin, Gil

der dem ganzen Werke voraufgeht, dringend anempfiehlt, „d'interprêter a plus hault sens ce que par adventure ils cuidoient dict par gayeté de coeur", so hat man doch längst darauf verzichtet, in Gargantua und Pantagruel Ludwig XII. und Franz I. oder Heinrich von Albret und Anton von Bourbon zu sehen. Wer seine Geschichte der Renaissance gut kennt — und diese Kenntniß ist doch unendlich viel verbreiteter als beispielsweise die der Scholastik und der italienischen Geschichte des dreizehnten Jahrhunderts, welche zum Verständnisse Dante's erfordert wird — der begegnet gewiß bei Rabelais nicht der Schwierigkeit, welche sich ihm bei dem Italiener entgegenstellt, sobald es gilt, die Lehre aufzufinden

che s' asconde
Sotto 'l velame de' versi strani.

Blas und Figaro, sogar der Doctor Pangloß werden zu Urenkeln des Reinecke gemacht; das scheint uns denn doch etwas bei den Haaren herbeigezogen, wie denn auch das ganze letzte Capitel (le groupe de Rabelais) hätte wegbleiben können, wenn es nicht eben zum akademischen Genre gehörte. Fing Hr. Gebhart einmal an, Rabelais mit Aristophanes, Cervantes und Swift zu vergleichen, so hätte er noch hundert andere wie Mendoza, Scarron, Smollet u. A. hereinbringen können. In einer Anmerkung (S. 282—283) entschuldigt er sich, Sterne nicht mit Rabelais verglichen zu haben; seine Entschuldigungsgründe beweisen aber nur, daß im Vicar von Sutton mindestens ebenso viel mit dem Curé de Meudon zu vergleichen gewesen wäre als in Cervantes. Kapitel III des 3. Abschnittes handelt von Rabelais' Erziehungstheorie, der Hr. Gebhart, wie Hr. Fleury, wie früher die Herren Burgaud des Marets und Rathery, vor Allem aber Hr. Arnstädt und anschließend an diesen Hr. A. Réville (Revue des Deux Mondes 15. Oct. 1872) viel zu viel Bedeutung beigemessen haben. Was Hr. Gebhart über Rabelais' Verhältniß in dieser Frage zu

Natürlich, wer von Plato und Aristoteles nichts weiß, als die Namen, und keine Ahnung von dem hat, was Sorbonne oder Parlamente sind, der versteht nicht viel von Rabelais; aber ein solcher Ignorant könnte wohl auch, wenn er Franzose wäre, Maître François nicht sonderlich goutiren; er müßte sich denn, wie es in der That vielfach geschieht, an andere „Schönheiten" seines Autors halten. Diese sind aber gerade derart, die für uns nichts Einladendes hat.

Nicht der letzte Grund unserer Antipathie ist in der That wohl der Ekel, den uns — ich spreche hier immer im Namen einer ganzen Menschenclasse — der unfläthige Schmutz einflößt, mit dem Rabelais alle Zugänge zu seinem großen Werke besudelt hat. Mehr als Einmal

Montaigne, Locke und Rousseau sagt, ist meist dem Buche unseres Landsmannes entlehnt, das er übrigens auch citirt, während er Rathery's Notiz und Ausgabe unerwähnt läßt. Auch hat Hr. Gebhart die Resultate über Arnstädts Forschungen ganz selbständig verwerthet. Wohl gethan hätte er, wenn er von seinem deutschen Vorgänger auch das Kapitel über Fischart benutzt hätte. Es ist mehr als sonderbar, einen ganzen Band über Rabelais zu lesen und kein Wort über seinen deutschen Nachahmer zu finden. — Trotz all' dieser kleinen Ausstellungen bleibt übrigens Hrn. Gebhart's Werk ein sehr lesbares, unterrichtendes und in kleinem Raume ganz erschöpfendes Buch, das ich allen Denen empfohlen haben möchte — und sie sind zahlreich in Deutschland — welche Rabelais selber zu lesen die Geduld nicht haben. Die Wenigen aber, die wohl Lust und Zeit dazu hätten, aber vor der ungeheuren Masse Unrath zurückbebten, den sie zu durchwaten hätten, um zu den Schönheiten und Wahrheiten des „Pantagruel" zu gelangen, empfehle ich recht angelegentlich das zweite Werk, dessen Titel ich oben verzeichnet.

Die Petersburger Universität kann sich zu einem Lector wie Hrn. Fleury Glück wünschen; und ich zweifle, ob viele Professoren

ist es mir vorgekommen, daß die Anführung irgend einer herrlichen Stelle aus dem „Pantagruel" in einem modernen Schriftsteller oder der Anblick von Gustav Doré's Zeichnungen mich verlockte, das Buch, das solche Perlen enthielt, das solch ein Kunstwerk inspiriren konnte,*) noch einmal ernstlich vorzunehmen; aber wo ich es auch anfaßte, sei's beim ersten, sei's beim dritten oder vierten Buche, immer mußte ich nach wenigen Seiten, mir die Nase zuhaltend, in frische Luft flüchten. Ich bin wahrlich nicht zimpferlich und bin der Meinung:

Ein Zötlein in Ehren
Soll' Niemand verwehren.

Nicht allein Falstaff's Witze und Sancho's Incongruitäten, selbst Lafontaine's und Bandello's Nacktheiten

---

der französischen Literatur an den Facultäten Frankreichs im Stande wären, ein wissenschaftlich so gediegenes Werk wie diesen Rabelais zu liefern. Den Kern der ausgezeichneten Arbeit bilden zwölf Kapitel, welche einfach eine eingehende Analyse des Gargantua und Pantagruel geben, und zwar, soweit es für keusche oder einfach appetitliche Ohren erträglich ist, mit Rabelais' eigenen Worten. Die ausgelassenen Stellen, welche natürlich in der Mehrzahl sind, werden resumirt und die angeführten dem Verständniß durch eine discrete Annäherung an das moderne Französisch erleichtert. Die Erklärungen sind in philologischer, wie historischer Hinsicht gleich lobenswerth, denn sie sind vollständig und genau, vor Allem aber erklären sie nicht zu viel. Hr. Fleury,

*) Gustav Doré's Erstlingswerk, die Illustrationen zu Rabelais, ist auch sein später nicht wieder von ihm erreichtes Meisterwerk geblieben. Der damals noch blutjunge und unbekannte Zeichner fand nur mit Mühe einen Verleger, und seine Skizzen erschienen 1854 bei Brye (nicht bei Barré, wie Fleury sagt) auf Löschpapier, überall durchbrochen durch den Druck der anderen Seite. Doch ist seitdem eine neue Ausgabe davon erschienen, welche freilich wieder in anderer Hinsicht zu wünschen läßt.

schüchtern mich nicht ein, obschon sie mit demselben Rechte — oder Unrechte? — wie Rabelais schrieben, „um unter Männern gelesen zu werden" und ich nicht gern die Frauen misse, wenn laut gelesen wird; aber hier ist denn doch auch für manche Männernerven des üblen Geruches zu viel, und man braucht wahrlich keine atlasbeschuhte Dame zu sein, um zu fordern, daß man nicht in Unrath zu treten brauche, wenn man ein vielgepriesenes Denkmal der Vergangenheit bewundern möchte. Nun weiß ich freilich, namentlich seit ich Herrn Jean Fleury's Buch gelesen habe, welches eine ausführliche Analyse des großen Werkes mit langen Citationen und Weglassung alles Anstößigen enthält, wie viel bei Rabelais noch übrig bleibt, wenn dieser Unrath weggeräumt worden, und bin

wie übrigens auch Hr. Gebhart, will nicht in jedem Worte eine Anspielung sehen; er weist die ganze alte Erklärung, wonach die Helden des großen Romans bald Ludwig XII. und Franz I., bald Jean d'Albret und Antoine de Bourbon sein sollten, in's Fabelreich und sieht mit Recht in dem ganzen Werk eine allgemeine Satire gegen die Zeit und ihre vorübergehenden Schwächen, wie gegen die Menschheit und ihre permanenten Schwächen. Er unternimmt z. B. nicht alle fanfreluches antidotées — was übrigens keineswegs antidatées bedeutet, wie Hr. Fleury meint — zu erklären, sondern sieht darin nur Rabelais' Gefallen sich im Allgemeinen über die Astrologen, Weissager u. s. w. seiner Zeit lustig zu machen und sie zu persifflíren. War es aber auch nöthig, uns bei der Gelegenheit zwei Seiten von Nostradamus mit Anwendung auf Napoleon I. und Napoleon III. zu geben? Und damit komme ich auf den, ich hätte fast gesagt einzigen, Fehler dieser Analyse: Hr. Fleury hat sein XVI. Jahrhundert so wohl studirt, daß er in die Manie der damals modischen rapprochemens verfallen ist, die ermüdendste Manie der Welt. Dadurch wird sein Buch doppelt so lang als es nöthig wäre: er citirt uns, mitten in der Analyse, ganze Bruchstücke aus Plutarch,

der Sanitäts-Polizei dankbar dafür; aber es ist doch eben nicht Rabelais mehr, und das Monument verliert nicht nur von seinem Charakter, es verliert auch von seinem Werthe, was eigentlich eine Tautologie sein sollte.

Denn es ist eitel Heuchelei, zu sagen, die Verehrer Rabelais'· nähmen die Unanständigkeiten mit in Kauf um anderer Schönheiten willen. Für die echten Rabelaisianer gilt das „nicht quoique, sondern parceque." Gerade die anstößigen Stellen sind diejenigen, welche sie am besten kennen, am liebsten anführen und nicht mit Unrecht, denn der Alte entwickelt darin eine unglaubliche Genialität und Virtuosität, am aufrichtigsten bewundern. Und da muß denn gesagt werden, was auch Guizot schon an seinen Landsleuten gerügt hat, daß

Lucian, Racine, Fénelon, Saint Simon, Boileau und sogar endlose Seiten von Victor Hugo's schwerfälligem Humor; ja einmal sogar eine ganze Seite des Herrn Perrot über den Werth der Morgenarbeit!

Vielleicht geht auch Hr. Fleury allzuweit in dem Aufsuchen des Planes (de l'enchainement rigoureux) des großen Phantasten; jedenfalls klingt es mehr als sonderbar, wenn er meint — und darauf beruht ja seiner Ansicht nach der ganze Plan und Gehalt des Werkes — die Frage Panurge's nach dem, was ihm in der Ehe bevorstehe, sei die Frage, ob man die Zukunft voraussehen könne; ob es fixe Gesetze in der Natur gebe, welches die Bestimmung des Menschen auf Erden sei u. s. w.? Daran hat Rabelais sicherlich nicht gedacht. Diese Entdeckung des Plans erlaubt ihm denn auch, ohne uns zu überzeugen, die Aechtheit des 5. Buches zu statuiren. Wie dem auch sei, diese Analyse ist als eine Ausgabe Rabelais' zum Gebrauch der Jugend und des schönen Geschlechts zu betrachten; und man ist erstaunt, wie viel künstlerisch und philosophisch Bedeutendes übrig bleibt, wenn man den schmutzigen Mönch so gewaschen vor sich sieht. Der Gelehrte seinerseits, vor Allem aber der Lernbegierige erhält über alle und

wohl in keiner andern Nation so viele Männer hoher Bildung und reifer Jahre sind, welche an der Zote um der Zote willen Gefallen finden, als in Frankreich. Das mag für Solche, welche nicht ganz mit dem französischen Leben vertraut sind, wohl etwas befremdend klingen, da ja keine Nation mehr Geschick im verblümten Ausdrucke und mehr Freude daran an den Tag legt, als gerade der Franzose im Salon, wo ihn der Fremde zumeist sieht. Ist man aber unter Männern und brennt die Cigarre, so kann der Franzose von heute, so gut wie

---

jede Frage, welche die Lectüre Rabelais' anregt, bestimmte, erschöpfende und immer interessante Auskunft.

Der großen Analyse geht ein einleitendes Kapitel über „Rabelais und sein Jahrhundert" und zwei Kapitel Lebensbeschreibung und über die „verschiedenen Schriften" vorauf, erstere ebenfalls nach Rathery; auf die Analyse folgen fünf Kapitel über die „Doctrinen Rabelais" — auch Hr. Fleury macht aus Rabelais keinen Ungläubigen; aber auch er übertreibt die Bedeutung von Rabelais' Erziehungstheorie — über die „Kunst Rabelais", ein Kapitel, das Schreiber dieses leider nicht unterzeichnen könnte, denn er ist nicht im Stande, diese große Kunst zu entdecken; über den „Styl, die Sprache und die Grammatik", das Beste, was meines Wissens noch darüber geschrieben worden, über die „Vorgänger und Nachfolger Rabelais'" und über den „Ruf Rabelais'". In letzterem vermisse ich verschiedene Urtheile deutscher Schriftsteller; ersteres ist ein geistreiches und feines Kapitel Literaturgeschichte, das freilich noch etwas vollständiger sein könnte. Man denke nur, daß auch hier Fischart fehlt oder doch nur im Vorübergehen nach Arnstädt angeführt wird! Die Sprache ist durchgehends einfach, anspruchslos, dabei belebt und geschmackvoll. Eine sehr vollständige und genaue Liste der benutzten Bücher steht an der Spitze des Werkes. Die Druckfehler sind leider sehr zahlreich, oft geradezu sinnstörend; die löschpapierne Ausstattung aber eines deutschen Verlegers von 1825 würdig.

der des sechzehnten Jahrhunderts, für den allein nach Herrn Fleury Rabelais sein Buch geschrieben haben soll, so rabelaisisch werden, daß einem Fremden Hören und Sehen vergeht. Und man sage doch ja nicht, es sei honneter, die Dinge beim Namen zu nennen, als sie witzig zu umschreiben oder durch Anspielung und Zweideutigkeit dem Hörer ein Lächeln abzugewinnen; der Einwand trifft nur scheinbar zu; in Wirklichkeit wird eine unanständige Natürlichkeit dadurch, daß ich einen durchsichtigen Vorhang davor ziehe, ein Spiel des Witzes und verliert somit ihre Materialität; es ist schon eine künstlerische Operation, meinetwegen die niederste, immerhin eine künstlerische. Wohl hatte Sainte-Beuve recht, wenn er zur Zeit seines grünsten Romantismus*) behauptete, „die Prüderie sei etwas Verderbliches in der Literatur, die Kunst heilige und reinige Alles, was sie berühre, selbst die Obscönität;" aber wenn nun die Kunst ausbleibt?

Auch das Reden von Rabelais' Gesundheit in der Derbheit ist nicht recht stichhaltig. Niemand, der den alten Satiriker von mehr als Hörensagen kennt, wird leugnen wollen, daß er eine durchaus gesunde Natur ist, daß in seiner Sinnlichkeit nichts Greisenhaftes, Corruptes ist; ja daß in seinem ganzen Buche nichts vorkommt, das unser moralisches Gefühl in Geschlechtsverhältnissen verletze. Das genügt aber künstlerisch keineswegs, und wir möchten ihm immer zurufen: Seien Sie etwas weniger unverdorben und waschen Sie sich

*) In der Vorrede zu seinem „Tableau de la poésie française au XVIe siècle."

etwas mehr. Freilich wenn die Corruption, die sittliche und die künstlerische, womit ich den Mangel an Naivetät bezeichnet haben will, wenn gar die Mittelmäßigkeit des Talentes auch noch zu dem Mangel an Anstand hinzukäme, wie bei unseren Baudelaire und Stecchetti, dann freilich wäre es noch weniger auszuhalten; aber wenn ein Bibbiena oder Macchiavelli, die sicherlich verderbter waren als Rabelais und in ihren Komödien Abgründe sittlicher Verworfenheit aufthun, von denen der Autor des „Pantagruel" vielleicht nichts ahnt, so haben sie ihre Gegenstände doch durch die Kunst in eine Sphäre gehoben, wo sie uns nicht mehr verletzen, während Rabelais mit Courbet'schem „Realismus", wenn auch mit unvergleichlicher angeborener Genialität, uns so recht absichtlich drunten hält; bei aller Gesundheit und Genialität kann man ja recht vulgär sein. Das aber ist Rabelais, vulgärer selbst als Smollet; er ist „Volk" und fühlt sich „Volk;" wir aber, die Gebildeten des neunzehnten Jahrhunderts — es wäre Affectation, es zu leugnen — sind nicht mehr „Volk." Wir fühlen uns keineswegs wohl im Kuhstall oder in der dumpfigen Schnapskneipe; wir leben in einer gereinigten — wenn auch künstlich gereinigten — Atmosphäre. Vom Volk hat nur das Menschliche, das wir mit ihm gemein haben, ein Interesse für uns, in so fern es unmittelbarer und frischer bei ihm als bei uns, den Gebildeten, immer ein wenig Verbildeten, zu Tage tritt, wir uns selber darin unverdorbener wiedererkennen; das Menschliche, sage ich, aber nicht das Thierische: dies gehört der Naturwissenschaft an; die Kunst läßt

. . . im Staub die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.

Stößt man aber aus Rabelais „jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit" aus, wäscht man den Pfarrer von Meudon — eine wahre Augias-Arbeit und am Ende doch immer eine Mohrenwäsche — so verschwindet eben, wie gesagt, auch der beste Theil dessen, was Rabelais zu Rabelais macht: der Humor und die Poesie, die bei ihm gerade in jenen Religionen am üppigsten und ungezwungensten wuchern. Denn es giebt auch eine Poesie des Schmutzes, wer wollte es leugnen? doch wird es erlaubt sein, zu erklären, daß man zu der Menschen-Kategorie gehört, welche dieselbe nicht goutirt. Ueberschlage ich doch auch die allzu parfümirten Kapitel des „Simplicissimus," wie ich die Straßen vermeide, in welchen gewisse nächtliche Operationen von etwas zu beleidigendem Realismus vor sich gehen.

Uebrigens ist's bei Rabelais noch lange nicht gethan mit dieser Reinigung. Es ist bei ihm auch noch eine solche Masse nicht unreinlichen, aber lästigen Gerölles und Gesträuches über und um den schönen Kern seines Gebäudes angehäuft — denn ein solcher Kern ist unbestreitbar da — daß es die mühseligste und langweiligste Arbeit der Welt ist, durchzudringen. Die Aufzählungen, Wiederholungen, haarspaltenden Schattirungen, eingeschachtelten Parentheſen nehmen so „naupengeheuerliche" Verhältnisse bei ihm an, daß selbst der unerschrockenste Leser davor zurückbeben oder darin stecken bleiben muß. Bald sind's 214 verschiedene Spiele, bald 100 verschiedene Gerichte und Getränke, dann wieder seitenlange

selbsterfundene Genealogien und wahre Rottenfeuer schlechtester Kalauer; oder es werden lange Reden gehalten, die mit unendlichen Citationen gespickt sind — man denke nur an des Advocaten Bridoye unmögliche Gelehrsamkeit oder an die Pyromantie, Hydromantie, Catoptromantie und andere hundert Mantien Her Trippa's, des Astrologen — oder aber es werden einem Menschen, wie beispielsweise dem Hofnarren Franz' I. Triboulet, nicht weniger als 210 Epitheta beigelegt; Quaremesprenant's Anatomie nimmt mehrere Kapitel ein, und die Beschreibung aller Tugenden des Pantagruelion (Hanf's) ist fast noch länger. Solcher athemraubender Listen und Litaneien aber enthält der Roman Hunderte, die natürlich auch von den devotesten Rabelaisianern überschlagen werden, immerhin aber den Weg verlegen. Dergleichen kommt auch bei größeren Schriftstellern vor, aber sie wissen immer Leben und Gliederung in solche Anhäufungen zu bringen, sie in Zusammenhang mit der Erzählung zu setzen, ihnen, indem sie sie in den Mund ihrer Personen legen, eine individuelle Farbe zu geben. Man vergleiche nur Sancho Pansa's und Sganarelles (im „Festin de Pierre") Sprichwörter mit der Reihe von siebzig Idiotismen, mit denen Rabelais gleich am Anfang des erstes Buches die Gewohnheiten des kleinen Gargantua aufzählt und wie dort überall Zusammenhang der Redeweisen unter sich und mit dem Voraus- und Nachhergehenden ist, während hier alle ganz zufällig aufeinandergehäuft sind. Dabei ist auch oft recht viel Geschmacklosigkeit, Schwerfälligkeit oder Puerilität des Witzes, eine ermüdende Pedanterie und Breite

ſelbſt in dem, was nach Streichung von alledem noch übrig bliebe. Ja, auch wenn der redſelige Pfaffe einmal einen guten Witz hat, ſo läßt er ihn ſicherlich nicht los, bis er ihn zu Tode gehetzt, wie den Hirſch im Gleichniß; daraus entſteht denn wiederum bald nach jeder hellen Lache eine unbezwingliche Schläfrigkeit, und da die Fabel als Fabel keinerlei dramatiſche Neugierde, geſchweige denn Spannung hervorbringt, die Perſonen meiſt eitel Abſtractionen ohne alle Individualität ſind, denen wir kein Intereſſe abgewinnen können, ſo wachen wir ſo bald nicht wieder auf.

Wohl ſtoßen wir oft auf herrliche, lebensvolle Schilderungen, tiefe Gedanken, wahre Poeſie, aber auch ſie werden uns immer wieder durch jene Auswüchſe verdorben. Wer wollte die mächtige Genialität des Mannes leugnen? Die ciceronianiſche Cadenz gewiſſer Perioden, namentlich in den Prologen; jenes anmuthige Schaukeln der Sätze mit ihrem Parallelismus der Glieder, der an die attiſchen Redner erinnert; die Kühnheit der ariſtophaniſchen Wortbildung — wo ſie nicht die Grenzen überſchreitet? Denn oft begnügt ſich Rabelais nicht, halbe Zeilen lange Worte zu bilden, ſondern drei Zeilen lange, und zwar unverſtändliche, ſinnloſe, während Ariſtophanes' Compoſita immer einen klaren Sinn darbieten. Wer bewunderte nicht die Rubens'ſchen farbenreichen Bilder, die er vor uns heraufzaubert, ſei es, daß er uns Grandgouſier's Still-Leben vor dem flackernden Kamin (devant un beau, grand et clair feu) ſchildert, ſei es, daß er die Peripetien des großen Sturmes erzählt, in dem Frère Jean ſich ſo muthig-thätig, Panurge ſo furcht-

ſam-erbärmlich, Pantagruel ſo ruhig-vornehm zeigen? Wer wollte nicht zugeben, daß es wenig Scenen von größerer Komik giebt, als die der Trauerfreude Gargantua's über die Geburt ſeines Söhnleins Pantagruel und den Tod ſeiner Frau Badebec, qui était la plus cecy, la plus cela qui fust au monde; daß wenig eindringlichere Satiren geſchrieben worden, als die gegen Pikrochole's Höflinge und Schmeichler; daß neben den allegoriſch allgemeinen Figuren eines Ponokrates, eines Epiſtemon und ſo vieler Anderer die lebensvollen Porträts der, freilich nicht zahlreichen Hauptfiguren, vor Allem Frère Jean's und Panurge's, ſich mit wunderbarem Relief von der Leinwand abheben? Aber alles das iſt zu theuer erkauft! Ein gewiſſes Verhältniß muß doch beſtehen zwiſchen der Mühe und der Zeit, welche das Aufmachen einer Nuß mit allen ihren ſchmutzenden, zähnebrechenden und klebrigen Schalen erfordert, und dem Kerne, der drin ſteckt, oder gar dem Tropfen, den man aus dieſem Kerne gewinnen kann. Und hier ſieht man erſt, was die franzöſiſche Literatur jenem ſiebzehnten Jahrhundert ſchuldet, über deſſen Pedantismus und Akademismus heutzutage ſo viel gejammert wird, gleich als habe es den franzöſiſchen Genius entmannt, während es ihn doch gerade durch Auferlegung einer weiſen Disciplin und eines mäßigen Regimes verhindert hat, ſich durch Ausſchweifungen vor der Zeit zu erſchöpfen, und ſo erſt in den Stand geſetzt, lebensfähige, unſterblichen Lebens fähige Werke zu zeugen.

II.

Das sechzehnte Jahrhundert war auch in Frankreich eine Zeit der Gährung; ja sie hatte mehr als irgendwo sonst den chaotischen Charakter einer Sturm- und Drangperiode. Die Renaissance aber, wie wir sie bei Rabelais und selbst noch bis zu einem gewissen Grade bei Montaigne und Regnier sehen, war, es ist hundertmal gesagt worden, eine Emancipation des Fleisches zugleich und der Vernunft von den Banden der kirchlichen Satzung, welche beide geknechtet hatte. Bei Rabelais nun ist der Ausbruch des befreiten Sklaven am lautesten und scheinbar auch am keckſten; man fühlt sofort, aus ihm spricht nicht nur die Zeit, sondern die eigene persönliche Erfahrung: der Mönch, der unter der Leib und Geist tödtenden Regel des Klosters geschmachtet, den ganzen Abgrund von Ignoranz und Schlechtigkeit ermessen, zu dem der Bruch mit der Natur am Ende hatte führen müssen; man fühlt die Wollust, mit welcher er das Kind mit dem Bade ausschüttet, alle äußeren Conventionen und Traditionen zugleich mit Füßen tritt, wie in wilder Orgie den Sinnen und bis zu einem gewissen Grade auch der Vernunft die Zügel schießen läßt. Keine Autorität ist ihm heilig, sofern sie nicht die Macht hinter sich hat: die Decretalen, welche seinem Geiſte zu gebieten sich vermessen, so wenig wie die Umgangsformen, die seinen Trieben Schranken auferlegen wollen; er freut sich seiner Freiheit wie ein losgelassenes Füllen im Grünen, schlägt Purzelbäume wie der Knabe, der aus der Schule kommt, schneidet Gesichter, streckt die

Zunge heraus, macht unanständige Geberden wie ein Clown auf dem Jahrmarkt; vor Allem aber reizt ihn die verbotene Frucht. Alles will er genießen, bis zur Hefe genießen, und von allen seinen Genüssen will er reden; Alles will er wissen, von Grund aus wissen; Alles aber, was er weiß, muß heraus: ein Faust eben, der Mönch gewesen, anstatt Professor. Daher die unvergleichliche Fülle: er läßt nichts ungesagt, was in ihm gährt, ist eine Welt voll strotzender Kraft. In seinem Roman erscheint die Renaissance wie der bacchische Triumphzug der Natur, die zum Himmel jauchzt, der wilde Siegesgesang des Geistes, der dem Besiegten kein Quartier zu geben droht — nur droht. Vor nichts steht er still: Kunst, Religion, Wissenschaft, alle Wissenschaften, der Staat selber sollten erneuert, zur Quelle, zur Natur zurückgeführt werden. Die Alten leuchteten voran auf diesem Wege, und ihre Leuchte war kein täuschendes Irrlicht. Ihren Spuren folgend, glaubte man Alles ergründen, Alles sich aneignen zu können. Rabelais selber, ein plebejischer Pico della Mirandola, besaß alles Wißbare seiner Zeit — Philosophie, Theologie, Medicin, Philologie, Astronomie, Mechanik, Geschichte, Geographie — und das Alles wollte er zeigen, freute sich daran wie ein Kind. Aber auch der Sinne wollte er sich freuen: nicht mehr hinter den Klostermauern und versteckt, offen vor der ganzen Welt sollten die Gläser klirren, der Wein fließen, die vollbusige Schöne auf seinem Schooße die drallen Arme um seinen feisten Hals schlingen; ein Jordaëns'sches Bild: Was die Natur thut, das ist wohlgethan; sie ist die Unfehl-

bare, und alles Natürliche ist schön. Das sollte bald anders werden.

Wohl setzte das siebzehnte Jahrhundert die geistige Bewegung der Renaissance fort, und mit Bacon und Galilei gab es Newton und Leibnitz die Hand; aber es that es mit Methode, wo das sechzehnte Jahrhundert planlos vorwärts gestürmt war; und die Nothwendigkeit des Gesetzes schien ihm eine so dringende, daß es Alles, auch die Triebe des Menschen, seiner Herrschaft unterwerfen wollte: die Absolutie des Gesetzes, die man staunend im Weltall gefunden hatte, sollte auch die Gesellschaft und das Gewissen des Einzelnen regeln. Ebenso in der Kunst, der Poesie. Molière und Racine reagirten keineswegs gegen die literarische Bewegung des vorigen Jahrhunderts, sie setzten sie fort, gerade wie Descartes und Pascal die wissenschaftliche Bewegung fortsetzten; aber auch sie verfuhren nach Methode, suchten die Autorität wiederherzustellen, frei zu sein unterm Gesetze. Descartes wie Pascal, wie Newton und Leibnitz sind freilich keine Campanella und Giordano Bruno, sie sind aber darum noch keine Scholastiker: sie unterwerfen sich dem positiven Glauben, aber sie lassen sich nicht von ihm hemmen in der Erforschung der Wahrheit. So in der Literatur. Die Alten wurden Autorität, aber man fühlte sich ihnen nur zu freiem Dienste verpflichtet; Maß und Geschmack waren fortan die Gesetze, aber Gesetze, ohne welche die Kunst an Plethora zu Grunde gegangen wäre.

Es heißt die Dinge ganz äußerlich auffassen, wenn man sagt, diese ganze Revolution sei von den Damen,

insbesondere vom Hôtel Rambouillet, ausgegangen, welche jetzt erst zu lesen angefangen und deshalb Decenz gefordert hätten. Ich will gewiß den Einfluß des Hôtel Rambouillet nicht unterschätzen, weil er wie jede Reaction zu weit gegangen ist und durch seine Uebertreibung dann die Satire Molières herausgefordert hat; aber er war doch nur Ein Alliirter unter Hunderten, und er muß auch nicht überschätzt werden. Lange vor der Marquise v. Rambouillet lasen in Italien Isabella von Gonzaga, in Frankreich Margarethe von Navarra und beschützten Poesie und Poeten; doch die Geschichte berichtet nicht, daß sie Decenz forderten. Es ist eine Thatsache, daß, wie Rabelais nicht für die Frauen geschrieben, er sie auch nicht in sein Buch eingeführt (mit Ausnahme von Panurge's Edeldame in Paris); aber das geschah keineswegs aus Schonung für das zarte Geschlecht, sondern weil der Mönch „es weder kannte, noch achtete," wie Herr Fleury selber zugiebt. Aber wäre es ihm auch in den Sinn gekommen, „bei edlen Frauen anzufragen, um zu wissen, was sich ziemte," ich fürchte, die edlen Frauen seiner Zeit und seines Landes hätten ihn weniger gut berichtet, als Eleonore von Este den armen Tasso. Die Revolution, welche den Anstand in die Sitten einführte, drang in Frankreich erst ein halbes Jahrhundert später als in Italien durch; aber sie war hier so wenig wie dort eine Folge der Frauenemancipation, sondern fand bei beiden Geschlechtern zugleich statt. Die Wahrheit ist, man war nachgerade der Zügellosigkeit und Anarchie der Natur ebenso überdrüssig wie der Licenz des Geistes, und so legte man ihr den Zaum

an und suchte sie zu dressiren. Will man sich aber überzeugen, was die französische Literatur dabei gewonnen, was sie dabei eingebüßt hat, so vergleiche man, was Lafontaine, Molière, Racine (in den „Plaideurs“) dem Rabelais entlehnt und was sie aus dem Entlehnten gemacht haben, mit dem, was Rabelais selber gegeben, und dann sage man noch, die Zucht verderbe die Natur! Nicht etwa weil Rabelais wirklich reicher wäre, als Lafontaine, Molière und Racine, finden wir bei ihm einen solchen Ueberfluß an Einfällen und Wortbildungen, an Farben und Arabesken, sondern weil er mit seinem Reichthum nicht hauszuhalten wußte, wie seine Nachfolger. Nicht die poetischen Einfälle machen den großen Dichter, sondern das Festhalten, die poetische Vertiefung, die künstlerische Verwerthung des Einfalls.

Sind aber Rabelais' Conceptionen wirklich so tief und neu, sind sie wirklich mit so viel Kunst dargelegt, als gewisse Bewunderer es uns glauben machen möchten? Was den großen Plan anlangt, so muß ich gestehen, daß der neueste Commentator mich nicht überzeugt hat. Wir wissen fast mit absoluter Sicherheit, daß Rabelais zuerst das Buch des Pantagruel schrieb, welches jetzt die zweite Stelle einnimmt, dann den Gargantua, der eine Art Wiederholuug jenes Buches ist, wenn es auch für gelungener und reicher erklärt werden muß, als das Original. Erst gegen Ende des dritten Buches (des zweiten des Pantagruel) kommt die Rede auf Panurge's Heirath und seine Aussichten, welche nach Herrn Fleury den allegorischen Kern des Ganzen bilden; und erst im vierten Buche fängt die methodische Orakel-Befragung

an. Das vierte Buch ist aber auch das letzte authentische, denn vom fünften sind erwiesenermaßen nur einige Episoden von Rabelais. Der ganze vielgepriesene Plan existirt also im Grunde nur in Einem Buche des Romans, und nicht im poetisch gelungensten. Die Wahrheit ist, daß Rabelais ein Humorist im vollen Sinne des Wortes war — der größte, ich hätte fast gesagt der einzige Humorist der französischen Literatur — und daß er keinen andern Führer kannte, als diesen Humor, die Laune. Der dünne Faden seiner Erzählung wird alle Augenblicke fallen gelassen oder bricht einfach ab; der Dichter bummelt sorglos in den belebten Straßen seiner Zeit herum, tritt heute in einen Laden und schäkert mit dem Ladenmädchen, morgen in eine Kneipe und kneift der Kellnerin in die Wange; dann wieder geht's in eine Bücherei — Gott bewahre uns, mit ihm hineinzugehen; von der Bibliothek St. Victor schenkt er uns keinen Büchertitel — oder aber in einem Hörsaal der Sarbonne, um einer Vorlesung oder einer Disputation beizuwohnen und darüber seine Witze loszulassen, manchmal sogar ins Hospital und die Anatomie, denn der Bummler ist auch Mediciner, und er ist nicht der Mann dazu, mit seinen Kenntnissen hinterm Schild zu halten. Auch in Klöstern, Kirchen, Schlössern spricht der Spaziergänger ein, wenn er gerade daran vorüberkommt; aber daß er ein Programm hätte für seinen Nachmittags-Spaziergang und ein Ziel, das macht man mich nicht glauben, und die Thatsache, daß er zufällig einem Abenteuer oder einem Problem einmal ein paar Tage hinter einander nachgeht, beweist so gut wie gar nichts.

Ist nun dieses Problem wirklich ein so tiefes, als man oft behauptet, und birgt der wörtliche Sinn einen allegorischen? Daß alle die verschiedenen Inselbewohner, bei denen Panurge sich Raths erholt, allegorisch gemeint sind, daran ist kein Zweifel; denn die Allegorie ist so durchsichtig, daß man meist nur die Namen zu übersetzen braucht, um den Schleier zu lüften; daß aber die Frage, welche Panurge an die verschiedenen Orakel stellt, die Frage, ob er Hahnrei werden wird oder nicht, in Wirklichkeit die Frage nach dem Menschengeschicke bedeute, nach der Existenz unumstoßbarer Gesetze, welche auch das Menschengeschick regeln und voraussagen lassen, daran hat Maître François sicherlich nie gedacht. Eher schon ist der endgiltige Bescheid, den Panurge von der „göttlichen Flasche" erhält, und zwar charakteristischerweise in der Muttersprache der Trinker, im Deutschen, erhält — eher schon ist der gute Rath: „Trink!" in allegorischem Sinne gemeint. Zerbrich dir nicht den Kopf über die Zukunft und genieße den Augenblick: Trink! das ist das Wort Rabelais' und der Renaissance, wie Rabelais sie auffaßte — das uralte Wort Sardanapal's. Auch eine so wenig neue Wahrheit darf und kann der Dichter illustriren; aber dann eben so, daß sie, Dank seiner Kunst, neu erscheine, was bei Rabelais nun einmal nicht der Fall ist. Ganz anders ist es mit den anderen Einfällen des Dichters, welche unendlich viel mehr Werth haben, als dieser so laut ausposaunte „Grundgedanke" des Romans. Rabelais hat sich amüsiren wollen auf Kosten der Pedanten, der Pfaffen, der Charlatane, der Weissager, der Höflinge

und Lanzknechte, er hat sich über Scholastik und Astrologie, über Medicin und modische Poesie lustig gemacht und überall den gesunden Menschenverstand vertheidigt gegen verknöcherte Ueberlieferung oder phantastische Schwärmerei; darin liegt seine individuelle wie seine nationale Bedeutung, nicht in tiefen und originellen Gedanken, denn er ist bei aller Extravaganz viel zu sehr Franzose, um an Paradoxen sein Gefallen zu finden oder sich zu erlauben, Gedanken auszusprechen, die als Paradoxe erscheinen könnten.

Auch die berühmte Erziehungs-Theorie Rabelais', der Herr Guizot ein ganzes Capitel und ein Deutscher, Herr Arnstädt, ein ganzes Buch gewidmet, ist im Grunde weder besonders tief, noch irgendwie originell. Es ist einfach, was der gesunde Menschenverstand einem Jeden sagt: nämlich, daß man nicht den Geist auf Kosten des Körpers ausbilden soll, daß Leibesübungen in der Erziehung ebenso nöthig sind, als Geistesübungen, daß man einem wachsenden Knaben Speise und Trank nicht zu knapp bemessen darf; daß man die Zeit wahrnehmen solle und „Ordnung nur lehre Zeit gewinnen;" daß es nicht aufs Wissen, sondern aufs Lernen ankomme; daß das Beobachtungsvermögen und das Gedächtniß zuerst, dann das Nachdenken geübt werden müsse; daß das mechanische Sichaneignen von Kenntnissen keinerlei Werth habe; daß Alles von der Methode abhänge, diese aber auf ein Turnen des Verstandes hinauslaufen müsse; daß die alten Sprachen die besten Instrumente seien, den Verstand daran zu üben, die alten Schriftsteller die größten Lehrmeister, wenn man zur Wahrheit gelangen

wolle u. ſ. w. Das ſind nun doch alles Dinge, die ſich jeder Verſtändige und Freie von ſelbſt ſagt, wenn er über die Frage nachdenkt, und es heißt wirklich von Gargantua's und Pantagruel's Erziehungsplan — wenn er überhaupt für Nichtmillionäre und in Tagen von weniger als 100 Stunden ausführbar wäre — allzuviel ſagen, wenn man behauptet, Rouſſeau, Peſtalozzi, Baſedow und wer nur je über Erziehung geſchrieben, habe hier ſeine Anregung erhalten, hier ſeine Mutter-Ideen geſchöpft. Nein, wenn der Ideenreichthum eines Romanſchreibers nach den in ſeinem Buche niedergelegten allgemeinen Gedanken und nicht vielmehr nach der ganzen Weltauffaſſung, ſowie der Schilderung der Zuſtände, der Perſonen und ihrer Handlungen geſchätzt werden müßte, ſo wäre das Gepäck Rabelais' eben nicht ſo abſonderlich groß. Ja, ſelbſt das Ideal des Lebens, welches dem Pfäfflein vorſchwebt, die Abtei von Thélème, iſt am Ende doch nur ein rechtes Pfaffen-Ideal, ein Schlaraffenland, wo man „thun kann, was man will," zum Beiſpiel ſeine heidniſchen Autoren leſen, ohne Furcht, vom Prior gehänſelt zu werden; nicht gezwungen iſt, um 4 Uhr Morgens aufzuſtehen und halb ausgeſchlafen leere Gebete zu murmeln; wo man tagsüber — o, wie ſympathiſire ich hier von Grund meiner Seele mit Rabelais! — nicht vom ewigen Glockengeläute gepeinigt wird; gut ißt und trinkt, im Nothfall auch ein wenig liebelt (denn es iſt auch ein Nonnenkloſter in Thélème), aber unter der Bedingung, zu heiraten und dann — die Abtei zu verlaſſen. Es handelt ſich weder um ein beſchauliches Einſiedlerleben, noch um ein thätiges Mit-

arbeiten an dem großen Werke der befreienden Wissenschaft, oder an Unterricht und Volksbildung, oder auch nur an Vermehrung des National-Reichthums durch Gewerbe oder Ackerbau. Wer gewisse reiche Klöster Italiens besucht, z. B. die Karthause bei Florenz, wo zwölf reiche Mönche, jeder mit einer kleinen Wohnung von vier Zimmerchen nebst Gärtchen und prachtvoller Aussicht, bedient von Hunderten von armen Brüdern, ihre unfruchtbare Existenz zusammen führten, braucht diese hocharistokratischen Forderungen nur in jedem Sinn zu verzehnfachen, und er wird das Ideal Rabelais' haben: eine Gesellschaft reicher Junggesellen, die von der Stiftung und von dem, was ihre Familien ihnen mitgeben, flott leben, jagen, fischen, schwimmen, Karten und Komödie spielen, auch lesen und studiren, wenn sie gerade Lust dazu haben, umgeben von einem Heer von Schneidern, Schustern, Haarkräuslern, Goldschmieden, Tapezierern, Musikanten und anderen dienstbaren Geistern, das ist das Ideal Rabelais', wie er es aus mittelalterlichen Ueberlieferungen, Reminiscenzen des classischen Alterthums und persönlichen Gewohnheiten zusammengebaut: ein Ideal, an dem aber doch blitzwenig Ideales ist, sei's daß man's mit der wahren Kloster-Idee des Katholicismus, sei's daß man's mit den Träumereien der St. Simonisten und Fourieristen vergleicht, und dies bringt uns auf den letzten Punkt, der zu erwägen wäre.

Ist nämlich so der Ideengehalt des Romans, wenn auch sicherlich nicht ärmlich, so doch auch keineswegs von so überwältigenderem Reichthum, als beispielsweise

der Ideengehalt des „Don Quixote“ oder der Montaigue'schen „Essays,“ so hat andererseits auch die hinter dem Werke stehende Individualität des Verfassers nichts von dem unwiderstehlichen, obgleich so ganz verschiedenartigen Zauber, der Cervante's und Montaigne's Personen umgiebt. Rabelais ist gesund, sagt man, und hat nichts Corruptes an sich, und ich habe die Wahrheit dieser Bemerkung schon zugegeben; aber ich muß auch von dem Menschen wiederholen, was ich von seiner Poesie gesagt: es fehlt ihm durchaus an Noblesse. Die zwei Seelen, die in seiner Brust wohnen, Frère Jean wie Panurge, geben sich in Bezug auf Rohheit wenig heraus, und daß die Beiden zusammen des Pfarrers von Meudon Selbstporträt, von vorne und von der Seite gesehen, ausmachen, daran ist kaum zu zweifeln, wenn man die Liebe sieht, mit der er sie ausmalt: so genau kennt man nur sich selber, und die Art von Schwäche, die Rabelais für die Beiden, namentlich für Panurge hat, sieht ganz aus wie eine Vaterschwäche für den ungerathenen Sohn. Selbst die brutale Weise, in der fast alle practical jokes des Lustigmachers endigen — die Gefoppten büßen meist noch obendrein ihr Leben dabei ein — scheint den guten Papa nicht besonders zu erregen; er meint, das gehört dazu, und hat keine Ahnung, wie solche Tragik Einem die Komik verdirbt. Wie human und fein sind dagegen Shakespeare's derbste Scherze mit Falstaff oder Malvolio! Wie zartfühlend sind selbst ein Lazarillo de Tormes und ein Gil Blas im Vergleich mit diesem ihrem Vetter Panurge! Es versteht sich wohl von selbst, daß ich mit dieser Familien-

Aehnlichkeit zwiſchen Rabelais und ſeinen Perſonen nicht ſagen will, Rabelais habe geſtohlen, gelogen und betrogen wie Panurge, Händel geſucht, geprügelt und gekneipt wie Frère Jean; aber etwas von der polternden Klopffechterei des Einen und der Furchtſamkeit des Andern, der derben Gemüthlichkeit Beider war in ihm. Man verfolge Rabelais' Lebenslauf, man leſe ſein Buch mit Aufmerkſamkeit, und man wird die Züge ſeiner zwei Freunde leicht wiederfinden. Manchmal möchte er dem Ideal, wie er's von weitem ſieht — eben kein hohes Ideal, immerhin ein Ideal — manchmal möchte er Gargantua und Pantagruel nacheifern; aber da regt ſich die Bequemlichkeit und die Luſt am ungeſtörten Lebensgenuß, da regt ſich vor Allem die Furcht, und der Idealiſt wird auf einmal wieder ein recht kluger und umſichtiger Realiſt. Er hat die Kutte abgeworfen, aber ganz aus der Kirche zu ſpringen, wie Dr. Martin Luther, wagt er doch nicht; er läßt ſich eine fette kleine Pfründe geben. Er ſchielt anfangs nach Calvin hinüber, aber unterwegs kehrt er um und küßt dem Papſt den Pantoffel; denn er fühlt ſich nun einmal nicht zum Blutzeugen geboren, er iſt Freidenker jusques au fagot exclusivè. Er geißelt die Großen, ihre Verſchwendung und Willkür, iſt aber recht zufrieden, wenn ihn ein ſolcher Großer und keineswegs der Beſten Einer in ſeine Dienſte nimmt und vor den Folgen ſeiner loſen Zunge ſchützt.

Und es wird ihm leicht, ſo zurückzugehen, weil er im Grunde doch keine recht warmen Ueberzeugungen hat; die Schranke, die er im Ausdrucke nicht kennt, hat er im Grunde ſeiner Seele: Rabelais iſt nicht ganz

reit; in der innerſten Falte ſeines Herzens trägt er
ch die Spuren der Kette, hegt er die Furcht vor neuer
fangenſchaft. Der ſo maßlos Scheinende iſt im Weſent-
ſten eigentlich faſt gemäßigt; er vertritt darin eine
ıze Claſſe ſeiner Landsleute, deren Glaubensbekennt-
; nicht viel über einen gütlichen Vertrag zwiſchen
nvention und geſundem Menſchenverſtand hinausgeht.
hat, wie ſie, eine gewaltige Antipathie gegen Alles,
s nach Metaphyſik ſchmeckt; man hat aus ihm bald
en Peripatetiker, bald einen Akademiker machen wollen,
hrend er doch von Ariſtoteles und Plato nur annahm,
s ihm in ſeinen kleinen eklektiſchen Kram paßte, in
n der einfache liebe Gott der Tradition unbeſtritten
:rſchte. Das Papſtgötzenthum war dem Erfinder des
ıpimanenlandes ein Gräuel; aber ſollte er darum mit
: Kirche brechen, deren höchſte Obrigkeit in Rom ſaß?
ı war der Gallicanismus doch viel bequemer; man
eb Katholik und konnte doch noch Franzoſe bleiben;
ın verlängerte die Kette, ohne ſie zu brechen, wie die
rren Lutheraner. Die Wiſſenſchaft iſt ihm wie vielen
b nicht den ſchlechteſten ſeiner Landsleute ebenfalls
n Prieſterthum im Dienſte der Wahrheit. Rabelais
ſo wenig Forſcher, wie er ein Denker iſt; er iſt ein
:ugieriger (un curieux), der von Allem naſcht, ſich
neswegs bei Halbkenntniſſen oder unbeſtimmtem Wiſſen
ı die Dinge begnügt, ſondern was ſeine Neugierde
zt, auch ganz zu erkennen ſucht; aber nicht, um es
ȝ organiſches Glied einzuordnen in ein wiſſenſchaft-
ȝes Syſtem oder um es als Staffel zu brauchen, um
:itere Sproſſen nach dem Wahrheitsziele zu erklettern,

sondern um es als ein Stück mehr in seiner Raritäten-Sammlung aufzuheben; neun Zehntel der gebildeten Franzosen sind noch heute Collectionneurs und Connaisseurs.

Auch im Staat fand Maître Rabelais nicht Alles zum besten bestellt; aber er kam früh zur Einsicht, daß man dergleichen besser den Leuten überläßt, deren Amt es ist, was ihn nicht hinderte, von Zeit zu Zeit einzusprechen und seinen guten Rath anzubieten, vor Allem aber Alle, die im Amt sitzen, echt französisch für Spitzbuben oder Schwachköpfe zu erklären, factisch aber sie gewähren zu lassen. So kann er sich weder dazu entschließen, das „Weltwirrwesen" zu belachen, noch es zu verachten, noch es zu bekämpfen, noch eine Rolle darin zu übernehmen, noch es einfach zu beschauen und am „farbigen Abglanz" seine Freude zu finden — er möchte gern alles das zugleich thun, und so will ihm keines recht gelingen: es fehlt ihm eben an Charakter und an der Zucht, die den Charakter ersetzt; es bleibt also nur das Temperament, das gesunde, kräftige, überreiche, lebensvolle Temperament. Mit diesem allein, möchte man sagen, hat er sein Werk geschrieben, das strotzt von Leben und Fülle, die des äußern Maßes wie der inneren Seelenwärme entbehrt. Diese Vitalität ist sein großer Werth, diesen — und den historischen Werth als Denkmal des Jahrhunderts — wird es immer behalten; aber das genügt nicht Allen, und wer den höchsten Ausdruck der Renaissance zu kennen wünscht, wird wohl thun, ihn anderswo zu suchen; was er hier findet, ist nur Eine Seite der Renaissance.

In jener schönen Vorrede zum „Gargantua," die Eingange des großen Werkes steht, ruft Rabelais Leser zu: „Habt ihr je einen Hund gesehen, der n markigen Knochen erblickt? Habt ihr ihn gesehen, abt ihr bemerken können, mit welcher Andacht er ihn uert, mit welcher Sorgfalt er ihn überwacht, mit cher Inbrunst er ihn festhält, mit welcher Vorsicht er angreift, mit welcher Liebe er ihn zerbricht und mit chem Fleiß er ihn aussaugt . . . Nach seinem Beile nun sollt ihr klug sein im Spüren, Riechen und ätzen dieser schönen Bücher hohen Fettes (de haulte sse), sollt leicht sein im Geschäft (au prochaz) und im Zugreifen; dann durch wißbegieriges Lesen und ifiges Nachdenken den Knochen zerbrechen und das stantive Mark daraus saugen, mit der sicheren Zusicht, scharfsichtig und muthig bei besagtem Lesen zu den; denn in selbigem werdet ihr ganz andern Genack finden und verborgenere Lehre, welche euch gar e Sacramente und furchtbare Mysterien offenbaren d, sowohl in dem, was unsere Religion, als was den at und die Wirthschaft anlangt." Ich und mit mir le, in deren Namen ich reden zu dürfen glaube, haben unden, daß das „schöne Fett," das zweifelsohne drinnen kt, nicht reichlich, nicht wohlschmeckend, nicht nahrhaft ug ist, um uns die Hände mit dem Knochen zu bemutzen und die Zähne daran auszubeißen. Anderen es unbenommen, anders darüber zu denken.

Torquato Tasso.

„Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht," sagt Leonore von Sanvitale über Florenz, „Ferrara ward durch seine Fürsten groß."

Die echte Fürstenstadt in der That, und die erste: ein Stuttgart, ein Karlsruhe des 15. Jahrhunderts; ein Palast, um den sich eine Stadt baut, wie in Versailles, aber ein Palast, den wuchtige Thore verschließen, hohe dicke Thürme vertheidigen, tiefe Gräben umziehen. Die Idee der modernen Monarchie ist hier unter Gefahren entstanden, ist hier kämpfend gewachsen, hat sich hier trotz mächtiger Feinde zur schönen Blüthe entfaltet; freilich barg die Blüthe auch das Gift und reifte nie zu der Frucht, welche sich anderwärts aus ihr entwickelte, der Frucht des modernen Nationalstaats.

Von allen Fürstenhäusern Italiens war das der Este das einzige, welches alle Bedingungen einer nationalen und legitimen Dynastie in sich vereinigte: es war das älteste aller regierenden Häuser, es war italienischen Ursprungs, es war aus dem Feudaladel hervorgegangen. In allen übrigen monarchischen Staaten Italiens stammten die Fürstenfamilien von fremden Eroberern, bürgerlichen Emporkömmlingen oder glücklichen Abenteurern her; und dieser ihr Ursprung ging meist nicht über das 15. Jahrhundert zurück, d. h. er war zur Zeit der Renaissance noch ein Selbsterlebtes für die meisten Italiener. Alle tragen den Charakter der Tyrannis;

r legitim galten nur die Regierungen des Papſtes,
: überlebenden Republiken und — das Herzogthum
:rrara. Früh hatten die Eſte, ähnlich wie die Cape-
ıger, durch Gewalt und Liſt, Erbſchaft und Heirath,
ugen Geiz und klügere Verſchwendung ihre Macht er-
eitert, ihr Anſehen befeſtigt, die Meinung beſtochen.
on Petrarca bis auf Arioſto, von Guarino dem Huma-
ſten bis auf Guarini den Dichter, von Bojardo bis
ıf Bembo hatten die ausgewählten Geiſter dieſes Jahr-
ınderts ſich an der Sonne von Ferrara erwärmt, ihren
lanz geprieſen. Auch das Verhältniß des dienenden
)els zum Fürſten war hier ſchon hundert Jahre vor
ıſſo ein ganz ausgebildetes. So ward der kleine Hof
n Ferrara erſt das Vorbild aller übrigen Höfe Italiens;
nn empfing Madrid mittelbar, über Neapel, den Ein-
ıß und ſuchte das ſpaniſche Ideal nationaler und reli-
öſer Einheit mittelſt der in Italien ausgebildeten
rganiſation zu verwirklichen. In St. Germain und
:rſailles wird nun dieſes monarchiſche Ideal, deſſen
eſen ſpaniſch, deſſen Geſtalt italieniſch iſt, ein ſelbſt-
wußtes, durchdachtes, das man ſyſtematiſch durchzu-
)ren unternimmt. Nur hier gelingt es ganz; die
berſetzungen in's Engliſche und Deutſche, welche Karl II.
d Königin Anna, Friedrich I. und Auguſt der Starke,
lche hundert andere verſuchen, bleiben hinter dem
:iginal zurück, obſchon in allen noch die Familienähn-
)keit mit den Ahnen in Ferrara lebt. Der größte
:chter der neuen Zeit ſchaut die letzte Blüthe der dem
ıtergang geweihten Flora; er entwirft ein Bild davon,
s treuer und lebendiger nicht gedacht werden konnte,

und giebt ihm die heimische Erde von Ferrara zum Schauplatz: ich meine Goethe und seinen Tasso.

Man ist wohl davon zurückgekommen, Goethe Mangel an historischem Sinn vorzuwerfen; allein man ist noch nicht dazu gelangt, ihn als den deutschen Dichter anzuerkennen, der mehr als alle andern den rückwärts gekehrten Seherblick des Historikers besaß. Kaum in Götz und Egmont aber ist die klare historische Anschauung und objective Wiedergabe wunderbarer als in Tasso. „Trägt der Dichter nicht die ganze Menschheit mit allen ihren Verhältnissen in seiner Brust?“ fragt Klinger's Dichter auf des Weltmanns Zweifel an seinem Verständniß des öffentlichen Lebens, und wer hätte sie vollständiger in sich getragen als Goethe? Man hat gesagt, er habe Weimar mit italienischen Namen geschildert: das ist nur insofern wahr, als eben in Weimar das Wesen des ferraresischen Hofes noch einmal auflebte; die ganze Gestalt dieses Lebens aber gehört Italien, gehört dem 16. Jahrhundert an. Nicht allein das Kostüm, die zufälligen Thatsachen, die vertheilten Rollen, die Zeichnung der ganzen politischen Lage der Halbinsel sind von seltener historischer Genauigkeit, (man denke nur an Antonio's Schilderung des römischen Treibens) auch die Gefühle und Gedanken sind die eines Jahrhunderts, wo die Kunst die höchste, Alles durchdringende Thätigkeit ist, einer Nation, in der aufbrausende Leidenschaftlichkeit und reizbarste Empfindlichkeit stets mit natürlicher Anmuth und stillschweigender Anerkennung der gezogenen Gesellschaftslinien wie des gegebenen Glaubens Hand in Hand gehn: ja der ganze Sigisbeismus des folgenden Jahrhunderts

ist schon in seinem edelsten Kerne hier im Voraus angedeutet. Wenn das Alles nicht den schärfsten Sinn bekundet für die Geschichte und was sie bewegt, so wüßte ich wahrlich nicht zu verstehen, was man unter Geschichte verstanden wissen will.

Als Torquato Tasso, ein einundzwanzigjähriger Jüngling (1565), an den Hof von Ferrara kam, war dieser schon in seiner Nachblüthe. Die Sitten waren milder, als zur Zeit Ariost's; die Hand fuhr nicht mehr so rasch nach dem Dolche; die feine, wie die grobe Zote, an der sich noch des ersten Alfonso's Schwester, die geistreiche Isabella Gonzaga und ihr geistlicher Bruder, Cardinal Hippolyt, so gerne erfreut, wäre von den Schwestern Alfonso's II., Lucrezien und vornehmlich Eleonoren, nicht mehr geduldet, geschweige denn genossen worden; die gesetzgeberische Thätigkeit der Akademien hatte schon begonnen und ihre Wirkung auf Sprache, auf Gedanken nicht verfehlt. Auch in geistlichen Dingen verstand man keinen Spaß mehr, wie zu den Zeiten Messer Lodovico's; Reform und Tridentinum hatten bitteren Ernst in die Religion gebracht; die Macht des Fürsten endlich war eine unumschränktere geworden, seit die letzten Reste des Vasallenthums unterdrückt waren; selbst die Willkür- und Gewaltthat des Monarchen — und Alfonso II. ließ es an solchen nicht fehlen — nahm den Charakter der Gesetzlichkeit an: eine gefällige Justiz räumte die Unbequemen weg, welche ein Jahrhundert früher vom Bravo aus der Welt geschafft wurden.

In solchen Zuständen war Nichts, das Tasso hätte verletzen können. Sohn eines alten Höflings und von

reinſtem Adel, brachte er die zwei erſten Erforderniſſe zum ehrenvollen Hofdienſte mit auf die Welt. Eine ſorgfältige, durchaus claſſiſche Bildung hätte es ihm möglich gemacht, den erſten Platz in der ſtrengſten Akademie einzunehmen. Von enthuſiaſtiſcher Frömmigkeit, war er doch der alten Kirche durchaus treu, und, keineswegs zum Grübeln über ihre Satzungen aufgelegt, brauchte er das Loos Renatens von Frankreich nicht zu befürchten, welche weder das Andenken des mächtigen Vaters, noch das des Gatten vor der Verbannung durch den eigenen Sohn ſchützte, da ſie der neuen Lehre huldigte. Eine hochgeſpannte Natur, welche Liebe und Freundſchaft gleich der Dichtkunſt nur als reine hohe Flamme zu empfinden vermochte, fühlte ſich der junge Taſſo in Geſellſchaft der ſchon reifen Lucretia und der kränkelnden Eleonore, der „Schülerin des Plato," in einer Region, wo alles Gemeine ſchwand; anerkennungsbedürftig ſchlürfte er hier den vollen Becher feinſten und berauſchendſten Lobes, kredenzt von zarteſten Händen. Und doch ging er zu Grunde. Das Ausſchlaggebende für das Glück des Menſchen iſt eben weder Geiſt, nicht einmal immer der Charakter, noch weniger die Umſtände, ſondern das Temperament. Und furchtbar hatte das Geſchick den armen Taſſo heimgeſucht. Welches auch das Unrecht Alfonſo's geweſen ſein mag — und es war groß — wie viel auch die Höflinge und Nebenbuhler am Dichter verbrochen haben mögen: die letzte Urſache ſeines furchtbaren Schickſals war ſein Temperament. Auch Arioſto hatte mit Neidern zu thun, auch er diente einem unzuverläſſigen Fürſten; auch er

liebte die Freiheit; aber er wußte, wo und wie man sie genießt, als er sich jenes bescheidene Häuschen baute, das an Goethe's Gartenwohnung gemahnt:

Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non Sordida,
parta meo sed tamen aere domus.

Auch Leonardo da Vinci, der Goethe des 15. Jahrhunderts, wußte Fürstengunst und Freiheit des Sinnes mit einander zu vereinen, Tasso's Herdernatur wäre überall unglücklich gewesen. Er wird uns darum nicht minder rühren: die Selbstverschuldung des Unglücks ist ja eher ein Grund mehr zum Mitleiden in den Augen derer, die im Wesen des Menschen sein Verhängniß erblicken: aber einsehen muß man, daß das Unglück selbstverschuldet ist, damit man nicht ungerecht werde gegen die Umgebung des Unglücklichen. Goethe hat ihn uns Allen vertraut gemacht, uns gelehrt ihn zu bedauern, zu lieben, zu bewundern. Die Dichtkunst keines Volkes bietet ein Bildniß von so entsprechender Aehnlichkeit und Individualität bei so allgemeiner Gültigkeit: und es wäre mehr als dreist, neben ein solches Gemälde noch eine magere Handzeichnung stellen zu wollen, die doch ihr Bestes von dort entlehnen müßte. Nur über die Menschen und Dinge, welche vor und nach jener von Goethe zum Vorwurf genommenen Krise in Tasso's Leben eingriffen, dürften wenige Worte am Platze sein, welche in die Geschichte jener Spätrenaissance und in den italienischen Charakter einige Ausblicke eröffnen.*)

*) Die historische Literatur Neuitaliens ist reich an Monographien und Documentensammlungen, welche von gelehrten Forschern für gelehrte Forscher bestimmt sind; reich auch an erneuerten

wie verſchieden iſt ſie von den gelehrten Damen Bologna's, den prachtliebenden Courtiſanen von Rom, den vornehmen Prinzeſſinnen von Ferrara, den etwas hausbackenen Florentinerinnen. Eines indeß hat auch ſie mit allen Frauen der Zeit gemein: die tiefe und ausgedehnte Bildung, welche nie der weiblichen Anmuth den geringſten Eintrag thut. Dagegen treten die Scheu vor allem geſellſchaftlichen Treiben, der Sinn für Haus und Familie, die ſchwärmeriſche Auffaſſung der Mutterpflichten, die wir bei Portia finden, wie es in der Natur ſolcher Tugenden liegt, ſeltener zu Tage; ſie ſind darum nicht minder italieniſch; ja ein gewiſſer Idealismus der Keuſchheit, der von der Convention ganz unabhängig iſt, und den uns Shakeſpeare's Imogen ſo reizend verkörpert,

---

Es iſt nicht leicht, dieſer Jugend, von welcher der Verfaſſer des vorliegenden Werks ein ſehr charakteriſtiſches Exemplar iſt, ganz gerecht zu werden. (Torquato Tasso e la Vita italiana nel Secolo XVI di Pier Leopoldo Cecchi.) Es iſt ſo viel guter Wille da, ſo redliche Geſinnung, ſo ſchöne Illuſionen, dabei ſo treffliche Kenntniſſe und ſo viel Fleiß, daß man gerne nur loben möchte, wäre nicht eben jener Grundfehler der Jugend, der das Alles verhinderte, den rechten Ausdruck zu treffen. Nun ſagt das Sprichwort allerdings, jenen Fehler lege man alle Tage ab, und das Sprichwort möchte recht haben, wenn die Jugend nur die Tage ruhig wollte gewähren laſſen. Das thut ſie aber nicht und wir haben mehr als Einen gekannt, der noch in ſeinem fünfzigſten Jahre in jenem Sinne jung geblieben war. Nichts aber befeſtigt den Menſchen mehr in der Jugend als das frühe Hervortreten in die Oeffentlichkeit. Wer die Welt ganz erfahrungs- und vorausſetzungslos mit zwanzig Jahren abgeurtheilt, tritt nicht ſo leicht wieder aus dem Geſichtskreiſe heraus, aus dem er jene Urtheile gefällt: denn das geſchriebene Wort bindet den Schreiber nicht nur dem Publicum, es bindet ihn auch ſich ſelber gegenüber. Ich möchte jedem talentvollen jungen Manne, der den Beruf zum



ver er hat, was
wußtsein seiner
fühl für Kunst=
er ist vor Allem
enschen vom Ende
und hier liegt der
nd 1480. Die Re=
on den Banden des
n sittlichen, je nach der
ser Freiheit das Lieb=
es Menschen in gleicher
Der Masse der Menschen
heit der Starken an Geist
nahmen sie die alte Arbeit

indlichkeit desselben; man geißelt
Heftigkeit, wie man früher seine
chkeit streichelte; das Ich aber bleibt
und die Welt steht diesem Ich noch
wie vormals, da sie noch voll guter
war; alle menschlichen Handlungen
einfachen Beweggründe; gewisse Men=
und Aristocraten, sind noch immer der
keit; Glück und Unglück hat nicht auf=
älliges zu sein; Staatseinrichtungen sind
le alles Guten und Schlechten, das die
ie Abstractionen des Jugendgeistes sind noch
calitäten. Wie sehr dieser Jugendgeist aber
der Worte steht, bemerkt er selbst natür=

Naivetät der Weltbetrachtung nun gesellt sich
gewisse vordringliche Naivetät des Persönlichen,
rend und schön sein mag, den Leser aber durch=
t. Die Herren scheinen eben zu glauben, das
bstinsceneſetzens gelte nicht nur für den lyrischen

reinstem Adel, brachte er die zwei ersten Erfordernisse zum ehrenvollen Hofdienste mit auf die Welt. Eine sorgfältige, durchaus classische Bildung hätte es ihm möglich gemacht, den ersten Platz in der strengsten Akademie einzunehmen. Von enthusiastischer Frömmigkeit, war er doch der alten Kirche durchaus treu, und, keineswegs zum Grübeln über ihre Satzungen aufgelegt, brauchte er das Loos Renatens von Frankreich nicht zu befürchten, welche weder das Andenken des mächtigen Vaters, noch das des Gatten vor der Verbannung durch den eigenen Sohn schützte, da sie der neuen Lehre huldigte. Eine hochgespannte Natur, welche Liebe und Freundschaft gleich der Dichtkunst nur als reine hohe Flamme zu empfinden vermochte, fühlte sich der junge Tasso in Gesellschaft der schon reifen Lucretia und der kränkelnden Eleonore, der „Schülerin des Plato," in einer Region, wo alles Gemeine schwand; anerkennungsbedürftig schlürfte er hier den vollen Becher feinsten und berauschendsten Lobes, kredenzt von zartesten Händen. Und doch ging er zu Grunde. Das Ausschlaggebende für das Glück des Menschen ist eben weder Geist, nicht einmal immer der Charakter, noch weniger die Umstände, sondern das Temperament. Und furchtbar hatte das Geschick den armen Tasso heimgesucht. Welches auch das Unrecht Alfonso's gewesen sein mag — und es war groß — wie viel auch die Höflinge und Nebenbuhler am Dichter verbrochen haben mögen: die letzte Ursache seines furchtbaren Schicksals war sein Temperament. Auch Ariosto hatte mit Neidern zu thun, auch er diente einem unzuverlässigen Fürsten; auch er

uch sie unterbinden wollte, und rettete so die reine flamme des von keiner weltlichen Rücksicht gebundenen, ur dem Befehle der Wahrheit gehorchenden, nur die rkenntniß der Natur verfolgenden Menschengeistes: alilei reicht Newton die Leuchte, die er von Kopernikus halten: vitai lampada tradunt. Für alle die aber, elche nicht der Wissenschaft dienen und doch ihre Perönlichkeit nicht aufgeben wollen, gilt es nun, ihre Kraft n den Banden des Gesetzes, oft des irrationellsten, zu ethätigen; es gilt für den Staatsmann zu zeigen, daß r auch ohne Gewalt und unter Achtung der Verträge ie ihm gestellte Aufgabe, die Macht und Größe seines Staates zu erweitern, erfüllen kann; für den Priester uch unter der Last starren Dogmatismus die Innigkeit

fehlt und erst durch ein Abkratzen des Frühangelernten und durch ein Vertiefen des Gedankens wiedererlangt wird. Interessirten ich die Leutchen etwas lebhafter für die Dinge, so würden sie nicht so viel mit sich selber beschäftigt sein; und hörte ihre Selbstbeschäftigung wenigstens nicht gerade da auf, wo sie fruchtar werden könnte, d. h. an dem Punkte, wo die Wirkung nach ußen nicht mehr mit in Betracht kommt, so würde uns auch re Persönlichkeit zu interessiren anfangen.

Uebrigens bleibt die Kindlichkeit nicht bei der Anschauungseise und der Vordringlichkeit des Ichleins stehen, sondern spricht h auch im Ausdruck aus, wodurch dann alle diese Werke — ich hme auch sehr berühmte Novellen und Theaterstücke nicht aus uns immer als gute Primanerarbeiten erscheinen, welchen der ehrer eine lobende Censur nicht verweigern kann. Das Publicum er, das kein Lehrer ist, hat das Recht, sich zu wundern, wenn nge Leute, die so intim mit Machiavelli's Discursen und asso's Briefen, mit Manzoni's Verlobten und Leopardi's Diagen zu sein vorgeben, daraus so gar nicht gelernt haben, worf es im Schriftstellern ankömmt, wie wir denn auch im Vaterande der Kunst täglich Bilder, Statuen und Gebäude entstehen

Italien ist das Land, das 16. Jahrhundert die Zeit der Gegensätze. Neben würdelosester Servilität begegnet man auf Schritt und Tritt selbst heute noch dem empfindlichen Ehrgefühl eines Bernardo Tasso, der auch nicht eine Gunst annimmt, die er nicht zurückzahlen könnte, stolz wie ein spanischer Hidalgo unter seinen Lumpen — muß er doch manchmal den Morgen über im Bette bleiben, um sein einziges Paar Strümpfe selbst zu flicken — und gleich Horatio

„ . . . so gut vermischt,
Daß er Fortunen nie zur Pfeife diente,
Den Ton zu spielen, den ihr Finger griff."

So Bernardo's Weib, die schöne Portia, fast noch ein Kind, als sie dem Fünfzigjährigen die Hand reicht;

Variationen über die anerkannten nationalen Größen des Mittelalters und der Renaissance, einer Gattung von rhetorischen Ergüssen, die heutzutage, selbst im Vaterlande der Akademien, nur noch von den Autoren selber gelesen werden; arm aber ist in Italien die historische Literatur der Gegenwart an durchgearbeiteten Werken, welche dem gebildeten Leser Vortheil und Unterhaltung zugleich bieten. Nehmen wir Villari's „Savonarola" und Gino Capponi's „Geschichte der florentinischen Republik" aus, so bleibt uns so gut wie Nichts aus den achtzehn ersten Lebensjahren des Königreichs; denn Comparetti's ausgezeichnetes, ebenso anregendes, als belehrendes Werk über „Virgil im Mittelalter" gehört schon nicht mehr der eigentlichen historischen Literatur an und Amari's „Sicilianische Vesper", Ricotti's „Compagnie di Ventura" wurden schon in den vierziger Jahren veröffentlicht. Ja auch Villari und vollends G. Capponi gehören ganz der voreinheitlichen Zeit an oder verdanken derselben ihre Bildung. Der Nachwuchs aber, der es versucht, jene Lücke auszufüllen, legt hier, wie in allen anderen Literaturgebieten, leider eine Unreife an den Tag, die uns seine wohlgemeinten Erzeugnisse etwas schwer genießbar macht.

wie verſchieden iſt ſie von den gelehrten Damen Bologna's, den prachtliebenden Courtiſanen von Rom, den vornehmen Prinzeſſinnen von Ferrara, den etwas hausbackenen Florentinerinnen. Eines indeß hat auch ſie mit allen Frauen der Zeit gemein: die tiefe und ausgedehnte Bildung, welche nie der weiblichen Anmuth den geringſten Eintrag thut. Dagegen treten die Scheu vor allem geſellſchaftlichen Treiben, der Sinn für Haus und Familie, die ſchwärmeriſche Auffaſſung der Mutterpflichten, die wir bei Portia finden, wie es in der Natur ſolcher Tugenden liegt, ſeltener zu Tage; ſie ſind darum nicht minder italieniſch; ja ein gewiſſer Idealismus der Keuſchheit, der von der Convention ganz unabhängig iſt, und den uns Shakeſpeare's Imogen ſo reizend verkörpert,

Es iſt nicht leicht, dieſer Jugend, von welcher der Verfaſſer des vorliegenden Werks ein ſehr charakteriſtiſches Exemplar iſt, ganz gerecht zu werden. (Torquato Tasso e la Vita italiana nel Secolo XVI di Pier Leopoldo Cecchi.) Es iſt ſo viel guter Wille da, ſo redliche Geſinnung, ſo ſchöne Illuſionen, dabei ſo treffliche Kenntniſſe und ſo viel Fleiß, daß man gerne nur loben möchte, wäre nicht eben jener Grundfehler der Jugend, der das Alles verhinderte, den rechten Ausdruck zu treffen. Nun ſagt das Sprichwort allerdings, jenen Fehler lege man alle Tage ab, und das Sprichwort möchte recht haben, wenn die Jugend nur die Tage ruhig wollte gewähren laſſen. Das thut ſie aber nicht und wir haben mehr als Einen gekannt, der noch in ſeinem fünfzigſten Jahre in jenem Sinne jung geblieben war. Nichts aber befeſtigt den Menſchen mehr in der Jugend als das frühe Hervortreten in die Oeffentlichkeit. Wer die Welt ganz erfahrungs- und vorausſetzungslos mit zwanzig Jahren abgeurtheilt, tritt nicht ſo leicht wieder aus dem Geſichtskreiſe heraus, aus dem er jene Urtheile gefällt: denn das geſchriebene Wort bindet den Schreiber nicht nur dem Publicum, es bindet ihn auch ſich ſelber gegenüber. Ich möchte jedem talentvollen jungen Manne, der den Beruf zum

wird vielleicht nirgends öfter angetroffen als in dem Lande, dessen Weiber nicht mit Unrecht als die leidenschaftlich-sinnlichsten dargestellt werden; und er behält hier auch in der Ehe ein mädchenhaftanmuthiges Wesen, daß bei den transalpinischen Frauen mit dem Gürtel und dem Schleier meist zu verschwinden pflegt. Das Eigenthümliche des italienischen Charakters ist eben immer die unverwüstliche Natürlichkeit und Anmuth bei höchster Civilisation, oft sogar bis in die Corruption hinein.

Am auffallendsten vereinigt Alfonso II., als ein rechter Vertreter seiner Zeit, die schroffsten Widersprüche in sich. Obschon bezähmt, lebt doch auch in ihm die Bestie noch, deren Losbrechen die Tage der ersten Renaissance mit solchem Schrecken erfüllt hatte. Manch-

Schriftsteller in sich fühlt, wünschen, daß er doch ja vor seinem fünfunddreißigsten Jahre keinen Verleger fände, während im Gegentheil der zum Handeln berufene Mensch, und das Genie wo und wie es sich auch immer bethätigen möge, wohl nie zu früh zum Thun und Schaffen kommen können. Ein talentvoller Mensch, der einen guten Schatz von eigenen Gedanken und Eindrücken, Welt- und Bücherkenntniß angesammelt, dazu seinen Geist wie seine Feder gehörig geschult hat, kann, nach einer schweigsamen Jugend, ungestraft sogar ein Vielschreiber werden: er wird sich schon nicht so bald ausschreiben. Wer aber sein Getreide schon grün verzehrt, dem bleibt nichts für den Sommer.

Bessere Belege für diesen meinen guten Rath könnte ich nirgends finden, als in der italienischen Literatur der letzten zwanzig Jahre. Roman und Schauspiel, wie Geschichte und Kritik kommen hier nicht aus der „Jugendeselei" heraus, die der größte Dichter des Jahrhunderts als seinen einstigen Zustand bezeichnet hat, in der aber Niemand weniger verharrte als er; die Leutchen hier dagegen fahren munter fort, mit vierzig Jahren zu denken und zu schreiben, wie sie mit zwanzig Jahren dachten und schrieben; nur der Ton wechselt. An die Stelle der Empfindsamkeit

mal erinnert er an die Borgia selber; aber er hat, was die Borgia nicht hatten: ein hohes Bewußtsein seiner Pflichten als Herrscher, ein feines Gefühl für Kunstschönheit, Sinn für Maß im Luxus; er ist vor Allem schon viel conventioneller als die Menschen vom Ende des vorhergehenden Jahrhunderts und hier liegt der Haupt-Unterschied zwischen 1580 und 1480. Die Renaissance war eine Befreiung von den Banden des Mittelalters, den geistigen wie den sittlichen, je nach der Natur eines Jeden kam in dieser Freiheit das Lieblichste und das Furchtbarste des Menschen in gleicher Naivetät an's Sonnenlicht. Der Masse der Menschen aber bangte vor dieser Freiheit der Starken an Geist oder Charakter; und sachte nahmen sie die alte Arbeit

---

des lieben Ich tritt die Empfindlichkeit desselben; man geißelt seine Gegner mit Filelfo'scher Heftigkeit, wie man früher seine Freunde mit Gleim'scher Zärtlichkeit streichelte; das Ich aber bleibt doch immer die Hauptperson, und die Welt steht diesem Ich noch eben so allgemein gegenüber wie vormals, da sie noch voll guter Karle und böser Heinriche war; alle menschlichen Handlungen haben noch dieselben ganz einfachen Beweggründe; gewisse Menschenclassen, wie Pfaffen und Aristocraten, sind noch immer der Inbegriff aller Schlechtigkeit; Glück und Unglück hat nicht aufgehört, etwas ganz Zufälliges zu sein; Staatseinrichtungen sind mehr als je die Quelle alles Guten und Schlechten, das die Nationen befällt; und die Abstractionen des Jugendgeistes sind noch immer die einzigen Realitäten. Wie sehr dieser Jugendgeist aber unter der Herrschaft der Worte steht, bemerkt er selbst natürlich nicht.

Zu alle dieser Naivetät der Weltbetrachtung nun gesellt sich oft noch gar eine gewisse vordringliche Naivetät des Persönlichen, welche ja recht rührend und schön sein mag, den Leser aber durchaus nichts angeht. Die Herren scheinen eben zu glauben, das Recht des Sichselbstinsceneſetzens gelte nicht nur für den lyrischen

wieder auf, das alte unsichtbare und doch so feste Gespinnst, mit dem die Schwachen die Starken umspinnen, und welches so recht eigentlich die Arbeit und der Zweck aller Civilisation ist: ganz leise wurden die positiven Satzungen der Religion wieder hergestellt und durch eine straffere Organisation ihrer Dienerschaft in Sicherheit gebracht; ganz leise knüpfte der Staat seine augenblicklich gelockerten und zerrissenen Fäden wieder fester zusammen, richtete die Gesellschaft ihre zeitweilig umgeworfenen Wälle wieder auf; ganz leise ward Kunst und Poesie wieder unter Regeln und Gesetze gebannt, die sie strenger binden sollten, als die ritualistischen Fesseln des Mittelalters. Nur die Wissenschaft entging der gewandten und schlauen Hand der Convention, die

Dichter, dessen Object freilich immer sein eigenes Subject sein darf, sondern auch für den Geschichtschreiber und den Gelehrten. Hier z. B. bringt der junge Verfasser ganz unverblümt in der Widmung an zwei Professoren nicht nur seine Gefühle der Dankbarkeit gegen die Lehrer, sondern auch seine eigene Jugendgeschichte, seine Familie, seine Commilitonen vor das Publicum. Viel öfter aber geschieht's, daß die hoffnungsvollen Schriftsteller, weniger unmittelbar, dergleichen Persönliches in den Werken selber und zwar kaum verdeckt einführen, so daß der Leser gleich erfährt, mit welch' trefflichem Sohne, Bruder oder Ehegatten er zu thun hat; man denkt an gewisse Genrebilder neuesten Styles, in denen es dem Maler auch mehr um das Darthun seines Familiensinnes als um ein freies Wiederschaffen der Natur zu thun ist. Vielleicht dürfen oder müssen wir in dieser Kindlichkeit und Sentimentalität solcher jungen Italiener eine Reaction gegen die Sittenverderbniß früherer Zeiten, einen Widerstand gegen den vielfach noch herrschenden Skepticismus der Landsleute sehen, und wir würden es gern thun, wenn die Empfindsamkeit nicht eben ganz epidermaler Beschaffenheit wäre und all' dieser Naivetät denn doch die wahre Unmittelbarkeit fehlte, wie sie heutzutage der Jugend oft

) sie unterbinden wollte, und rettete so die reine mme des von keiner weltlichen Rücksicht gebundenen, dem Befehle der Wahrheit gehorchenden, nur die enntniß der Natur verfolgenden Menschengeistes: ilei reicht Newton die Leuchte, die er von Kopernikus lten: vitai lampada tradunt. Für alle die aber, he nicht der Wissenschaft dienen und doch ihre Per- ichkeit nicht aufgeben wollen, gilt es nun, ihre Kraft den Banden des Gesetzes, oft des irrationellsten, zu ätigen; es gilt für den Staatsmann zu zeigen, daß uch ohne Gewalt und unter Achtung der Verträge ihm gestellte Aufgabe, die Macht und Größe seines ates zu erweitern, erfüllen kann; für den Priester) unter der Last starren Dogmatismus die Innigkeit

und erst durch ein Abkratzen des Frühangelernten und durch Vertiefen des Gedankens wiedererlangt wird. Interessirten die Leutchen etwas lebhafter für die Dinge, so würden sie so viel mit sich selber beschäftigt sein; und hörte ihre stbeschäftigung wenigstens nicht gerade da auf, wo sie fruchtwerden könnte, d. h. an dem Punkte, wo die Wirkung nach en nicht mehr mit in Betracht kommt, so würde uns auch Persönlichkeit zu interessiren anfangen.

Uebrigens bleibt die Kindlichkeit nicht bei der Anschauungs- und der Vordringlichkeit des Ichleins stehen, sondern spricht auch im Ausdruck aus, wodurch dann alle diese Werke — ich e auch sehr berühmte Novellen und Theaterstücke nicht aus hs immer als gute Primanerarbeiten erscheinen, welchen der er eine lobende Censur nicht verweigern kann. Das Publicum , das kein Lehrer ist, hat das Recht, sich zu wundern, wenn e Leute, die so intim mit Macchiavelli's Discursen und o's Briefen, mit Manzoni's Verlobten und Leopardi's Dia- zu sein vorgeben, daraus so gar nicht gelernt haben, wor- es im Schriftstellern ankömmt, wie wir denn auch im Vater- e der Kunst täglich Bilder, Statuen und Gebäude entstehen

des Glaubens und die Milde des Thuns zu bewahren; für den Künstler, für den Dichter sich den Formen anzubequemen, die ihm mit Recht oder Unrecht eine despotische Gesetzgebung auferlegt, wie der Mensch fortan die Aufgabe hat, in seinen gesellschaftlichen Beziehungen sich die reine Menschlichkeit zu wahren, ohne gegen die Sitte zu verstoßen. „Denn das Gesetz nur kann uns Freiheit geben."

Es ist das Tragische und Charakteristische in Tasso, daß er, der im Staate, in der Religion, in der Dichtkunst vor Allem, das Gesetz so unbedingt anerkannte, sich ihm so unbedingt unterwarf, dem gesellschaftlichen Gesetze sich nicht unterzuordnen vermochte. Nie fällt es ihm ein, weder an dem Rechte des fürstlichen Absolu-

sehen müssen, deren Urheber ebensogut in Chicago hätten aufwachsen können als am Arno oder Tiber: so spurlos ist das sie stets umgebende Schauspiel des Höchsten, was Malerei, Sculptur und Baukunst hervorgebracht, an ihnen vorübergegangen. In der Schreibart der neuen Schule nun herrscht vor Allem jener Mißbrauch des unbestimmten Adjectivum und jene Rhetorik nichtssagender Abstractionen, welche stets die sichersten Kennzeichen des verfallenen, nicht einmal des verfallenden Styles sind. Wie gesagt, ist unser junger Autor durchaus nicht der Einzige, noch der Schlimmste dieser modernen Stylkünstler und ich führe ihn nur an, weil mir gerade seine Schrift, deren Gegenstand zu interessiren versprach, unter die Hände gekommen und weil seine Manier die so Vieler ist: da ist Portia, die Mutter Torquato Tasso's, die könnte Figur am Hofe machen; aber es ist ihr nicht darum zu thun: „Ihre Freude ist das Haus, der Gatte; ihr glühender Wunsch, Kinder zu bekommen, um die unendlichen Freuden der Familie zu genießen." Auch der Vater Bernardo genießt — und zwar im selben Satze — „die unsagbaren Freuden dieses Kindes," seine alte Seele verjüngt sich und, wenn er, der Hofdichter, von seiner Frau spricht, wird er „einfach, wie das Herz des

tismus zu zweifeln, noch an den Satzungen der Kirche zu rütteln; correcter, classischer, akademischer war wohl kein großer Dichter mit Ausnahme Racine's; und wie herrlich gelang es ihm, in diesen Grenzen sein ganzes Genie zu entfalten. Scheint es doch, als habe er durch diese engen Schranken mehr gewonnen als verloren. Wie klar und durchsichtig ist sein Satzbau, der jede Inversion verschmäht, wie tadellos die Versification, die doch nie dem Reime und dem Tonfall zu liebe dem Gedanken ein Opfer auferlegt; wie keusch, fast nüchtern ist sein Ausdruck: gegen die Kühnheit Dante's gehalten, meint man fast Virgil neben Homer zu lesen; und doch welche Macht des Affects, welche Kraft der Erscheinung weiß der Dichter mit diesen anscheinend so verbrauchten

Weibes, ideal wie dessen liebender Blick," und sieht der Alte den zukünftigen großen Mann in seinem Söhnchen, weil es der Mutter nachschlägt, so ist das „eine wahre Intuition, weil geliefert vom Herzen einer tugendhaften Frau!" Die Worte Intuition, Ideal, Syntheſe, Aequation, Factor, Exponent, mit dem Zubehör vom Ewigen, Schönen, Göttlichen sind die Hauptingredienzien dieser neuen nämlich philosophisch sein sollenden Rhetorik, in welcher leider der über Frankreich vermittelte deutsche Einfluß nicht verkannt werden darf.

Der deutsche Gedanke, die deutsche Gründlichkeit, die deutsche Wissenschaft genießen in der That in den romanischen Ländern eines sagenhaften Ansehens und trägt nur Etwas die deutsche Fabrikmarke, so ist man schon überzeugt, ohne weiter viel zu prüfen, etwas wunderbar Solides in Händen zu haben. Und da wir leider ebenfalls eine große Anzahl von Schriftstellern haben, die mehr mit volltönenden Worten als gediegenen Gedanken handeln, so meint man nur allzuoft, auch hier müsse doch ein Begriff bei den Worten sein." In Frankreich bildet wenigstens die angeborene Antipathie für alles Unklare immer noch ein heilsames Gegengewicht; auch läßt sich der Franzose nie so ganz über-

Mitteln hervorzubringen: er braucht sich eben den Ausdruck nicht erst zu schaffen, wie Homer und Dante, und er vermißt sich nicht, eine neue Sprache sich zu schaffen, wo eine fertige Sprache zu seinen Diensten ist: nur Dichter des Verfalls glauben im Ausdruck innoviren zu müssen, eben weil sie die ihnen abgehende Originalität durch eine erzwungene zu ersetzen das Bedürfniß fühlen.

Neben diese Correctheit der Werke Tasso's halte man die Abenteuerlichkeit seines Lebens. Der frühreife Knabe, der mit sieben Jahren einer der Ersten in der obersten Classe des Jesuitengymnasiums zu Neapel war, muß schon zehnjährig Schwester und Mutter verlassen; er ist zwölf Jahre alt, als er diese verliert, und nun beginnt das unstäte Wandern sein Leben lang, von

rumpeln, wie der Italiener, den gewisse fremde „Berühmtheiten" vollständig verblüffen.

Bei dem Studium der fremden Literaturen nämlich ist, wie es nicht wohl anders erwartet werden darf, der dem Italiener eigenthümliche Mangel an Sinn für Verhältniß und Perspective, welcher ihn den Namen eines Verdi im selben Athem mit dem eines Cherubini aussprechen läßt und dem Archäologen Canina eine Grabstätte in Santa Croce, neben Michelangelo und Galilei bereitet, noch viel auffallender, wenn auch erklärlicher, als in seinen eigenen Dingen. So ein junger Italiener spricht euch von gewiß sehr anerkennenswerthen Männern, wie die „illustri" M . . . und L . . . genau wie er von Augustin Thierry und Ranke reden könnte. Von seinen ausländischen Vorbildern nun, unter denen der Hauptschuldige an dieser ganzen Rhetorik, Edgar Quinet, natürlich einen hervorragenden Platz einnimmt, hat der Italiener neuer Schule nicht nur die Gewohnheit wesenloser Worte, sondern auch die des Ausfüllens und Ausmalens angenommen, welche den Ton des Romans und zwar des schlechten Romans in die Sprache der Geschichte einführen möchte und leider oft wirklich einführt. So meint der brave Jüngling, dessen Büchlein

Rom, wo sein Vater Dienste genommen, nach dessen **Vaterstadt** Bergamo, von Bergamo an den Hof des **Herzogs** von Urbino, dessen Erstgeborener sein Spiel**gefährte** wird, von Urbino nach Venedig; dann als **Student** nach Padua, wo er fünfzehnjährig sein großes **Heldengedicht** Rinaldo veröffentlichte. Von Padua geht's an die Universität Bologna und von da zurück nach **Padua**, dann zum ersten Male an den Hof von Ferrara, an den von Paris und Fontainebleau und wiederum nach Ferrara. Hier bleibt er am längsten; denn er lebt eigentlich voll nur im Frauenumgang, und hier hat er jede Art desselben wie Goethe in Weimar; und auch er läßt sich's nicht entgehen, bei aller hohen Liebe für Eleonoren mit allen anmuthigen Hoffräuleins zu

uns den Anlaß zu diesem Erguſſe der Ungeduld giebt und der offenbar fürchtet, besagtes Büchlein könne zu mager ausfallen, er müſſe uns beweisen, daß sein Held Torquato Taſſo wirklich ein berühmter Mann sei, der es verdiene, daß man von ihm rede, und braucht vier volle Seiten dazu; in der Lebensbeschreibung selber aber ist er gut genug uns immer zu sagen, was „wohl" die Gefühle seiner Personen in jeder Lage gewesen sein mögen, ja er glaubt sogar, uns seine Vermuthung mittheilen zu müſſen, Torquato „werde in den Windeln wohl wie alle Kinder gewesen sein; verwundert beim Anblick der Welt, wird er sie erstaunt angesehen haben; den Küſſen, den tausend Gesten der in ihn verliebten Mama (sic!) wird er mit der Beredtsamkeit der Bewegungen geantwortet haben, welche immer voll hoher Bedeutung für die Eltern sind. Porzia nährte ihn selber und lehrte ihn mit ihrem Lächeln die unsagbare Melodie der Liebe verstehen." Als Taſſo Eleonoren zum ersten Male erblickt, „fühlt er sich gerührt von jenem, ich weiß nicht was, welches jedes innere Gefühl aufregt, das Gesicht in Bläſſe färbt, die Augen niederschlagen und seufzen macht. Leonore muß es bemerkt haben; sie wird es für Schüchternheit gehalten haben; doch ist's unmöglich,

„miſeln," um den Weimarer Kunſtausdruck zu gebrauchen. Das Unglück will nur, daß er ſeine hohe Liebe allzuhoch, bis auf die Stufen des Thrones, bringt und raſche Gegenliebe fordert. Was Wunder, wenn der Boden auch hier bald zu heiß für ihn wird und es ihn auch in Ferrara nicht recht mehr duldete; wiederholt geht er nach Venedig und Padua, flüchtet endlich zu ſeiner Schweſter nach Sorrento; hält's aber auch hier nicht lange aus, kehrt bald, wie der Schmetterling, zur Flamme von Ferrara zurück. Von neuem verſengt, entflieht er von neuem, diesmal weniger weit, erſt nach Urbino, dann nach Turin; von dort ausgeliefert, wird er auf Alfonſo's Befehl in's Hoſpital gebracht, wo er jetzt endlich ſieben Jahre lang gezwungene Ruhe haben ſollte.

---

daß ſie nicht etwas Ungewohntes und Unbegreifliches empfand. Alles wird man verbergen können, außer dem ſtillſchweigenden Worte, welches aus dem Herzen kommt und zum Herzen niederſteigt." Als der berauſchte Torquato ſein Ferrara in den Himmel hebt, „wird wohl auch Bernardo, ſich Illuſionen hingebend, ausgerufen haben: Glücklich Du, der Du im Eden lebſt, um raſch in's Empyreum zu fliegen!" Und ſo Seiten lang immer im Futurum, wie die Erzählung immer im Präſens iſt: das ehrliche ſchlichte Perfectum und Imperfectum unſerer Väter iſt ja längſt aus der Mode.

Ich wiederhole es, der junge Mann, der dieſes Buch geſchrieben hat, beſitzt ſchöne und genaue Kenntniſſe und er hat Talent. Selbſt Kenner des 16. Jahrhunderts werden viel Neues bei ihm lernen, das Alte von überall her mit Fleiß zuſammengeſtellt finden, wenn auch mit viel unnützen phraſeologiſchem Beiwerk ausgeſtattet. Seine Porträts wie ſeine Schilderungen von Zuſtänden, wo er ſie nicht allzuſehr ausführt (z. B. das Porträt Bernardo Taſſo's, das Franz Maria's von Urbino, das Alfonſo's II., die Schilderung der Univerſität Padua) ſind ſehr gelungen; allein es fehlt dem Verfaſſer an Geſchmack, an Klarheit,

Taſſo war vierunddreißig Jahre alt, als die furchtre Zeit für ihn begann, wo nunmehr der Geiſt tt des Körpers die irre Wanderung fortſetzen ſollte. ch nach Cecchi's Unterſuchungen bleibt das wahre otiv der Verfolgung Taſſo's unklar. Mit einer einhen Tyrannenlaune erklärt ſich die Handlungsweiſe s einſt ſo vom Dichter eingenommenen Fürſten nicht. ſt möglich, daß er ihn dem Medici, mit dem er fallen, nicht gönnte, ſeine bitterböſe Satire fürchtete hrſcheinlicher, daß er den oft Geſtörten wirklich für hnſinnig hielt, daß er vielleicht fürchtete, er möchte n ſelber in einem ſolchen Anfalle nach dem Leben chten. Jene Zeit aber kannte keine andere Behandng des Wahnſinns, als die Haft. Uebrigens darf auch ſe nicht nach dem furchtbaren Verließe beurtheilt rden, das man in Ferrara dem Reiſenden als den rker Taſſo's zeigt — the cave which is my lair, ie Byron ſingt. Daß Taſſo in einem ſolchen, faſt ſt- und lichtloſen, Raume keine Freunde hätte em-

---

1 Maß, er müßte lernen nur dann zu ſchreiben, wenn er wirklich ne Idee, einen Eindruck, eine Thatſache zu melden hat, Nichts ehr, als dieſe Ideen, Eindrücke und Thatſachen, ſie aber einfach nd ſchmucklos, in dem Gewande mitzutheilen, das ſie am bemmteſten hervortreten ließe und ſie endlich ſo zu ordnen, daß an dem Gange der Gedanken und Ereigniſſe leicht folgen könne. ollte er noch dazu die Urtheile über den Werth oder Unwerth r Perſonen und Dinge dem Leſer überlaſſen, ſo würde er, anſtatt es ſchwerlesbaren Buches von 300 Seiten, einen Eſſay von Seiten geliefert haben, der ſo lehrreich als angenehm geweſen re und er wäre der Gefahr entgangen, als Specimen einer nzen Gattung herhalten zu müſſen, während er doch im Grunde es Zeng in ſich hat, um über dieſer Gattung zu ſtehen.

pfangen, keine neuen und alten Bücher lesen, nicht unzählige Briefe empfangen und schreiben, noch seine Dialoge und seine polemischen Schriften gegen die Crusca verfassen können, liegt auf der Hand; und da kein Zweifel sein kann, daß er die sieben Jahre seiner Haft im Spital von Santa Anna zubrachte, so steht es frei, an andere Räume dieses großen Krankenhauses zu denken; jedenfalls muß man sich das Gefängniß des Dichters nicht wie die administrativen Casernengefängnisse und Irrenhäuser von heute vorstellen.

Als er endlich, man kann sagen auf die Fürsprache Italiens, aus der langen Haft entlassen wird, fängt das rastlose Reisen von neuem an. Kaum ist irgend ein Mensch unserer Eisenbahnzeit so viel unterwegs gewesen, als Tasso zu Fuß, zu Pferd, zu Schiff, immer fast ganz mittellos. Unausgesetzt wandert er neun Jahre lang von Ferrara nach Bergamo, dann wieder nach Ancona und Loreto, nach Rom, nach Neapel. Kaum glaubt man ihn in Florenz auf dem lieblichen Hügel von Montoliveto glücklich eingerichtet, so ist er auch schon wieder in Rom. Hier eröffnet sich ihm eine Aussicht auf dauernde Stellung, aber in der Furcht, sich zu binden, eilt er nach Mantua und so geht's bis an sein Ende; wohl sieben Mal pilgert er in den letzten Jahren von Rom nach Neapel, von Neapel nach Rom. Hier wartet seiner die höchste, schönste Ehre, die er sein Leben über geträumt: wie Petrarca soll er gekrönt werden auf dem Capitol. Da bricht er endlich zusammen, noch ehe seine Hand den ersehnten Kranz berühren kann. Jeder Reisende kennt das reizende Klostergärtchen von San Ono-

frio, wo sein gehetzter Körper, sein rastloses Gemüth endlich die Ruhe fanden. Nur der Tod konnte diese wilde Seele bändigen, die nicht Reichthum und Ehre, nicht Armuth noch Strafe, nicht Liebe noch Freundschaft hatten zähmen können: die Freiheit, die Tasso suchte, ist nicht von dieser Welt, und den, der ohne diese Freiheit nicht leben kann, zermalmt die Welt langsam aber sicher mit ihrem unwiderstehlichen Räderwerk. Wohl ihm und wohl der Menschheit, daß der Dichter zuweilen dem furchtbar ungleichen Kampfe entging und in die friedlichen Regionen seiner geträumten Welt flüchtete, aus der er uns jene süßen Gesänge zurückbrachte, welche die Ohren und die Gemüther der Menschen beglücken werden, so lange jene noch dem Wohllaut der Sprache, diese noch der Zartheit des Gefühles zugänglich sind.

John Milton.

Die Mitte des 17. Jahrhunderts war die Zeit, in der unter heftigen Wehen der moderne Engländer geboren wurde, wie sich der Nationalcharakter und die Weltanschauung des Italieners in der ersten Hälfte des 16., die des Franzosen am Anfange des 17. Jahrhunderts, die des Deutschen zwischen 1775 und 1825 unterm sich kreuzenden Doppelstrome unserer klassischen Literatur und der Befreiungskriege, dauernd festgesetzt haben. Nicht

als ob jede dieser vier Nationen nicht auch vorher schon eine bestimmte Physiognomie und eine bestimmte Lebensbetrachtung besessen hätten; aber in den bezeichneten Epochen ist eine gänzliche Umwälzung darin vorgegangen: die Grundzüge sind wohl geblieben, aber die ganze Richtung ist verändert worden. Man denke an das Italien Pulci's und Lorenzo's und vergleiche es mit dem Italien Tasso's und Alfonso's II.; man frage sich, ob ein Franzose von 1877 in seinen politischen, religiösen und sittlichen Begriffen nicht mehr mit seinem Vorfahren von 1650 gemein hat, als dieser mit seinem eignen Vater, der vielleicht noch die Religionskriege unter Heinrich IV. mitgemacht hatte; man vergegenwärtige sich, was den Deutschen noch zur Zeit Francke's, ja Klopstock's bewegte und wie er heute zu Religion und Staat steht.

Nirgends aber war diese Umwälzung tiefer als bei der englischen Nation. Das heitere Altengland der elisabethischen Zeit war wie weggeschwemmt nach der „großen Rebellion und der ruhmreichen Revolution". Noch heute gilt dem rechten Engländer das Theater als eine Erfindung des Satans. Kaum daß man sich heute noch vorstellen kann, daß Shakespeare wirklich ein Engländer gewesen. Heinen wunderte das bekanntlich noch mehr als seinen Hamburger Freund die fatale Thatsache, daß unser Heiland ein Jude war. Und es ist nicht zu leugnen, die englische Revolution mag dem Staate und dem „zoon politikon" sehr förderlich gewesen sein, der Kunst und dem Menschen war sie's nicht. Der Engländer ist starrer, enger, unliebenswürdiger daraus hervorgegangen. Die englische Religion, deren charakteri-

ische Eigenschaft die Langweiligkeit ist, hat auch ihrem
kenner etwas von dieser ihrer Eigenschaft mitgetheilt.
er Puritanismus hat nicht nur die dem anglikanischen
rotestantismus des 16. Jahrhunderts völlig unbekannte
euchelei in die freie, wahrheitsliebende Nation eingeführt;
hat auch den falschen Begriff eingebürgert, der Shake-
eare's Zeit ganz fremd war, daß der Ernst (earnest)
s ganze Leben durchziehen müsse, während es doch
nderte von Verhältnissen giebt, in denen er geradezu
m Uebel ist und über die nur die Heiterkeit und der
ichtsinn hinaushelfen. Ist ja doch in einem Sinne die
nze menschliche Existenz auf letzteren gegründet, ohne
n undenkbar: wer möchte nur eine Stunde weiter leben,
s Leben genießen und handelnd ins Leben eingreifen,
enn er nicht den Tod vergäße, der ihn und seine
ebsten stündlich ereilen, alle seine Unternehmungen ver-
eln kann, wenn er nicht vor Allem die Augen vor
n Leiden, dem Elend, den Sorgen verschlösse, welche
ausgesetzt und überall, nicht allein die Mitmenschen,
ndern auch alle fühlenden Wesen foltern? Der heil-
me, fruchtbringende Ernst ist gerade das Gegen-
eil vom unterschiedslosen Gewohnheitsernst; er besteht
rin, Nichts leichtsinnig zu unternehmen, ganz und
t voller Seele bei dem zu sein, was man unter-
mmen, dabei die höchsten Anforderungen an sich zu
llen; keineswegs aber immer an Tod, Sünde und
iden zu denken.

Dabei ist noch überdies der englische Ernst immer
ürrisch und hart: ihm liegt ja nicht das Mitleiden,
ndern das Pflichtgefühl zu Grunde. Selbst die Schön-

heitsbedürftigen unter den Engländern, welche, wie Laud unter Karl I. oder Dr. Puſey unter Königin Victoria, die Religion gern auch den Sinnen gefälliger und einſchmeichelnder machen möchten, gehen immer mit einer gewiſſen verſtändigen und methodiſchen Härte zu Wege, die wieder ihr ganzes Unternehmen verdirbt. Denn Alles tritt bei der Nation ſofort in den Verſtand und wird vom Willen ergriffen: das reine, willenloſe Anſchauen eines Shakeſpeare iſt ihr durchaus fremd, ja unverſtändlich geworden; daher auch die ganz äußerliche rubrikenhafte oder aber ſtofflich-utilitariſche Art ihrer Kunſtauffaſſung, welche einen armen Italienbewohner, ſo ſagt man, bisweilen ſchier zur Verzweiflung bringen kann. Ueberhaupt darf man vielleicht ſagen, daß der Proteſtantismus, ſelbſt unſer reicherer lutheriſcher, den Verſtand wohl emancipire, den Charakter ſtähle, aber auch oft den künſtleriſchen Sinn erſticke, ja ſogar manchmal das Gemüth — die Charitas — verdörre, recht im Gegentheil vom Katholicismus, wenigſtens dem nichtjeſuitiſchen, der ſo recht die liebenswürdigen Tugenden und Untugenden der menſchlichen Natur, freilich meiſt auf Koſten für's thätige Leben wichtigerer Thätigkeiten, fördert und entwickelt. Am ſchlimmſten aber von allen Proteſtantismen iſt in der Hinſicht der engliſche: ich ſage der engliſche, als ob's nur einen Proteſtantismus in England gäbe. Der Puritanismus hat eben allen Secten des Inſelreiches, ſelbſt der hochkirchlichen, ſeinen herben und traurigen Charakter aufgedrückt.

An Niemand hat dieſe trockenſte aller Religionen, welche im 17. Jahrhundert dort zur Herrſchaft kam, mehr

rbrochen als an Milton, dem Dichter.[1]) Seine ganze ildung war noch die der Renaissance gewesen. Er selbst ar in seiner Jugend von seltener Vorurtheilslosigkeit nd Unabhängigkeit des Geistes, jedem Eindruck offen, neigt jede Form anzunehmen und gewandt in ihrer ehandlung: bald sollte es sich zeigen, nur allzu zugäng- ch den Strömungen der Zeit. Das Alterthum, die rade damals zu ihrem großen Aufschwung ansetzende aturwissenschaft, Italien hatten seine Jugend begeistert; n Spenser und Shakespeare hatte er sich gelabt und rangebildet. Wenn er sich auch schon als Jüngling mit ner gewissen mädchenhaften Hoheit und Reinheit von

[1]) Milton und seine Zeit von Alfred Stern. Erster heil 1608—1649. Leipzig 1877. Duncker und Humblot. Ein and von XIV und 848 S.

Wie der Titel besagt, haben wir es hier eigentlich mit zwei erken zu thun, deren eines das Leben und die Werke Milton's, s andre die Geschichte seiner Zeit erzählt. Beide sind gleich rgfältig gearbeitet; aber der literarische Werth leider ist darum ch keineswegs derselbe. Wo Herr Stern die Entstehung und n Fortgang der „großen Rebellion" darstellt, darf er sich mit n ersten Meistern heutiger Geschichtsschreibung messen: er fesselt s, indem er uns belehrt, und wir haben überall das Gefühl, ß wir auf festen Boden treten. Wo er dagegen die Privat- rhältnisse Milton's, dessen persönliche Beziehungen und Studien, lebnisse und Werke schildert, ist es uns oft recht schwer ihm zu gen und trotz, ich dürfte wohl auch sagen wegen, der Masse s angehäuften Materials, gelangen wir zu keinem recht klaren ld der Menschen und der Dinge. Die natürliche Anlage und s damit verbunden zu sein pflegt, die Neigung des Schrift- llers, welche ihn mehr auf's Allgemeine als auf's Besondere der Geschichte hinweisen, in der Geschichte ihm aber das Poli- che näher legen als das Literarische und Psychologische, mögen bei im Spiele sein; der Hauptgrund dieser Verschiedenheit

dem etwas wüsten Treiben der lärmenden Universitätsgenossen abwandte, so nahm diese Sittenstrenge doch noch nicht das rauhe Gewand an, das sie später trug. „Ich bestärkte mich," sagt er selber, „in der Ansicht, daß wer es nicht vergeblich unternehmen will, hohe Dinge würdig zu besingen, selbst vorher ein wahres Gedicht sein müsse, d. h. ein harmonisches Urbild der besten und rühmlichsten Züge." Aber an Plato's Idealismus suchte sich damals sein Geist zu diesem hohen Ziele zu erheben; sein Dichtersinn gefiel sich in den hellen Bildern des Hellenenthums und liebte es, dessen Gestalten heraufzubeschwören; seine Jugendgedichte bewegen sich noch ganz in den sinnlich-

scheint mir jedoch in der Methode zu liegen: Herr Stern hat sich in der Lebensbeschreibung Miltons als Quellenforscher zeigen wollen, in der Darstellung der öffentlichen Ereignisse hat er keinen Anspruch der Art erhoben, obschon derselbe ganz ebenso gerechtfertigt gewesen wäre. So hat er sich denn hier, nach langen, eingehenden Studien und vollständiger Durchdringung seines Gegenstandes, einfach auf seine Eindrücke, sein Gedächtniß, die gewonnenen und ihm feststehenden Anschauungen verlassen, und so aus dem Vollen schöpfend ist es ihm gelungen, eine wirklich meisterhafte Geschichte Englands im 17. Jahrhundert zu geben, während er für Alles, was Milton anging, seine Notizen sorgfältig aufbewahrt hatte und dieselben nun mit peinlicher Gewissenhaftigkeit aneinanderreihte, ohne daß es ihm geglückt wäre, die Nähte zu verbergen. Hätte er doch wenigstens diese seine Notizen, wenn er den Muth nicht hatte, sie, nachdem er sich ganz mit ihnen durchdrungen, sammt und sonders zu verbrennen, unter die Seite in die Anmerkungen verbannt oder dieselben nebst den dazu gehörigen kritischen Disquisitionen, nach altem, gutem, leider aus der Mode gekommenem Gebrauch, als Excurse in den Anhang relegirt. Allein das wäre wiederum seine Sache nicht gewesen: es gilt ja heute den Büchern ihr pedantisches Aussehen zu benehmen, indem man den schwerfälligen Apparat von Anmerkungen unterdrückt, der die

ren Vorstellungen des griechischen Heidenthums. Er
te ein Heldengedicht in Tasso's Sinne, das in der
on König Arthurs und der Ritter seiner Tafelrunde
rland und Christenthum verherrlichen sollte, ohne
Heiterkeit der antiken Fabel zu verläugnen. Da kam
Sturm, der diese Welt verwehte, und der schon zum
ster jenes holden Evangeliums der Schönheit Ge-
te stand nicht an, den Stein auf die Ideale seiner
end zu werfen, die leuchtende hellenische Bildung auf
Altar des finstern, alttestamentlichen Judengottes
pfern, ja die Blasphemie auszustoßen, Homer und

er unserer Väter verunstaltete. Wenn man nur auch die
e unterdrückte! In Wahrheit aber steckt man sie in den Text,
ie freilich dem Auge weniger störend sein mag, dem Sinne
viel unerträglicher wird. Es ist, wie wenn ein Speisewirth
Furcht, die Gäste durch die zu augenfällig gelegene Küche
chrecken, dieselbe ganz abschaffte und im Eßzimmer kochen ließe.
Diese Bemerkungen sind durchaus nicht ausschließlich gegen
i Stern gerichtet, der ja nur einer weitverbreiteten Sitte
gt und die angesehensten Autoritäten unserer Zeit für diese
Methode anrufen kann. Deshalb auch bestehen wir an
: Stelle auf dieser Rüge: es handelt sich um eine, unserer
ht nach falsche Richtung, welche die neuere deutsche Geschichts-
bung eingeschlagen hat und vor der gerade die Jüngeren
rnt werden müssen. Man hat angefangen einzusehen, daß
gene Bücher nicht auch durchaus unlesbar sein müssen und
ich mit Erfolg daran gemacht, nach dem Muster der Eng-
r und Franzosen elegante und angenehme Geschichtswerke
hreiben; allein man hat es doch nicht über sich bringen
n, ganz auf den Ruhm deutscher Gelehrsamkeit und Gründ-
it zu verzichten. Anstatt nun aber dem Fachgelehrten zu
assen, die Festigkeit dieser Grundlage von Forschungen zu
n, beziehungsweise sie dem Publicum gegenüber zu bezeugen,
eint der Schriftsteller, er könnte das selber übernehmen.

Sophokles hätten nur von Palästina ihre Inspiration erhalten und fast ungeschickt nachgelallt:

„That rather Greece from us (Hebräer) these arts derived,
Ill imitated, while they loudest sing
The vices of their deities and their own
In fable, hymn or song, so personating
Their gods ridiculous and themselves past shame.
Remove their swelling epithets, thick laid
As varnish on a harlot's cheek; the rest,
Thin sown with aught of profit or delight,
Will far be found unworthy to compare
With Sion's songs, to all true taste excelling.
(Paradise Regained, IV.)

Gerade die unnachahmliche Schönheit solcher gotteslästerlicher Verse zeigt am Beredtesten und Eindrücklichsten, was der Puritanismus hier im Keim vernichtet

---

Allein auch das thut er nicht, indem er sich begnügt, in einer Fachzeitschrift oder in einem ausschließlich gelehrten Werke oder mindestens im Anhange seines für die Leser bestimmten Buches über seine gelehrten Forschungen und Untersuchungen Rechenschaft abzulegen; er glaubt beides miteinander verbinden zu können, indem er bald Seiten lang in schönem Flusse erzählt, darstellt oder auseinandersetzt und dann wieder ebensoviel Seiten lang über Daten und Pünktchen auf dem J herumargumentirt. Wie z. B. Herr Gregorovius — man sieht, ich wähle meine Beispiele nicht unter den verächtlichsten Autoren unserer Zeit — jeden Augenblick seine spannende Erzählung oder geistreiche Schilderung unterbricht, um uns im Texte alle seine archivalischen Entdeckungen über die Heirathscontracte der Cousinen und Kammerjungfern seiner Heldin nebst den Namen aller dabei anwesenden Zeugen mitzutheilen, so schenkt uns auch Herr Stern keine seiner, an sich ja sehr lobenswerthen, Untersuchungen über die Vorfahren Miltons, über ihre und seine Wohnungen, über die Pachtcontracte von Miltons Schwiegervater, über dessen Schulden und die Namen seiner Gläubiger, ja endlich über das ganze Inventar seiner verkauften oder sequestrirten Besitzthümer! Als ob es nicht ganz genug

...eist ward hier zerstört," möchte man ... denn es ist nicht etwa ein Dichter ...in Byron, ein Heine oder ein Musset, ... wenigen Hochbegnadeten der Menschheit, ...eltgeschichte kaum Einen in einem Jahrhun... ...chnet, der hier von seinem rechten Wege ab... ... und in die Wüste der protestantischen Scholastik ...hrt worden ist: dazu Einer, der zum Genius die ...stische Bildung mitbrachte und durch sie die Sicherheit ...es Geschmackes, die den Meisten seiner Landsleute ab... ...cht. Nie ist Milton von der echtenglischen Krankheit ...es Euphuismus angesteckt worden, der selbst ein Shake... ...peare seinen Tribut zahlen mußte und die, keineswegs von den Italienern oder Spaniern entlehnt, — denn

wäre zu wissen, daß der Mann seinem künftigen Schwiegersohne Geld schuldete, daß er, der Royalist, durch den Bürgerkrieg ruinirt ward und endlich mit der ganzen Familie ein zeitweiliges Asyl bei dem Sohne seiner Tochter suchen mußte. Ein Geschichtswerk ist ja keine akademische Lehrstunde, bei der es weniger auf das Resultat ankommt, als auf die Weise wie es gewonnen wird. Hier im Gegentheil ist das Ergebniß die Hauptsache. Alles was den Schriftsteller interessirt, interessirt deshalb noch nicht den Leser: nicht jedes neuaufgefundene Datum, nicht jede Entdeckung einer neuen Thatsache ist mittheilenswerth; und der Forscher muß, sobald er Schriftsteller wird, sich sofort klar machen, daß gewisse Funde, die ihm vielleicht am meisten erfreuen, welche oft die Frucht langer mühevoller Jagd gewesen sind, für den Leser gar keinen Werth haben: und die Bücher sind der Leser wegen, nicht die Leser der Bücher wegen da.

Auch darin folgt unser Verfasser berühmten und anerkannten Vorbildern, daß er, wo und wann bestimmte Angaben fehlender lieben Vollständigkeit wegen uns gerne mittheilt, was sein Held „wohl," „vielleicht," „offenbar," „ohne Zweifel" gethan habe, und uns zu wissen thut, wie „wir uns denken können," wie

ärmlich Apfelreis gepfropft worden und gerade die wundervollen Gesänge, in denen die menschlichen Freuden der ersten Eltern, die menschlichen Leidenschaften der Fürsten der Hölle geschildert werden, lassen Einen bedauern, daß nicht auch die übrigen Theile, statt theologischer Argumentationen über die Prädestination und die göttliche Natur des Sohnes, ebenfalls die Schönheit der irdischen Natur und die Bewegungen des menschlichen Gemüthes besingen. Sehr richtig sagt Herr Stern: „Man bemerkt, wie der jugendliche Milton gleichsam auf der Grenzscheide von zwei Zeitaltern steht. Abgestoßen von der Frivolität und Manierirtheit der Modedichter, flüchtet er sich zurück zu jenen reinen Gebilden der Renaissancezeit, wie sie Spensers Hand vorzüglich ge-

---

bracht, aber er schlendert deshalb auch keineswegs, wie eine andere Kategorie beliebter Historiker, in Pantoffeln und Schlafrock herum.

Unser Verfasser hat leider in der Literaturgeschichte der Miltonischen Zeit nicht dieselbe Methode verfolgt, wie in der politischen Geschichte. Er hat auch hier, wie in der Biographie, sowohl seinem Talente Zwang angethan, als den Punkt verkannt, auf den es ankam. Er kann sich nicht dazu verstehen, uns mit Eigennamen, Daten und Analysen höchst uninteressanter Bücher zu verschonen. Daß er aber auch über die Erscheinungen auf diesem Gebiete nachgedacht, daß er tiefe und eigenthümliche Ansichten darüber besitzt, hat er zur Genüge bewiesen und gewisse Charakteristiken der Geistesrichtungen jener Zeit dürfen dem Besten angereiht werden, was in der Literaturgeschichte geleistet worden; nur schade, daß sie in solchem katalogischen Apparate vergraben sind. Auf welche Leser rechnet denn Herr Stern? und, ich wiederhole es, Herr Stern ist mir nur der Repräsentant einer ganzen Gattung und zwar der Besten Einer, wie es denn immer angezeigt ist, sich beim Ankämpfen wider eine falsche Richtung gegen die Zugführer, nicht gegen die Gregarier zu wenden. Für wen schreibt man derartige Bücher? Für Solche, die wieder ein Werk

ſchaffen hatte. Er fühlt ſich durch die Gemeinſamkeit des Enthuſiasmus für das ſittlich Schöne und die ſchöne Sittlichkeit beſonders zu ihm hingezogen; aber dieſer Enthuſiasmus erſcheint eben nicht mehr in der vollen Freiheit der früheren Epoche. Die Kraft der puritaniſchen Ideen, dem Entſcheidungskampf mit den feindlichen Mächten nahe, droht ihn von großen Gebieten ganz abzulenken und ausſchließlich auf das der didaktiſch-religiöſen Dichtung hinüberzuleiten. Es bedurfte nur einer lebhaften Theilnahme an den gewaltigen Kämpfen, die ſich vorbereiteten, einer ſtärkeren Durchdringung mit den bibliſchen Vorſtellungen, um Milton aus dem letzten Dichter der engliſchen Renaiſſance zum erſten, zum größten des Puritanismus zu machen." Allein der Pu-

über dasſelbe Thema ſchreiben wollen, vielleicht auch ſchon geſchrieben haben, jedenfalls den Lebensberuf haben, den Schriftſtellern in irgend einem gelehrten Anzeiger die Druckfehler zu corrigiren! Oder aber für gebildete Menſchen, welche angeregt und belehrt ſein wollen, denen es aber keineswegs darum zu thun iſt, zehn Seiten über das Datum von Milton's Skizzen- und Notizenbuch oder über die Quellen des „Comus" zu leſen. Nicht als ob gerade dieſe Unterſuchung nicht meiſterhaft geführt wäre: recht im Gegentheil; aber non erat hic locus. In einer Zeitſchrift für literarhiſtoriſche Forſchungen oder in einer Appendix würde ſie ganz an ihrer Stelle und von großem Werthe ſein. Hier, im Texte einer Biographie, unterbricht ſie die Darſtellung und läßt kein rechtes Geſammtbild aufkommen. Wieviel beſſer hätte Herr Stern gethan, uns den „Comus" ſelber in guter Ueberſetzung, ſtatt all dieſer ſeitenlangen Unterſuchungen und Analyſen zu geben. Und wenn ihm der „Comus" zu lang war — er hätte übrigens Auszüge daraus mittheilen können — ſo gilt das weder für den „Allegro," noch für den „Penſeroſo," am wenigſten aber für einzelne Sonette, oft die wichtigſten, deren Analyſe zuweilen ebenſoviel Platz einnimmt als der Text eingenommen haben

ritanismus ist eben seinem Wesen nach unkünstlerisch und es ist durchaus nicht einerlei, ob man der Dichter der Renaissance oder des Puritanismus ist, ob man die Artussage oder den Sündenfall bringt. Die gestaltlosen Religionen Moses' und Mahomed's werden nie einem epischen oder dramatischen Dichter sein können, was die gestaltenreichen Mythologien des Alterthums und des Mittelalters ihm sind. Jene sind ihrer Natur nach abstract und subjectiv, während die Anschauungen dieser concret und objectiv sind.

Nicht Alles an Milton's schwächeren Seiten soll darum dem Puritanismus zugeschrieben werden. Wie schon oben gesagt, hat die Revolution den englischen Geist nur gewaltsam und ausschließlich in eine Richtung geworfen, nach der er schon immer hinübergeschielt. Wäre

würde. Daß Herr Stern, wenn er seine Notizen im Pulte läßt und nur seinen Kopf zu Rathe zieht, auch im Literarhistorischen, obschon er es nicht so sehr wie das Politische beherrscht und durchdringt, Glänzendes leisten kann, beweisen seine Urtheile über Ben Jonson, über Spenser, über Milton's Platonismus und so vieles Andre, was uns ja unendlich viel interessanter ist als alle die alten Cambridgefellows, die sich einander auf's Haar gleichen und von denen wir doch nur die Namen, oft auch diese nicht, im Gedächtniß behalten.

Doch diese Kritik soll kein Buch werden. Verweilten wir so lange bei den weniger anziehenden Partien des angezeigten Werkes, so war es gewiß nicht um den Leser davon abzuschrecken. Er braucht nur von den vierzehn Kapiteln des Buches die fünfe auszuwählen, welche eine zusammenhängende Geschichte der englischen Revolution bis zum Tode Karl's I. bilden (1649) und bei den neun übrigen die kritischen Untersuchungen zu überspringen, so hat er eine der anregendsten und belehrendsten Lectüren, welche der Büchermarkt des Jahres 1877 uns bietet.

es nicht in ihm gewesen, nie hätte die Revolution ein solches Resultat zu Wege gebracht, denn man ändert so wenig einen Volkscharakter, als einen individuellen, es müßte denn sein, daß neues Blut hinzukommt, eine Kreuzung stattfindet. Ein Zug tiefer Melancholie geht durch die englische Poesie vom ersten Tage an, ist schon im Beowulf fühlbar; ebenso jenes wunderbare Gefallen an personificirten Abstractionen, welches so recht das Kennzeichen verständig angelegter Naturen ist. Schon im Mittelalter bewegen sich W. Langland's Dowell, Dobetter und Dobest in ähnlichen Formen wie zu Milton's Zeiten Bunyan's Christian und Faithful; selbst der Dichter der Renaissance kat' exochen hat in seiner „Feenkönigin" zahlreiche Figuren, die an Milton's Sin und Death erinnern. Aber diese Tendenz wird fortan vorherrschend, ja despotisch, und reißt selbst solche Genien mit sich fort, die, wie Milton, anders angelegt waren und an lebendigen Gestalten ihre Freude gehabt hätten. Ein Blick auf seine Jugendgedichte beweist das ja zur Genüge. Milton war, so paradox das auch klingen mag, weich und biegsam wie Wachs, wo es sich um Annahme poetischer Formen handelte: in Italien machte er italienische Sonette, in Cambridge Elegien, in Horton Schäfergedichte; und er wußte selbst in dieser willkürlichen Kunstform, welche trotz ihrer Künstlichkeit ganz Europa über zwei Jahrhunderte lang beherrschte, das Größte zu leisten. Es ist kein Zweifel, daß nur die Strömung der Zeit ihn auf jenes undankbare Gebiet der biblischen Poesie fortriß: und ich wiederhole, England, die Welt hat dabei unendlich viel eingebüßt.

Aber selbst vom politischen Standpunkte aus, was hat die Welt, was hat England dabei gewonnen, daß Milton zum republikanischen Puritanismus übergetreten? (das Wort ist ganz gerechtfertigt: Milton war Presbyterianer und Monarchist gewesen); seine unsterbliche Flugschrift für die Preßfreiheit hätte er auch ohne diesen Uebertritt schreiben können und seine Vertheidigung des englischen Volkes gegen die Anklage des Königsmordes hätte auch jeder andere „Rédacteur aux affaires étrangères“ — denn das etwa war sein Amt unter Cromwell — anzufertigen vermocht. Ich muß gestehen, obschon ich sehr wohl weiß, welcher Mißdeutung ich mich dadurch aussetze, daß ich Milton's Leben nicht anders denn als ein verfehltes ansehen kann. Er war für den Journalismus und den Staatsdienst so wenig als für die Ehe und die Familie gemacht.

Eine nervöse, erregbare Künstlernatur wie Milton mußte allein leben. In ihm war nichts von Shakespeare's und Goethe's olympischer Heiterkeit; und doch umgingen auch diese, in höherer Einsicht der Bedingungen wahrer Künstlerexistenz, die Ehe im gewöhnlichen Sinne, der Eine, indem er mit beiden Füßen herausſprang, der Andere, indem er sich in antiker Weise eine schöne Sklavin zugesellte. Milton machte seine drei Ehefrauen — und hinterher noch seine eigenen Töchter — alle mehr oder minder unglücklich, ohne doch selber irgend etwas davon zu haben. Ebenso hatte er zur öffentlichen Thätigkeit viel zu viel Leidenschaft und Reizbarkeit und zu wenig wirklichen Muth. Wir müssen uns nicht durch Macaulay's Phantasiemilton verwirren lassen: ein Mann, der in der



Blüthe der Jahre (33), unabhängig in seinen Vermögensverhältnissen, noch unverheirathet, in allen Leibesübungen ausgezeichnet, zu Hause bleibt, wenn die ganze Nation zu den Waffen eilt, um ein großes Freiwilligenheer zu bilden, und es vorzieht mit der Feder zu fechten und die Gegner auf's Heftigste mit Worten anzugreifen, dann aber, sobald die Gefahr herannaht, die Fahne des Pamphletisten in die Tasche steckt und den Dichter herauskehrt, der wie Pindar von den Kämpfern verschont zu werden bittet, weil er über ihren rohen Zielen stehe; ein politischer Schriftsteller, der nur dann die Feder ergreift, um ein staatliches oder juristisches Princip zu vertheidigen, wenn er sein persönliches Interesse verletzt sieht, dem es erst einfällt, gegen die Unlösbarkeit der Ehe zu schreiben, als ihm seine Ehe unerträglich geworden, erst dann die Censur bekämpft, als sie an seine Schriften rührt, den dann eine frühe Erblindung auch körperlich zur öffentlichen Thätigkeit unfähig macht, ein solcher Mann, der dem Staate nur kleine Dienste, der Muse die höchsten zu leisten vermochte, hätte offenbar besser Dieser gelebt als Jenem. Man soll ihm darum aus jener nervösen Scheu vor roher Gefahr und jener Reizbarkeit für Alles, was die Person anging, so wenig ein Verbrechen machen als aus seiner Blindheit; auch Goethe blieb zu Hause, als die Nation an den Rhein zog und auch Schopenhauer baute, wie fast alle Menschen, seine Weltanschauung auf seine persönlichen Stimmungen; — aber sie hatten Selbsterkenntniß genug, sich vom Schlachtfelde des öffentlichen Lebens fernzuhalten und keine Kriegshymnen zu singen: ein Tyrtäus muß an der

Spitze des Vordertreffens schreiten; und wer für die Freiheit reden will, muß nicht nur den Mund öffnen, um pro domo zu sprechen.

Auch als Privatmensch mag Milton nicht sehr behaglich gewesen sein und zu jenen großen Unausstehlichen gehört haben, die wie Michel Angelo mit Niemandem auskommen können und stets auf die Umstände und Umgebung schieben, was in ihnen selber liegt. Es ist derselbe hochgespannte Idealismus, das Bewußtsein, nur Großes zu wollen, die Verachtung der Kunstgenossen, die aus ihrem Priesterthum ein Handwerk und einen Gelderwerb machen; dieselbe hehre Einsamkeit auch, zu der sie die Schwingen ihres Genius tragen und zu der ihnen Niemand folgen kann. Milton's Charakter ist eigentlich kein in England gewöhnlicher. Zwischen den zwei Strömungen, welche in fast allen englischen Dichtwerken fühlbar sind und als deren edelste Vertreter in der Literaturgeschichte wir Fielding und Richardson ansehen, zwischen dem gesunden, lebenslustigen, humoristischen, sinnlichen, zur raschen That aufgelegten, klassisch gebildeten Engländer, und dem ernsten, trockenen, verständigen, tugendhaften und langweiligen „Selfmade", wandelt der hohe reine Idealist Milton wie ein Fremdling, ein Beethoven der Poesie, der mit seiner Umgebung nichts zu thun hat, nichts von ihrem Treiben versteht. Anstatt aber wie Beethoven dieser Umgebung den Rücken zu kehren und vornehm allein in der Welt seines eigenen Innern zu leben, läßt er sich verführen Theil zu nehmen an dieser Gesellschaft und an den Leidenschaften, die sie bewegen. Weder er noch seine Kunst haben dabei gewonnen.









